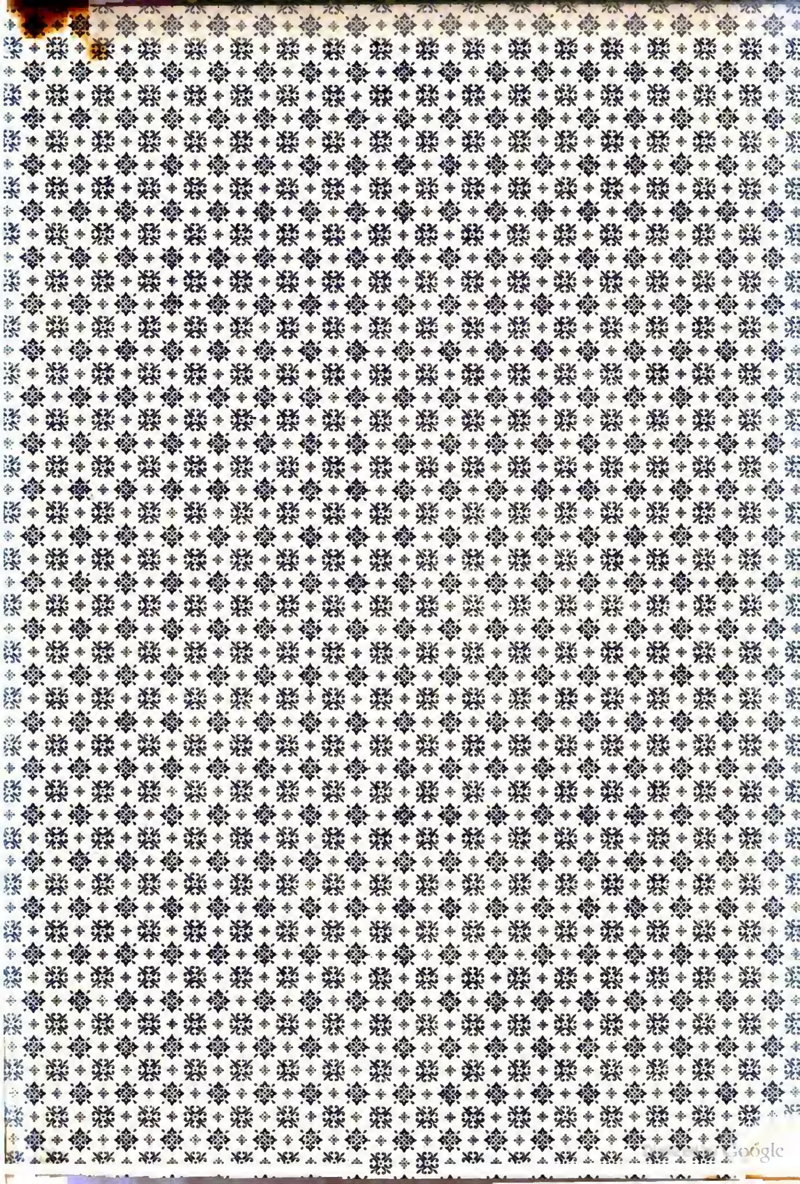
Deutsche Dichtung


Dei



Deutsche Dichtung.



Deutsche Dichtung.

Herausgegeben

von

Karl Emil Franzos.



Neunundzwanzigster Band.

Oktober 1900 bis März 1901.



Berlin.

Concordia Deutsche Verlags-Anstalt.

1901.

Mitarbeiter-Verzeichnis des XXIX. Bandes.

Inhalt des XXIX. Bandes.

Novellen, Erzählungen, Skizzen.

Lyrik

Sprüche und Parabeln.

Epische Dichtungen.

Dramatische Dichtungen.

Essays und Mitteilungen.

Gedenktage und Nekrologe.

Litterarische Notizen.

Neue Bücher.

Verzeichnis der besprochenen Bücher.





Sonnennähe.

Skizze von Leo Hildeck.

Auf der Bank am Bergpfad, ein paar hundert Schritte oberhalb des Hotels, saß eine blonde, junge Frau, ohne Hut, mit wenig charakteristischen, wenn auch regelmäßigen Gesichtszügen, gediegen, aber ohne besondere Anmut gekleidet. Sie blickte erwartungsvoll den Weg hinab, der vom Hotel heraufführte. Die höheren Tannenwipfel schwammen schon im Morgensonnenschein und schwankten leise auf dem kräftigen Blau des südtirolischen Himmels. Zwischen den Nadeln hatte der weichende Nebel einige Tropfen zurückgelassen, die vor dem Niederfallen als kleine rote Sonnen blendend und blitzend entbrannten.

Nicht weit von der Bank entfernt stand ein junges Paar, das sich mit gedämpfter Stimme unterhielt. Das Mädchen, schlank, brünett und von einer natürlichen, selbstbewußten Eleganz, trug eine, vielleicht für Beobachter berechnete, überlegene Gleichgiltigkeit zur Schau, während der junge Mann von Zeit zu Zeit aus der Rolle fiel und ein leidenschaftlicher betontes Wort fallen ließ, dessen Klang die junge Frau auf der Bank ein paarmal zu einer unwillkürlichen Kopfwendung in der Richtung der Sprechenden veranlaßte. Jetzt aber erhob sie sich und legte das Handarbeitstäschchen und das Kinderkleid, das sie im Schoß gehalten, neben sich auf die Bank. Unterhalb des Weges war ein Männerkopf aufgetaucht und hatte mit flüchtiger Freundlichkeit zu ihr heraufgegrüßt; jetzt wuchs auch die Gestalt aus den Tannen hervor, fein und nervig, gekrönt von einem nobel getragenen, dunklen Kopf. Die junge Frau ging ihrem Gatten entgegen und reichte ihm die Hand. Neben seiner Geschmeidigkeit erschien ihre kleine und ein wenig zur Fülle neigende Gestalt fast schwerfällig. Ihre warmen, blauen Augen hoben sich schüchtern zu seinem kühn und kantig geschnittenen Gesicht empor. „Du gehst doch nicht schon wieder fort, Robert?“ fragte sie behutsam.

„Nur nach Seis hinunter, mit Geheimrat Werner's,“ versetzte er leichthin. „Ah — da ist ja auch das Fräulein noch! Ihre Eltern sind schon voran, gnädiges Fräulein!“ rief er der jungen brünetten Dame zu, die sich mit ihrem Begleiter schnell näherte. „Wir holen sie noch ein, wenn wir eilen.“

„Ich bin bereit,“ nickte das junge Mädchen, schlenkerte die rote Kappe ab, auf die ein paar Tropfen gefallen waren, und drückte sie von neuem keck auf das lockere, braune Haar.

„Du wolltest Dir ja heute Vormittag allerlei kleine Ausbesserungen mit in den Wald nehmen, Gertrud,“ wandte Robert sich aufs neue zu seiner Gattin. „Hm —? Oder willst Du mit?“

„O —,“ sagte sie unsicher und zögernd. Er nahm es als Verneinung: „Dann also auf Wiedersehen bei der Mittagstafel. Kommen Sie, Fräulein Maria. Und Sie, Herr Saxner?“

„Ich leiste hier Ihrer Frau Gemahlin Gesellschaft.“ Ein wenig betrübt und enttäuscht blickte Gertrud den beiden hohen, schlanken Gestalten nach, die noch einmal zurückwinkten. „Grüß den Jungen!“ rief Robert, die hohle Hand am Munde.

„Er kommt gleich! Er ist noch im Hotel!“ erwiderte Gertrud. Dann ließ sie sich auf die Bank zurücksinken. In ihren Augen, die den Davoneilenden folgten, lag etwas wie Hülflosigkeit. Das Paar verschwand einen Moment hinter dem Tannen- und Himbeergestrüpp des Gebirgspfades, um gleich darauf tief unterhalb der Bank noch einmal aufzutauchen. Marias rote Kappe leuchtete wie ein tanzendes Feuerchen zwischen den einzeln stehenden Tannen des Waldes, die sich endlich ganz hinter ihnen zusammenschoben. Noch lange tönten die beiden fröhlichen Stimmen herauf, ein Ruf, ein Lachen, ein verhallendes, undeutliches Wortgeschwirr.

Langsam hatte sich Saxner der Bank genähert, zog den breit gebrannten, rotbraunen Schnurrbart zwischen Zeige- und Mittelfinger hindurch und schien gleichfalls den letzten zerflatternden Lauten der beiden Stimmen nachzuhorchen. Unruhig war er und zugleich müde, von Herzen müde des Spieles,

das mit ihm getrieben wurde. Er sah es so deutlich, dieses Spiel, und konnte doch nicht los; Maria hielt ihn, stieß ihn von sich und zog ihn unmerklich wieder heran. Das hatte ihn zuerst amüsiert, und nun erregte es ihn und warf ihn zwischen verletztem Stolz und aufflammender Hoffnung hin und her. Hieran konnte sich eine große, ernsthafte Leidenschaft entzünden, die ihn lockte und ängstigte. Warum war er nicht mitgegangen nach Seis — wen strafte er damit: sich selber oder sie? Und nun hörte er ihr Lachen verklingen, wie das einer Nixe, aus dem Abgrund herauf, und er selber, der Thor, stand hier oben neben der unbedeutenden kleinen Frau, die ihn vielleicht beobachtete, die ihn und Maria vielleicht in ein Hotelgeträtsch verflocht und damit den flimmernden Faden zerriß, an dem das reizvolle Mädchen ihn hinter sich dreinzog, und der ihm doch schmerzend ins Fleisch schnitt . . . .

„Eine so effektvolle Schönheit!" hörte er jetzt Frau Gertruds sanfte Stimme neben sich. Sie sprach in der ihr eigenen schüchternen, nachdenklichen Art. „Das Fräulein sieht meinen Schwestern ähnlich, allen beiden. Können Sie sich vorstellen, daß ich zwei so wunder-, wunderschöne Schwestern habe?" Sie begleitete die Frage mit einem entschuldigenden Lächeln.

„Aber warum nicht, gnädige Frau?" Er sagte es zerstreut. Dann blickte er sie ein wenig aufmerksamer an. Eigentlich war sie hübsch, die Züge gut gezeichnet, die Farben klar und zart. „Ich könnte mir viel schwerer vorstellen, daß Ihre Schwestern häßlich seien," setzte er freundlicher hinzu.

Ihr Lächeln kam wieder und drückte in die eine der sanft errötenden Wangen ein weiches Grübchen. Allerliebst! Vielleicht könnte man ihr ein wenig den Hof machen, um sich abzulenken und zugleich um ihrem etwaigen Verdacht auf sein Gefühl für Maria entgegenzuarbeiten. Wenn sie nur nicht immer diesen scheuen, linkischen Eindruck machen wollte, als bäte sie für ihr Dasein um Entschuldigung! Ein bischen Leichtigkeit, ein bischen Feuer — und diese kleine Blondine könnte entzückend sein. Daß es so dumme Frauen giebt, gerade unter den gescheidten!

„Jawohl, die österreichischen Herren sind ungemein höflich," sagte sie. „Wenn man ihnen glauben wollte — man könnte sich schön lächerlich machen."

„Warum nehmen Sie meine Bewunderung nicht ernst?" fragte er mit einem tiefen Blick in ihre Augen und ließ sich sacht neben ihr auf die Bank nieder.

„Weil . . ." Sie lachte verlegen, senkte die Augen und spielte mit ihrem Fingerhut, indem sie den Mittelfinger hineinsteckte und mit einem leichten Knall wieder herausknipste. „Sie haben so eine Art — weiß Gott, so etwas bin ich garnicht gewohnt. Wenn man die mittelste ist von drei Schwestern, von denen die ältere und die jüngere gefeierte Schönheiten sind . . . Aber davon ganz abgesehen —" Sie hob jetzt das noch tiefer errötete Gesicht, das von einer innigen Güte und Teilnahme strahlte. Die blondbewimperten Blauaugen begannen ihn zu verwirren. Sich in ein so gutes, kleines Mänschen zu verlieben — ja, das mußte dankbarer sein, als sich in die geschickt gelegten Netze dieser Maria zu verstricken! Es war, als nehme ihre Seele einen Anlauf zu einem kühnen Wagestück. „Sie denken ja an etwas ganz anderes als an —" Beklommen atmete sie auf. „Ja, Sie haben einen Kummer", fuhr sie tapfer fort. „Ich habe das recht wohl gemerkt, all diese Zeit. Man hat ja in einem Gebirgshotel nichts weiter zu thun, als einander zu beobachten, und wenn es in Teilnahme geschieht, so ist es noch nicht einmal ein Unrecht . . . Wie? Sagen Sie doch! Ich weiß nicht, ob ich auf der rechten Fährte bin; ich glaubte — so halb und halb —"

Rasch beugte er sich über ihre Hand und drückte seine Lippen darauf. Um Zeit zu gewinnen — ja, und auch um seine Rührung zu verbergen. Wie herzig sie war — so seelengut, und dabei so köstlich ungeschickt, so täppisch zugreifend in ihrem Wunsch zu helfen . . . Und der Mann dieser Frau sah es wohl garnicht, wie liebenswürdig sie war in dieser eckigen, warmen Güte! „Sie haben gute Augen, gnädige Frau!" sagte er doppelsinnig, mit unterdrückter Stimme.

„Nicht wahr?" entgegnete sie herzlich. „Ja, wenn man selbst Kummer — das heißt" — sie begann zu stammeln — „ich meine natürlich, wenn man selber den Kummer kennt — dann wird man scharfsichtig und scharfhörig. Das ist wie mit Siegfried, als er im Drachenblut sich gebadet hatte — da verstand er auf einmal, was die Vögel sangen . ." Sie lächelte schwach und blickte in plötzlicher Befangenheit von ihm weg. Vielleicht glaubte sie sich zu gewählt ausgedrückt zu haben. Lieber Gott, wie sie ihrer selbst so unsicher war! Aber sie war ja reizend! reizend!

„Ich bin — ich komme Ihnen wohl sehr indiskret vor," sagte sie scheu. Der Fingerhut war ihr zur Erde gefallen, und während sie sich danach bückte, glitt auch ihr Nadeletui, ihre Schere, eine Garnrolle aus ihrem Arbeitstäschchen auf den ungleichmäßigen steinigen Weg. „Wie ungeschickt ich bin," murmelte sie verlegen und nahm ihm dankend

die Kleinigkeiten ab. „Ja — hm — ich — will natürlich nicht zudringlich sein, — Sie müssen nicht glauben, daß Sie mir etwas erzählen sollen . . . Nur — ich glaube, es thut sehr wohl, wenn man einen verständnisvollen Menschen in der Nähe weiß . . . Ich möchte Ihnen nur die Empfindung geben, daß jemand mitfühlt, wenn Sie leiden — “.

Er hatte ihr die Sachen alle zurückgegeben, aber er kniete noch immer vor ihr und sah sie an. Wie sie jung und blond war — und wie gut und lieb! Sein verwundetes Gefühl für Maria — die warme Rührung über diese Frau floßen zusammen und stiegen ihm wie ein milder Rausch zu Kopf. „Sie haben mich — also erraten,“ sagte er leise und langsam. „Aber — ich weiß ja — es ist hoffnungslos — nicht wahr?“

„Hoffnungslos? Ja, wie soll ich denn wissen —“

Hastig griff er nach ihrer Hand und drückte sie gegen seine Wange, gegen seinen Mund, lange und innig. Mit fassungslosem Erstaunen ließ sie ihn gewähren. Aber plötzlich ging ein Erblassen, ein Erschrecken über das liebe, klare Gesicht. Mit einer hastigen Bewegung riß sie ihre Hand an sich, als ob sie sich verbrannt habe. Sie wollte aufspringen, aber sie konnte nicht. „Nein,“ sagte sie tonlos, „das — das ist doch nicht möglich!“

„Was — was denn nicht? Daß Sie mir — so lieb sind — so lieb, Gertrud.“

„Das wäre es gewesen?! Aber — um Gotteswillen — nein! nein! Das ist ja gar nicht wahr! Und dann — dann wollen Sie doch nicht glauben, ich hätte so etwas hören wollen — “, stammelt sie außer sich.

Ihr Schrecken geht auf ihn über. Was hat er denn gesagt?! Glaubt sie ihm — nimmt sie es ernst?! Aber — du lieber Gott! — „Nein, nein, — habe ich Sie denn so erschreckt?! Nein — ich weiß ja, Sie sind viel zu bescheiden — wie hätten Sie denn merken sollen —“

Aufatmend sinkt sie gegen die Lehne der Bank zurück. „Es ist also wahr — wirklich wahr? Sie lieben mich? mich? Aber das ist ja — wie ein Märchen! Und für Sie — großer Gott — für Sie ist es ja ganz furchtbar! Denn ich — ich liebe — meinen Mann — so sehr! Ach, Sie ahnen gar nicht. . . . Gott, Gott, wenn Sie doch nur nicht unglücklich wären! Denn sehen Sie — ich — ich — bin so glücklich, so selig, daß Sie mich lieben —“ In einem Jauchzen hat sie die letzten Worte hervorgestoßen. Mit einem Satz ist er emporgefahren und starrt sie an. Was ist das?!

„Ach nein, nein — Sie wissen ja garnicht, was ich damit sagen will!“ stammelt sie unter Lachen und Weinen. „Sie können ja nicht ahnen, was es für mich heißen will, geliebt zu werden! Gott, ich danke Dir! ich danke Dir, Gott!“ schreit sie plötzlich mit erhobenen Händen. Und dann läßt sie den Kopf und die ausgebreiteten Arme zurücksinken. „Ich kann es noch garnicht fassen — garnicht fassen!“ flüstert sie vor sich in die Luft, ganz leise, aber doch so deutlich. Und dann giebt sie sich einen Ruck und richtet sich auf. Es ist, als käme sie aus einer andern Welt wieder zu ihm zurück, aus einem Lande der Seligen, wo sie Wunder des Lichts gesehen hat. Ihre Augen leuchten in einem fremden Glanze. Sie scheint ganz verändert, sie ist plötzlich schön.

„Nicht wahr, Sie sind nicht unglücklich? Sie versprechen es mir — Sie werden mich bald vergessen?“ so spricht sie ihm zu und nimmt mit einer fast mütterlichen Bewegung seine Hand. „Sehen Sie, ich liebe Sie nicht. . . . Aber Sie haben mir mit Ihrer Liebe etwas gegeben, was mein ganzes Leben hell macht. Dafür werden Sie belohnt werden — durch eine Andere, die viel mehr ist als ich. . . . Sie können ja nicht wissen. . . . . Aber ich will es Ihnen sagen — zum Dank — und es tröstet Sie vielleicht . . . . Sehen Sie, ich bin niemals geliebt worden.“ Die Thränen schießen ihr von neuem in die Augen, aber sie lächelt. „Sie müßten nur meine Schwestern einmal sehen — so schön, so begabt, so brillant — ein paar Gestalten — biegsam wie Schilf, und einen ganzen Kopf größer als ich . . . . Und dann — so sicher in jedem Wort, in jeder Bewegung . . . . Und dazwischen nun so ein kleines unscheinbares, unbeholfenes Ding wie ich — Sie sehen es ja . . . . Nicht einmal das Radfahren hab' ich kapieren können — ja, ganz gewiß!“

Still lachend schüttelt sie den Kopf, wie über eine vergangene Torheit. „Ach, und wie sie geliebt wurden! Schon, als sie noch Schülerinnen waren . . Und das giebt Sicherheit . . Aber ich — mich sah überhaupt niemand; das war schrecklich — o Gott, wenn Sie wüßten, wie das schrecklich ist! . . Aber — ganz gewiß? Ist es auch ganz sicher wahr?“ unterbricht sie sich plötzlich mißtrauisch und unsicher.

„Ob — was?“ Ihm ist etwas Heißes in die Augen und in die Kehle geraten. Kaum bringt er einen Ton heraus.

„Daß Sie mich lieben,“ sagt sie ganz leise und schnell. Sie blickt ihn ganz nah ins Gesicht. „Ja, ja, es ist wahr, Sie haben Thränen in den Augen . . Ja — und so . . . Was sage ich eigentlich . . . Ich erzähle Ihnen das so — ich mache mich natürlich lächerlich . . . Aber — wenn Sie mich lieben . . .

Sehen Sie — ich sollte dann auch verheiratet werden; es mußte hübsch der Reihe nach gehen, und auf meine jüngste Schwester wartete selbstverständlich schon Einer. Was hätte auch sonst aus einem so talentlosen Geschöpfe werden sollen! Und — und — Vermögen hatte ich ja — und dann — die angesehene Familie —“ Um die weichen Lippen zuckt es, als wolle sie weinen. „Und dann — wie Er kam . . . Herrgott, wie ich gleich verliebt war — sofort, denken Sie nur, eine solche Schande! Und ich hatte solche Angst, er könne es merken und sich über mich lustig machen; denn ich konnte doch nicht verlangen, daß ein so bedeutender Mensch — — Aber manchmal hoffte ich doch — und wartete — Du lieber Gott!“

Sie schüttelt den Kopf, fährt mit dem Tuch im Gesicht herum und versucht zu lachen. „Vielleicht wäre es besser gewesen, ich hätte mich nicht so zurückgehalten; aber wenn ich es ihm auch hätte zeigen wollen, wie verrückt, wie ganz, ganz verrückt es in mir aussah — nein, im Leben hätt' ich es nicht gekonnt. Dazu gehört Sicherheit. Und wie soll ein Mädchen sicher sein — oder eine Frau — die niemals geliebt worden ist?! Ich wenigstens — lieber Himmel! Aber jetzt — ja jetzt — o, das ist ja so wundervoll! Wenn Sie mich lieben können — warum sollte er nicht?! Hab' ich nicht recht? Jetzt sollen Sie einmal sehen, wie ich Mut habe und Selbstbewußtsein! Und das haben Sie veranlaßt — ja, Sie! Nun sehen Sie, Sie müssen auch nicht traurig sein. Sie sollen nicht sehen, natürlich nicht — wie ich gedankenlos bin — und grausam! Ach pfui! Ich hatte natürlich wieder vergessen . . . Wissen Sie, Sie müssen abreisen. Die Welt ist ja überall schön. Sehen Sie nur, sehen Sie, wie schön — wie schön!“

Gertrud hat sich erhoben und weist auf die Riesenmasse des Schlerndolomiten, von dessen höchster Spitze sich eben das letzte weiße Wölkchen gelöst hat und ruhig, ganz ruhig herabsinkt, wie ein Dannenflöckchen. Die Tannen, die den Fels bis zur Schulter bekleiden, fangen die Flocke auf. Seine scharfen Zacken, bimsteingrau im hellen Sonnenschein, drängen sich in die strahlend blaue Luft. Von droben klingen die klagenden Pfiffe der roten Milane herüber, die in seinen Spalten nisten. Geradeaus aber weitet sich der Blick; ein grünes Waldmeer füllt das ganze Thal, und drüben in der Ferne blendet es schneidend weiß herüber — die Spitzen der Ortlerkette am lichten Horizont.

Einen Augenblick stehen sie nebeneinander und blicken hinaus. Dann wendet sich die junge Frau zu ihm und reicht ihm mit einer herzlichen Bewegung die Hand. „Adieu — danke — danke tausendmal . . . Tapfer sein — ja —?“

Aber er berührt die Hand nur flüchtig und wendet sich von ihr und der schönen Landschaft hinweg. Er will das Pathos nicht, nicht bei ihr und auch nicht in der Natur. Er will auch die Rührung nicht, die ihn wider seinen Willen gefaßt hat; etwas Gereiztes ist in ihm, das er fortlachen möchte . . . Wie sich ihm die Dinge unter den Händen verkehren —! Ist er dazu da, einem Andern Holz herzuschleppen zu seinem Feuer? Und dann muß er ihr doch nachblicken, wie sie den Bergpfad hinuntereilt, dem Geliebten entgegen. Wie sie auf einmal so flink und leicht auf den Füßen ist — wahrlich eine Andere; nichts mehr von der vorigen Schwerfälligkeit . . . . Warum kränkt ihn das denn? Hat er's etwa ernst gemeint? Wahrhaftig nicht. Aber — für den Andern? Ob er's jetzt sieht?! Wer weiß! Mit diesem Machtgefühl wird sie ihn sich erobern. Der wird Augen machen, wenn sie ihm jetzt an die Brust fliegt, zum ersten Male frei von ihrer drückenden Scheu. —

Jetzt kommt die Wärterin mit dem Kind den Pfad vom Hotel herunter. Sie trägt ein weißes Häubchen, beugt sich zu dem Kleinen und deutet eifrig auf die bergab fliegende Gestalt. „Mama!“ schreit das helle Kinderstimmchen: „Mama!“

Sie bleibt stehen, legt die Hand über die Augen und blickt zurück. „Liebling —!“ ruft sie langgedehnt. Es klingt wie ein Jauchzen.

„Mama — mit! Mama mit!“

„Gleich, Liebling, gleich kommen Papa und Mama zurück!“ Und weiter springt sie.

„Papa — Mama!“ schallt's hinter ihr drein, „Papa“ und „Mama!“

Genesung.

Diese Nacht nach manchem Leidenstag
Fühl' ich mich so wohl und so genesen,
Daß ich glücklich gar nicht schlafen mag.

Dort beim friedlich milden Kerzenlicht
Seh' ich still die Pflegeschwester lesen.
Grüß Dich Gott, Du liebes Angesicht!

Wie sie liest mit hochgezognen Brau'n,
Still, ganz still will ich so liegen bleiben
Und nur immerfort hinüberschau'n.

Schon belebt sich mir der Kerzenschein:
Bald will ich Dir hundert Bücher schreiben;
Nur für Dich. Du sollst die Heldin sein!

Hugo Salus.



Den Bühnen gegenüber Manuskript.

Der Herzog.

Schauspiel in fünf Aufzügen von Adolf Wilbrandt.

Personen.

Herzogin Christine.
Herzog Robert, ihr Sohn.
Landgraf Bernhard.
Landgräfin Anna, seine Gattin.
Elisabeth, seine Tochter aus erster Ehe.
Graf Philipp.
Ludwig, dessen Sohn.
Gebhard, herzoglicher Rat.
Theophrastus, ein berühmter Gelehrter und Arzt.
Udo.
Hedwig, dessen Tochter.
Lothar, } junge Edelleute.
Ehrenfried, } junge Edelleute.
Notger, in Graf Philipps Dienst.
Ein Herold.
Ida, Wärterin.
Wilhelm, Udos Diener.
Bertha, Dienerin.
Herzogliches und landgräfliches Gefolge, Edelleute, Hofdamen, Nonnen, Krieger, Diener, Volk.

Die Handlung spielt in Deutschland, unter Kaiser Friedrich dem Dritten, im letzten Drittel des fünfzehnten Jahrhunderts.

Erster Aufzug.

Am Saum eines maigrünen Waldes in felsiger Gegend. Rechts, an einem Weg, der von links nach rechts vorbeigeht, ein einfaches, niedriges Haus, im Profil gesehen; über der Thür mächtige Geweihe. Links vom Haus, ungefähr in der Mitte der Bühne, unter Bäumen roh gezimmerte Bänke an einem länglichen Tisch. Hinten steigt ein Fußpfad zu einer felsigen, grasbewachsenen Anhöhe hinauf, die, an sich unbedeutend, zur Linken jäh abstürzt. Ueber die Anhöhe schauen die Wellen eines mitteldeutschen Waldgebirges herüber.

Hedwig sitzt vor dem Hause, zwei fertige Sträuße von wilden Blumen neben sich auf der Bank; einen dritten vollendet sie eben. **Udo**, in etwas abgetragener Kleidung eines armen Edelmannes, steht links auf der Anhöhe, hinausblickend.

Udo. Da kommen sie! (Beginnt herabzusteigen.)

Hedwig (hört ihn nicht, ganz versonnen; legt den vollendeten Strauß zu den andern, schreibt mit einer Gerte Buchstaben auf den Erdboden, die sie mit träumerisch ungewissem Ausdruck betrachtet). Den oder den? — Ach! Besser Keinen.

Udo (unten, hinter ihr). Heidi! Hast nicht gehört? Sie kommen. Graf Philipp mit der Landgräfin, der Landgraf mit unsrer Herzogin. Bist fertig, Du?

Hedwig (zuerst erschrocken, deutet auf die Sträuße). Ja, Vater. (Sucht mit ihrer Fußspitze die Buchstaben auszulöschen.)

Udo. Was wird denn da ausgewischt? Buchstaben —

Hedwig. Nichts.

Udo. Ein R.

Hedwig. Ich spielte so.

Udo. Und ein P; was?

Hedwig. Ich weiß nicht. Vielleicht ein P. Vielleicht auch ein H, ein G. Das weiß man nicht.

Udo. Weiß man nicht? — Du lächelst, Heidi; das steht Dir aber nicht gut. „Ich spielte so.“ Ja, Dein Spielen kenn' ich! Ein teufelmäßig gefährlich Spiel! R und P. R: Herzog Robert. P: Graf Philipp. Kann ich gut raten? Wie?

Hedwig. Heilige Mutter Gottes —!

Udo. Kind, verstell' Dich nicht. Und — — und laß Dir was sagen: ich hab' nur dies eine Kind; das behielt' ich gern. In Ehren, mein' ich —

Hedwig. Vater!

Udo. Philipp — Robert! Der große, stolze Graf — der schöne, junge Herzog. Gelt, das schmeichelt Dir! Die beiden größten Herren im Land beid' in Dich verliebt! — „Schön Hedwig“ . . . Das ist ein Kreuz mit Deiner Schönheit! Da sagen und singen sie nun auf allen Straßen: „Die schöne Waldblum'“ — „Hedwig Tausendschön“ — als wär's wunderwas. Und wie wird's enden? Mit R und mit P? Die freien so 'ne Waldblum' nicht; die pflücken nur. Aber Tod und Teufel —

Hedwig. Nein, Vater!

Udo. Was nein? — — Ich bin nichts. Was hab' ich? Dies Haus, diesen Wald; und den guten Namen. Ein alter Name, Hedwig; ein edler, ritterbürtiger — — schwanweiß! Kein Flecken drauf! (Sie nickt, geängstigt.) Entehrst Du mir den —

Hedwig. Nie, Vater! Nie!

Udo. Dann werf' ich Dich ins Wasser; und mich auch; Ziegelsteine um den Hals. Oder stürz' uns (nach rückwärts deutend) vom Fels hinunter —

Hedwig. Nie! — Was denkst Du denn. So jung ich bin, auf Ehre halt' ich so viel wie Du. Eh' mir die gekränkt wird, eh' werf' ich mich selbst vom Fels!

Udo (halb beschwichtigt). Hm! — Ja, das sagt man so —

Hedwig. Ich bin Dein Kind und ich halt's auch!

Udo. Hm! — — Da kommen sie; (leiser) also nur noch ein Wort. Ich bin nichts, und doch gelt' ich was; bei der Herzogin und bei den Leuten. Woher kommt das? Weil ich grad' drauf los geh' wie ein blinder Hesse; und weil ich dreimal treu bin: meinem Herrgott, meinem Fürsten und mir. Wie ich dem alten Herzog mit Gut und Blut gedient hab', so werd' ich auch dem jungen dienen, wenn sie ihm den Herzogshut aufsetzen — so wild und so schlimm er ist. Aber nähm' er Dir und mir die Ehre —

Hedwig (leise). Nie!

Udo. Dann —

Hedwig (schließt ihm den Mund). Lieber, lieber Vater! Schlaf ruhig — und schrei nicht so!

(Die **Herzogin**, schon ein wenig ergraut, in dunkler Witwentracht, kommt von links; mit ihr **Landgraf Bernhard**, die **Landgräfin**, des Landgrafen Tochter **Elisabeth**, Graf **Philipp Rotger**, mit einer reichverzierten Armbrust, herzogliches und landgräfliches **Gefolge**.)

Der Landgraf. Ei seht! Da steht auch die Waldblum'! bei diesem unfrohen Abschied recht ein Augentrost. Gott grüß' Euch, herzliebe Waldblum' —

Hedwig (mit den drei Sträußen entgegentretend). Gott segn' Euch, gnädiger Herr! und Euer Haus. Und vergönnt mir armem Kind, dem Ihr so gütig und so hold war't, Euch an diesem Trauertag des Abschieds noch dieses Sträußlein zu reichen —

Landgraf. Ei doch!

Hedwig. Auch „Waldblumen“, Herr; so wild und so arm wie ich. Und Euch, erlauchte Frau, der schönen jungen Landgräfin. Und der holden Maienblüte, Gräfin Elisabeth!

Landgraf. Wie gut sie ihre Worte setzt, diese „wilde“ Waldblume.

Graf Philipp. Aber ungeziert und schlicht; es hatte doch Waldgeruch.

Herzogin. Und wie rot sie ward.

Landgraf. Ja, das stand ihr gut.

Landgräfin. Habt Dank, schön Hedwig.

Elisabeth. Auch von der „Maienblüte“.

Landgraf. Und von mir. Hab' Euch immer gern gesehn; heute doppelt gern. (Scherzhaft seufzend) 's geht fort!

Hedwig. Aber es geht heim in Euer schönes Land.

Landgraf. Schön! Ja, will's meinen. Bei uns sagen sie, es hab' noch stolzere Berge und buntere Auen und blauere Gewässer als Euer Herzogtum. Nu, das steht bei Gott. Im deutschen Reich sind viel schöne Länder! (Zu Udo) Doch nicht gar viele Blumen, die so blühen wie Euer Kind.

Udo (verneigt sich). Ich hoff' zu Gott, die guten Worte der edlen Herren verdrehen ihr das Köpfchen nicht!

(**Theophrastus**, in etwas phantastisch aufgeputzter Gelehrtentracht, tritt hinter dem Haus hervor, einen Strauß von Kräutern und Blüten in der Hand.)

Graf Philipp. Der Gelehrte! Der Alchymist!

Theophrastus (zur Landgräfin). Erlauchte Frau! Auch der abschiedstraurige Theophrastus bringt Euch ein wehmütig Sträußlein; doch so unscheinbar wie die Wahrheit, wie die stillen Kräfte der ungesehen schaffenden Natur. Von so manchem Heilkraut, das ich Euch zeigen und erklären durfte, seht Ihr hier frisch blühende und grünende Proben, von mir selbst gepflückt. Vielleicht gefällt's Eurer Lieblichkeit, daheim die edlen, heilsamen Säfte daraus zu brauen — und Eures trauernden Dieners dabei huldreich zu gedenken.

Landgräfin. Helf' Gott! Was kann ich ohne Euch, den Lehrer, den Meister? Noch nichts! Ihr müßt selber kommen und das Werk vollenden, das Ihr hier so schön begonnen: mich einzuweihen in Eure Wissenschaft.

Theophrastus. Wie selig gern komm' ich, wenn Ihr ruft! — „Meister“? Nein, hohe Frau, nennt mich noch nicht Meister. Ich strebe noch; das Ziel ist hoch! — Nun ja, den Pfuschern bin ich vorbei und den „Wunderthätern“, die Blei in Gold verwandeln, die uns jünger machen, die den Stein der Weisen finden. Ich will Wahrheit, Wahrheit! Und ich zwinge meine Mutter, die Natur, mir all' ihre Heilkraft zu offenbaren. Sie muß! Ich zwing' sie! Sie muß! (Stolz bescheiden) Meister doch noch nicht. Noch nicht. Aber selig dankbar, daß Gott mir die Gnade gab, die schönste Frau, die er schuf, zur Schülerin zu gewinnen!

Landgraf. Da war't Ihr doch ein „Wunderthäter“, mein Herr Theophrastus. Diese Frau Landgräfin, die nur für Lust und Kurzweil lebte, so zu fangen, daß sie in das Netz der Wissenschaft geriet: ein richtiges Zauberstück!

Landgräfin. Mir fehlte was. Ich hab' kein Kind; (mit einem kühl zärtlichen Blick auf Elisabeth) kein eignes, mein' ich. Meister Theophrastus, der gute, gab mir Ersatz dafür! — Ja, kommt nur, kommt nur und lehrt mich weiter . . . Wann kommt Ihr?

Theophrastus. In einem Mond, wenn Ihr wollt.

Landgräfin. Ich will! — — Wo blieb denn Jung Robert, der Herzog? Er zog doch mit uns von der Burg herunter?

Herzogin. Freilich. (Blickt umher.) Wieder fort? (Zu Elisabeth, etwas gezwungen scherzend) Ich gab ihn Euch. Wo habt Ihr ihn gelassen?

Elisabeth (unsicher, fast verlegen). Ich weiß nicht. — Eine Blume — (Sie stockt.)

Landgraf. Was für eine Blume?

Elisabeth. Ich wollt' eine Blume von ihm zum Abschied — — und er gab mir keine. So sagt' ich dann — nur im Scherz — (Sie stockt wieder.)

Landgraf. Was sagtest Du?

Elisabeth. „Dort oben am Fels,“ sagt' ich — (nach links zurückdeutend) der zweite Fels war's, der zerrissene — „ei, da blüht was Rotes; das hätt' ich mir noch gern gepflückt. Ich wag's nur nicht; es hängt am Abgrund. Und das wagt hier niemand!“

(von des Vaters ernstem Blick bedrückt) 's war nur so 'ne Dummheit, Vater; ich wollt' seh'n, ob er — —

Landgraf. Ob er um Deinetwillen ein Narr ist. — Und Herzog Robert? was that er drauf?

Elisabeth. Auf einmal brummte er was — es war ein Scheltwort, glaub' ich — und lief zornig fort.

Herzogin. Schon wieder zornig! — O mein Herrgott, wie strafst Du mich mit diesem Kind. Läuft zum Abschied fort!

Landgraf. Ei, laßt ihn nur, Frau Herzogin. Euer wilder Bub', ungeschlacht ist er genug, macht Euch rechtschaffenen Kummer; aber muß diesmal gescholten sein, dann schelten wir Meine da. Zierpupp'! Alefanz! Schickt man so die jungen Ritter aus eitler Afferei auf die Felsenspitzen? Wenn er fortlief, so —

Elisabeth (mit einem kurzen Schrei). O, Herr —!

Landgraf. Was giebt's?

Landgräfin. Da kommt er.

(Robert kommt von hinten links, beim Felsen, einige wilde Rosen in der Hand, mühsam auftretend, ein wenig hinkend, totenbleich, mit verwirrtem Haar, den linken Aermel zerrissen.)

Theophrastus. Mit etwas Rotem.

Elisabeth (kleinlaut). Vom Fels! die Blume!

Landgraf. Aber Gottes Sohn, wie sieht er aus?

Herzogin (ängstlich). Robert —!

Robert

(mit großer Anstrengung, zornig laut, fast verächtlich)

Da sind die Blumen, die Ihr haben wolltet.
Nehmt sie!

Elisabeth.

O mein! Ihr blutet. Und der Ärmel —

Herzogin.

Kind! was ist Dir gescheh'n? Dein Haar so wild —

(Will es ihm aus der Stirn streichen; Robert weicht mit einer ungestüm unwirschen Bewegung aus.)

Elisabeth.

Ihr seid vom Fels gestürzt!

Robert.

Nun ja. Die eine
Hing schräg hinunter. — Mich hat's nur gekitzelt,
Euch eitlem Fratz zu zeigen, daß ich's kann.
Jetzt nehmt!

Elisabeth (gereizt, trotzig).

So nicht —

Robert (stampft mit dem Fuß; wild).

Nehmt, sag' ich!

(Sie nimmt ihm erschrocken die Rosen aus der Hand.)

Nur um's Euch
Zu zeigen, Hoffart —

(Er wird ohnmächtig, bricht zusammen.)

Herzogin.

Heil'ger Gott! — Mein Kind!

Landgräfin (zu Theophrastus).

Helft, Meister! helft!

Herzogin (neben Robert knieend, schwachgläubig).

Ja — wenn Ihr helfen könnt —

Theophrastus (mit etwas gekränktem Stolz).

Habt guten Mut: ich helfe.

(Kniet neben Robert nieder, zieht ein Fläschchen hervor, öffnet es.)

Graf Philipp (höhnisch lächelnd).

Nur nicht fürchten;
Unkraut vergeht nicht!

Theophrastus

(hält dem Ohnmächtigen das Fläschchen an die Nase; zieht ein zweites hervor, benetzt ihm daraus Stirn und Schläfen; läßt ihn wieder am ersten riechen. Unterdessen).

Mein junger Mars,
Die Augen auf! Hier kniet der große Bacchus,
Wie ihn sein junger Mars so gerne nennt,
Und zwingt die alte Mutter, weckt die Geister.
Kobolde der Natur, so rührt Euch, rührt Euch.
Wacht auf!

(Robert öffnet die Augen, starrt, noch matt, umher.)

Herzogin.

Er lebt. — Habt Dank!

Theophrastus.

Die Geister hörten
Den Erbsohn der Natur.

(Zu Robert, der ihn halbwach betrachtet)

Ja, ja, ich bin's
Eu'r Bacchus. Lächelt, lächelt, junger Held,
Strahlt Euren Bacchus an! — Ihr schüttelt noch
Den Kopf? Könnt noch nicht lächeln?

Herzogin.

Kind! Wie hast Du
Die Mutter wieder auf den Tod erschreckt.
Wie fühlst Du Dich?

Robert (mit wiedererwachendem Trotz, noch matter Stimme).

Wie soll ich mich denn fühlen?
Gut. Mir geschah ja nichts. Ich fiel ganz gut.

Herzogin.

Bist blutig!

Robert.

Schrammen; weiter nichts.

Graf Philipp (hart).

Das war
'ne Gnade Gottes — und erfreut uns herzlich.
Doch laßt Euch fragen, Herzog Robert: welcher
Von all den Teufeln, die Euch Tag für Tag
Wie Affen auf den Rücken klettern, welcher
Ritt Euch jetzt eben auf den Fels hinauf?

Robert

(nach einem Blick voll Haß auf den Grafen, halblaut vor sich hin).

Du altes Redefaß.

Graf Philipp.

Was murmelt Ihr?

Robert (laut).

Ihr hörtet ja, Herr Vormund. Der da wollt'

Ich zeigen, daß ich's kann. — Da war der Fels
Und da die Blume. Und ich dachte: Fels,
Ich lass' Dich nicht, und nehm' Dir Deine Blume!
Da ließ der Fels mich los. Oder ich ihn?
Was weiß ich. (Steht auf.) Kurz, ich kann noch wiederstehn. —
Das kränkt Euch, Vormund. Wolltet lieber, ich
Läg' weiter — tiefer — und Ihr stiegt statt meiner
Zum Herzogsthron hinan. Bedaure sehr.
Das wird der Teufel machen, der mich reitet
Und der Euch feind ist, daß ich schon so oft
Den Hals gewagt hab' und noch nie gebrochen!

Graf Philipp.

Was wollt Ihr sagen? Unerzogner Bub',
Frech dreister Knabe, mir ins Angesicht
Wollt Ihr behaupten, daß ich ungetreu
Und sündhaft denke? ich, Graf Philipp, den
Das Land, der Kaiser, alle Fürsten ehren,
Der so viel reine, ruhmgekrönte Thaten
Auf seinem Haupt trägt, wie Ihr Bubenstreiche?

Robert.

Ihr rühmt Euch wieder Eures Ruhms. Nun ja,
Den lass' ich Euch —

Graf Philipp.

Ihr müßt wohl! (Zum Landgrafen) Gnäd'ger Herr,
Vergebt, daß ich vor Eurem edlen Antlitz — —
Doch dieser Unhold zwingt mich. Kaum erstanden
Vom blut'gen Fall tolldreisten Übermuts —

Robert.

Sagt: Mut!

Graf Philipp.

Verschießt er diesen gift'gen Pfeil
Auf meine reine Brust. (zu Robert) Was that ich andres
Seit Eures Vaters Tod, als dieses Land
In seinem Sinn regieren und verwalten?
Und mich abmühen, redlich, Tag und Nacht,
Ob ich den bösen Feind, der in Euch wohnt,
Durch strenge Lehr' und Zucht vertreiben könnte?
Doch dieses Ziel — und träf' ich auch so gut,
Wie hier mein Rotger mit der Armbrust trifft —
Dies Ziel war unerreichbar. Euch gefällt
Der böse Geist in Euch zu gut; Ihr schützt ihn
Mit Hand und Fuß, Ihr nährt und mästet ihn
Mit Eurem wilden Blut, mit Leib und Seele.
Steigt denn mit ihm auf Euren Herzogstuhl;
Zwei Monde noch, dann habt Ihr's! Kaum zwei Monde,
Dann seid Ihr Herr im Land! Dann könnt Ihr mir
Nach Teufelsweise danken —

Robert.

Nur gerecht!
Wie Ihr's verdient!

Graf Philipp (auflachend).

Gerecht! — — Doch fürcht' ich nichts.
Furcht kam noch nie in meine tapfre Seele.
Ich bau' auf Gott, ich that nur sein Gebot.
Und bis zur letzten Stunde will ich walten,
Wie er's gebietet, und die gift'gen Pfeile,
Die mich verleumden, Euch zurückeschießen!

Robert.

Ich Euch verleumden?

Graf Philipp.

Nicht? Ihr thatet's nicht?
Ihr sagtet nicht vor diesen edlen Gästen,
Ich wünscht' Euch todt und buhlt' um Eure Krone?

Robert.

Thut Ihr das nicht? Dann freut Euch Eurer Tugend
Und strafet mich und meinen Teufel mit
Geziemender Verachtung. Herr, mich plagt nun
Einmal mein Teufel, daß ich allerwege
Das Üble sehe —

Graf Philipp.

Seht's in Euch! Da wohnt's!

Robert.

In mir auch; freilich. Und in Euch und allen.
Durch meine Seele wütet's, wenn ich seh',
Wie schnöd' gemein die Welt ist; ja, Gemeinheit
Umringt uns wie die Luft! Sie kriecht, sie schleicht,
Sie beißt, sie prunkt, sie heuchelt, sie kann alles.
Sie bläst in die Posaune ihres Ruhms,
Sie lächelt süß aus einer eitlen Fratze,
Sie lügt vor ihrem Herrgott im Gebet,
Sie — — Pfui! Mir graust. Da reißt's mich dann und thut
Mir wohl im Herzen und entlastet mich,
Der schnöden Welt ins Angesicht zu speien,
Durch so 'nen „Bubenstreich“ ihr zuzurufen:
Ich hass' Dich! ich veracht' Dich!

Herzogin.

O mein Herrgott,
Wie hast Du mich gestraft mit diesem Kind!

Landgraf.

Nu, nu!

(Tritt näher vor Robert hin, schaut ihn lächelnd an. Robert, seinen Blick erwidernd, verwirrt sich. Der Landgraf, wiederum freundlich lächelnd, legt ihm eine Hand zart auf die Schulter. Robert zuckt; schaut dann schweigend verwundert nach der Schulter hin.)

Frau Herzogin, war't Ihr nicht am Rhein?
Habt Ihr nicht jungen Most geseh'n? Im Anfang,
Da ist er, was man einen „Rauscher“ nennt,
Da „saust“ und „stürmt“ er; wie der junge Herzog.
Dann wird's ein mild'res, sanft'res „Federweiß“ —
Und endlich wird's ein Wein.

(Zu Robert, dem er die Hand von der Schulter genommen hat)

Mein junger Herzog,
Ihr werdet einst noch seh'n: die Welt ist alles;
Gemein und edel; schlecht und gut; gemischt
Aus so viel Farben, wie der Regenbogen.
Das werden Eure hellen Augen seh'n.

Robert (zögernd).

Mag sein —

Landgraf (herzlich lächelnd).
Gewiß! — — Nun sollten wir uns trennen,
Frau Herzogin. Der weise Arzt verlangte,
Ihr sollt Euch schonen. Kehrt hier um, ich bitt' Euch.

Herzogin.
Ich muß wohl. — Ach, vergebt, daß dieser Wilde
Den Abschied so vergällte!

Landgraf.
Laßt; was thut das!
Der „Rauscher“ hat gestürmt! Wir sagen scheidend:
Auf Wiedersehn!

Herzogin.
Ich hoff's. So fahrt denn wohl.

Graf Philipp.
Vergönnt mir, gnäd'ger Herr und edle Frau,
Daß ich Euch bis zur Brücke noch geleite;
Dann ruft auch mich die strenge Pflicht zurück.

Robert.
Ich bis zum Bannwald! — wo die Rosse warten.

Herzogin
Du? nach dem Fall? Du solltest gleich zu Pferde —

Robert (hastig ablehnend).
Bin ich ein Kind, das keinen Willen hat?
(Zum Landgrafen) Ich gehe mit.
(Zu Elisabeth)
Ich will Euch unterwegs
Noch bitten — (stockt.)

Elisabeth.
Was?

Robert.
Mir nicht zu lang' zu grollen,
Weil ich so grob war. — Ich war tüchtig grob!

Elisabeth (gutherzig).
Ein gutes Wort macht alles wieder gut.
(Etwas gekränkt lächelnd)
Doch sagt. Ihr meintet mich vorhin.

Robert.
Mit was?

Elisabeth.
„Sie lächelt süß aus einer eitlen Fratze!“

Robert.
Um Gott! — Ihr müßt nicht denken — — (verstummt.)

Elisabeth.
Doch; ich denk's.
Ihr seid rechtschaffen still geworden, Herzog —

Landgraf (winkt ihr, zu schweigen).
Gieb Ruh; wir scheiden!
(Grüßt die Herzogin mit entblößtem Haupt und giebt ihr die Hand.)
Nochmals Lieb' und Dank
Für alles Gute. Segn' Euch Gott!

Herzogin.
Und Euch.
(Sie küßt die Landgräfin und Elisabeth auf die Wange.)

Landgraf.
Waldblum', blüht immer wohl!
(Alle ab nach rechts, bis auf die Herzogin, eine Dame und einen Herrn ihres Gefolges, Udo und Hedwig.)

(Fortsetzung folgt.)

Garibaldi.

Des Tags gedenk' ich, da die hohe Kunde
Durch des Lyceums weite Räume tönte:
„Er kommt!“ — wie da die Schüler aufgeregt
Sich schaarten, wie sie hastig flüsterten
Und unbotmäßig flohn, trotz allem Schelten
Näselnder Professoren. O wie drängte
Sich auf den Straßen glühend schon die Menge!
Die Fahnen weh'n im Frühlingswind, die Hymne,
Die Gräber sprengt, schwingt sich zum Himmel auf. —
„Still! Er ist krank!“ läuft eine bange Stimme
Auf einmal um, und über jenem Meer
Von Köpfen, plötzlich stumm, erscheint ein Wagen.
Ach, über meine trüben Tage werden
Dahingeh'n Unglückswinde, rauhe Stürme
Des Zorns und dunkle Fluten des Vergessens.
Doch jener Augenblick, der erste Blitz
Aus seinen Augen wie ein Flammensiegel
Bleibt mir im Herzen ewig eingeprägt.
Langsam kam vorwärts das Gefährt, umringt
Vom Schluchzen dieses großen Volks, das heulen,
Vor Freuden hätte weinen mögen, seinen
Führer umarmen, ihm zu Füßen sterben.
Wie anders, ach, erschien er als vor Zeiten!
Grau auf dem Poncho lag die Mähne; weiß,
Wie tot schon das Gesicht, mehr ein Gespenst,
Als ein lebend'ger Mann. Sein Blick nur sprach,
Sein göttlich großes, lichtverklärtes Auge,
Das rechts und linkshin wie elektrische Funken
Versprühte, mit Reflexen bald von laub'gen
Savannen, bald von weiten blauen Meeren,
Und bald von schneebedeckten Cordilleren.
Doch mehr noch glänzten drin die Morgen von
Marsala und Palermo. Nun ade,
Ihr hellen Schlachtenbilder, weh'nde Fahnen!
Du, Rosalino, edles Löwenherz,
Entseelt durch einen Schuß auf grüner Höhe
Von San Martino! Tukery, so hehr
Dort auf des Admirals totschwangrer Brücke!
Und Bixio, an der Brust getroffen, der
Das Blei reißt aus der Wund' und weiterkämpft!
Ade, ihr Städte, von Begeist'rung trunken,
Herbeigeströmte Schaaren, Jubelstürme
Im Lenz in Dörfern, Villen, während rings
In Hochzeitswonnen die Orangenblüte
Vereinte Land und Meer und in der Ferne
In eis'ger Thränenflut der Ätna schmolz.
Hier ist sie, die Geliebte seiner Seele,
Geliebt gleich seinem Nizza, seinem Rom.

Ach, auf dem Pharus bange Wartestunden,
Und bange Stunden auf dem luft'gen Gipfel
Des Cataneſiſchen Kloſters, hierher bringt
Er nun den letzten heil'gen Segen eines
Sterbenden Vaters, hier, auf dir, Sicilien,
Wird wärmer er des Herzens letzte Schläge
Empfinden, größer hier ſich um ihn drängen
Am hellen Firmament die weiße Schaar
Von Träumen des Triumphs und ſchöner dem
Umflorten Aug' Italiens Stern erglänzen. — —
Der Wagen, wie umfloſſen von Gewölk,
Verſchwand, wie zu geheimnisvollen Höh'n
Entrückt, den heil'gen Helden uns entführend
Fern zu des Tods erhabenen Gefilden.

Aus dem Italienischen des **C. G. Boner** von **Paul Heyſe.**

Der Zimmermann.

Der Knabe Jeſus ſaß und ſchrieb,
Sankt Joſeph einen Balken hieb.
„Was ſchreibſt du, Kind?“ — „Ich mal' ein Lamm.
Was zimmerſt du?“ — „'nen Kreuzesſtamm.“ —
Der Knabe tritt heran und ſpricht:
„Lieb Vater, ſoll ich helfen nicht?“
Die Mutter, die am Fenſter ſpinnt,
Schaut nach dem Hof auf Mann und Kind.
Die Sonne ſinkt in Pupurglut,
Vom Brunnen rauſcht's wie rotes Blut.

Th. Vulpinus.

Befreiung.

Und der Menſch ſtand da in des Wetters Groll,
Das lange brütend mit eins erſchwoll.
Er ſah den Blitz und ſein Aug erſchrak,
Sein Ohr betäubte des Donners Schlag,
Und vor dem Gotte, der zürnend ſchrie
Und Flammen hinab auf die Erde ſpie,
Sank ſtumm er ins Knie.
Und wieder ſtand er im glühenden Land,
Das lechzend lag, von der Schwüle gebannt.
Da ſchnitt in das Schweigen des Blitzes Schein
Und des Donners Lied klang rollend darein.
Und der Menſch ſah auf in die flammenden Höh'n
Und rief mit Macht in das laute Gedröhn:
Heiho, iſt das ſchön!

Friedrich Adler.

Unverzeihlich.

Was grämſt Du Dich, wer hat Dich angetaſtet?
Was ſchuf Dir äußres Weh, wer inneres Leid?
„Ich fühl' ein Unrecht, das mich ſchwer belaſtet,
Und das mich drückt für alle Lebenszeit.“
Stell's vor Dich hin und faß es kräftig an
Und bring es als ein Opfer dem entgegen,
Dem Du's gethan in ſchwerer Stunde Bann,
Und ſchleunig wandelt ſich der Fluch in Segen.
„Mir kann kein Gott, mir kann kein Menſch verzeihn.“
So nenn' mir Deine ſchwere Herzenspein!
„Mich drückt ein Unrecht, das ich nicht verſchuldet,
Fremd in der That mir, fremd in ſeinem Plan —
Mich drückt ein Unrecht, das man mir gethan
Und das in Demut ſchweigend ich erduldet,
Das kann kein Gott, das kann kein Menſch verzeihn.
Und kann ich ſelbſt es mir vergeben? Nein.“

Alfred Klaar.

Weltflucht.

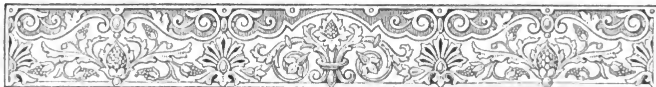
Ganz verſtört und ganz verloren
Bin ich vom Geſpräch der Thoren,
Die mit plumpen Füßen ſchreiten
Durch des Lebens Gärten ſtets;
Die ſich ſtolz am Ziele wähnen,
Weil ſie tot jedwedem Sehnen
Nach den großen Seligkeiten
Tiefern Sinnens und Gebets.
Mich verlangt, das Ohr zur Erde,
Mit andächtiger Geberde
Fern im finſtern Wald zu liegen,
Irgendwo und ganz allein,
Und mit ſel'ger Luſt zu lauſchen,
Wie die heil'gen Ströme rauſchen
Und des Lebens Pulſe fliegen
Tief durch Erde, Moos und Stein.

Franz Carl Ginzkey.

Letzter Gang.

Noch einmal in koſender Eile
Durchſchießen die Waldesnacht
Letzte ſchimmernde Pfeile
In ſterbender Pracht.
Nach leiſen Winden greifen
Die Zweige ſehnſuchtsſchwer;
Wolken ziehen und ſchweifen,
Als wie ein ewiges Meer.
Ein Reh auf öder Schneiſe
Äugt groß in die weite Ruh. —
Über ihm ſchließt leiſe
Der Tag ſeine Augen zu.

Theodor Voigt.



Die chinesische Lyrik.

Eine Studie von Otto Hauser.

I.

Als Voltaire einem Freunde seine Henriade vorlegte, um dessen Meinung über das Gedicht zu hören, riet ihm dieser von der Veröffentlichung ab; die Franzosen seien „keine epischen Köpfe“, meinte er. Dasselbe gilt von den Chinesen. Sie stehen mit Hebräern und Arabern und den meisten Völkern der ihnen urverwandten ural-altaischen Sprachengruppe den arischen, episch zu nennenden als lyrische gegenüber. Selbst in den ältesten Zeiten fehlt ihnen das Epos, und auch die dramatische Kunst hat sich in China erst durch die Bekanntschaft mit der hochentwickelten indischen in später Zeit herausgebildet. So ist denn die Lyrik das eigentliche Gebiet der chinesischen Poesie seit dem dritten Jahrtausend vor unsrer Zeitrechnung bis in die Gegenwart, wo der erneute Kampf der „Schwarzhaarigen“ mit den „roten Teufeln“ aller Augen wieder auf den „Blumengarten der Mitte“, das Land des „ewigen Sommers“, wie sie selbst ihr Reich bezeichnen, gelenkt hat. Das erhöhte Interesse, das man in unsrer Zeit der Lyrik als dem persönlichsten Ausdruck des Volksbewußtseins entgegenbringt, rechtfertigt eine erstmalige Zusammenfassung des zahlreichen, doch sehr zerstreuten Materials.

Dadurch, daß China jahrhundertelang der westlichen Kultur fast ganz verschlossen war, haben wir uns gewöhnt, vom Reiche der Mitte wie von einem außerzeitlichen zu sprechen, das ferne von dem Entwicklungsgange der anderen Länder in stetem Stillstande beharrt. Zu den treubewahrten alten Irrtümern, die Schopenhauer in seinen „Parerga und Paralipomena“ zusammenstellt, könnte man auch diese stehende Phrase vom „Stillstande“ Chinas hinzufügen; sie ist nie wahr gewesen, wenn es auch Thatsache ist, daß die chinesische Kultur, wie übrigens die des ganzen Orients, mit der westlichen in ihrer Entwicklung nicht gleichen Schritt hält.

Im Gegensatz nun zu den Darstellungen in unseren Weltlitteratur-Geschichten, den einzigen Überblicken über die gesamte chinesische Dichtung, die wir besitzen, ist es mein Bestreben, zu zeigen, daß nicht nur ein Zusammenhang zwischen der chinesischen und indischen Litteratur besteht, der durch die Übernahme des Buddhismus von seiten der Chinesen ohne weiteres vorauszusetzen ist, sondern auch einer zwischen der chinesischen und anderen Litteraturen des Orients, namentlich der sumero-babylonischen, der hebräischen und arabischen, in welchem Falle diese von ihr, unmittelbar und mittelbar, beeinflußt wurden. Aber auch in der Zeit nach der klassischen Periode, im sechsten bis neunten Jahrhundert, zeigt die Entwicklung der chinesischen Dichtung so viele Ähnlichkeit mit jener westlicherer Litteraturen, daß man nicht umhin kann, eine neuerliche Beeinflussung der chinesischen Litteratur durch sie anzunehmen, oder es ist, als walte derselbe „Große Geist“, um es im Sinne der Chinesen auszudrücken, über allen Völkern der Erde. Je näher wir unserer Zeit kommen, desto größer wird diese Ähnlichkeit. Erst dadurch, daß die chinesische Litteratur als ein Glied in das große Ganze eingereiht wird, hört das Interesse an ihr auf, ein partikulares zu sein, und nur dadurch erhält eine Darstellung ihrer Phasen wissenschaftliches Gepräge.

•

In für uns vorgeschichtlicher Zeit war China zweifellos das Kulturzentrum der damaligen Welt. So gehen denn — meiner Ansicht nach, die ich den Sprachgelehrten zur Beachtung empfehle — auch einige Namen von ursprünglich wilden, dann gezähmten Tieren auf das Chinesische zurück: Dem Chineiischen k'nen (Hund) entspricht ein indogermanisches *k'non (Griechisch κύων, Sanskrit çvan, Lateinisch canis u.s.w.), dem Chinesischen su (Schwein) ein indogermanisches * su (Sanskrit su-karas, Lateinisch sus, Griechisch ὗς u. s. w.). Es sind dies zwei jener wenigen Wörter, die allen arischen Völkern eigen sind. Eine Wortentlehnung beweist mittelbar die Entlehnung der Sache selbst, in diesem Falle der primitivsten Anfangskultur, der nur erst die Zähmung des Rindes, der Ziege, des Schafes und des Pferdes, die noch in die Zeit des steten Nomadenlebens fällt, vorausgegangen war. Aber auch die Zähmung des Pferdes muß mindestens der nördliche, später in die Geschichte eingetretene Teil der Urindogermanen von den Chinesen überkommen haben, denn unser deutsches „Mähre“, dem ein Altnordisches marr, ein Althochdeutsches meriha u. s. w. entspricht, mag sich auf das Chinesische ma mit dem Suffix rr zurückführen lassen, wie der

berühmte holländische Sinologe Schlegel annahm, da für „Pferd“ im Indogermanischen sonst ein ganz andrer Stamm vorkommt (Sanskrit açva, Persisch äsp, Griechisch ἵππος, Latrinisch equus, equa u. s. w.).

In der Sprache haben wir die ältesten Dokumente unserer Geschichte; das ist längst erkannt. Noch mehr aber zeigt uns die Poesie der einzelnen Völker ihre gegenseitigen Beziehungen. Wer eine Geschichte der Metrik aller Völker schriebe, würde zugleich ihre Kulturgeschichte schreiben, eine Arbeit freilich, der wenige auch nur nach der sprachlichen Seite gewachsen sein dürften und die wohl nur auf einen sehr beschränkten Leserkreis rechnen könnte. Deshalb hebe auch ich hier nur wenige Hauptmomente heraus, was ich sogar ganz unterlassen würde, wenn nicht einerseits meine Resultate auf eigenster Forschung beruhten und andrerseits die chinesische Metrik selbst von Fachgelehrten bisher nur stiefmütterlich, vielfach ungenau und mißverständlich behandelt worden wäre. Auch weiß ich als Übersetzer ausländischer Dichtung längst, eine wie große Rolle Reim und Rhythmus in jeder Dichtung spielen, wie jedes Volk und jede Zeit ihre besonderen Regeln und Formen haben, in denen sich ihre Eigenarten ebenso genau ausdrücken, wie in dem Gedanken- und Gefühlsinhalte der Gedichte.

So will ich denn vor allem die schon erwähnte Verwandtschaft der chinesischen Dichtung mit der uns allen von Jugend auf vertrauten hebräischen und den beiden uns ferner, doch nicht abseits liegenden Litteraturen des sumero-babylonischen und des arabischen Volkes zu erklären suchen.

Schon vor einem Jahrhundert, als die chinesischen Dichtungen erst nur in französischen und lateinischen Übersetzungen bekannt geworden waren, bemerkte man die große Ähnlichkeit in der Diktion der biblischen und altchinesischen Poesie. Der Parallelismus der Satzglieder, der weder in der lateinischen und griechischen, noch auch in der damals ziemlich bekannten arabischen Dichtung bewußt und fortlaufend angewendet war, dieses einfache Mittel, uns eine Weisheit unvergeßbar einzuprägen, eine Stimmung zu erhöhen, buchstäblich zu verdoppeln, — hier fand man ihn in nahezu derselben Form wieder, namentlich, wenn man nur die Übersetzungen, in beiden Fällen fast wörtliche, verglich und so unbeeinflußt war von den verschiedenen Rhythmen und Klängen der Originale. Aus diesem Grunde gebe ich folgende Beispiele in poetischer Prosa, nicht in den Versmaßen der Texte.

Der Parallelismus beherrscht schon die ältesten chinesischen Gedichte, die fünf Lieder der fünf Prinzen aus dem dritten vorchristlichen Jahrtausend, deren fünftes lautet:

„Ach mir! nichts kann ich thun.
Weh mir! ohnmächtig bin ich.

Mein Volk verfolgt mich mit Haß
Und niemand gedenkt, mir zu helfen.

Reue durchwühlt mir das Herz,
Schamrot bedeckt mir das Antlitz.

Verlassen hab' ich die Tugend,
Zurück bringt mich nicht die Reue.“

Und noch in der klassischen Zeit beobachtet man seine Gesetze, wenn auch nicht mehr so genau, wie Pe-Lo-Thien in folgenden Zeilen:

„Wer kann noch denken, von Dunkel umgeben,
Wer magert nicht ab, vom Hunger erschöpft?

Mit der letzten Arznei begegn' ich dem Fieber,
Mit dem alten Gewande wehr' ich der Kälte.

Auf dem Büchergestelle zirpt die Grille,
Auf dem Harfenkasten spinnt die Spinne . . .“

Mit diesem Bruchstücke vergleiche man den ersten (ältesten) Teil des bekannten 19. Psalmes, den ich nach dem kritisch bearbeiteten Texte verdeutsche:

„Die Himmel erzählen die Ehre Gottes
Und die Veste verkündigt das Werk seiner Hände.

Ein Tag strömt Botschaft dem anderen zu
Und eine Nacht giebt Kunde der andern.

In alle die Lande geht aus ihre Stimme,
Bis ans Ende der Erde ziehn hin ihre Worte.

[Gott schuf den Himmel zum Haus für den Mond]
Und macht' ihn zum Zelt für den Sonnenball.

Wie ein Bräutigam tritt er aus seiner Kammer
Und froh wie ein Held durchläuft er die Bahn.“

Aus beiden Litteraturen ließen sich hunderte und aber hunderte solcher Beispiele aufführen, die beweisen, daß diese eigentümliche Form in beiden bewußt angewendet ward. Ein zufälliges Zusammentreffen ist bei der Verschiedenheit beider Idiome und Völker nicht wahrscheinlich, aber auch eine gegenseitige unmittelbare Entlehnung ist nicht denkbar, waren auch die Chinesen mindestens den nachexilischen Juden bekannt, wie aus einer interessanten Stelle im (Deutero-) Jesaja (Kap. 49 V. 12) hervorgeht, wo es heißt:

„Sieh, die aus der Ferne kehren zurück,
[Ja, die von den Enden der Erde],
Sieh, die vom Norden und die vom Meere
Und die aus dem Lande der Sin.“*)

Die chinesische Litteratur weist diesen Parallelismus, wie erwähnt, schon im dritten vorchristlichen Jahrtausend auf, die hebräische ihrerseits schon in ihrer ältesten Dichtung, dem etwa 1300 entstandenen Deboraliede. Die Brücke von der hebräischen Poesie zur chinesischen finde ich in der des sumero-babylonischen Volkes, dessen Kultur bis nach Ägypten drang und dort die lange Zeit für ursprünglich gehaltene

*) Alle Versuche, diese „Sin“ als ein anderes Volk als die Chinesen zu erklären, wie auch alle Textverbesserungen sind stets wieder verworfen worden. Die griechische Uebersetzung (LXX) hat „aus dem Lande der Perser“. Zaphôn ist der äußerste Norden, Meer kennt die Bibel im Westen und Süden, so bleibt für die „Sin“ nur der äußerste Osten, wo wir kaum ein anderes Volk dieses Namens jemals finden werden. Unabhängig von dieser Stelle nennen die Araber in viel späterer Zeit die Chinesen ebenso.

ägyptische hervorrief, dessen schönste Sagen uns die Bibel — in henotheistischer Umbildung — erhalten hat (Schöpfung, Paradies und Sündenfall, Turmbau, Engelehen, Sintflut u. a.), dessen Bußpsalmen die Vorbilder der biblischen aus nachexilischer Zeit sind. Erst seit man die sumerischen Inschriften entziffern gelernt hat, ist es möglich, die große vorderasiatische Kultur im Altertum von einem einheitlicheren Gesichtspunkte zu betrachten. Es geht dabei nicht an, China von dem damaligen Kulturaustausch ausgeschlossen zu denken; selbst wenn wir nur die verhältnismäßig wenigen poetischen Denkmale aus jener Zeit hätten, sonst aber nichts über sie wüßten, wären wir berechtigt, ihn anzunehmen.

Lesen wir nun in einem sumero-babylonischen Bußpsalme Verse wie folgende:

„Keine Speise genoß ich, mein Brot war Weinen,
Kein Wasser trank ich, mein Trunk waren Thränen,
Nicht mehr fröhlich war da mein Herz,
Nicht mehr heiter war da mein Sinn . . .“

oder in einem anderen — der Priester spricht —:

„Ob der Wangen, von Thränen benetzt,
Ob der Füße, in Fesseln gelegt,
Ob der Hand, die von Mühen erschlafft,
Ob der Brust, die flötengleich klagt,
Erhebt er nun Klage vor Dir,
Ruft er traurig, o Herrin, Dich an.
Sprich: „Ich erbarme mich!“ Herrin,
Verkünde: „Genug!“ Deinem Knecht!
Dein Herz werde ruhig für ihn,
Gewähre Erbarmen dem Sünder! . . .“

Verse, die sich jenen oben angeführten anreihen, als wären sie Fragmente eines größeren Gedichtes, so finden wir bestätigt, daß China das damalige Kulturcentrum war, von dem ein breiter Kulturstrom, sich stets verbreiternd und dabei sich verflachend und langsamer werdend, nach dem Westen floß, wie es denn auch in der (sumerischen) Erzählung vom Turmbau heißt: „Alle Menschen hatten ursprünglich eine Sprache. Und sie zogen aus von Osten*) und ließen sich in der Ebene, im Lande Sumer, nieder . . .“ Hierzu kommt noch, daß dem uralten chinesischen Worte schi (Lied) mit dem Suffixe rr das Hebräische, aus keiner semitischen Wurzel ableitbare schir (Lied) gegenübersteht. Läßt sich eine gleichlautende Bezeichnung auch im Sumerischen finden, so hat diese Stelle an Beweiskraft noch gewonnen. Der Parallelismus der Satzglieder findet sich im Chinesischen im dritten vorchristlichen Jahrtausend, im Sumerischen um die Wende des dritten und zweiten, im Hebräischen in der Mitte des zweiten.

Ebenso auffallend wie die Ähnlichkeit der chinesischen Poesie und der hebräischen und sumerischen der inneren Form nach ist die der chinesischen und der arabischen der äußeren Form nach; betraf jene die Satzglieder, so betrifft diese den Reim und die Reimbindung. Ich stelle einander gegenüber in Übersetzungen, die das Versmaß der Originale genau beibehalten, ein chinesisches und ein arabisches Gedicht, jenes von dem schon erwähnten Pe-Lo-Thien (im 8. Jahrh. n. Ch.), dieses von der Chansa, Arabiens berühmtester Dichterin, der Zeitgenossin Mohammeds. Pe-Lo-Thiens Verse sind voll Mondscheinstimmung:

„Ganz allein im Mondenschein, im lichten,
Rast' ich unter meines Vordachs Fichten;
Von Südwesten kommt ein linder Wind,
Durch die Zweige weht er, durch die dichten,
Und die Zweige flüstern leis mir zu
Mitternachts im Mondenschein, im lichten,
Fern rauscht Regen auf den kalten Berg —
Herbstesharfen hör' ich in den Fichten.“

Die Chansa beklagt den frühen Tod des tapferen Sachr, ihres Bruders:

„Ich fand nicht Schlaf, wie rings meine Stammgenossen,
Es war mir, als sei von Feuer mein Kleid umflossen;
Und sank ein Gestirn, so dachte ich jener andern,
Die ewig erstrahlen, nie ihre Bahn beschlossen:
So ließ mir zurück mein Sachr ein Angedenken,
Das hat sich wie Wohlgeruch über mich ergossen.“

Die Übereinstimmung der Reimbindung — es ist die bei uns durch Rückert und Platen eingeführte des Ghasels — ist noch auffallender, wenn wir beobachten, daß sie nicht nur die alleinherrschende bei beiden Völkern ist, sondern auch dieselbe Freiheit, die erste Zeile reimlos zu lassen, gestattet. Diese Form wieder die der spanischen und portugiesischen Romanzen. Ich citiere als Beispiel die Klage des vertriebenen Königs Rodrigo aus einer der ältesten:

„Ayer era rey de España,
Hoy no lo soy de una villa;
Ayer villas y castillos,
Hoy ninguno poseïa;
Ayer tenia criados,
Hoy ninguno me servia,
Ho no tengo una almena
Que pueda decir que es mia . . .“ *)

Daß auch provençalische Minneweisen auf arabische Formen zurückgehen, sei hier nur nebenbei erwähnt.

Selbst wenn wir keine Kunde von der Eroberung Spaniens durch die Mauren hätten, nichts wüßten von der hohen Blüte, zu der die arabische Kunst in

*) Luther übersetzt, von einer unrichtigen Tradition betreff der Lage des Paradieses beeinflußt: „Da sie nun zogen gegen Morgen . . .“ Im Original: miqedem.

*) Geibel übersetzt diese Stelle:
„Gestern war ich Herr von Spanien,
Heut von keiner einz'gen Stadt;
Gestern hatt' ich tausend Schlösser,
Heute keins im ganzen Land;
Gestern hatt' ich mir zu dienen
Kriegsgefolg und Dienerschaft.
Heut ist auch kein Mauerziegel,
Den ich mein noch heißen darf . . .“

Spanien gelangte, müßten wir annehmen, daß die Spanier diese Form von den Arabern übernommen haben, wie es thatsächlich der Fall ist; und in gleicher Weise können wir auf Verbindungen Arabiens mit China schon allein auf Grund der Übereinstimmung ihrer metrischen Formen zurückschließen, ohne daß wir etwas von den Handelsbeziehungen zwischen den beiden Ländern schon in vorislamischer Zeit zu wissen brauchten. Nun waren diese aber außerordentlich rege in eben den Jahrhunderten, da die chinesische Dichtkunst ihre klassische Höhe erreichte und jene Dichter lebten, deren Werke heute noch als Muster gelten. Damals war die chinesische Litteratur schon mehr als zweitausend Jahre alt und bediente sich ebenso lange der Ghaselform, während die ältesten der uns erhaltenen arabischen Dichtungen erst aus dieser Zeit, dem siebenten nachchristlichen Jahrhundert, stammen, so daß ein umgekehrter Einfluß unmöglich ist. Vielleicht läßt sich sogar der Name „Ghasel“ auf ein chinesisches ko-schi-rr (Lied + Gedicht + Suffix) zurückführen, zumal das Chinesische das r von dem l nicht zu unterscheiden vermag, weshalb man im Munde des Chinesen das englische all right stets als „all light“ hört.

Daß die Araber nicht auch den strengen Parallelismus übernahmen, hat wohl darin seinen Grund, daß er damals in der chinesischen Prosodie mehr und mehr zurücktritt, weil die Beobachtung der sich nun erst herausbildenden Betonungsgesetze, die ich unerörtert lassen will, weil sie doch nur von sekundärer Bedeutung sind, die Aufmerksamkeit der Dichter von ihm ablenkt.

Die sonst noch bei beiden Völkern vorkommenden Arten von Reimbindungen lassen sich alle als Derivationen der Ghaselform unschwer nachweisen. Wenn aber im Schi-King einzelne Strophen von ihr abweichen, darf uns das bei der heute vielfach von der ehemaligen abweichenden Aussprache der einzelnen Zeichen und den Geschicken dieser ältesten chinesischen Liedersammlung nicht wundernehmen. Es hätte daher Victor von Strauß, der sie vollständig aus dem Urtext übertrug, den Ghaselreim an solchen Stellen rekonstruieren sollen, statt offenbare Fehler in der Reimbindung auch im Deutschen zu bewahren, was ihm einerseits die Arbeit oft bedeutend erschwerte, andrerseits auch die metrische Wirkung beeinträchtigte.

(Ein zweiter Artikel folgt.)

Aphorismen.

Wenn Dir jemand sagt: „ich liebe Dich“, so heißt das: liebe mich!

*

Ein Mann, ein Wort. Eine Frau, viele Worte.

*

Gebildet ist der, der etwas gelernt hat; wenn auch nicht mit dem Verstand.

Die Herostrate sind jetzt so häufig, daß sie ihren Zweck alle nicht erreichen.

*

Sprich einmal die Wahrheit, und Du wirst erstaunt sein, wie originell das klingt.

Paul Nikolaus Coßmann.

Deine Füße im Schnee . . .

Deine Füße im Schnee!
Ich ging ihnen nach
Und mußte denken an mein Schicksal,
Das in der Spur dieser kleinen Füße,
Der leichthinschwebenden, zierlich beschuhten,
Auf allen Wegen, die sie wandeln,
Auch wandeln wird. —
Ob dem Glücke entgegen,
Ob in Not, ob in Trübsal,
Gebenedeit sei mir die Straße,
Die Deine Fußspur mir gewiesen!

Adalbert Meinhardt.

Adalbert Stifter.

Aus Deines Hochwalds grüngewölbten Hallen,
Aus brauner Heide meilenweitem Schweigen
Einsamen Schrei des Adlers läßt Du steigen,
Im Wintertann erklingt's von Eiskristallen.

Pfadlose Wüste läßt Du uns durchwallen
Und nächtlich schau'n der Sterne goldnen Reigen;
An buntem Stein, an stillen Blütenzweigen,
Am kleinsten Moos erweckst Du Wohlgefallen.

Und Deiner Menschen adlige Gestalten,
So weich, so stolz, von Erdenstaub so rein,
So wunderliche Kinder Deine Alten!

Ja, fühlt sich meine Seele staubbeladen,
Taucht sie mit Lust in Deinen Born sich ein,
Die Flügel wieder frei und leicht zu baden.

Ferdinand Hoefer.

Hochzeitsreise.

(Akrostichon.)

Heut schaust Du selber, was ich oft Dir pries:
Oelwälder, die mit blauen Wellen kosen,
Cypressen, Palmen und ein Meer von Rosen,
Herrlich vereint zum ird'schen Paradies,

Zum Wundergarten, den ein Gott uns wies,
Entrückt dem Frost und rauher Stürme Tosen.
In goldner Schrift dem Blick, dem fassungslosen,
Thut sich ein Märchen auf; o komm und lies:

Schau tief ins Zauberbuch, das aufgeschlagen,
Rotglühend liegt vor Deinem jungen Sinn;
Es wird Dir mehr als Menschenlippen sagen.

Ich find' es ja, seit ich der Deine bin,
So schön wie nimmer in vergang'nen Tagen,
Erneut durch Dich, geliebte Zauberin.

Ludwig Fulda.

Dein Lied.

Sing' es in Schwermut — wenn die Sonne sinkt
Vor Deinem allerschönsten Traumgesicht, —
Und wenn vielleicht aus fernentlegnem Land
Durchs Dunkel ruft einsam ein Herzensschrei —
Dein Lied ist's wert, o gramzerriss'ne Seel',
Dein Lied ist's wert.

Sing' es im Sonnschein — wenn Dir Freude blüht
Und herrlich Dir das ganze Weltall scheint,
Dann weckt Dein Lachen noch ein Leben müd'
Einmal zu einem letzten Lächeln auf,
O, lichtes Herz, vollbringe dieses Werk,
Dein Lied ist's wert.

Sing' es im Schweigen. Wenn der Stimmen Hauf
Der Wahrheit, die Du sprichst, Verneinung kreischt —
Beug' tief Dich, Herz, in Deinem müden Kampf,
Wenn Einer nennt daheim Dein Thun gerecht —
Und bei dem Zeichen — Seele meiner Seel' —
Dein Lied ist's wert.

Sing' es im Schatten — ob Dein Leben lang
Auch nie ein Lorbeerzweig die Stirn Dir ziert —
Denn Du hast hier gewallt, geduldig Herz,
Mit ewiger Wahrheit eine Spanne Zeit,
Wenn irgendwo an unsichtbarem Schrein
Dein Lied erklang.

Nach dem Englischen des Thomas Bicket von Max Kiesewetter.

Frohes Erwachen.

Wenn aus dem Dämmer steigt der Tag,
Dann weckt mich heller Lerchenschlag.
Ein voller kräftiger Tenor
Umflötet mein verschlossenes Ohr.
Ich schrecke auf. Im Schlaf noch halb
Bedrückt mich ein gar lichter Alb:
Das ist mein hold rotwangig Kind,
Dem mit dem Hahn der Tag beginnt.
Es kroch schon aus dem Nest heraus,
Und weckt das noch verschlaf'ne Haus,
Verlangt vom Vater, klipp und klar,
Zu wissen, wieviel Sternlein gar
Der gute Mond als Schäferhund
Behütet auf dem Himmelsrund.
Doch als sein kühner Forschertrieb
So schmählich ohne Antwort blieb,
Da sucht es mit der Fingerspitz'
Zu öffnen müder Augen Ritz!
Du holder Schlaf, der mich erquickt,
Ade! Doch als ich aufgeblickt,
Schau ich ein Stückchen Himmelspracht,
Das blau durch seid'ne Wimpern lacht,
Und blonder Löckchen Gold umflicht
Des Morgens liebliches Gesicht;
O Morgenlicht, o Lerchenschlag,
Ich grüße zukunftsfroh den Tag!

Otto Kindt.

Lied.

Die roten Rosen blühen,
Ein Klang ist in den Lüften,
So süß, so weh durchzittert:
Der Sehnsucht Märchenklang!
Mein Herz ist wach geworden!
Was ihm in Sonnenträumen
Geschehen, webt es heimlich
Für Dich zum Liebessang.

Willst Du dem Klange lauschen?
Ich breite meine Arme
In zitternder Erwartung!
Mein trutzig Herz vergißt
Sich selbst, es will nur einzig
Dir seine Rosen streuen,
Und alles in ihm Gabe
Und alles Demut ist!

Rosa Rübsaamen.

Vergänglichkeit.

Ich saß mit ihr stillträumend am Altane
Und sah ins Abendrot.
Sie war so ganz bethört vom Lebenswahne,
Es gab für sie nicht Trennung mehr noch Tod.

Doch mir zog bange Trauer durch die Seele
Und bitt'res Abschiedsleid.
Schwerpochend schwoll das Herz mir bis zur Kehle:
Denn schattenflüchtig ist die Zeit.

Ich sprang empor und floh ins dunkle Zimmer . . .
Wie schnell die Stunde reift!
Ich sah im Geist den müden Abendschimmer,
Der unsre Gräber streift.

Ernst Eckstein.

O Sprache, Königin! . . .

O Sprache, Königin,
Des Geistes Künderin,
Zahlloser Freuden
Herrliche Schöpferin,
In Schmerz und Leiden
Selige Trösterin,
Du Allgewaltige,
Tausendgestaltige,
Meerestief, wunderbar,
Hehr und rein, sonnenklar!
Sprache, Du Reiche,
Du Göttergleiche,
Du Unergründliche,
Unüberwindliche,
Dir ruf' ich flehend zu:
„O spend' mir Ruh!"

Für alle die Ranken
Froher Gedanken,
Für all' die Gluten,
Die brennend steigen,
Für all' der Fluten
Wogen und Reigen,
Das schöpferähnliche,
Unendliche, sehnliche,
Selige Weben,
Des Herzens Leben,
Das stumme Klingen,
Das Schwellen, Dringen,
Unfaßbar, wortelos,
Ewig neu, riesengroß —
Für alles, Königin,
Ein Wort, Erlöserin!

O Sprache, Königin,
Des Geistes Künderin,
Zahlloser Freuden
Herrliche Schöpferin,
In Schmerz und Leiden
Selige Trösterin,
Du Allgewaltige,
Tausendgestaltige,
Meerestief, wunderbar,
Hehr und rein, sonnenklar!
Sprache, Du Reiche,
Du Göttergleiche —
Sprache, bist doch so arm,
Daß für den tiefsten Harm,
Daß für die tiefste Lust
Kein Wort Dir bewußt!

M. Schröder.

An * * *

Wie könnt' ich Deine Seele trösten?
Es giebt nur eine Hilfe: Zeit.
Dem Kleinsten blühet wie dem Größten
Vergessenheit.

Die Wunde singen leis' in Schlummer
Das bitt're Schluchzen Deiner Brust,
Und neue Lebenslust
Wird — wenn Du tief bist — bald Dein einziger Kummer!

Christian Morgenstern.

Trennung.

Im dunkeln Winkel hinter Deinem Herde
Sitz nieder, tiefgebeugt vom schwersten Schlag,
Der Dich bis heut getroffen auf der Erde,
Und weine, weine einen ganzen Tag!

Ein Toter wird aus Deiner Brust getragen,
Und Deine Thränen geben das Geleit
Dem Freund aus frohen, jugendhellen Tagen,
Der nun hinaus geht in die Einsamkeit.

Dir ist er tot. Der Menschheit wird er leben,
Sein Wille hat zu Thaten ihn geweckt,
Und Kraft kann nur die Einsamkeit ihm geben,
Die ihn für Dich gleich einem Grabe deckt.

Die Einsamkeit trägt seiner Zukunft Blüten,
Von denen Ruhmestau herniedertropft; —
Mag ihn Dein Segen immerdar behüten,
Daß nie er wieder an Dein Herze klopft!

Johannes Grebling.

Zu Markt.

Sie war dereinst solch schmuckes, frisches Ding,
Das Nachbarkind, voll frohen Jugendmuts
Und kecken Überschwangs, und silbern klang
Vom Garten her mir oft ihr fröhlich Lachen.
Seit Wochen aber ward sie bleich und still.
Auch gestern sah ich sie im Gartenhause
Blaß und verschüchtert sitzen, ihre großen
Stahlblauen Augen starrten leer ins Weite,
Und auf dem Antlitz lag's wie herbes Leiden.
Ein Wagenrollen auf der Straße dann,
Das jäh vor ihrem Hause drauf verstummte;
Wie ein Erschrecken überlief es plötzlich
Da ihre bleichen Züge und ein Zittern
Erschütterte die liebliche Gestalt.
Dann stand sie auf und schritt dem Hause zu
Mit Schritten müd' und matt, die wie in Grauen
Zurückzustreben schienen . . . .

Von mir wich
Nicht mehr dies Bild, und nachts im Traume sah
Ich sie mit diesen müden, matten Schritten
Im Morgenlicht bleich auf der Straße schreiten,
Und in der Hand trug sie ein rotes Herz.
Verwundert fragt' ich sie, wohin sie schritte;
Da irrten ihre Augen zu mir her
Und über ihre bleichen Lippen, die
Wie von verhaltnem Weinen wehvoll zuckten,
Kam's leis' und bang: „Zu Markt."

Am Morgen aber
Fand ich auf meinem Tisch ein zierlich Kärtlein,
Ein goldgeränderten, und zarte Lettern
In schön geschwungenen Zügen meldeten,
Daß sie dem reichen Kaufherrn sich verlobt.

Karl August Hückinghaus.

Regentage.

Dunkle Tage, wolkenübersponnen,
Jeder regenschwerer noch und trüber,
Ziehen teilnahmslos an mir vorüber
Schweigend, wie verhüllte, blasse Nonnen.

Und das Herz wird enger da und stille,
Kaum will sich ein leiser Wunsch noch regen,
Langsam stirbt im steten, steten Regen
Jeder frohbewegte Schaffenswille.

Und des Nachts kann sich kein Bild mehr spinnen
In den sonst so farbenbunten Träumen,
Denn ich horche nur in allen Räumen
Auf das monotone Regenrinnen. . . .

Stefan Zweig.

Alpsee.

Es liegt wie süßes Träumen,
Wie holder Märchenduft
Ein Zauber über den Bäumen,
Ein Zittern durchbebt die Luft.

Der Sonne goldenes Grüßen
Hell spiegelnd in seiner Flut —
So liegt zu unseren Füßen
Des Alpsees tiefblaue Glut.

Die Blumen und Gräser neigen
Sich müde im Sonnenschein,
Ein feierliches Schweigen
Umwebt den dunklen Hain.

Am Ufer nur leises Schäumen —
Wir lauschen dem Wellenschlag:
Es ist wie süßes Träumen
Es ist wie ein Feiertag.

Anton Schaeffer.

Abendfrieden.

Die Sonne ist geschieden,
Doch Purpurwolken steh'n
Am Himmel noch und seh'n
Auf diesen Abendfrieden.

So glänzt in spätre Zeiten
Die Jugend noch herein
Mit ihrem holden Schein
Und ihren Seligkeiten.

Hans M. Grüninger.

Es träumt sich leicht . . .

Es träumt sich leicht bei Hyazinthenduft
Der, einem Hauche gleich, die Stirn' umkost;
So lind und leise um das Antlitz weht
Als brächte er Vergessenheit und Trost . . .

Es träumt sich leicht bei Hyazinthenduft,
Der langsam dringt bis in des Herzens Grund,
Die müden Augen sanft und liebend schließt,
Und zitternd küßt den liebesdurst'gen Mund.

Rudolf Stern.



Das deutsche Volkstum in Böhmen.

Von Professor Dr. Adolf Hauffen.*)

I.

Die $2^1/_5$ Millionen Bewohner des geschlossenen deutschen Sprachgebietes in Böhmen stellen nicht einen einzigen, in sich gleichartigen, von den übrigen deutschen Stämmen abweichenden Volkstypus dar, so daß nicht etwa von einem besonderen deutsch-böhmischen Volksstamm mit einer eigenen deutsch-böhmischen Mundart die Rede sein kann, sondern wir finden hier eine Reihe von tieferen Unterschieden in mehrfacher Hinsicht, die uns nötigen, das deutsche Volkstum in Böhmen nach seinen verschiedenen Elementen zu gliedern und die einzelnen ethnographischen Gruppen (samt deren Beziehungen zu deutschen Stämmen außerhalb Böhmens) gesondert zu charakterisieren.

Diese Unterschiede sind nicht allein durch die verschiedenartigen Lebensverhältnisse bedingt. Es ist ja allerdings begreiflich, daß der behäbige Hopfenbauer des gesegneten Saazer Gaues, der mit tüchtiger Schaffens- und Lebensfreude seinen unerschöpflich fruchtbaren Boden bebaut, einen anderen Volkstypus darstellen wird, als der abgehärtete, genügsame Häusler im Adlergebirge, der in rauhem Klima auf kargem Grunde trotz der fleißigsten häuslichen Weberarbeit, trotz der größten Sparsamkeit zeitlebens aus Hunger, Not und Sorge nicht herauskommt. Begreiflich auch, daß die künischen Freibauern des nördlichen Böhmerwaldes, die seit Jahrhunderten wie stolze Adelsgeschlechter auf altererbten stattlichen Gütern sitzen, andere Lebensanschauungen und Sitten sich bewahren werden, als die freizügigen, heimatlosen, in täglichem Fluß befindlichen Arbeiterscharen der nordböhmischen Industrie- und Bergbaubezirke. Doch die Verschiedenheiten der einzelnen ethnographischen Gruppen des Deutschtums in Böhmen erscheinen in noch höherem Grade durch die verschiedene Herkunft und Stammeszugehörigkeit verursacht. Dies soll nachstehend in einer kurzen Übersicht gezeigt werden.

Das heutige deutsche Sprachgebiet in Böhmen, das fast das ganze Land in einem bald schmäleren, bald breiteren Streifen umspannt, ist seinem Kern nach im XII. und XIII. Jahrhundert von Deutschen aus grüner Wurzel besiedelt worden. Es hat durch die Hussitenstürme namentlich in Ostböhmen Einbuße erlitten, ist aber durch die (nach den Verwüstungen des 30jährigen Krieges wieder notwendig gewordenen) großen Kolonisationen im XVII. und auch noch im XVIII. Jahrhundert (namentlich im Westen und Norden) wieder bedeutend vergrößert worden. Das besonders seit dem Jahre 1848 sehr erfolgreiche Vorgehen der tschechisch-nationalen Bewegung hat zwar dem Deutschtum im Lande erheblichen Schaden zugefügt, doch die Sprachgrenze nur wenig zu Ungunsten der Deutschen verschoben.

Das heutige deutsche Sprachgebiet, das also im wesentlichen dieselbe Ausdehnung hat, wie im XVIII. Jahrhundert, umfaßt ungefähr 354 Quadratmeilen, also nahezu 38% der Gesamtfläche Böhmens, was der Verhältniszahl der deutschen Bevölkerung 37,199% (nach der Zählung von 1890 stehen in Böhmen 2159011 Deutsche 3644188 Tschechen gegenüber) gut entspricht. Dieses Gebiet muß als ein völlig geschlossenes bezeichnet werden, denn von 7063 Ortsgemeinden Böhmens sind nur 88 gemischtsprachig. Stärkere tschechische Minoritäten finden sich nur in den Gegenden mit Kohlenbergbau und in Stadt und Umgebung Budweis.

In diesem deutschen Gebiete Böhmens ertönen nun eine große Zahl verschiedener Mundarten, die auf größeren beisammenliegenden Gebieten einander

*) Wir entnehmen diese bisher ungedruckte Studie dem im Oktober d. J. im Verlage der Concordia Deutsche Verlags-Anstalt erscheinenden Werke: „Deutsche Arbeit in Böhmen“, herausgegeben von H. Bachmann, welche Sammlung von Essays der bedeutendsten Gelehrten und Schriftsteller Deutsch-Böhmens, wie bereits Band XXVIII, 190 kurz mitgeteilt, ein Gesamtbild der gesamten Kulturarbeit des deutschen Stammes in Böhmen bringen wird. Gleich den Essays über die deutsche Litteratur in Böhmen, die wir in den letzten Heften des abgelaufenen Bandes mitteilten, wird auch der vorliegende sicherlich die Aufmerksamkeit unserer Leser für das Werk gewinnen. Herr Professor Dr. Hauffen begleitet seine Studie mit einer Note, die auch an dieser Stelle mitgeteilt sein möge: „Diesen Versuch, ein Bild von der Eigenart des deutschen Volkstums in Böhmen zu geben, habe ich nur auf den besonderen Wunsch der Herren Herausgeber jetzt unternommen. Es ist nur eine vorläufige Skizze, denn eine tiefer eindringende Charakteristik werde ich erst nach Jahren entwerfen können, bis ich die große Masse der von mir gesammelten deutsch-böhmischen Volksüberlieferungen (vgl. darüber meine sechs Berichte in den „Mitteilungen der Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Litteratur in Böhmen“ Nr. III. V. VII—IX. XI) verarbeitet haben werde. Die Litteratur über den hier behandelten Gegenstand findet man in meiner „Einführung in die deutsch-böhmische Volkskunde“ 1896 und in meinen jährlichen Bibliographien in der „Zeitschrift für österreichische Volkskunde.“ D. Red.

ähnlich, doch im Ganzen von Ort zu Ort sich weiter von einander entfernen, meist in allmählichem Übergange, vielfach auch von breiteren Streifen, sozusagen Mundarten-Inseln abweichender Sprechweisen unterbrochen.

Diese verschiedenartigen Mundarten zeigen klar, daß das deutsche Volkstum in Böhmen verschiedenen Stämmen angehört. Freilich ist es nicht leicht möglich, die Herkunft der Deutsch-Böhmen für jedes einzelne Gebiet genau anzugeben. Die alten geschichtlichen Quellen schweigen zum Teil völlig darüber, zum Teil sind sie noch nicht auf diese Frage hin durchforscht worden, die darum vorläufig nur in den Hauptumrissen beantwortet werden kann.

Wir wissen, daß in älterer Zeit auch aus entfernteren Landschaften des deutschen Mutterlandes Zuwanderer nach Böhmen gekommen sind, aus den Rheinlanden, Schwaben, Hessen und Westfalen, von den durch große Meeresüberflutungen bedrohten niederländischen und flandrischen Gestaden. Missionäre, Mönche, Kaufleute, Bergknappen, Handwerker kamen aus allen Teilen Deutschlands. Doch die große Zuwanderung der Bauern im XII. und XIII. Jahrhundert, sowie noch später, erfolgte aus der unmittelbaren Nachbarschaft Böhmens, aus Oberösterreich, Bayern, Franken, den thüringisch-meißnischen Ländern und Schlesien. Die älteren Splitter des niederdeutschen und westdeutschen Volkstums sind von der großen Masse dieser nachrückenden Stämme aufgesogen worden.

Aus den heute in Deutsch-Böhmen gesprochenen zahlreichen Mundarten können wir trotz aller Mannigfaltigkeit im ganzen vier große Gruppen, vier verschiedene Hauptdialekte erkennen, die alle keine besonderen deutsch-böhmischen, sondern Unterabteilungen größerer deutscher Dialektgruppen darstellen. Diese Erscheinung beweist, daß die Deutschen in Böhmen vier verschiedenen deutschen Volksstämmen angehören und zwar jenen Stämmen, die die unserem Lande unmittelbar benachbarten Gebiete Österreichs und des deutschen Reiches bewohnen, nämlich den Bayern, Oberpfälzern, Obersachsen und Schlesiern, deren über das Grenzgebirge vorgeschobene „ethnographische Vorposten“ sie gleichsam darstellen. Den südwestlichen Teil Böhmens bewohnen demnach die Bayern, das übrige Westböhmen die Oberpfälzer (oder der nordgauische Stamm), im mittleren Nordböhmen wohnen die Obersachsen, in Ostböhmen und den nach Mähren führenden Sprachinseln die Schlesier.

Diese Anordnung muß seit den Forschungen von **Weinhold** und **Gradl** wohl im großen und ganzen als Thatsache betrachtet werden. Über die Einzelheiten aber, namentlich über die sehr schwierige Feststellung der Grenzen und der Unterabteilungen der einzelnen Mundarten darf man sich insolange nur mit allem Vorbehalt äußern, bis nicht die geplanten Einzelerforschungen der Ansiedelungsgeschichte und der Mundarten es ermöglichen werden, das ethnographische Bild des deutschen Volkstums in Böhmen in genauer wissenschaftlich begründeter Ausführung zu zeichnen.*)

Die Gebiete der einzelnen vier Stämme sind untereinander nicht gleich groß. Von dem gesamten Deutsch-Böhmen entfallen ungefähr $^{2}/_{6}$ auf das nordgauische, $^{2}/_{6}$ auf das obersächsische, je $^{1}/_{6}$ auf das bayerische Stück.

•

Das Gebiet der **Bayern** im südlichen Böhmen erstreckt sich von der an Oberösterreich stoßenden Landesgrenze bis herauf zur Linie Eisenstein-Schüttenhofen. Hierher gehört der größte Theil des Böhmerwaldes, die von Niederösterreich hereinreichende Sprachhalbinsel von Neubistritz und die Umgebung von Budweis, im ganzen mit über 200 000 Bewohnern. Daselbst herrscht die sogenannte bayerisch-österreichische Mundart, die freilich nicht auf dem ganzen Gebiete gleichartig gesprochen wird. Einzelne Ortschaften, deren Ansiedler aus entfernteren bayerisch-österreichischen Gegenden, aus der Steiermark und anderwärts hergekommen sind, zeigen abweichende lautliche Erscheinungen. So ist die Mundart von Wallern besonders altertümlich und eigenartig und würde eine eingehende wissenschaftliche Untersuchung verdienen. Es sind über die Abstammung der Wallinger ganz abenteuerliche Vermutungen ausgesprochen worden. Die Eigenheiten ihrer Mundart und ihrer Sitten erklären sich aber auch dadurch, daß die Wallinger, die früh, schon zu Beginn des XVI. Jahrhunderts, zu bürgerlicher Freiheit und Wohlhabenheit gelangt sind, lange jeden vertrauteren Verkehr, sowie Eheschließungen mit den nächsten Nachbarn aus Stolz vermieden haben. In dem Gewirr der verschiedenartigen orts- und thalüblichen Sprechweisen, die die Annahme einer besonderen Böhmerwaldmundart unmöglich machen, sind zwei größere Gruppen deutlich

*) Die vom „Verein für Geschichte der Deutschen in Böhmen“ unter der Leitung H. Lambels in Angriff genommene Durchforschung der deutschen Mundarten Böhmens ist soeben mit dem ersten Bande (Schiepek: Der Satzbau der Egerländer Mundart I) glücklich und vielversprechend eröffnet worden. Erst nach Beendigung aller dieser Arbeiten wird eine genauere Ausführung und Berichtigung der obigen Skizze, sowie die Zeichnung einer Mundartenkarte Böhmens möglich sein. Die neuesten allgemein-deutschen Mundartenkarten (Brockhaus, Konversationslexikon 5, S. 29; Meyer, Konversationslexikon 4, S. 838) halten sich im allgemeinen an die von Gradl angedeuteten Grenzen, bezeichnen aber die Mundarten des mittleren Nordböhmen: das Erzgebirgische und das Nordböhmische als Uebergangsmundarten vom Meißnischen zum Schlesischen. Behaghel (in Pauls Grundriß der germanischen Philologie ²I zu S. 790) scheidet nur das oberdeutsche vom mitteldeutschen Gebiet. — In der Hauptstadt Prag trafen naturgemäß die verschiedenen deutschen Stämme Böhmens zusammen und konnten hier früh die Besonderheiten ihrer Mundarten aneinander abschleifen. Die Prager Umgangssprache zeigt darum schon im XV. Jahrhundert in ihrem Lautstande eine Vermittelung zwischen den Extremen der nieder- und oberdeutschen Mundarten. Sie eignete sich darum ganz besonders zur kaiserlichen Kanzleisprache, zu der sie bekanntlich Karl IV. erhob, und wurde so eine wichtige Grundlage zur Entwickelung unserer neuhochdeutschen Schriftsprache.

erkennbar: die Mundart des Unterlandes von Hohenfurth und Gratzen angefangen bis gegen Wallern zu, die der Mundart der Ennsherzogtümer nahe steht, und jene des Oberlandes von Wallern bis nach Hartmanitz und Eisenstein, die der Mundart des bayerischen Waldes gleicht.

Statt weiterer theoretischer Erörterungen über die Mundarten des Böhmerwaldes seien lieber zwei Proben, die unmittelbar dem Volksmunde entstammen, aus verschiedenen Gebieten angeführt.

Das erste, ein Märchen aus Glöckelberg (in der Nähe von Oberplan, der Heimat Stifters), ist leicht als eine kurze und selbständige Fassung des Märchens vom Machandelboom, das die Brüder Grimm in niederdeutscher Mundart erzählt haben, zu erkennen.

Van Boa(n)l zoumklau(b)m.*)

(Vom Zusammenklauben der Beiner, d. h. Knochen).

Amol is a Voda gwe(i)n (gewesen) und a Muada. Döi ho(b)m zwoa Kinna ghot, an Buam und a Mensch (Töchterchen). Da Voda is amol nit dahoam und d' Muada hot ausgruacht. Hiazt hot d' Muada, döi is a Stiafmuada gwe(i)n, 's Mensch zan Brunn um a Wossa g'schickt und in (dem) Buam hots g'sogt, er soll van der Düln (Diele) aus da groißn Truchn d' Seihpfoun (Seihpfanne) ohatrogn. Wia da Bua d' Truchn afgmocht hot und hot ahi gschaut, is d' Stiafmuada gschwind nochi, hot in (den) Truchnde(i)kl zuaghaut und hot in Buam in Koupf ozwickt. Aft (darnach) hot's 'n varoumt (auf die Seite geschafft) und hot in Vodan gsoat, da Bua is davo gonga. Donn hot's in Buam zerschni(t)n, hot'n bro(t)n und da Voda hot'n ge(i)ßn und hott ulli Boa(n)l sauwa ognogn (alle Knochen sauber abgenagt). S' Mensch hot's owa kennt (gekannt), daß die Boa(n)l van ihrn Bruadrn san, hots zsoum klaubt und hots in Freidhouf eigro(b)m. Donn is ulli Tog a kloa(n)s Ve(i)grl am Bam nemam (neben) Haus gse(i)ßn und hot uwal (allweil) gsunga:

Mei Muada hot mi drschlogn
Mei Voda hot mi ognogn (abgenagt),
Mei Schwe(i)sta hat d' Boa(n)l zsomklaubt
Und hots im Freidhouf eigrobm.

'S Weib is außigonga und hot's Ve(i)grl singa gheart, hiazt is daschre(i)kt, wal's afkema is, daß 's in Buam drschlogn hot.

Aft is de(i)s Ve(i)grl zan an Vaguldr (Goldschmied) gflougn, is afs Fe(i)nstr gse(i)ßn und hot uwal gsunga:

Mei Muada hot mi zwickt,
Mei Voda hot mi gschlickt,
Mei Schwestrl dos kloa(n)
Klaubt zoma die Boa(n),
Trogt's in Freidhouf zua **)

Aft is dr Vaguldr auffeke(i)ma und hot gsogt: „Ve(i)grl sings nou mal." 'S Ve(i)grl hot gsunga wia früher. Dan hots Ve(i)grl gsogt: „Woans mir di ollersche(i)nsten Uhrkein ge(i)bts." Aft ho(b)ms ihm's ge(i)bm. Hiazt is 's Ve(i)grl zan Schuastr ais Fe(i)nstr gflougn und hot wieder gsunga wia früher. Aft han ulli außekema, hots Ve(i)grl gsogt: „Ge(i)bts ma die ollersche(i)nsten Stiefletten!" Ho(b)m's im's ge(i)bm. Aft is 's Ve(i)grl zan Müllrn afs Fe(i)nstr gflongn und hot gsunga, wia früher. Hiazt han wieder ulli außekema und der Müller hot gsoat: „Ve(i)grl sings nou a mol." Aft hot's Ve(i)grl gsoat: „Woans ma den ollergre(i)sten Mühlstoa(n) ge(i)bts." Ho(b)n d' Leut gsogt: „Ko(u)nstn nit datrogn." 'S Ve(i)grl gsoat: „I koun a schon datrogn." Aft ho(b)m hundrt Monn in Mühlstoa(n) brocht. 'S Ve(i)grl hot gsunga wia früher.

Aft hots in Mühlstoa(n) und die Stiefletten und die Ke(i)tn gnumma und is in sei(n) Hoamat afs Dach gflougn und wida gsunga wia früher Aft is d' Schwe(i)str außi kemma, hot recht gwoa(n)t, hot affi gschaut, wia's Ve(i)grl gsunga hot, aft hot's ihr d' Stiefletten oha gwoarfm. Dan is sie eini und hot gsoat: „Voda gehts außi, kriagts a wos" Hiazt is ar außi und 's Ve(i)grl hot wieder sou gsunga wia früher. Hiazt hots eahm die gulden Uhrke(i)tn oha gwoarfm. Aft is a ahi und hot gsoat: „Muada ge(i)h außi, kriagst a wos." D' Muada is außi und's Ve(i)grl hot wieder sou gsunga wia früher. Aft hots affi gschaut, hots Ve(i)grl in gro(i)ßn Mühlstoa(n) oha gwoarfm, daß d' Muada in dr Eard drin gste(i)ckt is. Aft hots Ve(i)grl wieder a Bua gwe(i)n und aft ho(b)ms recht glückli zsomm gle(i)bt. „'S Marl (Märchen) is aus, dort rennt a bluaroidi (blutrote) Maus. Schau gschwind, daß du 's no fiagst."

Ich schließe einen Bericht des Holzhauers Anton Gschwendtner in Eisenstein von seinen Erlebnissen mit der Drud (dem Alpdrücken) an*).

O jo, a Drud gibts! Dahoam, wenn i in d' Giodkomma (Futterkammer) bin schlofa gonga, ist's ole Nocht kuma. Do ist's af mi wi(r) a Taubm so weit afekraxelt, daß i ihran Obm (Atem) hon gspürt und druckt hots mi a so, daß i koan Obm hon kriagt. Jez amol bin i aso an da Seitn gle(g)n, do hear i d' Thür knorren und sie kummt eini af mi. Sie wolt mi hintri druckn, oba zwunga hot's me net; i hob mi sakrasch gwehrt. Und do's net recht gonga is, mi umzkehrn, eza is's nocha gonga. Wie(r) i d' Thür hob schebern hörn, bin i afsprunga, hon an Stecka gnoma und bin ihr nochgrent. Nochegfeuert und nochepulvert hob i grod, wos Platz gholten hot, und gschimpft und gscholten hob i mer's grod gnue(r), weil i von dem Luada (Luder) in da Nocht koa Rueh(r) hob ghobt. Oba von der Füri aus (Zeit an) ist's nimma kumma; do hob i's denast vatriebm.

Die Unterschiede der einzelnen Mundarten des Böhmerwaldes werden erklärt durch die Geschichte der Besiedelung. Das Unterland wurde, wenn wir von vereinzelten älteren Kolonien absehen, im großen bevölkert, seit die Cistercienser von Wilhering in Oberösterreich 1250 das Kloster Hohenfurth (eine Schenkung Woks von Rosenberg) und jene von Heiligenkreuz in Niederösterreich 1263 das Kloster Goldenkron (eine Schenkung Ottokars II.) gründeten und Scharen engerer Landsleute zur Rodung der Wälder mitbrachten. In das Gebiet zwischen Moldau und Maltsch zog ferner das in Südböhmen reich begüterte Geschlecht der Rosenberge Kolonisten aus seinen angrenzenden österreichischen Besitzungen Eibenstein, Sumerau und Kerschbaum. Das Oberland hingegen wurde vom XI. bis XIII. Jahrhundert von Bayern aus besiedelt, wahrscheinlich auf Veranlassung des benachbarten Geschlechtes der Grafen von Bogen, von denen mehrere Vertreter mit den böhmischen Herrschern verschwägert und verbündet waren.

*) Mitgeteilt von Oberlehrer Johann Micko. — Vgl. Brüder Grimm, Kinder- und Hausmärchen Nr. 47 und die Anmerkungen hierzu im 3. Bande, die erweisen, wie weit verbreitet dieses Märchen ist. — Die eingeklammerten Konsonanten klingen nur leise mit. Anlautendes b ist als Tenuis zu sprechen.

**) Von allen den Varianten dieser Verse, die die Brüder Grimm a. a. O. anführen, kommt keine dem von Goethe nach dem Volksmunde im Faust V. 4412 ff. zitierten Liedchen so nahe, wie unsere Fassung. Vgl. besonders: „Mein Schwesterlein klein, Hub auf die Bein, An einem kühlen Ort."

*) Mitgeteilt von Oberlehrer Andreas Löffelmann.

(Ein zweiter Artikel folgt.)

Das Tröstliche.

Erzählung von Georg Bormann.

Spandau ist nicht nur eine Festung, sondern es sind dort auch eine Anzahl wichtiger militärtechnischer Institute. Da sind nicht nur Gewehr- und Munitions-Fabriken, sondern auch Artillerie-Werkstätten, Feuerwerks-Laboratorien, Geschütz-Gießereien und Pulver-Fabriken. Jedes der Institute hat zum Direktor einen Stabsoffizier, und jeder Direktor wieder einen Unterdirektor, in der Regel einen Hauptmann. Wie die Einrichtung jetzt ist, weiß ich nicht, aber einige Jahre nach dem letzten deutsch-französischen Kriege, also zu der Zeit, von der diese Geschichte sprechen will, war der Direktor der Gewehrfabrik ein Oberst, und zwar der Oberst von Deenert.

Der Oberst hatte eine Dienstwohnung, zu der ein ziemlich großer Garten gehörte. Da hier aber schon immer altes Gartenland gewesen, so zierten schöne alte Bäume das sauber gehaltene Fleckchen, das auch sonst noch seine Vorzüge hatte. Denn man übersah von hier, da man sich schon am äußersten Rande der Stadt befand, ein weites Stück Himmel, ein Stückchen Fluß, ja in der Ferne sogar einen Waldstreifen.

Nun sind das ja gewiß gute Sachen; aber es giebt, so unglaublich es klingt, Menschen, die sie besitzen oder besitzen könnten, die sich aber nichts aus ihnen zu machen scheinen. Zu diesen rätselhaften Kreaturen gehörte aber Oberst von Deenert nicht. Er hatte auch seine reichlichen Dienst- und gesellschaftlichen Pflichten, aber wenn sich ihm die Gelegenheit bot, in der guten Jahreszeit eine Stunde oder eine halbe Stunde seinen Garten aufzusuchen, so machte er gewiß davon Gebrauch, und die Seinen wußten schon, wo sie ihn zu suchen hatten, wenn er in seiner dienstfreien Zeit zu Hause und doch nicht auf seinem Zimmer anzutreffen war.

Freilich, junge Offiziere, die im Deenertschen Hause verkehrten, sagten wohl: „Der Alte raucht gern seine kurze Pfeife; daher seine Gartenwut." Und mit der Pfeife hatte es ja seine Richtigkeit, im übrigen that man ihm aber Unrecht, seine Rauchpassion mit seiner Gartenfreudigkeit in Beziehung zu bringen. Er war eben ein alter Soldat, liebte frische Luft und Sonnenschein und hatte eine herzliche Freude an allem, was kräftig wuchs und gedieh in der Natur und im Menschenleben, eine Freude, wie sie reinen Gemütern eigen zu sein pflegt. Und da dem alten Deenert sein Herz auf dem Gesicht geschrieben stand, so war er, trotzdem er über die fünfzig war, noch ein hübscher alter Herr, dem man gern in sein Schnurrbartgesicht mit den offenen, stahlblauen Augen sah. Und er hatte auch keinen Feind, trotz seiner Dienststrenge, weder unter, noch neben, noch über sich, wohl aber viele Freunde, und wenn einer der Untergebenen mal eine Bemerkung oder einen Witz über ihn machte, so geschah es fast immer mit jenem Behagen, das eine Zustimmung zu der Persönlichkeit des Besprochenen voraussetzt und die böse Absicht ausschließt.

Heute nun, wo der herrlichste Junitag auf Spree- und Havelufer herabsah, war der Oberst, als er vom Dienst kam, seiner Gewohnheit getreu, sofort wieder hinabgestiegen, nachdem er in einen, schon vom Burschen bereitgehaltenen bequemeren Militär-Überrock gefahren war. Die Ziviljoppe liebte der Oberst nicht. Indem er sich den Überrock zuknöpfte, wandte er sich noch einmal zu dem Burschen, der seiner Befehle wartete und sagte: „Also eine Flasche Rüdesheimer und zwei Gläser in meine Ecklaube. Und wenn die gnädige Frau Zeit hat, würde ich mich freuen, sie noch vor zwölf im Garten zu sehen. Um zwölf aber kommt Leutnant Heß; den meldest Du mir. Dann aber will ich ungestört sein; es wird kein Besuch mehr angenommen."

Zunächst schritt der Oberst in seine Ecklaube und setzte die „kurze Pfeife" in Brand. Im Hause rauchte er nur eine Zigarre. Als ihn einmal seine Frau im Anfang ihrer Ehe über diese strenge Sonderung seiner Genüsse interpelliert hatte, erhielt sie die kurze Antwort: „Charlotte, man muß nicht zu jeder Zeit alles haben wollen; dann hört der Genuß auf. Die Pfeife gehört nach Deinem guten Recht und nach meiner Ansicht ins Freie. Dann aber ist sie mir auch eine Wonne. Ich denke, bei dieser Einschränkung hast Du nichts dagegen."

Behüte! Die Frau Oberst, obwohl sie aus sehr aristokratischem Hause war, hätte ihm, schon als jüngere Frau, alle Abende selbst den Fidibus gebracht, wenn er es gewünscht hätte. Aber er war auf ihre gelegentlichen kleinen Versuchungen nicht eingegangen, doch einmal eine Ausnahme zu machen. Er wollte es eben nicht, wie er allerdings manches andere auch nicht wollte. —

Der Oberst machte nun in dieser Mußestunde des herrlichen Junivormittags, seiner Gewohnheit gemäß, zuerst eine kleine Inspektionstour durch sein geliebtes Erholungsgebiet. Er sah nach Baum, Strauch und Blumen, besuchte alle seine Lieblinge, auch besonders die, die eine dauernde Pflege nötig machten, und sah nach, ob die Insektenplage auch nicht überhand nähme. Am längsten verweilte er bei seinen Rosen. Daneben freilich hatte er auch ein scharfes Auge auf Weg und Steg, wie auf die ganze Ordnung des Gartens und was dazu gehörte, und wehe dem damit Beauftragten, wenn er sich eine Nachlässigkeit hätte zu schulden kommen lassen. So etwas mochte der Oberst nicht leiden, weder im großen noch im kleinen Dienst. Er machte dann nicht viel Worte, aber was er dann sagte, saß in einer sehr fühlbaren Weise. Jetzt war er mit seinem ersten Rundgang fertig und trat an das Gitterthor, das die ziemlich hohe Mauer unterbrach, die den Garten nach der dem Hause entgegengesetzten Seite abschloß, und hörte ein Weilchen hinaus auf die Zeichen des Lebens und der Thätigkeit, die von dem Flusse drüben und der ihn begleitenden Straße zu ihm herüberdrangen. —

Als der Bursche der Frau des Hauses seinen Auftrag meldete, lächelte die hübsche, kluge Dame, denn sie wußte schon, daß ihr Mann damit sagen wollte: „Ich bin im Garten, und es wäre mir lieb, daß Du bei mir wärst, ich habe dies und jenes mit Dir zu sprechen.“ Aber die Frau Oberst war über diese Gewohnheit gar nicht böse, denn auch sie hatte ja manchmal mit ihrem lieben „Alten“ zu sprechen, und in dieser Vormittagsstunde war am besten an ihn heranzukommen. Aber auch abgesehen von taktischen Gründen versäumte sie nie, seinem Wunsche Folge zu leisten, denn sie beklagte sich nicht mit Unrecht darüber, daß sie sich zwischen Dienst- und gesellschaftlichen Pflichten oft mühsam genug die Stunde ungestörten Zusammenseins mit ihm suchen müsse. So erschien sie denn bald darauf in der Thür nach dem Garten, als ihr Mann eben am unteren Ende durch die Gitterpforte zum Fluß hinübersah. Indem er ihr mit schnellen Schritten entgegenkam, schwenkte sie von der andern Seite in der erhobenen Rechten ein paar Briefe.

„Von den Kindern?“ rief er ihr schon von weitem entgegen.

„Ja,“ antwortete sie, „der eine von den beiden Jungens, der andere von Martha. Verzeih,“ fügte sie entschuldigend hinzu, „ich habe sie schon beide geöffnet. Der Postbote gab sie ab, als Du eben gegangen warst. Ich sah ja, sie waren von den Kindern.“

„Natürlich,“ lächelte der Oberst und blinzelte seine Frau von der Seite an, denn er kannte schon ihre Ungeduld im Eröffnen von Briefen, mit der sie ihn schon zuweilen unwillig gemacht hatte. „Nun, was schreibt denn die Gesellschaft? Ich will beides nachher in Muße lesen.“

„Martha schreibt wie immer glücklich und zufrieden, nur mit einer leisen Klage über die weite Entfernung von uns. Albrecht berichtet günstig über Kurt. Er wäre voller Interesse für den Dienst und die Kameraden schienen ihn gern zu haben. Der Kleine hätte gar keine Einwendungen gemacht, das Zimmer auf demselben Flur mit Albrecht zu nehmen; im Gegenteil, er hätte sofort zugegriffen. Albrecht scheint sich darüber sehr gefreut zu haben. Er hat offenbar die Besorgnis gehabt, der Kleine könnte ihm durch die Rolle des Mentors, in die er ihm gegenüber, wohl oder übel, zuweilen gedrängt würde, entfremdet werden.“

„Das gefällt mir von Albrecht,“ unterbrach der Oberst seine Frau. „Aber ich teile seine Befürchtungen nicht. Die Jungens haben trotz der vier Jahre Altersunterschied immer gut zusammengehalten. Jetzt sieht doch der Kleine mit einigem Respekt auf den älteren Offizier, und der gesunde Takt Albrechts bürgt mir für das Uebrige.“

„Natürlich freuen sich schon beide auf den Urlaub nach dem Manöver, besonders der Kleine, der wohl hofft, sich uns dann schon mit den Epauletten vorstellen zu können. Ja, ja, die Jungen haben es besser als die arme Martha.“

„Ach was,“ brummte der Oberst. „Heute so, morgen so. Vielleicht kommt sie uns wieder einmal ein bischen näher. Und zum ......, sie ist doch Soldatenfrau wie Du, ist es Dir anders ergangen?“

Vorübergehend war ein Blitz des Unwillens in seinem Auge; gleich aber klärte es sich wieder, und er fragte: „Sage mal, Charlotte, hat unser Sekundaner gestern wieder so lange bei der Lampe gesessen? Der Junge sieht jetzt nicht besonders aus. Ich glaube, ich muß mehr ein Auge darauf haben.“

„Nein, Bruno,“ entgegnete sie, „es ist gar kein

Grund zur Besorgnis. Das war gestern eine Ausnahme; Edmund saß noch über seinen Aufsatz. Es wird ihm gar nicht schwer; er arbeitet mit vollkommener Selbständigkeit. Der dumme Junge hat mich freilich immer gern in seiner Nähe. Natürlich thue ich ihm den Gefallen, soviel ich kann; aber außer mit dem bischen Französisch kann ich ihm nichts mehr nutzen. Du hast recht, er könnte etwas besser aussehen, aber der Oberstabsarzt sagt, das läge nur an der etwas schnellen Entwickelung."

„Glaubst Du denn wirklich, daß der Junge studieren wird, Charlotte?"

„Ich hoffe und wünsche es, Bruno. Er erinnert mich in seinem stillen, festen Wesen oft an meinen Vater. Hättest Du eine ernstliche Einwendung?"

„Keine, wenn er Befähigung und Neigung zu seinem Beruf hat. Aber warum ist die Kleine nicht mit Dir gekommen, Charlotte? Du weißt, ich habe sie gern um mich, wenn ich kann."

„Verzeih, die Klavierlehrerin hatte ihre Stunde verlegt, aber in der nächsten Woche ist wieder alles in Ordnung. Aber ich habe Erna gesagt, nach Schluß der Stunde dürfe sie in den Garten."

„Gut, ich erwarte allerdings nachher noch einen Besuch und wünsche, daß sie dabei nicht störend wird, wenn sie auch einen Bekannten sieht."

„Wen erwartest Du, Bruno?"

„Leutenant Heß. Er wird sich verabschieden, er hat seinen Urlaub bekommen."

„Einen längeren Urlaub, nicht wahr? Er sah aus, als wenn er dessen bedurfte, obgleich man ihm in seinem Wesen nichts anmerkte."

„Ich hoffe, er kommt mir bald ganz gestärkt zurück. Der Schuß, den er im letzten Kriege bekommen, hat ihm in letzter Zeit zu schaffen gemacht. Außerdem ist er etwas abgearbeitet; er hatte während des Winters eine schwierige Aufgabe zu leisten. Ja," unterbrach sich der Oberst, „was ich Dich noch fragen wollte, hat Heß Dir gegenüber irgendwie mal die Absicht durchblicken lassen, den Dienst zu quittieren oder Spandau zu verlassen?"

„Nicht daß ich wüßte," erwiderte die Oberstin. „Trägt er sich mit solchen Gedanken? Das würde Dir doch nicht lieb sein, Bruno?"

„Nicht lieb? Im höchsten Grade fatal würde es mir sein. Jeden anderen geb' ich dran, nur nicht Heß!"

„Ist er unersetzlich?"

„Unersetzlich in gewissem Sinne, liebe Frau, ist niemand. Wenn er geht, übernimmt ein anderer seine Funktionen, und der dienstliche Organismus arbeitet weiter. Für mich aber ist Heß mehr als ein Rad in der Maschine; für mich ist er, mit schlichtem Worte gesagt, ein Untergebener, wie ich ihn selten getroffen, und wie ich ihn gerade hier, wo meine dienstlichen Obliegenheiten eine Menge Personal-Entscheidungen von mir fordern, schmerzlich entbehren würde. Er besitzt vor allem zwei Eigenschaften, die allerdings mit dem Grundcharakter seines ganzen Wesens zusammenhängen, und von denen ich nicht weiß, ob Du sie nach ihrem Werte zu schätzen wissen wirst, da Du sie vielleicht für allgemeiner hältst als sie nach meinen Erfahrungen thatsächlich sind."

„Du machst mich neugierig, Bruno."

„Erstens bin ich sicher, daß er nie seine eigene Person in eine zu behandelnde Angelegenheit, sie sei wichtig oder unwichtig, einmischt. Zweitens, und das hängt mit dem ersten zusammen, er hat eine ursprüngliche Auffassung, er sieht die Dinge einfach. — Du lächelst? Siehst Du wohl, daß ich recht hatte, wenn ich sagte, Du würdest mich kaum verstehen. Mein liebes Kind, Du weißt nicht, wie wichtig den meisten Menschen nicht ihre Persönlichkeit, sondern ihre Person ist, und wie diese Eigenschaft jedes ihrer Urteile trübt."

„Aber Bruno, was sollte Heß veranlassen, aus seiner geachteten Stellung zu scheiden; Vermögen wird er auch nicht haben."

„Doch, seine Verhältnisse haben sich in den letzten Jahren durch den Tod eines entfernten Verwandten geändert, und dann verdient er, wie ich weiß, viel mit kartographischen Arbeiten, für die er ein besonderes Geschick hat. Und diese Befähigung fürchte ich, wird ihn mir eines Tages entführen."

„Kannst Du ihn denn nicht stärker an Dich fesseln, kannst Du nichts für eine Beförderung thun, die ihn Dir auch dienstlich noch näher brächte, oder ist ihm auch in seinem jetzigen Verhältnis sein Hervorgehen aus dem Unteroffizierstande hinderlich in seinem Fortkommen?"

„Heß trägt das eiserne Kreuz erster Klasse, und in der Armee wird nicht nach der Schablone verfahren, wenn es gilt, das Brauchbare festzuhalten, sei es in Sachen oder Personen. Aber das ist's ja eben, augenblicklich sind mir noch die Hände gebunden. Also er hat auch zu Dir nichts geäußert?"

„Nein, obgleich er dazu Gelegenheit gehabt hätte. Auch von meiner Seite müßte ich sagen, ich wüßte kaum jemand, den ich mehr, besonders in unserem engeren Kreise vermissen würde. Und nun erst die Kinder; ich glaube, Erna weint sich die Augen aus. Ich weiß keinen, der mir so zu jeder

Stunde willkommen gewesen wäre wie Heß, obgleich er doch eigentlich kein sogenannter unterhaltender Gesellschafter ist. Es liegt wohl in seiner Anspruchslosigkeit und in einem angeborenen Takt, der ihn in jedem Augenblick sich in die Stimmung und Haltung des Kreises einfügen läßt, den er betritt. Du mußt doch sagen, gerade die Abende im vergangenen Winter, wo wir mit den Kindern und Heß allein gewesen sind, waren die behaglichsten. Wie liebenswürdig hat er sich mit dem Jungen gestellt, wie hübsch wußte er Erna mit seinem Zeichentalent und seinen Ausschneidekünsten zu beschäftigen und zur Nachahmung zu reizen. Ja, ja, man merkt doch an allem die Herkunft aus guter Familie, die Kinderstube so zu sagen. Das geht doch nun mal in Fleisch und Blut über; das verwischt sich nicht. Wie kam es nur, daß er nicht auf dem gewöhnlichen Wege Offizier wurde?"

„Ich weiß nur, daß er als Einjähriger eingetreten ist und als Unteroffizier im Reserveverhältnis kapituliert hat. Was ihn dazu veranlaßt hat, kann ich nicht sagen. Als der französische Krieg ausbrach, war er Feldwebel, wurde aber schon für eine Waffenthat bei Wörth durch den Höchstkommandierenden zum Offizier befördert. Nachher hat er fast noch den ganzen Krieg mitgemacht, bis seine Verwundung ihn in ein deutsches Lazarett brachte. Aber jene entschlossene That am Anfange des Feldzuges war bis zu den Ohren des obersten Kriegsherrn gedrungen, und die Fürsorge und Dankbarkeit des Monarchen heftete ihm, als er eben vom Krankenlager erstand, das Kreuz auf die Brust. Diese Thatsachen werden auch künftig für ihn in die Wagschale fallen, wie er denn unter den hier zur Dienstleistung kommandierten Offizieren als der für unsere besonderen Aufgaben begabteste erscheint. Deshalb hab' ich die Verlängerung seines Kommandos von Jahr zu Jahr mit Freuden begrüßt und knüpfte daran allerlei Hoffnungen für ihn und mich."

„Wann erwartest Du ihn?"

„Um zwölf."

„Darf Erna nach der Stunde in den Garten und Heß begrüßen?"

„Meinetwegen, aber sage ihr vorher, daß sie sich nicht an ihn hängt, wie gewöhnlich. Sie darf „Guten Tag" sagen, geht dann aber, wenn sie noch im Garten bleiben will, auf das „Hügelchen". Ich will dann mit ihm allein sein, nehme auch keinen Besuch mehr an."

Die Gatten waren, bei ihren Gesprächen hin- und hergehend, in einen entfernteren, tiefschattigen Teil des Gartens gelangt, als ihnen bei einer Biegung des Weges der Bursche entgegentrat und Leutnant Heß meldete.

„Ich lasse bitten!" Die Oberstin zog sich zurück und ging an der Seite des Gartens dem Hause zu.

Als Leutnant Heß den Flur des Hauses betrat und ihm von der oberen Etage herab der Bursche entgegenkam, begleitete diesen die etwa zehnjährige Erna. Aber anstatt sich der Stufen zu bedienen, glitt sie mit knabenhafter Gewandtheit, die man dem zarten Körper nicht zugetraut hätte, am Geländer herab, über das sie schon oben den blonden Kopf hinübergeschoben und ihren Freund erkannt hatte.

„Heß!" rief sie, indem sie ihm entgegenstürmte, „Papa hat gestern zu mir gesagt, Du willst fort. Wann kommst Du denn wieder?"

„Bald, liebe Erna," antwortete der Offizier und beugte seine hohe Gestalt freundlich zu dem Kinde nieder.

In diesem Augenblick betrat die Oberstin den Flur. „Na, Heß," rief sie lachend, indem sie dem Offizier die Hand reichte, „was machen Sie denn für Geschichten? Da werde ich schön zu trösten haben." Sie wechselten noch ein paar freundliche Worte. Als aber Erna durch die Mutter die kurze Weisung des Vaters empfing und sich von dem ersten Schrecken erholt hatte, behauptete sie sich doch mit der Bitte: „O Mama, ich darf doch aber Heß zu Papa hinbringen; ich laufe dann auch ganz gewiß gleich auf das Hügelchen."

„Nun meinetwegen, Quälgeist," lachte die Mutter. „Auf Wiedersehen, Heß, man sieht Sie doch noch."

Der Offizier wandte sich ihr nochmal grüßend, in militärischer Haltung zu, dann nahm Erna den Freund bei der Hand, um ihn dem Vater zuzuführen.

Indem sie durch den langen Hauptgang des Gartens dahinschritten, hatte Heß noch Zeit, seiner kleinen Freundin eine Art Heft zuzustecken.

„Da, Erna, das habe ich Dir mitgebracht, daß Du mich auch nicht vergißt, wenn ich fort bin. Wenn ich wiederkomme, erkläre ich Dir alles."

Mit leuchtenden Augen nahm das Kind die Gabe in Empfang, ließ seine Hand los und schlug die Blätter auseinander.

„Ach Heß, das ist ja ein Bilderbuch!"

Es waren allerlei Ausschnitte aus Familien-Journalen und illustrierten Zeitschriften, in buntem Wechsel, aber doch sorgsam für den Sinn eines Kindes ausgewählt und zusammengestellt. Das Ganze war mit einem virtuosen Geschick koloriert.

„Das darf ich behalten, Heß?"

„Natürlich, dazu habe ich's ja mitgebracht. Du wirst's aber wohl bald zerreißen?"

„Zerreißen," entgegnete das Kind lebhaft, indem es das Buch gegen die Brust drückte, „zerreißen? Da würde ich einen schönen Klaps von Mama bekommen. Nein, Heß, was Du mir geschenkt hast, zerreiße ich nicht!" Und sie legte, wie beteuernd, in einer zärtlichen Anwandlung ihr Gesichtchen an seine Hand, die sie wieder ergriffen hatte. „Aber Du mußt mir alles erklären, wenn Du wiederkommst, und ich darf auch recht viel fragen! — — Da kommt Papa," unterbrach sie sich etwas ängstlich, „nun muß ich aber aufs Hügelchen."

(Fortsetzung folgt.)

Frauen.

Die Frauenfrage ist ebenso eine Magen-, wie eine Rechtsfrage, und darum kann sie nur durch allmähliche Entwicklung, in harter Arbeit, gelöst werden, nicht durch Phrasen. Kurz: historisch, nicht hysterisch.

*

Der Rock mag unbequem sitzen, aber das Hemde darf den Körper nicht wund reiben. Aller Kampf und Ärger des Lebens läßt sich tragen, hat vielleicht sogar sein Gutes, aber ehelicher Unfriede lähmt den Mann.

Karl Emil Franzos.

Früh im Walde.

Einsam schreit ich meines Weges
Morgens früh im Wald daher,
Freu' mich jedes Seitensteges,
Jedes blühenden Geheges,
Blitzend aus dem Blättermeer.

Vogelruf giebt das Geleite —
Höre sonst nur meinen Tritt —
Wald'ge Höhn an jeder Seite,
Wipfelrauschen durch die Weite —
Und nur Gottes Geist geht mit.

Seine Sonne läßt er streuen
Inseln Lichts ins düstre Grün,
Jeden Trieb am Glanz sich freuen —
Und mir will vom frühlingsneuen
Glauben meine Seele glühn.

Adalbert von Hanstein.

Nachhall.

Sie haben sich gesehn, geküßt,
Sie haben sich besessen.
Sie haben bitter scheiden gemüßt,
Sie haben sich vergessen.

Nur manchmal zittert noch ein Klang
Verstohlen durch ihr Zimmer,
Wie eines Glückes Grabgesang,
Wie eines Kinds Gewimmer.

Otto Michaeli.

Morgenlied.

Eine erste Morgenglocke
Weckt die junge Frühlingswelt,
Eine erste Blütenflocke
Taubeschwert vom Birnbaum fällt.

Eines ersten Finken Schlagen
Jauchzt der neuen Sonne zu,
Eines jungen Glückes Tagen
Nimmt mir meine Herzensruh.

Und da will's mich nimmer leiden,
Heiße Sehnsucht mich durchzieht, —
Träumend sang ich — nur uns beiden —
Dieses kleine Morgenlied.

Friedrich Castelle.

Wat mag dat sien?

Dat liggt so still, als 'n Drom,
Awer min Goren un Hus!
Dor bewert[1]) kein Blatt an'n Bom,
Dor piept kein Mus.

Kein Purt geiht un kein Dör —,
Narrens[2]) 'n Lut:
Steiht sonst dat Glück dorför,
Oder — tröch 't ut?[3])

Hans Gabriel.

[1]) zittert. [2]) nirgends. [3]) zog's aus.

Geschloss'nen Auges.

Ein Stück die Straße geh'n geschloss'nen Auges —
Die Kinder spielen's oft; einander sorglich
Am Händchen führend — daß beim Wimperöffnen
Die Sonne heller in die Augen scheine,
Daß lauter dann der Stadt Getriebe schalle,
Daß neu sie sich des Lebens freuen können.

Ein Stück die Straße geh'n geschloss'nen Auges —
Die Lebensstraße, die so grell, so laut —
Laß mich im ernsten Spiel es also thun,
Ein Weilchen nur, damit das Licht verblasse,
Das überstarke, das mein Auge schmerzt.
Es schwellt der Seele Keime nicht; es dörrt sie —
Und meine Keime drängen nach dem Licht.
Ein kurzes Stück nur laß mich's! aus dem Ohr
Des Menschenmarktes Tosen zu verbannen,
Nur einen Augenblick! um aufzuatmen
Vom finst'ren Alp, der auf dem Herzen lastet
Beim Ahnen dessen, was der Weg noch bringt.
Du führ' mich an der Hand Du Stille, Liebe —
Du, die in Staub und Lärm ich rein befunden,
Die ohne Zögern, ohne Hast Du mir
Zur Seite schreitest, ein Kam'rad des Lebens.

Ein Stück die Straße gehn geschloss'nen Auges,
Laß mich's nur einmal! — Neuer Arbeit Segen
Wird um so reicher meine Brust erfüllen
Und wieder bei mir wohnen wird die Hoffnung.

Wilhelm Arminius.

Das Mädchen.

Auf Taormina brannte heiß die Sonne,
Im Lichte flimmernd lag die Bergstadt droben,
Und über ihr verbrannt und kahl der Felsen,
Und auf dem Felsen hoch die alte Burg.
Sonst Totenstille.
An dem Berghang lag ich,
Dort wo der Weg nach Mola aufwärts klimmt,
Und spielte mit den Früchten der Kakteen. —
Da kam ein Mädchen her, — so dreizehn Jahr,
Das trug ein Kind in braunen nackten Armen
Und setzte nahe sich vor meinem Lager
Auf einen sonnenheißen Stein des Wegs
Und spielte mit dem Kind und küßte es
Und strich ihm zärtlich über Kopf und Backen.

Dann stieg ein Wunsch in ihrem Köpfchen auf,
Ein scheuer, halbversteckter.
Und sie knöpfte
Mit dünnen Fingern sich ihr Kleidchen auf
Vom Halse abwärts. Doch ein rascher Blick
Nach rechts und links, dann schob sie es zur Seite,
Neigte sich nieder und bat flehentlich
Das Kind auf ihrem Schoß: „So nimm doch hin!“
Und zeigte immer wieder: „Du, hier ist's!“

Da rollt' ein Stein am Hange. Abwärts stieg
Vom Felsenneste Mola eine Frau,
Breithüftig, hoch, den Krug auf schwarzen Flechten,
Und tief errötend sprang das Mädchen fort,
Hinein ins Dunkel des Limonengartens —
Ich hörte noch das Kind auf ihren Armen,
Wie's weinte über das gestörte Spiel. —

Börries von Münchhausen.

Dichterlos.

Alle meine Liederbrände,
Die mir selbst das Herz erhellten,
Lodern frierend durch's Gelände
Dieser kalten, fremden Welten.

Keiner achtet auf das Feuer,
Keiner kommt, sich dran zu wärmen,
Und so werd' ich scheu und scheuer,
Fange an mich müd zu härmen.

Schon verloht das Lied im Herzen,
Heimlich such' ich meine Klause:
Eine letzte meiner Kerzen
Leuchtet flackernd mir nach Hause.

Karl Ernst Knodt.

Wandlung.

Am Friedhof ging ich vorbei
In heiliger Morgenstunde.
Der Thau lag auf dem Gras
Und Sonne über dem Grunde.

Und wie aus gold'nem Dunst
Sich leuchtende Bogen spannten —
Da schmückte jedes Grab
Ein Kranz von Diamanten!

So wandeln sich im Licht
Die nachtgebor'nen Thränen —
Wie solltest Du Dein Leid
Nicht auch zu wandeln wähnen!

Zur Sonne blick' hinauf!
Und trag in Deinem Herzen
Auch Du den Strahlenkranz
Der überwund'nen Schmerzen.

Marie Krönig.



Im neuen Tiergarten.

Skizze von Wanda von Bartels.

Es war irgendwo da oben im Norden, wo die Nebel zu Hause sind, dort hatten sie einen funkelnagelneuen Tiergarten angelegt, mit Parkanlagen und Rasen- und Teppichbeeten, mit Teichen und Wasserfällen, mit Stapeln von Gartenstühlen in Vorrat (falls die zahllose Menge derer, die um die Tische vor den Restaurationen standen, nicht ausreichen sollten); mit farbigen Lampen zwischen den Ständern der Papageien, mit Kellnern und Schlagsahne, Radfahrbahnen und Tennisplätzen. Es war ganz herrlich.

Besonders wenn die Sonne schien und die bunten Frauenkleider über die gelben Sandwege fegten. Aber dieses hatte bis jetzt noch nicht häufig geschehen können, denn die Nebel hatten das Vorrecht gehabt die wenigen Jahre hindurch, seit der Tiergarten gegründet worden war. Ganz selten nur hatte die Sonne es gewagt, einige blasse Strahlen auf alle die prächtigen neuen Drahtgitter hinunter zu werfen, unter denen die Pelikane und Flamingos auf einem Bein gestanden hatten, während von ihren herabhängenden Flügeln das Wasser troff.

Aber in diesem Jahre war es anders geworden. Ei, wie die Sonne herniederbrannte, einen Tag wie den andern, vom ersten Frühjahr an bis in den Herbst hinein. Die Drahtgitter und die eisernen Stäbe der Raubtierhäuser fühlten sich heiß an und die Bären lagen in dem schmutzigen Wasser, das man ihnen zur Erfrischung in die steinernen Vertiefungen in ihrem Käfig gegeben hatte; und sie schnauften nach der Seite, wo ein wenig Schatten lag, als ob sie ersticken müßten.

Das Dromedar stand in seinem Bretterzaun, als ob es von Stein wäre; die breiten nußfarbigen Hufe in dem braunen versengten Gras, den Hals etwas zurückgebogen und den wunderlich steifen Kopf mit den schmalen Schlitzaugen nach dem Haufen von Seesand gerichtet, in dem die Kinder wühlten. Nichts bewegte sich an ihm, nicht einmal die langen weißen Augenwimpern; nur die Nüstern weiteten sich, wenn der warme Wind von der Ostsee leise durch die jungen schattenlosen Birken des Gartens wehte.

Am Raubtierhause war es am heißesten. Die Sonne hatte den Teer, mit dem man die Rückwände gestrichen hatte, so erweicht, daß sich langsam dicke Blasen darin aufzogen, platzten und in schweren braunen Tropfen niederrannen, bis sie irgendwo auf ihrem Wege erstarrten, von derselben Hitze, die sie hervorgerufen hatte. Auf den steinernen Fliesen, ganz vorn, fest gegen die heißen Eisenstäbe gelehnt, lag der Löwe. Die Vorderpranken weit ausgestreckt und dicht nebeneinander gelegt, den Kopf aufgerichtet, starrte er in die Sonne, in die glühende strahlende Nachmittagssonne, die sich langsam zu senken begann.

Feine Stiefelchen und grobe Stiefel klappten über die Planken, die man wegen des Regens in den vergangenen Jahren um das Raubtierhaus hatte legen müssen und welche man nun in der kurzen Regierungszeit der Sonne nicht erst forträumte; der Löwe bemerkte es nicht.

Seine Augen, gelb und leuchtend wie Bernstein, sahen über die Häuser und Türme der Stadt, die in einem wunderlichen zitternden Dunst vor ihm lagen, hinweg, gerade in die Sonne hinein. Hinter ihm, auf dem gelben Ostseesand der Wege, führten die Wärter einen kleinen Elefanten umher, dessen Rücken mit einem roten Sattel bedeckt war; verlockend genug, um in einer Menge von kleinen Jungens den Wunsch nach einem Ritte zu erwecken. Der Löwe war taub für ihr Geschrei.

Unverwandt richteten sich seine Augen nach Westen, wo sich unter der Sonne schmutzigrote und violette Wolkenstreifen zusammenzogen, durchzittert von Glanz, in dem die Umrisse der Häuser und Türme sich auflösten und verschwammen. Endlos weite, lichtdurchflossene Ebenen schienen sich auszubreiten dort hinten, der Sonne zu, während das Nahe sich in ein wesenloses Geflimmer von rosa Licht und blauem Schatten löste. Waren es Zelte dort weit am Horizont in der bebenden Luft und hohe Palmen, halb überlöscht von glühendem Sandregen? Ein bißchen blauer Rauch irgendwo, von eben entzündetem Feuer und das Gurgeln eines

Kamels, von dem Nachzügler einer Karawane angespornt?

Wie die Sonne brannte und die bleierne Luft zittern machte! Unverwandt starrten des Löwen goldene Augensterne in das flimmernde Licht, stunden-, stundenlang, ohne sich zu regen, als fürchtete er, durch eine Bewegung das zu verlöschen, was die Wolken ihm am Horizonte zeigten.

Draußen am Raubtierhaus ging Einer vorbei, der stieß nach dem Löwen mit seinem Spazierstock; denn, seht Ihr, er war ein Mensch und klug und erhaben und nicht gesonnen, für sein Eintrittsgeld faul daliegende Tiere zu sehen. Nein, die Bären mußten für ihn baden und tauchen und schmutziges Brot aus ihrem schmutzigen Badewasser fischen, der Elefant mußte Zucker essen und betteln, die Tiger brüllen, so gehörte es sich, dazu waren sie da.

Aber der Löwe that, als merkte er nichts von dem Schlage, den er erhalten. Ein leichter Schauer rann über sein bronzefarbenes Fell und etwas grünes Licht glomm eine Sekunde lang in seinen Augen auf. Aber er lag regungslos wie vorher und seine bernsteinfarbigen Augensterne starrten weit weit hinaus in die Ferne.

„Ist der faul," sagte der Mensch, der für sein Geld etwas sehen wollte, zu dem Wärter des Löwen, der gerade vorüberging.

„Faul gerade nicht," sagte der Wärter, „er liegt in der Sonne und wärmt sich. Er ist so gerne bei uns, er ist sicherlich einer, der in der Gefangenschaft zur Welt gekommen ist. Ich bin gewiß, wenn wir ihn hinausließen, er würde die Freiheit nicht wollen, so wohl ist ihm hier."

„Wie der Wärter ihn kennt," sagten die Menschen, die um das Raubtierhaus standen. „Ja, ja, man sieht es ihm an, daß er sich hier wohl fühlt, der Löwe."

Und ein jeder von ihnen steckte seinen Stock oder seinen Schirm zwischen die Eisenstäbe, um ihn zu kraulen.

Da stand der Löwe auf, schüttelte sich und ging langsam hinüber in den Schatten.

Ein Lied.

An stillem Ort, zu stiller Stunde
Ein sinnender, träumender Mann —
Ein Lichtlein drunten im Grunde,
Und drüben in weiter Runde
Der düsternde, dämmernde Tann. —

An stillem Ort, zu stiller Stunde
War schlummernde Sehnsucht erwacht,
Da kamen Bilder gezogen,
Da kamen Wünsche geflogen
In der steigenden, schweigenden Nacht. —

Es ward ein Lied geboren,
Ein Lied voll Lust und Leid . . . .
Nun klingt es vom Berg und im Thale,
Du hörst es unzählige Male
Zur Sommerabendzeit. —

An stillem Ort, zu stiller Stunde
Saß einst ein träumender Mann —
Ein Lichtlein drunten im Grunde
Und drüben in weiter Runde
Der düsternde, dämmernde Tann —

Rudolf Gärtner.

Abendrast.

Vom Wandern müd'
Ruh' ich am Waldessaum.
Es singt in Strauch und Baum
Der Wind ein müdes Lied.

Rotbraun im Abendgold
Die Heide still und weit. —
Nur leis', doch hörbar, rollt
Das Rad der Zeit. —

Rasch ging am Tage ich
Viel bunten Zielen nach; —
Doch rascher noch als ich
Ging hin der Tag.

Die Sonne sinkt und sinkt,
Die weite Heide trinkt
Ihr letztes Purpurrot,
Die letzte Glut vor'm Tod. —

Ich lieg' am Waldessaum
Im roten Abendschein.
Leis' singt der Wind im Baum
Ein müdes Lied.
Auch ich bin müd', —
Bald holt die Nacht mich ein.

Hugo Sachse.

Jugend-Gedichte

von

Josef Victor von Scheffel.

(Ungedruckter Nachlaß.*)

Der konstitutionelle König Gambrinus.

Das war der König Gambrinus,
Ein oft betrunkner Mann,
Der sprach: Den Hofrat Gervinus
Nehm' ich nicht als Minister an.

Denn in die erste Kammer
Laß ich nur solche 'rein,
Die entweder im Katzenjammer
Oder schwer besoffen sein.

Doch Adel, Stand und Census —
Das hat bei mir kein Recht
Und meint's der Hofrat Gervinus,
So meint er's eben schlecht.

Wer nie auf dieser Erden
Einen Rausch getrunken hat,
Der kann wohl Hofrat werden,
Doch nie ein Demokrat! —

Das Lied vom großen Faß und vom kleinen Zwerg.

Perkio war der Hofzwerg im Heidelberger Schloß,
Ein winzig kleines Männlein, sein Durst aber riesengroß.

Man hieß ihn einen Narren, — er dachte: „Liebe Leut',
Wärt Ihr wie ich doch alle so durstig und gescheidt!"

Und als das große Faß mit Sekt gefüllet war,
Da ward sein künft'ger Standpunkt dem Hofzwerg völlig klar.

„Fahr wohl," sprach er, „o Welt, Du Katzenjammerthal,
Was sie in Dir jetzt treiben, das ist mir ganz egal.

Um lederne Ideen führt man manch heißen Kampf,
Es ist im Grund doch alles nur Nebel, Rauch und Dampf.

Fahrt wohl, ihr roten Rosen, was nützt mich Euer Duft?
'S hat Mitternacht geschlagen, ich wittre Morgenluft.

Hier oben wächst der Unsinn zu massenhaft heran,
Im Wein nur liegt die Wahrheit, dort such' ich sie fortan.

Beim Heidelberger Fasse, beim Weintrunk ohne End'
Erklär' ich alter Narre mich jetzt für permanent!"

Perkio stieg zum Keller und kam nicht mehr herfür,
Er trank noch siebzehn Jahre tief unten Malvasier.

Ein Dutzend Flaschen waren sein täglich Deputat,
Draus schöpft' in stillem Trunk er viel Weisheit früh und spat.

Viel schöne Gedanken flogen wie Lerchen um ihn herum,
Und konnt' er nicht mehr grade, so ging er eben krumm.

Als er zuerst hinabstieg, das Faß war eben voll,
Und als er kam zu sterben, klang's schon gewaltig hohl.

Da sprach er fromm: „Gepriesen sei mir des Herren Macht,
Die in mir schwachem Knirpse so Großes hat vollbracht.

Gleich wie's dem kleinen David gegen Goliath einst gelang,
So ich als tapfrer Streiter meinen Riesendurst bezwang.

Meine Zeit ist jetzt vorüber, ich fall' beruhigt ab,
Begrabt mich unterm Fasse und — trinkt auf meinem Grab!"

Perkio ward begraben, es ist schon lange her,
Das Heidelberger Faß ist jetzt versiegt und leer.

Doch der dies Lied gesungen, hat durstig sein gedacht
Und ehrfurchtsvoll beim Fasse dem Zwerg ein Hoch gebracht.

Stoßgebet.

Heiliger Antoni von Padua,
Schenk' mir, was ich verloren ha.
War ein schwarzbraun Mädichen,
Wunderlieblich anzusehn,

Wie ich die hab' wahrgenommen,
Bin ich um den Verstand gekommen.
Heiliger Antoni von Padua,
Schenk' mir, was ich verloren ha.

---

*) Die hier mitgeteilten, bisher ungedruckten Jugend-Gedichte Scheffels sind uns von einem Freunde dieser Zeitschrift zum Zwecke der Veröffentlichung zur Verfügung gestellt worden. Wir geben sie hier wieder, weil sie, wenn auch nicht eben bedeutend, doch frisch, lustig und auch von biographischem Werte sind. Das erste stammt aus dem Jahre 1848; es ist nicht bloß für Scheffels Bierlaune, sondern auch für seine politischen Anschauungen und für sein Verhältnis zu seinem, nicht eben allzu verehrten Lehrer Gervinus, über das Karl Blind (Neue freie Presse, 28. April 1886) aus eigener Anschauung des Näheren berichtet hat, bezeichnend. Das Gedicht „Das Lied vom großen Faß und vom kleinen Zwerg" ist die erste Fassung des „Perkéo", der durch seine Aufnahme in des Dichters „Gaudeamus!" allbekannt geworden ist. Wir teilen sie mit, weil sie für den Dichter höchst charakteristisch ist und manche Pointe enthält, die er in der zweiten, allerdings glatteren, aber gewiß nicht lustigeren Fassung fallen ließ. Da die letztere allbekannt ist, so erübrigt es sich, dies im einzelnen zu beleuchten. Vom „Stoßgebet" wird uns von unserem Gewährsmann geschrieben, es sei „zu Beginn der fünfziger Jahre entstanden", woran auch aus inneren Gründen kaum zu zweifeln sein wird. D. Red.

Zu Heines Gedichten.

Von

Gustav Karpeles.

Die Spezialforschung wird sich noch lange mit der Entstehungsgeschichte der einzelnen Gedichte von Heine, mit der Schilderung der persönlichen und lokalen, der politischen und polemischen Verhältnisse, den litterarischen Anspielungen, den Quellen und Vorbildern sowie den ersten Drucken derselben zu beschäftigen haben. Bis jetzt ist trotz aller fleißigen Vorarbeiten der letzten zwanzig Jahre auf diesem Gebiete eigentlich noch nicht viel geschehen. Schon aus diesem Grunde muß der Heine-Gemeinde jeder einzelne Beitrag zu einem solchen Kommentar — wenn denn nun einmal dieses verpönte Wort gebraucht werden soll — willkommen sein. Einen solchen Beitrag möchte ich heute zu vier Gedichten von Heine liefern.

*

In allen Ausgaben der Gedichte Heines findet sich das bekannte Sonett: „An H. Str. Nachdem ich seine Zeitschrift für Erweckung altdeutscher Kunst gelesen." Dieses Sonett, welches in der ersten Ausgabe des „Buches der Lieder" (Hamburg 1827) nur die Aufschrift an H. S. trägt, ist, wie man jetzt weiß, an Heinrich Straube, mit dem er 1820 in Göttingen befreundet war, gerichtet, der zusammen mit D. J. P. Hornthal „Die Wünschelrute, ein Zeitblatt" von Januar bis Juni 1818 in Göttingen (Vandenhoeck & Ruprecht) herausgegeben hat. Dieses Blatt enthält viele interessante Beiträge von Arndt, Brentano, Kerner, Schwab, Achim von Arnim und auch den Plan der „Juden-Buche" von Annette von Droste-Hülshoff, aber eigentlich nichts, was zu dem in Rede stehenden Sonett hätte anregen können. Eine „Zeitschrift für Erweckung altdeutscher Kunst" hat jedoch niemals existiert. Diese beiden Umstände brachten den verdienstvollen Heine-Forscher Karl Hessel auf die Idee, daß Heine das „Taschenbuch für Freunde altdeutscher Zeit und Kunst" (Köln 1816 u. 22), herausgegeben von F. W. Carové und Eberhard von Groote gemeint habe, nachdem er durch die Lektüre dieses Taschenbuches für 1816 mannigfache Anregungen empfangen hat. Dasselbe enthält die zwei berühmten Gedichte Schenkendorfs über den Kölner Dom, sowie einen längeren Aufsatz von Carové selbst: „Ansichten der Kunst des deutschen Mittelalters", in dem auch eine Schilderung des Kölner Doms gegeben wird.*) Nun mag Heine allerdings durch dieses Taschenbuch angeregt worden sein; in seinem Sonett hat er aber doch die „Wünschelrute" gemeint, denn ich bin in der Lage, dies durch die Originalhandschrift des Gedichtes beweisen zu können, die sich im Besitze des Herrn Fabrikanten Gustav Horn in Braunschweig befindet, dessen Güte ich eine wortgetreue Kopie des Sonetts verdanke. Ich gebe nun hier die Kopie des Originals, welches von den späteren Abdrücken wesentlich verschieden ist, und, um zu zeigen, wie Heine schon damals an seinen Gedichten gefeilt hat, stelle ich den Abdruck des „Buchs der Lieder" daneben:

An Straube.
Nachdem ich die Wünschelrute durchblättert.

Wie ich dein Büchlein freudig aufgeschlagen
Da grüßen mir entgegen viel Vertraute,
Viel goldne Bilder die ich einst erschaute
Im Knabentraum und in den Kindertagen.

Ich sehe wieder stolz gen Himmel ragen
Den frommen Dohm den deutsche Liebe baute,
Ich hör' der Glocken und der Orgel Laute;
Dazwischen klingt's wie süßes Minneklagen. —

Wohl seh ich auch wie sie den Dohm erklettern
Die flinken Zwerglein, die sich dort erfrechen
Das hübsche Blum- und Schnitzwerk abzubrechen.

Doch mag man immerhin die Eich' entblättern
Und sie des grünen Schmuckes rings berauben; —
Kommt neuer Lenz wird sie sich neu belauben.

H. Heine.
Cand. Cons. Ab.

Göttingen, d. 17. December
1820.

An H. Str.
Nachdem ich seine Zeitschrift für Erweckung altdeutscher Kunst gelesen.

Wie ich dein Büchlein hastig aufgeschlagen,
Da grüßen mir entgegen viel vertraute,
Viel goldne Bilder, die ich weiland schaute
Im Knabentraum und in den Kindertagen.

Ich sehe wieder stolz gen Himmel ragen
Den frommen Dom, den deutscher Glaube baute,
Ich hör' der Glocken und der Orgel Laute,
Dazwischen klingt's wie süße Liebesklagen.

Wohl seh' ich auch, wie sie den Dom umklettern,
Die flinken Zwerglein, die sich dort erfrechen,
Das hübsche Blum- und Schnitzwerk abzubrechen.

Doch mag man immerhin die Eich' entblättern
Und sie des grünen Schmuckes rings berauben —
Kommt neuer Lenz, wird sie sich neu belauben.

*

Einen weiten Weg müssen wir mit Heine zurücklegen, um zu dem nächsten Gedicht zu gelangen, zu welchem ich einige Bemerkungen zu machen habe. Der Dichter hatte viel von des Lebens Lust und Leid erfahren, als er, ein müder Mann, — man kann wohl sagen: heimlich — nach Hamburg kam, um die geliebte Mutter noch einmal zu sehen. Es war dies, wie man weiß, im Sommer 1844. Dort sah er auch eines Tages die Frau wieder, der er seine erste Liebe geweiht hatte und an ihrer Seite ihr anmutiges Töchterchen, dem er für dessen Album ein Gedicht schenkte, das später von Strodtmann in den „Letzten Gedichten und Gedanken von Heinrich Heine" (Hamburg 1875) aus dem Nachlasse des Dichters herausgegeben wurde.*) Wie sich später herausstellte, war der Hergang der Szene von Strodtmann an der angezogenen Stelle richtig erzählt, nur datiert derselbe aus viel späterer Zeit. Die Tochter von Amalie Friedländer, geb. Heine, war bekanntlich Frau Professor Elisabeth Leo in Berlin, die vor wenigen Jahren gestorben ist. Aus deren Nachlasse habe ich eine photographische Kopie des Gedichts freundlichst erhalten und zu meinem Erstaunen bemerkt, daß die Ueberschrift des schönen Gedichts ganz anders lautet, als die von Strodtmann mitgeteilte: „An die Tochter der Geliebten". Im Original lautet nämlich die Ueberschrift:

„Für das Album von Elisabeth Friedländer".

Das ist alles. Da aber Strodtmann im Nachlasse Heines das vielfach bearbeitete und geänderte Originalbrouillon

---

*) Karl Hessel: „Dichtungen von Heinrich Heine". Bonn 1887. S. 338.

*) Ueber die Entstehung des Gedichts vergl. Strodtmann: H. Heines Leben und Werke, Bd. II. S. 101 ff.

des Gedichts aufgefunden hat, so entsteht nun die Frage, ob dasselbe in dieser Fassung jene Ueberschrift trägt, oder ob sie Strodtmann eigenmächtig hinzugesetzt hat?

In der mir vorliegenden photographischen Kopie findet sich nur eine einzige Abänderung von dem Wortlaut des Gedichts in sämtlichen Ausgaben. Es heißt nämlich daselbst:

Auch Grübchenringe, lieblich gezogen,
Dicht unter dem Aug', in den rosigen Wänglein —

während es in sämtlichen Ausgaben nach Strodtmann irrtümlich heißt:

Auch Grübchenringe, lieblich gezogen
Dicht unter das Aug' in den rosigen Wänglein —

*

Das dritte Gedicht, über das ich heute etwas Neues mitzuteilen habe, ist die bekannte, aber noch immer nicht genug gewürdigte Ballade „Schelm von Bergen" aus dem „Romanzero". Der erste Abdruck dieser Ballade war bisher nicht bekannt. Aus den Lebenserinnerungen von Levin Schücking (Breslau 1886, II. S. 124 ff) geht nun hervor, daß die Ballade zuerst in der „Kölnischen Zeitung" abgedruckt war In der That findet sie sich daselbst in der Nummer 151 vom 31. Mai 1846 mit der Ueberschrift:

Herr Schelm von Bergen.

Sonst enthält der Abdruck keine Abweichungen von den späteren.

Im Frühjahr 1846 unternahm Schücking einen längeren Ausflug nach Paris. Er verkehrte damals viel mit Heine und berichtet darüber in dem angeführten Buche unter anderem: „Eines Morgens brachte er mir ein von seiner sauberen Hand geschriebenes Gedicht, das „Herr Schelm von Bergen" überschrieben war und das er als Beitrag für das von mir redigierte Feuilleton der „Kölnischen Zeitung" geschrieben zu haben versicherte."

Es wird vielleicht nicht uninteressant sein, bei dieser Gelegenheit daran zu erinnern, daß Heine mit diesem Stoff sich länger als zwanzig Jahre trug. Schon in der Recension des „Rheinisch-Westfälischen Musen-Almanachs" von Friedrich Raßmann, in welchem sich von einem pseudonymen Dichter Theobald eine Romanze „Schelm von Bergen" befindet, sagt Heine 1823: „Der Stoff . . . ist wunderschön, fast unübertrefflich". Später las er das Buch von F. Gottschalk: „Die Ritterburgen und Burgschlösser Deutschlands" (Halle 1831), wo Usener (Bd. VIII, S. 251 ff) die zu Grunde liegende Sage, die übrigens in Frankfurt spielt, ausführlich erzählt. Die Translation der Sage von Frankfurt nach Düsseldorf hat Heine eigenmächtig unternommen. Auch seine Freunde Karl Simrock und Wilhelm Smets haben die Sage poetisch dargestellt. Eine eingehende Analyse der Romanze von Heine auf die metrischen Feinheiten hin hat Hugo Gaedke in seiner wertvollen Schrift: „Aus Heinrich Heines Dichterwerkstatt" (Hamburg 1875) geliefert.

*

Durch die eben angeführten Lebenserinnerungen Levin Schückings gelangen wir aber auch dazu, Heine von der Autorschaft eines Gedichtes frei zu sprechen, das ebenfalls im Jahre 1846 unter seinem Namen erschien, später in Vergessenheit geraten und neuerdings von J. Nassen*) in seinem interessanten und aufschlußreichen Buche: „Neue Heine-Funde" (Leipzig 1898, S. 4 ff) als seltener Fund wieder publiziert worden ist. Das Gedicht führt den Titel „Auf dem Boulevard du Calvaire" und erschien damals in einem Album „Die deutsche Flagge" von Eduard Boas.

Dieses Gedicht ist aber gar nicht von Heine, denn Schücking erzählt in einem Aufsatz aus einem Reisetagebuch, den er nach seiner Rückkehr aus Paris für die „Kölnische Zeitung" schrieb, und der sich fast nur mit Heine beschäftigt, unter anderem folgendes (1846 Nr. 152): „An dem schlechten Gedicht: „Auf dem Boulevard du Calvaire", welches das Album „Die deutsche Flagge" von Eduard Boas mitteilte, ist er vollends unschuldig. Es ist nicht von ihm, sondern völlig untergeschoben."

Zu dieser Erklärung war Schücking sicher durch Heine ermächtigt. Die Frage entsteht nur, wie so das Gedicht an Boas kommen konnte, denn dieser war zweifellos der Meinung, daß es von Heine herrühre. Ein interessantes Licht auf den ganzen Vorgang wirft ein bisher ungedruckter Brief von Levin Schücking an Eduard Boas, den ich ebenfalls der Güte des Herrn Gustav Horn verdanke. Dieser Brief hat folgenden Wortlaut:

Verehrtester Herr!

Ich erhalte eben Ihre Zeilen vom 8. ds. Monats. Ich hoffe, Sie haben keinen Augenblick geglaubt, ich beabsichtige durch meine paar Worte über Heine in unserer Zeitung ein übles Licht auf Sie zu werfen. — Ich wurde von Heine dringend gebeten, zu sagen, das Gedicht sei nicht von ihm — ich that es kurz und ohne Sie zu verletzen. Die Sache ist unbedeutend, wie Sie ganz richtig bemerken. — Wir wollen sie deshalb nicht weiter aufrühren, nur will ich zu Ihrer Genugthuung mit ein paar Worten in der Zeitung bemerken, daß Sie außer aller Schuld sind. Ich hoffe, dies genügt Ihnen, nicht wahr?

Erhalten Sie mir Ihr frdl. Wohlwollen und seien Sie überzeugt, daß ich aufrichtig bin Ihr ganz ergebenster

Köln, 12. 6. 46. Schücking.

In der That findet sich in Nr. 174 der „Kölnischen Zeitung" vom 23. Juni 1846 folgende Erklärung:

„Wir erwähnten in der Nummer 51 d. Bl. eines H. Heine unterschriebenen Gedichts, das zuerst in Eduard Boas' Album „Die deutsche Flagge" veröffentlicht worden. Eine Mitteilung setzt uns in den Stand, zu erklären, daß der geehrte Herausgeber dieser zum Besten der schlesischen Weber veranstalteten Sammlung von lyrischen und anderen Stücken an dieser Mystifikation durchaus unschuldig ist und von Paris aus selbst getäuscht worden."

Wer diese Mystifikation ausgeführt hat, das wird wohl kaum noch zu eruieren sein. Aber wer es auch immer gewesen, man kann nicht in Abrede stellen, daß er an der Art und Weise Heines sehr geschickt hingetastet und dessen Manier gut wiederzugeben verstanden hat. Vielleicht interessiert die Leser dieser Zeitschrift das Gedicht doch noch, und ich gebe es zum Schluß nach dem Abdruck Nassens wieder:

Auf dem Boulevard du Calvaire,
Wo die Blusen stehen bleiben,
Wo die helle Reverbere
Strahlt durch blankgeputzte Scheiben.

Wo mit goldnen Lettern Biaud
Schon von ferne ist zu schauen,
Thront die schönste aller Frauen,
Von der Spree bis zum Ohio.

Zwei südschwarze Augen blicken
Sittsam auf die griech'sche Nase,
In dem goldgerahmten Glase
Spiegelt sich der weiße Rücken.

Dunkle Locken wallen nieder
Auf des Busens reinsten Sammet;
Von dem eng gepreßten Mieder
Eine Demantbrosche flammet.

Immer still und ruhig bleibt sie,
Wie auch wechseln die Gerichte —
Kalt und unbestechlich schreibt sie
Die Restaurationsgeschichte.

Den Garçons winkt sie verstohlen,
Daß kein Gast unduldsam warte,
Daß nicht fehle, was befohlen,
Eine Wahrheit sei die Karte.

Auf dem Boulevard du Calvaire,
Wo die großen Spiegelthüren,
Kann für 30 Sous, auf Ehre,
Man ganz allerliebst dinieren.

*) Zwei Strophen dieses Gedichts habe ich, durch die irreführenden Mitteilungen eines Korrespondenten veranlaßt, für das ganze gehalten und s. Z. in der „Deutschen Revue" (August 1897) als unbekanntes Gedicht von Heine veröffentlicht. D. V.

Aphorismen.

Führe Dich selbst an der Kette, dann bist Du frei!

*

Je kleiner die Ladung, um so größer der Ballast, so ist es bei den Schiffen und auch bei den Menschen.

*

Zuweilen ist der Unterschied zwischen Mensch und Mensch viel größer, als der Unterschied zwischen Mensch und Tier.

*

Was kein Tierfreund ist, wird auch kein Menschenfreund sein.

*

Wie Du Dir selbst Dein Schatten bist, so sei Dir auch selbst Dein Licht.

*

Wohl dem, der jeden Morgen wieder mit hungrigem Geiste aufzustehen vermag.

Hans Roeder.

Litterarische Notizen.

— In den Tagen, da dies Heft gedruckt wird, rüsten weite Kreise, aber darunter auch gottlob jene engsten, auf die es ankommt, zur Feier des 70. Geburtstages von Marie von Ebner-Eschenbach; sie selbst feiert den 13. September 1900 still in ihrem heimatlichen Zdislawitz, das sie vor Jahren in dieser Zeitschrift so anmutig geschildert hat. Es wird kaum eine Zeitung oder Zeitschrift in deutscher Sprache geben, die ihrer und ihrer Schriften an diesem Tage nicht gedenkt; freilich wäre deshalb für eine ernsthafte Charakteristik ihrer edlen und reinen, milden und festen Persönlichkeit, für eine Würdigung ihres dichterischen Lebenswerkes auch in diesen Spalten noch immer Raum. Aber wir halten seit langen Jahren an der Meinung fest, daß es sich geziemt, nicht erst derlei Gedenktage abzuwarten, um unseren bedeutenden Dichtern den Zoll der Verehrung zu entrichten, und daß vollends kritische Betrachtungen im Festartikelton um so weniger am Platze sind, je größer und bleibender die Werke eines Dichters sind. Nur wer Nachsicht bedarf, mag am 70. Geburtstag kritisiert sein. Und so schreiben wir diese Zeilen nur, um auch namens dieser Zeitschrift der verehrten Dichterin zu sagen, wie dankbar auch wir ihr dafür sind, daß sie ist, wie sie ist: einer der wenigen vornehmen, durch und durch künstlerischen Erzähler unserer Zeit, und vollends unter Deutschlands Dichterinnen der Gegenwart die erste. Und zu diesem Dank, den wir alle ihr schulden, sei auch der besondere für die Gaben gereiht, die sie dieser Zeitschrift spendete. Welcher ihrer Novellen und Parabeln, Gedichte und Aphorismen, die die „Deutsche Dichtung" im Laufe der Jahre von ihr veröffentlichen konnte, der Preis gebührt, mögen andere entscheiden; unserem Herzen am nächsten stehen die selbstbiographischen Skizzen, mit denen sie auf unsere Anregung diese Zeitschrift (Band III., S. 176 ff. und Band XVII., S. 9 ff.), dann, beide Arbeiten zu einer verschmolzen, das Buch „Die Geschichte des Erstlingswerks" geschmückt hat. Sie gehören zu den schönsten, weil wahrsten und schlichtesten Selbstbekenntnissen unserer Litteratur. —nz—

— Gertrud Antleß. Drama in drei Akten von Philipp Langmann. Stuttgart, J. G. Cottasche Buchh. Nachf., 1900. Als Dichter berühmt bleiben, ist zu allen Zeiten unendlich schwerer gewesen, denn als Dichter berühmt werden, aber niemals war die Zahl der Talente, denen ein erster Wurf gelang und dann wenig oder gar nichts anderes mehr, so groß wie in der Gegenwart. Wie viel davon an der Zeit, wie viel an den Talenten liegt, mag hier unerörtert bleiben — die Thatsache an sich steht außer Zweifel. Was hat sich von den Hoffnungen erfüllt, die man an eine so poesie- und lebensvolle Dichtung wie Max Halbes „Jugend" zu knüpfen berechtigt war; wer spricht vollends heute noch von Leo Ebermann, dem Dichter der „Athenerin"?! Auch der junge mährische Dichter, dessen jüngstes Drama uns vorliegt, gehört in diese Reihe — wenigstens bisher. Er begann mit „Realistischen Erzählungen" und anderen Novellen-Bänden, die anders betitelt waren, aber die gleiche Aufschrift hätten tragen können, wie sein Erstlingswerk, und blieb ungelesen und ungenannt. Da gewann sich sein Arbeiter-Drama „Bartel Turaser" die Bühne des Wiener Deutschen Volkstheaters und der Brünner Beamte war mit einem Schlage ein bekannter Autor. Ein solches Schicksal ist nie ganz unverdient; hier war vollends nicht viel gegen den Erfolg zu sagen. An ungemeiner Lebenstreue, an Ernst und Wucht des Gewissenskonflikts, aber auch an dramatischer Kraft kann sich nur Weniges, was in diesen letzten Jahren entstanden ist, mit Langmanns Drama messen. Dazu kam, daß es den beiden, damals herrschenden Moden: der formalen des Naturalismus, und der Mode, sich von der Bühne herab das „soziale Gewissen" schärfen zu lassen, so überaus entgegenkam, gewiß ohne Berechnung, sondern aus einem starken Instinkt des Autors heraus. Und das neueste Drama? Es ist nicht schlecht, nicht einmal unbedeutend — im Gegenteil, der Charakter dieses weiblichen Lear des mährischen Dorfes — es ist die Tragödie des „Ausgedings", des Undanks der Kinder gegen die Mutter, die ihnen das Gut schon bei Lebzeiten übergeben — entbehrt sogar einer gewissen Größe nicht. Auch in einzelnen Details erweist es sich, daß ein Dichter zu uns spricht. Aber ein Dichter, der, wenn herrschende Strömungen nicht seine Segel blähen, den Leser doch aus dem „Aber", aus Einwendungen und Bedenken gar nicht herauskommen läßt. Ist es in den ersten Akten nur eben die Konsequenz des starren Naturalismus, mit dem alles Aeußerliche durchgeführt ist, daß dem Leser jede Konzession an das theatralisch Wirksame unbehaglich auffällt, so wachsen die Bedenken gegen den Schluß immer mehr; man kommt mit der Heldin nicht mehr mit, wenn sie ihr eigenes Haus in Brand steckt, und der Symbolismus, der nun nach Zolaschem Vorbild sein Wesen zu treiben beginnt, wirkt vollens störend. Freilich ist Langmann noch jung, aber so fest, wie bisher, vermögen wir an eine erfreuliche Entwicklung seines Talents nicht mehr zu glauben.

Neue Bücher.

Nachstehend verzeichnete Bücher sind der Redaktion zur Recension zugekommen:

Hertel, Johannes. Indische Gedichte. Aus dem Sanskrit übertragen. Stuttgart, J. G. Cottásche Buchhandlung 1900.

Straßburger, Egon Hugo. Lieder für Kinderherzen. Dresden und Leipzig 1899. E. Pierson.

Bull, D W. Die universelle einheitliche Philosophie oder Naturwissenschaft und Religionswissenschaft in vollkommener Uebereinstimmung. Leipzig o. J. Wilhelm Friedrich.

Redigiert unter Verantwortlichkeit des Herausgebers Karl Emil Franzos in Berlin. — Nachdruck auch im Einzelnen ist untersagt und wird strafgerichtlich verfolgt. — Verlag der Concordia Deutsche Verlags-Anstalt in Berlin. — Druck von W. & S. Loewenthal, Berlin C.

Gedichte

von

Wilhelm Jensen.

Im Wald.

Ein Sommermittag. Um uns hoch und dicht
Blattwerk und Blüten; in des Waldes Tiefen
Verdämmernd rings ein grünes Schattenlicht.

Ganz unbewegt. Perlmutterfalter schliefen
Auf weißen Dolden; wie von Zaubertraum
Gebändigt alles. Nur Wildtauben riefen,

Und knisternd leis' regt Deines Kleides Saum
Das welke Vorjahrslaub. Auf weichem Moose
Gedämpft der Tritt; verstrickt von Baum zu Baum,

Greifranken warf nach uns die wilde Rose;
Ein gold'nes Funkenspiel, das kam und schwand,
Und Mittagsstille, lautlos-atemlose.

Kaum sichtbar hob die Brust Dein Florgewand,
Durchschimmert leicht von rosenhaftem Scheine;
Herab hing reglos Deine weiße Hand.

Den Hut umflocht Gewind' von wildem Weine,
Dicht auf den Nacken fiel das braune Haar;
Ein Augenpaar wie blaue Lichtgesteine.

Zur Seite gingst Du so mir, und es war,
Wie's oft schon war. Und anders doch, umfangen
Von einem Schweigen, scheu und sonderbar.

Uns beiden stand im Antlitz stummes Bangen;
Wovor? Nur einmal sprach's von Mund zu Mund:
„Wir sind verirrt". — Ja, wir sind fehlgegangen.

Die Augen mieden sich und suchten rund
Nach einem Pfad. Doch zog's sie sich entgegen
Mit Übermacht; den grünen Waldesgrund

Durchklang's von hörbar lauten Herzensschlägen.
Die Blicke fanden sich, wir sah'n uns an,
Verhalt'nen Atems, ohne Wort und Regen.

So Aug' in Auge standen Weib und Mann,
Und in des hohen Sommers schwüler Stille,
In ihrem traumhaft gold'nen Märchenbann,

In ihrer Einsamkeit — nichts, als der Wille,
Als unsres Willens zitternd letzter Halt.
Es sprach der Blick, zu Sturmeswogen schwille

Es über ihn mit stürzender Gewalt;
Ein irres Aufglüh'n brannte durch die Lider —
Da bebte jählings um uns her der Wald

Vom Wetterstoß, ein Blitzstrahl fuhr hernieder,
Der Donner drein, betäubend, doch entriß
Er der Betäubung die gelähmten Glieder.

Rief ich's – thatst Du's? „Wir müssen schnell ". „Gewiß".
Ein Atemzug, hinab zum Tiefsten ringend,
Dann gingen wir. Mit Wolkenfinsternis

Umwob der Himmel sich; durch Dickicht dringend
Trug uns der Fuß hinaus zum Waldesrand,
Dort half ich Dir, vom Hang Dich niederschwingend.

Weit dehnte sich dem Blick das offne Land,
Um uns der Regen, Sturm und blaue Flammen;
Nun lachten wir, noch laufend Hand in Hand.
Doch nie allein mehr gingen wir zusammen.

Grabspruch.

Kehr' heim zu Deiner Mutter, dieser Erde!
Es zeugte Dich mit ihr der Sonnengott
Und gab zur Mitgift Dir von seiner Hoheit.
Zu sich erschloß er Deinen Blick vom Staub
In ewige Ferne, hellte Dir das Haupt,
Mit Deines Geistes Kraft zu ihr zu dringen,
Und Sehnsucht legt' er Dir ins Herz, zu ihm
Aus niedrem Dunstkreis Dich emporzuheben.
Doch mehr vermocht' er nicht, denn Dich gebar
Sterblicher Mutter Schoß. Sie nährte Dich
An warmer Brust; mit Sorgfalt überwachte
Sie Dein Gedeihen, schmückte Deinen Weg

Und schuf zur Rast Dir freudige Heimatstätte.
Sie sann auf Glück für Dich und tröstete
Mit neuen Gaben ihres Kindes Leid.
Dem Säugling gleich noch hielt sein graues Haar
In treuer Hut sie; doch zum Erbteil gab
Sie Dir des eigenen Seins Vergänglichkeit.
Denn ihr gehörtest Du, Dir ward kein Recht,
Das höher als ihr eignes, und so kehrst
Du heim zu Deiner Mutter, dieser Erde.

Feldblumen.

I.

Wohl taucht aus altem Munde
Noch auf die Erinnerung
Und raunet in Dämmerstunde;
Sie waren schön und jung.

Der Sommer lag auf dem Lande,
Die Rosen dufteten heiß,
Es sangen am weißen Strande
Die Wellen so heimlich leis'.

Die Segel begann zu spannen
Der Wind; sie winkten ade
Und fuhren selbander von dannen
Weit über die blauende See.

Die Wellen singen noch immer
Am Strande so heimlich und sacht;
Es haben die Wellen nimmer
Von ihnen Kunde gebracht.

Stumm horchen am Brunnenrande
Die Mädchen, sie atmen leis';
Der Sommer liegt auf dem Lande,
Und die Rosen duften so heiß.

II.

Ging ich durch's Thal zur Frühsommerzeit,
Rauschte der Waldbach hell mir zur Seit',
Schnitt dran Bretter die Säge;
Lag eine Rose, von achtloser Hand
Fallen gelassen, am Wasserrand,
Lag verwelkend am Wege.

War nur ein Röslein vom wilden Rain,
Hatt' wohl ein Stadtknab' im Sonnenschein
Abgepflückt am Gehege,
Kurz dran ergötzt sich bei flüchtigem Ruh'n;
Lag mit dem blassen Gesichtchen hier nun
Welk und verlassen am Wege.

Klang's mir, als hört ich am Bergeshang
Sorglos noch ihn im Weitergang
Pfeifen durch sonnige Schläge;
Freudig im Blau scholl der Lerche Gesang,
Nur mißtönig mit schrillendem Klang
Schnitt ihre Bretter die Säge.

III.

Ueber die knisternde Stoppel nun geht's,
Um mich von goldenen Blättern nun weht's,
Schwebenden Herbstesstandarten.
Märzengenziane, was siehst Du im Wind
Lachend mich an, blauäugiges Kind,
Konnt'st nicht den Frühling erwarten?

Unbedacht thöricht liebliches Ding,
Warest zu eilig, kommst zu gering
Nun an sonnigen Tagen.
Finster mit drohender Hand in der Näh'
Harret der Feind schon, ein Bahrtuch von Schnee
Eilig um Dich zu schlagen.

Ach, wie so manchmal am Wegesrand
Schwestern von Dir im Frühlingsgewand
Sah so hoffend ich stehen.
Schönstem bereitet in lieblicher Pracht —
Sah sie, getroffen von tückischer Nacht,
Sommerbetrogen vergehen.

IV.

Dein harrt nun die Kammer am Mauerrand dort,
Sie tragen durch blühende Wiesen Dich fort;
Die Sonne blitzt auf den schwarzen Brettern,
Es hallen die Glocken, die Finken, sie schmettern.

Auf dem blumigen Pfad gar oft ohne Schuh
Leicht sah ich Dich hüpfen, Du lachtest mir zu.
Ein fröhliches Lied, und Dir flogen die Locken
Im Frühlingswind beim Geläute der Glocken.

Es kamen die Sommer, im Sonnenschein
Ging dort nun ein schlankes Mägdelein;
Schwer kamen die Winter, ich sah mit dem kranken,
Entfärbten Angesicht müde Dich wanken.

Nun schwankst Du zum letztenmal durch den Glanz,
Die Wiesen umblüh'n Dich wie bräutlicher Kranz,
Hochher vom Wipfel wogen hernieder
Der Amsel jubelnde Hochzeitslieder.

Du siehst es nicht und Du hörst es nicht,
Dir folgt zum letztenmal mein Gesicht;
Ich weiß nicht, will Trauer das Herz mir bewegen,
Will es beruhigt zum Schlafen Dich legen?





Briefe von Berthold Auerbach.

(1852—1853.)

I.

Die nachstehend mitgeteilten, bisher ungedruckten Briefe Berthold Auerbachs sind an Max Ring, den verehrten, in frischer Rüstigkeit unter uns weilenden Senior der deutschen Romandichter gerichtet.

In seinen trefflichen „Erinnerungen" (Berlin 1898) giebt Max Ring ein Bild seiner Beziehungen zu Auerbach und eine Charakteristik des Dichters, beide so lebensvoll, so redlich und so anziehend, daß es unrecht wäre, sie hier zu einem notdürftigen Auszug zu zerstückeln. So verweisen wir denn auf das schöne Buch und begnügen uns an dieser Stelle mit einigen kargen Thatsachen. Ring lernte Auerbach zuerst 1848 in Breslau kennen, wo der Schwarzwald-Dichter damals, nach dem Tode seiner ersten Frau, im Hause seines Schwiegervaters, Moritz Schreiber, lebte und an dem litterarischen, namentlich aber auch an dem politischen Leben der schlesischen Hauptstadt in seiner warmblütigen Art kräftigen Anteil nahm. Die beiden, im Alter wenig verschiedenen Männer (Auerbach 1812, Ring 1817 geboren) verstanden sich litterarisch, namentlich aber auch menschlich so gut, daß die Beziehung bald eine nähere wurde, auch standen sie zudem politisch in demselben Lager, dem der gemäßigten Demokratie (vrgl. Rings „Erinnerungen" I. 212 ff., 235 ff., 244 ff., 254 ff.). Darauf wandte sich Auerbach nach Dresden, während Ring, den seine politische Thätigkeit in den nun folgenden Tagen der Reaktion für alle „Gutgesinnten" auch als Arzt, was ja bekanntlich sein ursprünglicher Lebensberuf war, in Breslau unmöglich gemacht hatte, 1850 nach Berlin ging, um sich dort seine Existenz zu begründen, was ihm auch in kurzer Frist gelang. Er wurde ständiger Mitarbeiter der „National-Zeitung" und bald auch ein sehr geschätzter Romanschriftsteller.

Der Zusammenhang des jüngeren Genossen mit dem berühmten Freunde wurde von beiden auch über die Breslauer Tage hinaus sorglich gewahrt. Von einzelnen Besuchen — Rings in Dresden, Auerbachs in Berlin — abgesehen, war auch die Korrespondenz eine lebhafte. Leider ist von den Briefen Auerbachs von 1849—1852 nichts erhalten. Das erste Schreiben des Dichters an Ring, das uns vorliegt, betrifft seinen 1851 veröffentlichten Roman „Neues Leben" und lautet:

Haben Sie denn mein neues Buch nicht zugeschickt bekommen? lieber Ring. Ich habe meinem Verleger den Auftrag gegeben, Ihnen solches alsbald zur Anzeige in der National-Zeitung zuzusenden. Ich schrieb Ihnen nichts dazu, weil ich dachte, daß das Buch für sich allein sprechen solle und es Ihnen mehr von mir erzählen soll, als je ein Brief in sich aufnehmen kann. Nun sehe ich mich aber vergebens nach einer Anzeige in der National-Zeitung um und doch ist mir daran im Interesse dessen, was das Buch vertritt, so besonders viel gelegen.

Ich muß fast besorgen, daß Sie das Buch gar nicht bekommen haben, denn ich kann mir nicht denken, daß auch Sie zu den Freunden gehören sollten, die den Mißwollenden den Vorrang lassen, so daß das öffentliche Urtheil verschoben oder in sich irre gemacht wird.

Ich frage Sie daher zuerst, ob Sie das Buch bekommen haben. Ist dies nicht der Fall, so entnehmen Sie sichs sogleich aus dem Buchladen und ich schicke Ihnen ein anderes Exemplar dafür.

Haben Sie aber das Buch bekommen, so beschleunigen Sie eine ausführliche Anzeige desselben in der National-Zeitung, ich darf wohl sagen, nicht im Interesse meiner, sondern im Interesse der persönlichen Hingebung der Demokratie, die ich zu vertreten strebe und in diesem Buche auf eigenthümliche Weise zu gestalten versuchte. Ich habe mir es grundsätzlich versagt, der Kritik durch Ausdeutung und Erklärung der immanenten Intentionen Richtung und Gesichtspunkte zu geben. Ich hoffte, daß unbefangenes und gewissenhaftes Eingehen auf das Gegebene die Psyche des Ganzen nicht verkennen ließen. Jetzt muß ich leider sehen, daß die Großthuerei der blosen Technik und oberflächliche Einsichtnahme eine crasse Verkehrung zu Tage fördert. Gutzkow rieth mir, ich solle selber für Feststellung des richtigen Standpunktes öffentlich auftreten — ich kann das nicht, es widerstrebt meiner ganzen Natur. Ihnen aber möchte ich doch Einiges andeuten, damit Sie selber erkennen mögen, ob und inwieweit ich das Erstrebte erreicht habe oder nicht. — Ich habe meine Erzählung da begonnen, wo ein anderer sie geschlossen hätte, der die Vorgeschichte des Helden zum Roman gemacht und damit geschlossen hätte, daß er etwa sagte: Er widmete sich fortan dem Volke. Ich

zeigte, wie diese Hingebung sich ins Werk setzt und wenn ich damit in realistischer Weise ein zukünftiges Sein anschaulich zu machen suchte, so wollte ich damit nicht nur ein neues Leben eines einzelnen Menschen, sondern das neue Leben zeigen, wie es die Zeit bringen muß, wo die Zerrissenheit der Völker in verschiedene Culturstufen durch lebendige Hingebung der Persönlichkeiten ihre Ausgleichung findet, wo die einen von ihrer überschraubten Culturhöhe herabsteigen und die anderen sich aus der Niederung erheben. Ich habe das apostolische Märtyrthum gerade in kleinen Verhältnissen und Thätigkeiten und nicht in großen Thaten gezeigt, denn die wahre Freiheit muß den falschen Begriff des Heldenthums, der Auszeichnung vermittelst Anderer als Werkzeuge auflösen. Ist es nun nicht empörend lächerlich, daß man mir vorwirft, ich hätte nicht Partei ergriffen, während ich mich nicht an einer Umgestaltung politischer Formen genügen lasse, sondern darauf hinarbeite, daß die ganze Daseinsweise umgestaltet werden muß und in einem festgeschlossenen Kreise zeigte, wie und wo alles anzufassen ist? Daß ich hiebei auf die Charaktere gestellte theoretische Erörterung nicht umgehen konnte, versteht sich von selbst. Ich habe das Buch in jeglicher Weise gegeben als eine Position jenseits der blosen Negation oder Opposition, und die Discussion mußte mir als verklingender Kampf, der rückwärts der Position liegt, scharf und rasch sich fixiren und als solcher fest bezeichnet werden. Ich verkenne die Mängel meiner Begabung bei so großer Aufgabe nicht, ich weiß, daß die apostolische Sendung, die es hier darzustellen galt, nicht die bezwingende Macht gewonnen und die Menschen stecken noch so sehr im traditionellen Vorurtheil, daß sie die apostolische Macht an einem Manne als Helden nicht sehen, weil er ein Leutnant war und Schullehrer wurde wie sie einst Christus, wenn ich das vergleichen darf, den Rabbi vorwarfen. Ich glaube aber, daß Allgemeines genug in der Welt gesagt ist, es gilt jetzt zu zeigen, wie sich das persönliche Leben gestalten muß; durch Regieren und Predigen ist der Welt nicht geholfen. Es gilt die einzelne unscheinbare That.

Ich habe mehr geschrieben als ich Anfangs wollte, lieber Ring. Sie mögen daraus ersehen, wie sehr es mich drängt, nicht mißdeutet und nicht mißkannt zu werden und wie sehr ich wünsche, daß gerade unsere Partei den rechten Gesichtspunkt aufstellen möge. Ich unterlasse es aber, Sie noch ausführlich darauf hinzuweisen, wie ich den Riß innerhalb der verschiedenen Bildungsstufen darlegte und auszugleichen suchte, indem weder die blose Naivetät für sich noch die reine Abstraction der Bildung mit all ihren Geistreichigkeiten das volle Leben darstellt. Habe ich in Victor eine ganze Menschennatur dargestellt, die die Bildung aus dem blosen Umgange mit der Mutter erhalten und sich dabei die ursprüngliche Natur gewahrt hat?

Es ist mir ein wehmüthiger Gedanke, daß ich selber der Erklärer meiner Produktionen sein soll. Ich hatte gehofft, die zurückgezogene Unberührtheit nie verletzen zu müssen. Ich sehe, es geht nicht anders; und wenn auch wohl Manches, was ich hier sagte, bei Ihnen nicht nöthig war und Sie solches wol selbst fanden, so schreiben Sie es dem Unmuthe über Verkennung und Verdrehung zu, der mich so weit fortriß. Ich bitte Sie daher auch, diese Mittheilung nur für sich zu behalten und vertraue zuversichtlich, daß Sie mir die Erfüllung dieser Bitte gewähren. Und nun antworten Sie mir, wenn auch nur in zwei Worten, umgehend.

Ich habe Ihnen dann auch noch manches Persönliche mitzutheilen. Vorerst empfangen Sie die freudige Nachricht, daß mir heute vor acht Tagen ein zweiter Sohn geboren wurde, der sich mit der Mutter wohlauf befindet.

Mit freundschaftlichem Gruße

Ihr ergebener

Berthold Auerbach.

Dresden, 18. Jan. 1852.

Der Brief, an sich gewiß genügend interessant, wird es vollends denjenigen Lesern sein, die Auerbachs „Neues Leben" kennen. Diese Leser werden uns auch beistimmen, wenn wir meinen, daß Auerbach hier zwar mit der natürlichen Liebe des Vaters von seinem Kinde redet, aber doch die Grenze, die dem Dichter auch gegenüber dem befreundeten Kritiker gesetzt ist, nicht — mindestens nicht wesentlich und in rügenswerter Art — überschreitet. Auch wird man nie vergessen dürfen, daß die zeitgenössische Kritik, über die sich Auerbach sonst wahrlich nicht zu beschweren hatte, diesem Buche thatsächlich Unrecht gethan hat. Wir wissen es aus Auerbachs eigenem Munde, aus einem 1880, also nahezu 40 Jahre nach dem Erscheinen des Romans geführten Gespräch, daß er, der sonst leicht Peinliches vergaß, dieses Mißgeschick nie verwunden hat. In seinem unverwüstlichen Optimismus hoffte er freilich selbst damals noch auf eine Zeit, wo „mindestens Menschen von historischem Sinn, Menschen, die wissen wollen, was die Demokratie von 1848 und was die folgende Reaktion für unser Geschlecht bedeutete", zu dem Buche greifen würden. „Die Litterar-Historiker", meinte er, „die Historiker überhaupt, werden von dem Buche sprechen; die können es ja gar nicht übersehen!" Selbst diese bescheidene Hoffnung einer späten Würdigung in engsten Kreisen hat sich nicht erfüllt. Die meisten Litterar-Historiker besprechen das merkwürdige Buch in einer Art, die deutlich beweist, daß sie es unmöglich selbst gelesen haben können, andere wieder nennen es überhaupt nicht! Und

doch ist „Neues Leben" trotz aller Schwächen schon deshalb lesenswert, weil es in die Stimmungen und Strebungen um 1850 tiefer hineinleuchtet, als jedes Geschichtswerk. Auch litterarhistorisch ist es bedeutsam, als der erste, tastende, aber geistvoll ersonnene und nicht ohne Kühnheit durchgeführte Versuch, aus den politisch-sozialen Strömungen der Gegenwart heraus einen Erziehungsroman im Sinne Goethes zu schreiben. Vollends unentbehrlich aber wird die Lektüre jedem sein, der Auerbachs Entwicklung richtig verstehen will. „Neues Leben" ist das Bindeglied, das vom „Spinoza" zu „Auf der Höhe" und dem „Landhaus am Rhein" hinüberleitet. Und dennoch! Die Litterar-Historiker von heute können viel mehr übersehen, als Auerbach 1880 für möglich hielt, sogar mehr, als wir anderen Menschenkinder auch 1900 noch für möglich halten.

Besonderer Erläuterungen bedarf der Brief nicht. Daß Auerbach in jener Zeit sich mit Gutzkow noch vertrug, ist bekannt. Gutzkows Rate zu folgen und öffentlich selbst für sein Buch einzutreten, hinderte ihn übrigens vielleicht mehr als seine Natur seine Klugheit. Auch gebietet es die Wahrheit, zu bemerken: „selber der Erklärer seiner Produktionen" zu sein, mag vielleicht in diesem Falle, wo er Unbill erfahren, für Auerbach ein „wehmütiger Gedanke" gewesen sein, aber es war ihm sonst, vom Beginn seiner litterarischen Thätigkeit bis an sein Ende, auch eine liebe, mit größter Rastlosigkeit geübte Beschäftigung.

Natürlich erfüllte Max Ring den Wunsch des Freundes, soweit ihm Geschmack und kritisches Gewissen gestatteten. Hier Auerbachs Dankbrief für die Anzeige:

Sie haben mir eine wahre Freude gemacht, lieber Ring, mit der eingehenden Anzeige meines letzten Buches in der National-Zeitung. Mir that nicht nur das Allgemeine darin wohl, sondern auch, daß ich den warmen Herzton darin wahrnahm und ich sehe es als eine besondere Genugthuung und als Ausgleichung an für anderweitig erfahrene Unbill.

Es ist auffallend, wie die vergangenen Jahre großer nationalen Täuschung die Menschen apathisch oder besten Falls kritisch aller frischen Belebung gegenüber gemacht haben. Man scheut sich vor einem Eingehen in die Intentionen eines andern, besonders aber vor harmloser Hingebung. Im gesellschaftlichen Verkehre, noch bemerkbarer aber in der Aufnahme geistiger Produktionen ist das zu finden. Das darf aber nicht abhalten, unverdrossen der innern Pflicht zu genügen, und so gehe ich wohlgemuth meinen Weg weiter.

Sehr lieb wär mir's, wenn ich dabei auch wieder Ihnen persönlich begegnete. Es waren doch auch schöne Stunden mitten in dem Wirrwarr des damaligen Treibens, die Stunden am Blücherplatz und die Gänge in den Promenaden. Es ist mir eine Erquickung, daß Sie mir aus jenen Tagen auch einen nachwirkenden Einfluß zuschreiben.

Warum kommen Sie nicht einmal zu mir? Sie wissen, wie hart mir das Briefschreiben wird, aber plaudern möchte ich mit Ihnen einen ganzen Sack voll.

Ich gehe im Mai mit meiner ganzen Familie nach Schwaben, um den Sommer über dort zu bleiben. Hätten Sie nicht Lust, mich vielleicht dort aufzusuchen? Es könnte dies von Ihnen ja auch litterarisch nutzbar gemacht werden und für die Folge wäre es gewiß auch von guter Wirkung und ich würde Ihnen gerne ein Führer in meiner Heimath sein. Überlegen Sie das und schreiben oder besser sprechen Sie mir davon.

Was Ihren Wunsch um eine ständige Zeitungscorrespondenz betrifft, so mache ich Sie auf das „Frankfurter Conversationsblatt" aufmerksam. Der Redakteur Dr. Eduard Sattler ist ein alter Bekannter von mir, den ich aber seit seiner Studienzeit nicht wieder gesehen habe. Sie können sich auf mich berufen, bedürfen aber meiner Empfehlung nicht, da Ihr Name wohlbekannt ist, und thun wohl am füglichsten, sich unmittelbar mit Ihrem Antrage an Dr. S. zu wenden. Sie können sich darauf verlassen, daß, wenn ich sonst etwas Genehmes finde, ich Ihrer gedenken werde.

Haben Sie die Güte, Zabel meinen besonderen Gruß zu sagen. Ich möchte den Mann kennen, der in diesen Tagen den schlagenden Artikel über die Hegelsche Vergiftung geschrieben hat. Das war ein Nagelschuß.

In meinem Hause ist alles wohlauf, meine Frau grüßt Sie bestens und an meinem August werden Sie Ihre besondere Freude haben, wenn Sie kommen zu Ihrem

Berthold Auerbach.

Dresden, 17. März 1852, am Geburtstage Gutzkows, bei dem ich heut Abend sein werde.

Dr. Zabel, der „alte Zabel", war damals Chef-Redakteur der „National-Zeitung". Im Uebrigen bedarf der Brief keiner Erläuterung, ebensowenig der folgende. Vorausgeschickt sei nur, daß Ring damals eben aus Ober-Italien heimgekehrt war.

Ich bin Ihnen noch Antwort auf Ihre Zeilen schuldig, lieber Ring, die ich in meiner Heimath erhielt, wo ich fünf Monate mit meiner ganzen Familie zubrachte. Sie haben ein groß Stück Welt zum erstenmal gesehen und hätten mir gewiß viel zu erzählen, ich Ihnen aber auch, denn ich habe in meiner kleinen Welt doch wieder Vieles neu gesehen. Ich hoffe, daß wir uns bald einmal hier oder in Berlin sprechen. Ich werde jetzt Ihre Stadtgeschichten vornehmen und einstweilen haben Sie sich wol von mir vom Dorfleben erzählen lassen.

Ich habe Ihnen von meinem Verleger den III. Band der „Dorfgeschichten“ schicken lassen und hoffe nun baldigst den Eindruck, den sie Ihnen gemacht, in der „National-Zeitung“ zu lesen. Ich habe die große Freude, daß dieses Buch bis jetzt den Kunstgenossen, von denen ich bisher nur davon hörte, in ungewöhnlicher Weise gefallen hat. Prutz hat mir einen enthusiastischen Brief darüber geschrieben. Ich will Ihnen aber nichts weiter davon sagen, obgleich ich wohl weiß, daß Sie kein fremdes Urtheil bestimmt. Ich habe Ihnen das auch nur mitgetheilt, um Ihnen meine Freude darzuthun, daß selbst Prutz, der gegen das „Neue Leben“ so vielfach ungerecht war, jetzt mit schwärmerischen Worten sich über den III. Band und besonders über den Diethelm, ausspricht. Ich darf Ihnen das sagen, wir kennen ja einander genugsam, ohne dadurch irgend einer Verkennung von Ihnen ausgesetzt zu sein.

Haben Sie vielleicht das Exemplar von Bassermann noch nicht erhalten, so nehmen Sie einstweilen aus dem Buchhandel ein Exemplar, zeigen mir solches an und es soll Alles bald besorgt werden.

Zugleich bitte ich Sie, mir die betreffende Nummer der „National-Zeitung“ unter Kreuzband zu schicken.

Meine Frau grüßt Sie bestens, ebenso ich. Ihr freundschaftlich ergebener

Berthold Auerbach.

Dresden, 21. November 1852.

Ich bitte auch meinen Gruß an Herrn Zabel auszusprechen.

Daß Prutz den „Diethelm“ lobte, war ebenso begreiflich, wie der scharfe Tadel des Erzdemokraten gegen „Neues Leben“, in dem der Held als Lehrer in die Schulstube geht, und nicht, wie es Prutz' Anschauungen entsprochen hätte, als Kämpfer auf die Barrikade. Der „Diethelm“ aber war und blieb ja die Perle aller Dorfgeschichten Auerbachs. — Bassermann (in Mannheim) war der damalige Verleger der „Dorfgeschichten“. Der erste Band von Rings „Stadtgeschichten“ und der dritte von Auerbachs „Dorfgeschichten“ erschienen fast gleichzeitig. Fr.

(Ein Schluß-Artikel folgt.)

Am Starnberger See

Zittert Mondlicht über dem See,
Über dem Weg am Hügel,
Naht mir ein Traum, ein Bild, ein Weh,
Auf mitternächt'gem Flügel.

War's gestern? war's in ferner Zeit,
Daß ich den Mond sah steigen,
Wachend auf dem Altan, wie heut,
In Einsamkeit und Schweigen?

Wie Gottes Mantel wallte hin
Der Nacht erhabnes Leben,
Ein jeder Stern am Himmel schien
Verheißungsvoll zu beben.

Träumend lauscht' ich dem Atemzug
Der schlummernd stillen Erde,
Bis plötzlich an das Ohr mir schlug
Der Hufschlag schneller Pferde.

Ein Reiter flog, in blauem Gewand,
Vom Hügel niedersausend,
Sein Federhut, sein Roß verschwand —
Nun folgt's ihm dicht und brausend.

Vierfach mit lichten Falben bespannt,
Jagt ein offener Wagen,
Blitzende Räder auf schimmerndem Sand,
Speichen, mit Silber beschlagen.

Eine schlanke Jünglingsgestalt,
Frei die Locken dem Winde,
Schwärmender Augen dunkle Gewalt —
Evoë dem Königskinde!

War es ein Spuk, ein Märchengesicht?
Weg ist alles, verklungen,
Ist es zerstiebt im Mondeslicht?
Hat es der See verschlungen?

Amélie Godin.

Rieselregen.

Aus Litauen.

Rieselregen. Unbewegt im toten Bruch
Steh'n drei Tannen, oder sind es Nordlandshünen,
Gruftentstiegen?... Schwer vom kahlen Kamm der Dünen
Löst sich einer flammenroten Wolke Zug
Groß und gräßlich wie ein Fluch.

Wie sie tuschelnd sich im Höhendämmer kauert
Über jenen grimmen Riesen! — Doch sie sinkt
Und verblinkt. Der Abend frostig liegt und lauert
Fern am Fischerdorf. Ein dumpfer Beilschlag springt
Über starre Moderlachen und verschwirrt.
Meine Pulse hämmern, und mein Auge irrt
In das müde Schweigen. Und die Finsternis
Geistert in die Ginsteröde ungebrochen —

Heute noch an meine Thüre wird gewiß
Schwarzes Unheil pochen.

A. K. T. Tielo.

Das Tröstliche.

Erzählung von Georg Bormann.

(Fortsetzung.)

„Papa," rief sie, sich vorbeugend, mit ihrer hohen Kinderstimme dem Oberst entgegen, „Papa, ich wollte Dir bloß den Heß bringen; er hätte sonst nicht zu Dir gefunden. Aber im Garten darf ich doch bleiben? Sieh doch, was Heß mir mitgebracht hat. Ich setze mich damit aufs Hügelchen und bin ganz still."

„Ja," sagte der Oberst, „weil Du Heß so gut hergebracht hast, mußt Du eine Belohnung haben. Aber nun mach', daß Du fortkommst."

Das Kind stürmte mit seinem Schatz in der Hand zu einem erhöhten Platz mit Gartentisch und Stühlen, von denen man über die Mauer ins Freie blicken konnte, und den es selbst, weil es sein Hauptspielplatz war, „das Hügelchen" getauft hatte.

Der Offizier stand in militärischer Haltung, mit angezogenem Degen vor seinem Vorgesetzten.

„Na, Heß, dann ist ja alles in Ordnung, und wohin soll's denn nun gehen?"

„Herr Oberst, ich will zunächst nach München und von da aus über Salzburg in die Alpen. Ganz festgelegt hab' ich mich mit meinem Plan noch nicht; ich will mich auch ein wenig von irgend einem guten Winde treiben lassen."

„Das ist recht; hinein in etwas Großes, das einen mal aus der alten staubigen Haut fahren läßt. Sie kennen die Alpen noch nicht?"

„Nein, Herr Oberst. Ich kenne eigentlich nur meine alte Garnisonstadt und was ich im Feldzuge gesehen habe. Auch in München bin ich noch nicht gewesen."

„Aber Heß, das sage ich Ihnen, daß Sie mir da nicht in den Galerien hängen bleiben. Sie machen schon Miene dazu. Nein, immer hinein in die Berge oder noch besser hoch hinauf! Und wenn Sie durchaus von Ihren Künsten nicht lassen können, nehmen Sie meinetwegen Ihr Skizzenbuch mit und setzen Sie sich vor eine Sennhütte oder vor einen Wasserfall hin und bringen das hinein. Dann können Sie wenigstens, wenn Sie uns erzählen, alles hübsch illustrieren. Sie haben doch Ihr Skizzenbuch eingepackt?"

Heß mußte es lächelnd zugeben.

„Dacht' ich's doch," lachte der Oberst. „Na, schadet nichts; ein solcher Begleiter hilft auch mal über einen halben Regentag weg und neben der Sennhütte kommt auch wohl die Sennerin auf die Blätter."

Die Herren vertieften sich jetzt mehr in den Garten und das Gespräch lenkte sich auf dienstliche Dinge. Währenddessen saß Erna, das aufgeschlagene Bilderbuch im Schoß, auf dem Hügelchen und folgte den Auf- und Abgehenden mit der Aufmerksamkeit eines listigen Kätzchens, und als Heß einmal zufällig zu ihr hinübersah, benutzte sie sogleich die Gelegenheit, um ihm auch aus der Ferne pantomimisch ihre Zufriedenheit mit seinem Geschenk zu bekunden. Denn sie schlug mehrmals lebhaft auf das Bild in ihrem Schoße und strich dann mit der Hand über die Magengegend, um ihm anzudeuten, wie er so ganz ihren Geschmack getroffen. Als aber auch der Papa aufmerksam zu werden schien, senkte sie ihr Näschen so tief hinab, daß man von dem Schelmengesicht gar nichts mehr sehen konnte.

Als die Herren auf ihrem Rundgange bis zur Laube gekommen waren, nahmen sie in derselben Platz. Der Oberst schenkte die Gläser voll: „Auf eine glückliche Reise und ein gesundes Wiedersehen!" Er setzte das Glas nieder und sah scharf zu dem jungen Offizier hinüber: „Ich muß Sie noch etwas fragen, Heß!"

„Herr Oberst!"

„Sie haben doch nicht die heimliche Absicht, den Dienst zu quittieren?"

„Herr Oberst!" — Jetzt kam aber das Wort mit so ehrlichem Erschrecken heraus, daß der, der es veranlaßt, wohl bemerkte, daß er nicht nur im Irrtum gewesen, sondern vielleicht auch noch ein kränkendes Mißverständnis veranlaßt hatte. Er

fuhr gleich mitten durch, um seinen Fehler wieder gut zu machen.

„Aber, Heß, Sie glauben doch nicht — na, weiter fehlte mir nichts! Nein, im Gegenteil! — Ich will Ihnen sagen, wie ich zu dem Verdacht gekommen bin. Sie sind jetzt in guten Vermögensverhältnissen, Sie haben sich mit Ihren kartographischen Arbeiten ein neues, erfolgreiches Gebiet der Thätigkeit erschlossen, mit dem Avancement geht's augenblicklich nicht weiter, Sie sind zweiunddreißig Jahr alt, — da dacht' ich, er ist vielleicht unzufrieden mit seiner Stellung, denkt ans Heiraten —"

„Nein, Herr Oberst," erklärte nun Heß bestimmt, „ich bin nicht unzufrieden, ich fühle mich wohl in meiner Stellung, und so lange ich die Uniform tragen darf, werde ich sie nicht ausziehen."

Der Oberst nahm ruhig diese Antwort entgegen. Dann sagte er, offenbar zufrieden, eine deutliche Erklärung erlangt zu haben, und auch mit dem Wunsche, dem Gespräch eine andere Wendung zu geben: „Aber, Heß, wie ist's mit dem Heiraten?"

Er ergriff das Glas und wollte wohl mit einem Scherze alles wieder gut machen, bemerkte aber, daß Glas und Flasche leer waren.

„Heiraten?" antwortete der Offizier und sah vor sich nieder, „darauf bin ich noch nicht gekommen." —

Von den frisch geschnittenen und besprengten Rasenflächen wehte ein erquickender Duft her und der Bursche schleppte eben einen Schlauch bei der Laube vorüber.

„August," rief ihm der Oberst zu, „laß Dir von meiner Frau noch eine Flasche von derselben Sorte herausgeben. Sehen Sie, Heß," fuhr er dann gut gelaunt fort, indem er den kühlen Hauch einsog, der aus der Tiefe des Gartens kräftig zu ihnen drang, „sehen Sie, einen Tag wie heut sollte man immer mit rechter Dankbarkeit genießen. Man glaubt gar nicht, wie selten solche Tage im Jahre sind; nicht zu heiß, nicht zu kalt, man fühlt sich so ganz wohl."

„Ja," stimmte Heß nachdenklich zu, „ein schöner warmer Tag ist fast so selten —"

Er mußte sein Glas hinüberreichen, das der Oberst aus der eben gebrachten Flasche von neuem füllte.

„Aber verzeihen Sie, Heß, ich unterbrach Sie; Sie wollten etwas sagen."

„Nichts von Bedeutung, Herr Oberst."

„Doch, doch!"

„Ich meinte nur, ein schöner warmer Tag ist fast so selten wie ein freundliches Menschenangesicht. Ich verstehe darunter nicht eins, das auswendig lacht und inwendig vielleicht eine Grimasse macht, ich verstehe darunter ein solches, dem von innen heraus die Freundlichkeit aus den Augen schaut."

„Ganz meine Meinung, Heß! Sie wollen sagen, freundliche Gesichter giebt es schon, aber solche, die einem gleich das Herz abgewinnen wie solch ein Tag, die — die sind selten. Hören Sie", fügte er hellseherisch hinzu, „der Vergleich gefällt mir, aber was Sie da sagen, beruht auf einer bestimmten Erfahrung. Auch Ihnen, Heß, hat einmal so etwas ins Herz geleuchtet. Heraus damit, wann ist's gewesen, und warum haben Sie nicht festgehalten, was Ihnen Gott bescherte?"

Die Worte waren so ernst und einfach gesprochen, daß der junge Offizier tief davon berührt wurde. Er sah bei dem Oberst vorbei, in den Garten hinaus. Es war eine Stunde, wo, trotz der verschiedenen Achselstücke, jeder vom anderen fühlte, es saß ihm ein Freund gegenüber.

„Herr Oberst," sagte der Angeredete offenherzig, „diese Erinnerung gehört in meine Jugendzeit; es würde zu weit führen, davon zu reden."

„Nicht doch, Heß," entgegnete der Oberst entschieden, „diese Stunde gehört uns, wenn ich Sie nicht von etwas Notwendigem zurückhalte. Ich weiß so wie so nur wenig von Ihrer Vergangenheit. Mir ist nur erinnerlich, daß Sie in Ihrem väterlichen Hause fünf Geschwister waren. Das habe ich behalten, weil ich an meine eigenen fünf dachte."

„Ja, Herr Oberst," antwortete der andere mit Augen, die bei einer traurigen Erinnerung zu weilen schienen, „bei Ihnen sind fünf, und die fünf gehören zusammen, als wenn sie noch alle bei Vater und Mutter säßen. Aber bei uns gab es vier und noch eins, und das eine Überflüssige, was nicht mehr in die Verhältnisse des Hauses paßte, für das es keinen Raum mehr gab, für das keiner mehr Zeit hatte, war ich."

„Aber Sie hatten doch noch beide Eltern?"

„Ich gebe den Eltern nicht schuld, Gott behüte! Aber was vor mir da war, gehörte mit seinen Interessen zusammen, und diese Interessen nahmen die ganze Kraft der Eltern, die nicht mehr jung waren, in Anspruch. Denn vor mir waren noch drei Schwestern, von denen zwei zu der Zeit, von der ich spreche, verlobt waren, die dritte geneigt war, es ihren Schwestern nachzuthun. Das gab durch die für mich entscheidendsten Jahre eine fortwährende Unruhe, ein nicht abreißendes Nachdenken und Sorgen im Hause. Und was noch übrig davon

blieb, gehörte meinem älteren, in Heidelberg studierenden Bruder."

„Ihr Vater war Regierungsrat?"

„Ja, an der Regierung zu Potsdam. Wie er vor meiner Erinnerung steht, ein früh gealterter, von Arbeit und Sorge müde gemachter Mann. Denn auch viele Kränklichkeit meiner Mutter, die er sehr liebte, vermehrte seine Kümmernis. Er sah die immer größer werdenden Anforderungen auf ihre Kräfte einstürmen, die sie bei einem lebhaften, fast unruhig bewegten Geist nicht mit Mäßigkeit zu gebrauchen verstand; er stand und sah und vermochte ihr nicht zu helfen. Und doch ist er noch früher zur Ruhe gegangen wie die Mutter.

Ich möchte nicht, daß Sie meinten, Herr Oberst, ich redete noch heut aus einer Bitterkeit des Herzens heraus. Es war bei uns nur das Naturgesetz wie in manchem anderen Nest: die kräftiger entwickelten Vogelleiber beengten schon so den vorhandenen Raum, daß der kleinste und schwächste Vogel wohl oder übel an die Wand gepreßt wurde und er froh sein mußte, wenn er noch piepsen konnte. Aber auch damit war nicht mehr viel.

Überflüssig und vereinsamt im Hause, taugte ich auch nichts in der Schule. Nicht daß es mir an Pflichtgefühl gefehlt hätte zur Erledigung der notwendigen häuslichen Aufgaben. Im Gegenteil, ich ängstigte mich ab, um das, was zu thun war. Aber in der Schule ohne die Frische des normal aufwachsenden Knaben, brachte ich nur überall halb Verstandenes nach Haus. Dort, alsbald an die Arbeit verwiesen, saß ich allein in einem Hinterzimmer ohne Anleitung, ohne einen Fingerzeig, daß das, was ich jetzt zu lernen hätte, nur Stufen seien, die zu einem höheren, mich selbst und andere beglückenden Wissen führen sollten.

Dieses Hinterzimmer! Wie unauslöschlich haben sich mir gewisse Stunden, die ich traurig in demselben zubrachte, eingeprägt!

Es war ein Sommertag wie dieser. Mittags hatten wir einen Gast gehabt, einen jungen Juristen, den Bewerber um meine jüngste Schwester. Es war froher und festlicher als sonst bei uns zugegangen. Nachmittags hatte ich nur Zeichenunterricht in der Schule; auch das ging. Als ich dann aber nach Haus kam und mich nach meiner Gewohnheit sofort an die Arbeit begab, die sich heut durch Aufsatz und Exerzitium berghoch vor mir türmte, verdroß es den schon zwölfjährigen, daß er nicht allein im Zimmer war. Er mußte es mit einer Nähterin teilen, einem alten Faktotum, die ihm aber in ihrer Griesgrämigkeit und Verbitterung besonders zuwider war. Heut war sie mir aber wohl als eine Art Aufsicht zugestellt worden.

Dann aber, während ich mühselig die ersten Sätze des deutschen Aufsatzes aus mir herausquälte, war durch den Flur ein Hin und Her und Thürenklappen. Die Familie machte zusammen mit ihrem Gaste einen Ausflug. Es war nur natürlich, daß man mich bei meiner Arbeit ließ; außerdem war die Familie groß genug, um nicht noch an diesem Tage ein völlig überflüssiges Anhängsel, das nur nervös machte, mitzunehmen. Gewiß, das war natürlich und zweckmäßig. Nur war es in der Regel das Zweckmäßige.

Meine älteste Schwester, die ein wenig Mutterstelle an mir versah, huschte noch schnell zu mir herein. Und während sie flüchtig auf meine Arbeit sah, mich küßte und sagte: „Sei fleißig, Rudi," erfüllte schon das Geräusch der anderen Stimmen den Flur, die sie abriefen. Ich lauschte noch den Tritten der sich Entfernenden, bis der letzte Fuß hinab war, dann schlug die Hausthür zu, und es wurde still, ganz still. Nur das Räuspern der alten Nähterin, das Klappen ihres Fußschemels und das Abreißen eines neuen Fadens erinnerten mich daran, daß ich nicht allein war.

Nachher kamen durch das geöffnete Fenster lockende Stimmen vom Hofe herauf, jubelnde, kreischende Rufe aus Kindermund, in voller, ungebändigter Lust am Spiel ausgestoßen, ich aber achtete ihrer nicht, sondern wälzte in dumpfer Niedergeschlagenheit meine Arbeit vor mir her.

Inzwischen stieg die Sonne immer höher an der gegenüberliegenden Wand, und als es anfing zu dunkeln, legte Frau Brennecke ihre Näherei zusammen und nahm ihre Brille von der Nase, denn das Mädchen berichtete ihr, daß das Abendbrot bereit sei. Vorher aber glaubte sie ihrer Pflicht zu genügen, indem sie mich mit spitzem Finger berührte und zu mir sagte: „Rudi, schlaf nicht ein!"

Es half aber doch nichts, denn bald nachher überwältigte mich Traurigkeit und Müdigkeit zugleich; ich fiel mit dem Kopfe auf den vorgelegten Arm, und der Schlaf entzog mich vorläufig der Sorge für den Rest der Arbeit."

„Armer Kerl," brummte der Oberst und nahm einen großen Schluck.

„Da geschah etwas," fuhr Heß fort und sein Gesicht belebte sich merkwürdig durch die bloße Erinnerung, „da geschah etwas, was mit einemmale einen Strom von Licht in mein Leben fallen ließ. Es war, wie wenn man am Morgen die Laden vor den Fenstern zurückstößt. Nicht nur den trifft das

Licht, der die Fenster öffnend, seinen ersten Gruß empfängt, sondern auch alles, was ihn umgiebt, taucht mit ihm zugleich aus dem Dunkel empor zur Sichtbarkeit. Nicht nur in mir wurde es hell; ich bekam von Stund' an auch Augen und Ohren für jede Darbietung, die mich im Leben weitergeführt hat."

„Erzählen Sie, Heß, erzählen Sie," ermunterte der Oberst und setzte die ausgegangene Pfeife wieder in Brand.

„Meine beiden jüngeren Schwestern," fuhr der Offizier fort, „hatten damals französischen Unterricht bei einer Madame Dumont, die in einem alten Häuschen vor dem Berliner Thor in Potsdam wohnte. Diese ihre Zufluchtsstätte sollte nun einem Neubau Platz machen, und da oben in unserem Hause — wir wohnten am Kanal, dem Wilhelmsplatze gegenüber — eine kleine Wohnung frei wurde, so sprachen ihr meine Schwestern davon. Sie war sehr erfreut, in einem guten Hause, im Mittelpunkt der Stadt, etwas ihren Mitteln Entsprechendes zu finden, und am nächsten Ostertermin zog als Nachfolgerin der beiden alten Leutchen, die sich um niemand gekümmert hatten, Madame Dumont ein.

Wie ich an einem der nächsten Tage aus der Schule nach Hause kam, saß auf einer der Treppenstufen ein etwa neunjähriges Mädchen, das wohl den Heraufkommenden schon beobachtet hatte. Denn als ich, noch in Schulsorgen vertieft, die Treppe erstieg, war mir plötzlich durch nach rechts und links ausgestreckte Arme der Weg versperrt, und über den Armen blickte mich ein helles, lachendes Kindergesicht an.

Hell und lachend, das prägte sich mir sofort als das Eigentümliche der Erscheinung ein. Das sind die Attribute, die ich ihr in der ersten Stunde unserer Bekanntschaft gab, und die ich ihr geben werde, solange ich mir ihr Bild noch in das Gedächtnis zurückrufen kann. Es war wie eine Märchenerscheinung, wie das Märchen selbst. Das, dachte ich, muß einem eigentlich im Walde begegnen! Wenn der Mittagszauber darüber liegt, müßte es die dichten, grünen Zweige auseinanderbreiten und prechen: ‚Du hast mich gesucht; hier bin ich ja!'

Denn, ohne es zu wissen, hatt' ich es wohl gesucht. Und nun stand es da, als kenne es mich schon und hätte mich erwartet. Und auch ich kannte es, war aber eben so beseligt wie erschrocken. Flur und Treppe war versunken; ich sah nur das leuchtende Gesicht mit den wunderbaren Augen und das aufstrebende goldige Haar, das wie ein Kranz den wohlgeformten Kopf umgab.

Verlegen stand ich vor dem fremdartigen Wesen, dann suchte ich, an die Wand gedrückt, bei ihm vorüberzukommen. Es gab der sanften Gewalt nach, hockte sich wieder auf die Stufe und schien sich nun selbst seiner Dreistigkeit zu schämen. Kaum war ich aber auf dem nächsten Treppenabsatz und warf einen scheuen Blick über das Geländer zurück, da hob der Kobold auch schon wieder den Kopf, blinzelte nach oben und rief zweimal wie ein Kuckuck meinen Namen: ‚Rudi, Rudi!' — Woher wußte sie ihn? — Und wie das klang, mit einem so fremdartigen Laut! —

Ein Ereignis war in mein Leben getreten, ein Ereignis, das einen so tiefen Eindruck auf mich machte, daß ich es ganz für mich behielt.

Als ich am nächsten Tage aus der Schule kam, klopfte mir das Herz: ‚Ob ich sie wohl wiedersehen würde?' — Und richtig, auf derselben Treppenstufe wie gestern saß das kleine Wunder und sah auf etwas nieder, was es in seiner Schürze hielt.

Weil ich sie schon erwartet hatte, war ich heute ruhiger, blieb vor ihr stehen und fragte sie, wie Kinder bei Eröffnung einer Bekanntschaft zu thun pflegen, nach ihrem Namen.

‚Claire Dumont!' antwortete sie, offenbar erfreut, daß ich mich mit ihr einließ. Dann griff sie mit schnellem Entschluß in ihre Schürze, stand auf, und streckte mir die geschlossenen Hände entgegen, daß ich unwillkürlich die meinigen aufthat; und mit glückseligem Lächeln, daß ich sie verstand, drückte sie mir etwas in jede Hand, den Schatz, den sie mitgebracht, um unsere junge Freundschaft zu besiegeln.

‚Rudi,' sagte sie nun eifrig, ohne mich zur Besinnung kommen zu lassen, in einer mir wie Musik klingenden Tonbildung der Sprache, ‚Rudi, heut ist Sonnabend, heut mußt Du arbeiten, ich weiß es. Morgen aber ist Sonntag, morgen komme ich und hole Dich zu Mama. Dort dürfen wir spielen. Willst Du?'

Ob ich wollte!

Wir waren inzwischen die Treppe emporgestiegen. ‚Dort,' sagte sie, die alles zu wissen schien, was mich anging, ‚dort ist das Zimmer, wo Du lernst. Ich klopfe an die Thür und hole Dich ab. Deine Eltern erlauben es!' Sie setzte mich immer mehr in Erstaunen. Sie wußte alles, sie bestimmte alles, sie hatte alles vorbereitet. Mir blieb nur übrig, Ja zu sagen. Da nickte sie zufrieden und verschwand, mich noch befangener und glücklicher zurücklassend als am vorigen Tage, denn mir war eine freundliche Verheißung auf Fortsetzung unserer Freundschaft geworden.

Erst in meinem Zimmer betrachtete ich ihr Geschenk. Es waren zwei große, durch Glasfluß mit bunten Linien durchsetzte Kugeln, wie ich sie in solcher Schönheit noch nicht gesehen hatte. Und mit welchem Ausdruck sie mir den für sie wertvollen Besitz gegeben hatte! — Ich gab auch gern. Aber mit solchem Gesicht hatte ich noch nie etwas verschenkt, war mir noch nie etwas dargereicht worden.

Es wäre mir nicht schwer geworden, der Allwissenheit und Umsicht meines kleinen Schutzgeistes die natürlichste Erklärung zu geben, denn meine Schwestern hatten seit dem ersten Tage der Mitbewohnerschaft in unserem Hause ihre Lektionen bei Madame Dumont fortgesetzt. Es gefiel mir aber, alles, was mit meiner kleinen Freundin zusammenhing, im Lichte des Besonderen zu sehen, und wenn mir heute als Mann diese Bilder durch die Seele ziehen und ich an die fernere Entwicklung meines Lebens denke, muß ich sagen, meine Knabenempfindung hat recht behalten."

Der Oberst schickte einen ernsten Blick zu seinem jüngeren Freunde hinüber. Er fühlte, er erhielt in dieser Stunde den Schlüssel zu manchem, was ihm an Heß teils seltsam, teils so wertvoll erschien.

„Am Sonntag früh, als der Glockenklang der nahen Kirchen noch feierlich die Luft durchzitterte," fuhr der Erzähler fort, „klopfte es mit leisem Finger an meine Thür, die sich direkt nach dem Flur öffnete, und ich folgte unmittelbar darauf in knabenhafter Erwartung meiner Führerin, die mich rasch nach oben zog.

Und nun, Herr Oberst," unterbrach sich Heß, „komme ich in Verlegenheit. Ich fühle, ich habe Ihre Erwartung gespannt, ohne dieselbe befriedigen zu können. Denn wie soll ich das schildern, was mir dort in der kleinen Wohnung der Madame Dumont in den beiden nächsten Jahren anfing? Für mich aber bedeutet es noch heut eine Welt; eine Welt, die mir leider für immer entschwunden ist, aber doch immer eine mir zugehörige Erinnerung bleibt, an der mein Herz mit heißer Sehnsucht hängt."

„Die doch noch einst befriedigt werden wird," sagte der Oberst, denn es war ihm, als sollte er's sagen.

„Das kann niemals geschehen, niemals! — Einmal hofft' ich's noch; nun ist's vorbei."

„Und was war's, das Sie oben empfing?" fragte der Oberst, ohne eigentlich der Antwort zu bedürfen.

„Die Güte," sagte Heß einfach, „jene Güte, die ebenso selten ist wie ein schöner, warmer Tag, die aber, wo sie uns entgegenkommt, uns ebenso wie jener Herz und Sinne erschließt. Das, das fand ich da oben," sagte er, noch in der Erinnerung bewegt, fast ohne auf seinen Zuhörer zu achten, „und werde es nie vergessen."

(Fortsetzung folgt.)

Der Graf von Hammerstein.

(1105.)

Wild schäumt empor der wogende Rhein
Am Fuße der Feste Hammerstein.

Es braust und tobt der nächtliche Sturm
Um ihre Mauern, um Thor und Turm.

Doch wilder tobt da drinnen der Graf;
Ihn flieht die Ruhe, ihn flieht der Schlaf.

Die Gräfin seufzt: „O Jammer und Not!
Ich weinte mir längst die Augen rot.

Die Töchter härmen sich heimlich ab,
Dein Zorn er jagt sie ins frühe Grab."

„„Was schert mich Dein Gram und der Töchter Harm?
Mir fehlt eines Sohnes starker Arm.

Mein Geschlecht stirbt aus mit meinem Tod —
Ein Sohn, ein Sohn, der thäte mir not!""

Da horch! was hallt durch den Sturm ans Ohr?
Es klopft, es pocht da draußen ans Thor.

Wer mag der späte Wanderer sein?
Wer tritt so verstört durch die Pforte ein?

„Bei Gott, soll meinen Augen ich trau'n?
Ich darf meinen Herrn und Kaiser schau'n?"

„„Ja, Kaiser Heinrich*) sich auf der Flucht,
Der Schutz in Deiner Feste sucht.""

„Wer verfolgt meinen Kaiser? Den Bösewicht
Zerschmettere des Himmels Strafgericht!"

„„Der Bösewicht — o Schicksals Hohn! —
Verzeih' ihm Gott! er ist — mein Sohn!""

Da ruft der Graf mit feuchtem Blick:
„Und ich, ich hadere mit dem Geschick,

Daß keinen Sohn es mir beschert?
Vergebt, Ihr Töchter, lieb und wert!

Vergieb, die Du sie geschenkt mir hast!
Kommt, heißt willkommen den teuern Gast!

Wilhelm Idel.

*) Heinrich IV. 1056–1106.

Ihr dünkt Euch groß . . .

Ihr dünkt Euch groß, seid stolz auf Euer Werk!
Weil Ihr durch Berge Eure Schienen wühlt?
Und Bogen über breite Wasser spannt?
Und Lichter anflecht, die die Sonne äffen?
Es bebt der Berg, zermalmt ist Euer Zug,
Es schwillt der Strom und Eure Brücke sinkt,
Vom Himmel fällt der Blitz, das Licht erlischt!

Was könnt Ihr viel? Das Blatt, das losgelöst
Im Herbst vom Baume taumelt, könnt Ihr's halten?
Die Knospe, der der Frost die Wange bleicht,
Auf's neu beleben? Könnt' den Tag des Glücks
Um eine schöne Stunde Ihr verlängern
Und den des Leids um eine bittre kürzen?
Ach, Ihr seid nichts und die Natur ist Alles!

F. Ottmer.

Das stille Schloß.

Es liegt ein bleiches Marmorschloß
In nebelhafter Ferne;
Darüber stehen regungslos
Drei blutig rote Sterne.

Im Saale schimmert ein Altar,
Drauf spielen blaue Flammen.
Die Monde geh'n; es stirbt das Jahr —
Sie sinken nie zusammen.

Geheimnisvolle Schatten zieh'n
Mit Grüßen und mit Neigen;
Und purpurrote Rosen glüh'n
Einsam im Todesschweigen.

Du ahntest solche Stille nie,
Mein Herz, im Weltgetriebe. — —
O Zauberschloß der Phantasie,
Im Glutenglanz der Liebe!

Maria Schneider.

Abschied von Italien.

Zu Pino, da vom langen Lauf
  Die Räder stille standen,
Kam noch ein letzter Gruß herauf
  Mir aus Italiens Landen.
In unsre Seelen zog ein Weh,
  Wir wußten's wohl zu deuten:
Wir hörten rings am Langensee
  Die Abendglocken läuten.

Hart vor uns wies mein junges Weib
  Des nahen Tunnels Mündung:
„Jetzt schließt uns gleich der Felsenleib
  In schauerliche Kündung.
Wie er, wird bald uns deutsche Nacht
  Mit kaltem Bann umfangen,
Und all die blühende Südlandspracht
  Liegt hinter uns, zergangen."

Wie wir, der Pirinella nah,
  Dem Felsenschlund entronnen,
Lag wieder der Maggiore da
  Mit allen seinen Wonnen.
Ein Dampfboot sahen, sachten Flugs,
  Wir gen Brissago fliegen
Und freuten uns des Wellenzugs,
  Doch Welschlands Glocken schwiegen.

Und stumm wies ich der Frauen mein
  Der Schweizerberge Spitzen.
Man sah der Alpen Gipfelreih'n
  Vom Abendglühen blitzen.
Mein Herz ward trunken wie von Wein
  Und erster Frühlingsminne,
Denn meines Nordlands kalter Schein
  Durchschien mir Herz und Sinne.

Nun grüß' Dich Gott, mein Vaterland,
  Mit Deinen kühlen Sonnen.
Mir ist das Herze ganz verbrannt
  Von Südland und Madonnen.
Mich freut's, wenn ich im Wintertann
  Mit Reif an Bart und Haaren
Seh' einen deutschen Bauersmann
  Durch den Dezember fahren.

Grüß' Gott, mein Deutschland, immergrün,
  Mit allen Deinen Schätzen.
Italiens Kunst kann Dich durchglüh'n,
  Doch nimmer Dich ersetzen.
Mag denn Erinnerung mich erbau'n
  Und Blick und Hand mir stärken
Zu südlich heit'rem Späh'n und Schau'n
  Und nordisch ernsten Werken.

Otto Michaeli.

Es ist ein Ton . . .

Es ist ein Ton im Blau verhallt.
Wie leise Mahnung kam's von ferne.
Und dunkeln will der stille Wald.
— Nun komm: ein Blick in Deine Sterne.

Es ist der lichten Sonne Strahl
Gefallen auf den Baum im Grunde.
Und sieh, es war zum letztenmal!
— Nun komm: ein Kuß von Deinem Munde.

Wilhelm Arminius.



Die chinesische Lyrik.

Eine Studie von Otto Hauser.

II.

Die Dichtung der Chinesen läßt sich, wie ihre Geschichte, bis in das dritte Jahrtausend v. Chr. zurückverfolgen; ein Lied versetzt ihre Sage sogar schon in die Tage der ersten Kaiser, das goldene Zeitalter, als noch alle Völker der Erde nur eine große Familie waren und die Herrscher Künste und Wissenschaften sowohl erfanden als beschützten. Stets wehte ein sanfter Wind über die fruchtbaren Gefilde; Friede und Freude herrschten überall, Schmerzen und Mühsal gab es noch nicht. Damals, wird weiter erzählt, sangen die Bauern auf dem Felde dieses Lied:

Kommt die Sonne, geht's zur Arbeit,
Sinkt die Sonne, geht's zur Ruh;

Und wir pflügen und wir säen,
Was wir brauchen, wächst uns zu.

Hoher Kaiser, hoher Kaiser,
Keiner seufzt: „Wär' ich, wie Du!"

Dieser glückliche Zustand währte nicht lange, bald hatte man sich über die Fürsten zu beklagen — das sichere Merkmal historischer Zeiten.

Älter noch als die ältesten Gedichte im Schi-King sind fünf Lieder, die uns im Schu-King, einem anderen „kanonischen Buche" (das bedeutet King) erhalten geblieben sind. Sie wurden im 22. vorchristlichen Jahrhundert von fünf Prinzen verfaßt, die mit dem Leben ihres Bruders, des Kaisers Tai-Kang, unzufrieden waren. Tai-Kang, heißt es im Schu-King, pflog der Jagd am Flusse Lo und hundert Tage verstrichen, ohne daß er heimkam. Seine fünf Brüder erwarteten ihn auf den Rat ihrer Mutter an der Mündung des Lo. In ihrem Unwillen dichteten sie nun die fünf Lieder. Ihrer eines habe ich bereits angeführt; es läßt den König selbst sprechen. Die Verse des zweiten Prinzen lauten:

Wer daheim nur sucht Behagen,
Draußen sich ergetzt am Jagen,

Schlösser baut und Wände schmückt,
Wein sich liebt und Saitenschlagen, —

Selbst verderben wird sich der
Und sein Glück, es zählt nach Tagen.

Um nun dem Leser auch einen Begriff von dem Klange eines chinesischen Gedichtes zu geben, lasse ich den Originaltext in möglichst vereinfachter Transkription folgen, wobei ich noch bemerke, daß die einsilbigen Worte durch steigende und fallende Betonung, durch Diphthonge und Triphthonge meist einen disyllablen Charakter erhalten, weshalb ich, nach dem Vorgange Victors von Strauß, mich in der Übersetzung wohl mit Recht statt der im Deutschen geradezu*) unmöglichen einsilbigen Versfüße der mir dem chinesischen Rhythmus am entsprechendsten scheinenden Trochäen bediente.

Nei tso se huang
Wai tso kin huang,

Kan tsien schi jin
Siu jü tiao tsiang,

Jeu ji jü tse
Wei huo pu wang.

Die dreihundert schönsten Lieder, die bis dahin entstanden waren, hat Kong-Fu-Tse (Confucius) im Jahre 483 v. Chr. aus dreitausend schon in früherer Zeit zusammengestellten Gedichten ausgewählt. Er selbst hat sich über den Wert dieses „Liederbuches" des Schi-King mehrfach seinen Schülern gegenüber ausgesprochen. „Meine Kinder," sagte er, „warum studiert Ihr nicht das Schi-King? Seine Lieder regen den Geist an; sie treiben zur Selbstbetrachtung; sie lehren die Kunst der Geselligkeit; sie zeigen, wie man die Leidenschaften zügeln soll; sie schärfen Euch die Pflichten gegen Eure Väter und Eure Fürsten ein und machen Euch bekannt mit den Namen von Vögeln, Tieren und Pflanzen." In der That umfaßt das Schi-King alle Lebenslagen und alle Stände des damaligen Chinas. Neben Festgesängen zu Ehren der Herrscher treffen wir sozialistische Beschwerden über schlechte Regierungen, neben frohen Jagdliedern innige Sehnsuchtsklagen einsamer Liebender; aber jeder laute Schrei der Leidenschaft fehlt und kein einziges Lied ist irgendwie anstößig zu nennen. So ward das Schi-King ein kanonisches Buch und so beliebt, daß es viele von Anfang bis zu Ende auswendig wußten. Und nur das hat uns das Buch vor dem Untergange

*) Ich sage „geradezu", weil mir das Lied Konrads von Würzburg: Trût brût, sich mich an; man hat rat dâ, swâ du nu bist. Din schîn wit gît muot guot dem, swem sin pin arc starc ist u. s. w. wohl bekannt ist.

bewahrt. Um 212 v. Chr. gebot nämlich Schi-Hoang-Ti („erster Herr und Kaiser“ — so nannte er sich selbst statt des einfachen „Kaiser“), ein autokratischer, gewaltthätiger Fürst, die Verbrennung des Schi-King, des auch schon erwähnten Schu-King und anderer Bücher bei Todesstrafe, um so von den alten Traditionen, denen seine Hofbeamten und das Volk noch anhingen, unbehindert zu sein. Wenn man weiß, wie viel die Avesta, die Veden und die Bibel trotz ununterbrochener schriftlicher Überlieferung textlich gelitten haben, kann man nicht genug staunen, daß der Text des Schi-King verhältnismäßig unversehrt geblieben ist; nur wenige Lieder sind verloren gegangen, nur wenige Strophen sind metrisch nicht mehr intakt, obwohl das ganze Buch Jahrzehnte hindurch bloß mündlich überliefert ward.

Die meisten Gedichte des Schi-King sind für den Gesang bestimmt oder zu Melodien gedichtet. Nur so erklärt es sich, daß oft alle Strophen eines Liedes einander Zeile für Zeile inhaltlich gleich, einzig in den Reimen von einander verschieden sind, eine Eigenart, die in der späteren chinesischen Poesie ganz verschwindet. Als Beispiel wähle ich das Liedchen:

Die Verachlässigte.

Geheit nun im blauen Kragen
Und mein Herz will schier verzagen.
Darf ich auch zu Dir nicht geh'n,
Konntest Du denn nichts mir lassen sagen?

Hast den blauen Gurt genommen,
Und ich sinne tiefbeklommen.
Darf ich auch zu Dir nicht geh'n,
Hättest Du nicht können kommen?

Ähnliche von Frauen gedichtete Lieder enthält das Schi-King in großer Anzahl. Erst in der Zeit der Fremdherrschaft ward ja die Stellung der chinesischen Frau eine so untergeordnete wie im muslimischen Orient, wo man sich in Gesellschaft schämt, von seiner Frau zu sprechen, und die Gedichte statt an Mädchen an Lieblingsknaben richtet; in alter Zeit müssen wir uns auch in China die Frau als dem Manne fast ebenbürtig denken. Ich kann mir nicht versagen, eins und das andere dieser Lieder anzuführen, zumal die chinesische Lyrik späterer Perioden, wie wir sehen werden, diese zarten Motive fast ganz unbenützt läßt.

Abschied der verwitweten Fürstin Tschuang-Kiang von ihrer geliebten Nebenfrau Tai-Kuei.

Schwalben fliegen in die Ferne
Mit ungleichen Flügelschlägen.
In die Heimat kehrt die Freundin,
Ich kehr' heim auf andern Wegen,
Blick' ihr nach und seh sie nimmer, —
Thränen fließen mir wie Regen.

Schwalben fliegen in die Ferne,
Schweben auf und schweben nieder.
Gab der Freundin lang Geleite,
Kehr' nun in die Heimat wieder,
Blick' ihr nach und seh sie nimmer, —
Weinend senk' ich stumm die Lider.

Schwalben fliegen hin und zwitschern, —
Weiß nicht, was mich mehr belüde!
Gab der Freundin lang Geleite,
Kehr' nun heim vom fernen Süde,
Blick' ihr nach und seh sie nimmer, —
O, mein armes Herz ist müde.

Nahe und doch unerreichbar.*)

Wer sagte denn, der Ho sei breit?
Ein Schilfrohr kann ihn überbrücken.
Wer sagte denn, nach Sung sei's weit?
Auf meinen Zeh'n kann ich's erblicken.

Wer sagte denn, der Ho sei breit?
Kein Schifflein kann er ja versorgen.
Wer sagte denn, nach Sung sei's weit?
Man braucht dahin ja keinen Morgen.

Empfehlung der Behutsamkeit.**)

Tschong-Tse, was ich Dich bitte:
Geh nicht so frei durch unsres Dorfes Mitte,
Den Zaun von Weiden nicht zerbrich!
Wie dürfte Dich
Denn lieben ich?
Die Eltern muß ich scheuen;
Tschong-Tse, bedenke das in Treuen!
Der Eltern Worte schrecken mich.

Tschong-Tse, was ich Dich bitte:
Steig' auf die Mauer nicht mit kühnem Schritte
Die Maulbeerzweige nicht zerbrich!
Wie dürfte, sprich,
Dich lieben ich?
Die Brüder muß ich scheuen,
Tschong-Tse, bedenke das in Treuen!
Der Brüder Drohung schrecket mich.

Tschong-Tse, was ich Dich bitte:
Den Garten laß', verletze nicht die Sitte,
Die zarten Ranken***) nicht zerbrich!
Wie dürft' ich Dich
Wohl lieben, sprich?
Den Leumund muß ich scheuen;
Tschong-Tse, bedenke das in Treuen!
Der Leute Reden schrecken mich.

Auch solche ländliche Lieder sind später selten. Hier die erste Strophe eines ebenso zarten, von einem Manne gesungenen:

Vor dem Ostthor seh' ich Frauen,
Recht wie Wolken anzuschauen.
Sind sie auch wie schöne Wolken,
Kann doch meine mir vertrauen:
Lieb ist sie im weißen Kleid mir,
Lieb im Häubchen mir, im blauen.

---

*) Übersetzt von V. v. Strauß. Dieses Lied soll die Mutter des Fürsten Siang, die, als geschiedene Frau seines Vaters, in ihrer Heimat lebte, gedichtet haben, als sie nach ihres Gemahls Tod sich nach ihrem Sohne, der den Thron bestiegen hatte, sehnte, aber nach dem Gesetze nicht über die Grenze durfte.

**) Übersetzt von Rückert.

***) Im Original „Sandelpflanzen“.

In der zweiten Strophe vergleicht der Sänger die Frauen, die er sieht, blühenden Sträuchern; sonst entspricht auch in diesem Liede Zeile für Zeile die zweite Strophe der ersten. In solchen Zeiten sich erst entwickelnder Kultur ist der Dichtung noch kein Gebiet ferne. Selbst die Bitte an die „große Ratte“ ist Poesie:

Große Ratte, große Ratte,
Friß nicht meinen Saatenstand!
Hörst mich schon drei Jahre klagen,
Ohne daß ich Mitleid fand.
In die Ferne will ich ziehen,
Ziehen in ein glücklich Land,
In ein glücklich, glücklich Land,
Wo noch Seufzer unbekannt.

Daß es auch ein chinesisches Jägerlatein giebt, läßt sich für jene wenigen, die das etwa bezweifeln, schon durch ein kleines Lied beweisen:

Der meisterhafte Jäger.*)

Auf jenen schilfbegrünten Auen
Schoß er mit einemmal fünf Sauen.
Ho horridoh! Der Phönix-Leopard!

Auf jenen rohrbegrünten Lachen
Schoß er mit einemmal fünf Bachen.
Ho horridoh! Der Phönix-Leopard!

Neben diesen Beispielen darf auch ein Festlied nicht fehlen. Keines scheint mir schöner als

Das Frühlingsfest.**)

Gebrochen ist das Eis,
Die Flüsse fließen frei,
Die Flüsse Tschin und Wei;
Und Frau'n und Männer tragen grünes Reis.
Das Mädchen spricht: ich gehe;
Der Mann: ich ging ins Thal,
Doch wenn ich's recht besehe,
So geh' ich noch einmal.
Drüben über Wei dem Fluß
Sammelt sich mit frohem Tosen
Mann und Weib zum Frühlingsgruß,
Eines reicht dem andern Klapperrosen.

Gebrochen ist das Eis,
Die Flüsse fließen frei,
Die Flüsse Tschin und Wei;
Und Frau'n und Männer tragen grünes Reis.
Das Mädchen: ob ich gehe?
Der Mann: ich ging ins Thal,
Da ich Dich gehen sehe,
So geh' ich noch einmal.
Drüben über Wei dem Fluß,
Findet sich mit trautem Kosen
Mann und Weib zum Frühlingskuß,
Eines reicht dem andern Tuberosen.

Das Schi-King ist wert, daß man es ganz kennen lernt. Auf die Übersetzung aus dem Urtext von Victor von Strauß wies ich schon hin, einige der Proben sind ihr entnommen. „Empfehlung der Behutsamkeit“ und „Das Frühlingsfest“ dagegen sind von Rückert nach der Übersetzung des Pater Lacharme ins Lateinische verdeutscht. Rückerts meist sehr graziöse, stets reimgewandte Nachdichtung dieser freilich nicht ganz fehlerfreien, oft Noten in den Text ziehenden Übertragung hat neben der Victors von Strauß auch Anspruch auf bleibenden Wert. So sehr die Arbeit von Strauß von Laien wie Fachgelehrten überschätzt wird — sie ist zwar sehr wörtlich, aber etwas nüchtern, opitzisch — so sehr ward die Rückerts seit dem Erscheinen des direkt aus dem Chinesischen übertragenen Schi-King unterschätzt.

Der Theologe Victor von Strauß hat übrigens durch seine Schi-King-Ausgabe ein dem Confucius durch Theologen des achtzehnten Jahrhunderts zugefügtes Unrecht wieder gut gemacht. Es dürfte bekannt sein, daß der hallische Philosophieprofessor Christian Wolff eines Vortrags über Confucius wegen von seinen theologischen Kollegen dem König Friedrich Wilhelm I. denunziert wurde, worauf ihn dieser, durch Gundling im Tabakskollegium über des Philosophen Lehre aufgeklärt, seiner Stelle entsetzte und anwies, binnen 48 Stunden „bei Strafe des Strangs“ die preußischen Lande zu verlassen.

Kong-Fu-Tse, der in der Revision der dreihundert Lieder des Schi-King und ihrer Auswahl ein so feines dichterisches Empfinden bekundete, hat ähnlich wie Sokrates, mit dem er als Weltweiser oft verglichen wird, auch selbst gedichtet, aber auch von ihm sind nur wenige Verse erhalten. So schrieb er, als er sechsundfünfzigjährig für lange Jahre heimatlosen Wanderns sein Vaterland Lu verlassen mußte, folgenden Vierzeiler:

Blickte gern zurück nach Lu,
Doch das läßt der Kuei*) nicht zu;

Hiebe gern durchs Dickicht Bahn, —
Er verspottet, was ich thu'!

und dieses längere Gedicht:

Durch die Thäler heulen Stürme,
Regen rieselt nieder.
Heimwärts geht die Braut, die junge,
Senkt beglückt die Lider;

Aber ich, o blauer Himmel,
Muß das Land verlassen,
Finde Rast kaum in der Fremde
Für die müden Glieder.

Dunkel sind der Menschen Sinne,
Dunkel, voller Undank,
Und die Einsamkeit des Alters
Weicht von mir nicht wieder.

Kong-Fu-Tse starb im Alter von dreiundsiebzig Jahren. Wenige Tage vor seinem Tode wankte er, auf seinen Stab gestützt, vor seinem Hause auf und nieder und sprach die Verse:

*) Übersetzt von V. v. Strauß.
**) Übersetzt von Rückert.

*) Ein Berg.

Der große Felsen sank ins Thal,
Erloschen ist der helle Strahl,
Der weise Mann, — er war einmal.

Darauf erzählte er seinem Schüler Tse-Kung seinen Traum in der vergangenen Nacht und sagte, er bedeute seinen Tod; nach sieben Tagen entschlief er. Tse-Kung betrauerte ihn sechs Jahre in einer Hütte, die er sich an dem Grabe des Weisen errichtet hatte, der Fürst von Lu gab dem Toten einen ehrenvollen Titel und noch heute sagt man von ihm:

Kong-Fu-Tse, wie groß ist Kong-Fu-Tse!
Nie vorher gab's einen Kong-Fu-Tse!
Nie giebt's wieder einen Kong-Fu-Tse!
Kong-Fu-Tse, wie groß ist Kong-Fu-Tse!

(Ein dritter Artikel folgt.)

Der Spruch.

Sie sprach — wenn dieser tiefe Orgelton
Doch Sprache heißt —: „Sag, warum dankst Du mir?
Ist nicht die Liebe selbst Geschenk und Lohn?
Und, daß ich lieben darf, wem dank' ich's? Dir!“

Da war mir so: weit über Meer und Land
Trug uns ein Engel bis zu Zions Thor.
Sie aber hielt die Bibel in der Hand
Und las mir mild die heiligen Sprüche vor.

Hugo Salus.

Sommer.

Über welke Rosen
Zieht der wolkenlosen
Sommertage Flucht . . .
Auf den Feldern wogt die reife Frucht . . .

Längst verstummt ist meines Herzens Lerchenschlag
Wie ein Vogel, der nicht singt am Sommertag.

Meine Frühlingsstürme sind vorbei
Und mein Mai . . . .
Laßt mich in die blaue, klare
Tiefe nun des Lebens seh'n,
Draus des Werdens wunderbare
Rätsel auferstehn'n!

Deinen segenschweren Leib
Lehn' an meinen, treues Weib,
Sieh! wie schön ist doch das Leben!
Nicht an Deine Schmerzen denk'!
Denk', wie reich ist das Geschenk,
Das wir unserm Kinde geben!

Über welke Rosen
Zieht der wolkenlosen
Sommertage Flucht . . .
Auf den Feldern wogt die reife Frucht . . .

Rudolf Knussert.

Anekdote.

Sir Walter Scott ging über Land,
Mit ihm ein Freund; sie plauderten und stritten.
Da auf sie zu mit schweren Schritten
Kam ein Gesell in prächtigem Gewand.
Im dicken Kopf die kleinen Äugelein
Sah'n pfiffig und zufrieden drein,
Und sein Gesicht, vom Fette überkleidet,
Bewies, daß er nicht Mangel leidet.
Sir Walter, sprach der Freund, da hast Du einen,
Der glücklich ist, trotz Deines Solon Spruch! —
Sir Walter nickt: Es will mir selbst so scheinen,
Allein was gilt's? Wir machen den Versuch. —
Ihr, lieber Herr, wie geht es Euch? — Sehr gut! —
Und darf man fragen, was Ihr thut? —
Ich thue nichts, ich hab' genügend Geld. —
Ja, ich versteh'! Ihr thut, was Euch gefällt? —
Ich thue nichts, rein gar nichts. — Doch wohl essen? —
O Gott, gewiß! Wie könnt' ich das vergessen! —
Und schmeckt es? — Ja, mein Magen ist gar brav. —
Und dann erholt Ihr Euch im Schlaf? —
Im Schlaf, ja freilich, wie ein Murmeltier! —
Auch das! Dann seid der reine Herrgott Ihr? —
Ja, wenn nur nicht — und tiefe Sorge sprach
Aus seinem Blick — des Nachbars Puter wäre:
Das rote Vieh! Wohin den Schritt ich kehre,
Es folgt mir immer auf den Fersen nach! — —
Sir Walter lächelte: Siehst Du, mein Guter:
Es hat ein jeder seinen Puter.

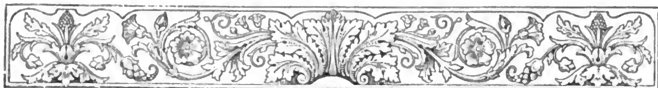
Friedrich Adler.

Wenn's Abend wird.

So wie ein Kind sich in den Dämmerstunden
In treuen Armen gern ein Plätzchen macht,
Weil es sich müd' gespielt und müd' gelacht
Und müd' geweint in unverstand'nem Sehnen,
Und nun das Köpfchen birgt, ganz fromm und still,
Viel traute Schmeichelnamen hören will,
So wie ein Kind vergess' ich meiner Thränen,
Wenn's Abend wird.

Wortlos, wie träumend lieg' ich Dir am Herzen;
Die Welt versinkt in Dunkel um mich her,
Nach heut' und gestern frage ich nicht mehr
Und was der Morgen bringt, mir ist es gleich.
Ich weiß nur eins: Du hältst mich süß umfangen,
Du stillst der Seele dürstendes Verlangen
Und machst das Kind in deinen Armen reich.
Wenn's Abend wird.

Ida von Lessac.



Den Bühnen gegenüber Manuskript.

Der Herzog.

Schauspiel in fünf Aufzügen von Adolf Wilbrandt.

(Fortsetzung.)

(Die Herzogin winkt noch eine Weile mit dem seidenen Tuch.)

Herzogin.
Das ist im Leben
Nichts Liebes: Abschied nehmen. — Guter Udo,
Ich hab' mit Euch zu reden.

Udo (verneigt sich).
Ich geleit' Euch
Zum Schloß, wenn's Euch beliebt.

(Die Herzogin grüßt Hedwig huldvoll; ab nach links, mit Udo und Gefolge.)

Hedwig (allein, blickt nach rechts den Abreisenden nach).
Der junge Herzog
Ist kleiner als Graf Philipp. — — Erst im Fortgeh'n
Hatt' er ein Aug' für mich; ein stummes Grüßen.
Nun ja: wenn man so wild und wütig ist.
Was für ein Unhold! Helf' uns Gott! — — Und doch
Muß man ihn anschau'n; gern, und immer wieder.
Wenn dem die Augen blitzen —!

(Wilhelm und Bertha kommen aus dem Hause im Feiertagsstaat.)

Wilhelm! Bertha!
Wohin? im Sonntagsputz?

Wilhelm.
Zum Jahrmarkt, Fräulein.
Herr Udo hat's erlaubt.

Hedwig.
Ja, richtig: heut
Ist Jahrmarkt in der Stadt.

Bertha.
Graf Philipp war
So gnädig gestern, hat uns Geld geschenkt,
Uns einen Markt zu kaufen.

Wilhelm.
„Kauft Euch was!"
Hat er gesagt —

Bertha.
Und drückt' mir's in die Hand.
„Kauft Euch was Lust'ges, Schönes!"

Hedwig.
Nun, so geht denn.
Doch eh' es dunkelt, seid Ihr wieder da.
Ich bin allein im Haus.

Wilhelm.
Allein? Dann sollt' ich — —

Hedwig.
Nein, guter Wilhelm, geh. Ich fürcht' mich nicht.
Doch komm beizeiten heim!

Wilhelm.
Verlaßt Euch drauf.

(Mit Bertha links ab.)

Hedwig.
Graf Philipp selber hat sie fortgeschickt.
Schau, schau! — So hat wohl auch die Herzogin
Mit meinem Vater jetzt zu reden, weil's
Mein kluger Graf so fügte. Er will kommen,
Ich soll allein sein! — Nein, Ihr irrt, Graf Philipp:
Doch nicht allein. Ich hab' noch immer den
Beschützer, den Ihr haßt: die Frauenklugheit;
Die hält das Haus in Ordnung, läßt nicht zu,
Daß mir mein leichter Sinn die Ehre fortträgt!

(Graf Philipp tritt hinter dem Haus hervor.)

Bei Gott, da steht er schon!

Graf Philipp.
Nun ja, da steht er.
Soll, wenn im Wald die Maienglöckchen blüh'n,
Mein Herz nicht Sehnsucht nach der Waldblum' haben? —
O Hedwig! hört mich heute freundlich an;
Ich hab' Euch viel zu sagen. Mir ist weich
Und ernst um's Herz; so ernst wie nie —

Hedwig.
Das hoff' ich.
Bis heute war't Ihr's nicht genug.

Graf Philipp.
Wie kalt
Die warmen Augen lächeln! — Hört mich an;
Geh'n wir ins Haus —

(Er will in die Thür; sie tritt ihm in den Weg.)

Hedwig.
Das nicht. Vergebt: es geht nicht.
Ich bin allein.

Graf Philipp.
Das hindert —?

Hedwig.
Ja, das hindert.
Ich thu' nur, was sich schickt.

Graf Philipp.
Wie soll ich hier —?

Hedwig.
Was Ihr mir hier nicht sagen könnt, Herr Graf,
Das hör' ich lieber nicht.

Graf Philipp (stampft mit dem Fuß).
Waldblume! — Trotzkopf!

Hedwig.
Ich bitt' Euch heut zum allerletzten Mal:
Laßt mir die einz'gen Schätze, die ich habe,
Den guten Namen und den Seelenfrieden!

Graf Philipp (nach zornigem Schweigen).
's ist alles Heuchelei. Ihr seid so streng,
Weil Ihr den andern lieb habt!

Hedwig.
Wen?

Graf Philipp.
Den Wildling,
Der Euch behext durch seine Teufel; — nun,
Den Unhold Herzog!

Hedwig.
Ich den lieben? Pfui.
Ihr spracht hier von Verleumden ...

Graf Philipp.
Nun? Verleumd' ich?

Hedwig.
O ja; und hart. — Ich liebe niemand, Herr,
Als meine Ehre. Die will ich behalten.
(Er betrachtet sie schweigend in innerem Kampf.)
Ihr glaubt mir nicht?

Graf Philipp.
Schwört, daß Ihr niemand liebt
Als Eure Ehre!

Hedwig.
Warum soll ich —?

Graf Philipp.
Schwört!

Hedwig.
Nun ja, so schwör' ich's denn. — Und jetzt —
(Sie faltet bittend die Hände.)

Graf Philipp.
Was jetzt?

Hedwig.
Verlaßt mich, Herr! und gönnt mir meinen Frieden!

Graf Philipp.
Nein, geht noch nicht ins Haus. Wenn ich nun sage — —
Wie stolz Ihr dasteht. Eine Herzogin.
Drum eben taugt Ihr mir! — Wenn ich nun sage:
Ich kann nicht länger leben ohne Euch,
Ich muß Euch haben —

Hedwig (schüttelt den Kopf).
Nie!

Graf Philipp.
Zum Weibe haben;
Versteht mich, Hedwig. Meine Gräfin. Ich,
Der erste Mann im Lande nach dem Herzog,
Will Euch zur Gattin, weil mein Herz Euch liebt.
Nun? Du! Was sagst Du?

Hedwig.
Daß Ihr scherzt.

Graf Philipp.
Ich schwör's.
Wie ich mein erstes, edles Weib geliebt,
So will ich Euch in reiner Treue lieben.
Ihr sollt die Mutter meines Knaben sein,
Des kleinen Ludwig — den Ihr neulich schon
Geherzt, geküßt habt, als ich mit ihm kam —
„Den muß man lieben!" sagtet Ihr —

Hedwig (nickt).
Ein holder Bub.
Ich lieb' ihn schon.

Graf Philipp.
So werdet Ihr wohl auch
Den Vater lieben! — Ich bin hart und streng
Mit so 'nem wilden Herzog, doch ein Lämmlein
Mit einem süßen Weib. O Hedwig! Hast mich
Behext, ich weiß nicht, wie . . .
(auf eine unmutige Bewegung von ihr)
Nein, nicht behext.
Ein frommer Zauber hat mich Euch gefangen.
Ich will als meinen besten Edelstein
Vor Gott und Kaiser an die Brust Euch drücken.
Nur eine Weile muß uns noch Geheimnis
Umhüllen, weil —

Hedwig.
Geheimnis?

Graf Philipp.
Weil ich Vormund
Des Herzogs mit des Herzogs Mutter bin,
Und so der Herr im Land! Das kann mir leicht
Bestritten werden, nehm' ich mir ein Weib,
Das mir nicht ebenbürtig ist. Doch denk' nicht,
Ich wollte warten, bis der junge Herzog
Den Hut sich aufsetzt! Nein, ich will Dich nehmen,
Derweil ich Herr bin. Morgen Vormittag
Geh' ich zur Herzogin, bericht' ihr alles,
Und geh' nicht wieder, eh sie eingewilligt,
Daß mir die Würde bleibt, auch wenn ich mir
Die Waldblum' pflückte. Hält zu mir die Mutter,
An der das Land so fromm und willig hängt,
Dann fürcht' ich niemand! Dann zu Rosse komm' ich,
Klein Ludwig vor mir, der die Mähne hält,

Und spreng' vor diese Thür: „Herrn Udos Tochter,
Waldblume, willst Du mich zu Deinem Gatten?“

Hedwig.

O Herr —!

Graf Philipp.

Ja, bald Dein Herr; doch wie die Lämmlein.
Kannst mich lieb haben? — Mund auf! Sprich.

Hedwig.

O Herr —

Graf Philipp.

Kannst Du den ersten Mann im Lande lieben?
Und treu sein bis zum Tod?

Hedwig (leise).

Ich glaub's

Graf Philipp.

So dufte
Den ersten Kuß mir zu, Du süße Blume —

Hedwig (weicht zurück).

Nein, noch nicht küssen!

Graf Philipp.

Närrin. Nur den ersten,
Nur den Verlobungskuß!

(Küßt sie auf den Mund. Robert kommt von rechts vorne, ungesehen zuschauend.)

Robert (vor Ueberraschung laut).

Ah!

(Die Beiden wenden sich; Hedwig tief erschrocken, Graf Philipp vor Verdruß leise den Boden stampfend. Robert bemüht sich zu lächeln.)

Gott zum Gruß.

Graf Philipp (leise).

Hat er's geseh'n?

Hedwig (leise).

Ich weiß nicht. — Schaut! Da kommt
Ein ganzer Hauf'.

Graf Philipp (ingrimmig).

Und ich muß fort! — Du bleibst
Mir treu?

Hedwig.

Nun bis zum Tod!

(Robert hat nach rechts hinausgewinkt, wendet sich wieder den beiden zu. Hedwig verneigt sich förmlich vor Graf Philipp; laut)

Ich werd's dem Vater
Ausrichten, edler Graf.

Graf Philipp.

Ich bitt' Euch drum.
Gehabt Euch wohl!

(Grüßt Robert; links ab. Hedwig nach stummer Verneigung gegen Robert ins Haus.)

Robert.

Was will sie ihrem Vater
Ausrichten? Diesen Kuß? — O Schlange! Natter!
Wie süß sie lügen kann! „Ich lernte nie
Das Küssen, Herzog; möcht's auch nie erlernen.
Lieber im Kloster sterben, Herr, als leben
An eines Mannes Mund!“ Und lächelte
Dazu so fein, so lieblich grausam. Und
Nun küßt sie den . . . O grundgemeine Welt!

(Die jungen Edelleute Lothar und Ehrenfried kommen von rechts, eine Art von Baldachin tragend, der aus begrünten Aesten und Zweigen roh zusammengeflochten ist; unter dem Baldachin geht Theophrastus, komisch feierlich, mit Birkenlaub bekränzt. Drei Diener der Edelleute folgen mit einem bekränzten Weinfaß auf einer Bahre und Bechern.)

Lothar (singt im Gehen).

Ein guter Trunk
Macht alt' Leut' jung,
Vertreibt Unmut und Schmerzen.

Theophrastus. Ihr edlen jungen Söhne des Mars, ihr Maienritter, wohin wollt Ihr Euren Bacchus führen? Gegangen bin ich nun genug. Herzog! Donnergott! Bedeutet diesen wilden Männern, daß ich Bacchus heiße und mich nach dem Becher sehne. Laßt uns das Faß da nach den Regeln der Wissenschaft gründlich kennen lernen!

Ehrenfried. Erst noch etwas tiefer in den Wald hinein; unter so eine alte Buche, wo uns der Waldmeister in die Nase duftet.

Theophrastus. Eine Bank wär' mir lieber. Hier ist Wald und hier sind Bänke; wie wunderbar fügt sich das.

Ehrenfried. Sind Herrn Udos Bänke.

Theophrastus. Die dicken Brauen des Herrn Udo werden sich nicht zusammenziehen, wenn so edles und lustiges Volk wie wir auf seinen Bänken —

Robert. Der Alte ist fort; meine Mutter wollte mit ihm reden. Die Waldblum' ist da. (vor sich hin murmelnd) die falsche Hexe. (Tritt zur Hausthür; laut) Waldblum'! Schöne Waldblum'! Gestattet Ihr, daß wir unter Euren Bäumen einen Becher trinken?

Lothar (nach einer Weile). Alles stumm.

Ehrenfried. Sie hat's wohl nicht gehört.

Theophrastus (zu Robert). Hochmächtiger Donnergott, Ihr braucht doch die Genehmigung dieses Mägdleins nicht. Der Herzog! — Bei meinem Bart, wenn ich Herzog wär', ich wollt' so einem Mägdlein —

Robert. Was denn?

Theophrastus (faunisch lächelnd). Ihr wißt schon. — Also ohne ihre Einwilligung bleiben wir nicht hier?

Robert (gereizt, stolz). Doch, wir bleiben hier. — Wein her! (Setzt sich.)

Ehrenfried (zu den Dienern). Stellt die Bahre mit dem Faß neben diese Bank; ich will Mundschenk sein. Die Becher auf den Tisch; dann geht. Wiederkommen, wenn's dunkel wird!

(Die Vier haben sich um den Tisch gesetzt. Ehrenfried schenkt ein. Die Diener links ab.)

Theophrastus (den Abgehenden nachschauend). Ihr herrlichen Söhne des Mars, so lieb' ich's. Ohne Dienerschaft: daß man ein freies, hochgemutes Wort reden kann. — Wem bringen wir den ersten Tropfen?

Lothar. Wem? (Singt:)

Ihr's Gleichen find't man nicht
In Schwaben und in Franken;

Mich Schwachen und sehr Kranken
Sie Tag und Nacht anficht.

Robert. Er hat wieder seinen singhaften Tag.

Ehrenfried. Und seinen verliebten dazu.

Theophrastus (lächelnd). Der Mai! Der große Kuppler!

Ehrenfried. Woher kommt es, erhabenster aller weisen und gelehrten Männer, daß, wenn der Mai die Blätter und die Blumen bringt, wir Bärtigen gar so unruhig an die Langhaarigen denken?

Theophrastus. Das hat der Teufel gemacht.

Ehrenfried. Wann denn und wie denn?

Theophrastus (die Stimme etwas gedämpft). Als er die Welt machte, lieber Herr.

Ehrenfried. Was? Die hat er —?

Theophrastus. Das ist meine Meinung. Sagt's aber nicht auf dem Marktplatz weiter; sonst verketzern und verbrennen sie mich.

Lothar. Die Welt hätte nicht Gott gemacht?

Theophrastus. Ja und Nein! — Gott bleibt Gott, da ist keine Frage. Ihr werten Herren, Ihr müßt Euch Gott als den Urgeist denken; der kann sich vorstellen und träumen, was er will, er braucht's aber nicht zu machen, er hat halt alles in sich! So hat er denn lang' still in sich gelebt; nur so einen geistigen Schleier um sich her, in dem seine Engel und Geister ungefähr wie die Goldfischlein in einem gläsernen Becken spielten. Da kam ihm wieder einmal ein Weltgedanke; sagen wir: der tausendste; nur um was zu sagen. Wird er den nun ausführen? Wird er sagen: ich will? Wer weiß das; ich nicht. Aber da war einer in Gottes Schleier, der klügste von den Geistern, der Teufel; der —

Ehrenfried (neckend). Habt Ihr ihn gesehn?

Theophrastus. Nicht so, wie ich Euch jetzt sehe, der Ihr vergeßt, mir einzuschenken (Ehrenfried schenkt geschwind wieder ein); aber inwendig, und da sehr gut! — Also dieser Feinste, der Teufel, ein großer Gedankenleser — wie ja auch wir, wenn wir ein Stück Teufel im Leib haben, zuweilen die Gedanken der andern zu erraten wissen — der Teufel las in Gottes Seele Gottes Weltgedanken; natürlich nicht Wort für Wort, nicht das allerfeinste — aber so gut er's verstand. Und geschwind, geschwind — denn Träumen ist seine Sache nicht — macht er Euch die Welt! Da steht sie! Ein mächtiger Urgedanke — nur, natürlich, versteht mich, ins Teuflische übersetzt! — Und so kommt's denn, Ihr edlen Herren, daß sie so ist, wie sie ist. Daher so viel Gemeines drin, wie Ihr vorhin sagtet, mein geliebter Herzog; nun wißt Ihr warum. Daher so viel Gescheites, Feines, Lustiges, Gutes — aber in allem eine Teufelei, die uns Erdenkinder so leicht zu Söhnen der Hölle macht. Zum Beispiel (er hebt sein gefülltes Glas) der Wein! Gewiß ein Gedanke Gottes; aber der Teufel hat hineingespuckt. Dieser Seligmacher und Zuschandenmacher — (zu Robert) den Ihr übrigens zu hastig trinkt, mein holder Mars —

Robert (mit einem versteckten Blick auf das Haus). Ich will das Feuer eines Ärgers löschen.

Theophrastus. Da zündet Ihr leicht ein anderes an! — — So auch zum Beispiel die Minne, die Liebe; eine Gottesgabe — aber ein teuflisch gefährlich Ding. Man fühlt sich wie ein Seraph, und wird eben zum Ziegenbock. Heut im siebenten Himmel, morgen in Höllenqualen —

Ehrenfried (schlägt auf den Tisch). Das ist doch des Teufels, daß alles des Teufels ist. (Sie lachen.)

Theophrastus. Hm! Nun ja! — Aber auch urgescheite, grundwitzige, nützliche Teufeleien hat der Herr Schöpfer gemacht. All die feinen Geister im Hirn, durch die wir die Welt zu unserm Vorteil ausbeuten, wenn wir richtig geschaffen sind. Ein kluger Mensch sein! ein großer Segen! Ihm gehört die Welt. Ich trink' auf den gewitzigten, wissenden, weltklugen Menschen! (Trinkt aus.)

Robert (der mit innerer Unruhe kämpft, seinen Becher häufig leert, mit leicht erregter Stimme spricht). Auf den trink' ich nicht. — Guter Ehrenfried, noch 'nen Becher voll. — Tapfer! Damit fängt's an. Ein tapfrer, hochherziger, freigebig verschwenderischer, über alle Köpfe hinwegschauender, sich vor nichts fürchtender — — auf so Einen trink' ich! (Trinkt aus.)

Theophrastus. Ja, Ihr! Ein Donnergott, ein Fürst! — Aber wir, die wir wie Krebse über den Sandboden kriechen —

Robert. Jeder soll ein Fürst sein, denk' ich jeder in seiner kleinen Welt.

Theophrastus. Dem keiner gehorcht, über den andre herrschen! — Möchtet Ihr ein Fürst sein, dem man nicht gehorcht?

Robert (emporschnellend, erregt). Mein Schwert über den, der mir nicht gehorchen wird!

Theophrastus. Das ist eine gute Methode — für einen Herzog; leider nicht für uns. Insonderheit nicht gegen die lieben Frauen; da müssen uns die feinen Geisterchen unter der Hirnschale helfen. Ihr — wenn Ihr erst regiert — da werden Eure achtzehn Jahre einfach sagen: „Mädel, liebst Du mich? Sonst holt Dich der — Herzog!“ (Sie lachen.) Mein goldener Mars, seht, um nichts beneid' ich Euch so sehr, wie um dieses Jupitergefühl gegen die süßen Frauen.

Robert (mit plötzlichem Ausbruch). Heut hat sie aber den andern geküßt!

Theophrastus. Wer?

Lothar. Wen?

Robert (wehrt ab). Laßt mich — — (murmelnd) nur erst Herzog sein!

Ehrenfried. Darauf wollt' ich trinken. Daß der junge Adler flügge wird. (Auf Robert deutend). Da sitzt unsre Zukunft, unsre Hoffnung, unser Paradies. Hoch unser Herzog!

Lothar. Hoch! (Sie stoßen an und trinken.)

Theophrastus. Dann kommt endlich die goldne Zeit! da uns wohl sein wird. Ohne diesen

Isegrimm, den bittersauren Grafen Philipp, der über die Nase sieht wie ein Hund —

Ehrenfried. Daß ihn der Geier schänd'! Darauf trink' ich!

Theophrastus. Hätt' ich ihm nicht sein Söhnlein gesund gemacht, als es sterben wollte, und hätt' er nicht Furcht vor den fünfhundert Krankheiten, die da sonst noch lauern, er hätt' mich längst aus dem Land gejagt; (stolz lächelnd) denn er ist meiner Zunge gram. — Gelt, den habt Ihr lieb, junger Adler —

Robert. Könnt' ich ihn in Stücke reißen!

Theophrastus. Wie er Euch heut auf diesem Platz herunterkanzelte vor den erlauchten Gästen —

Robert. O dieser Höllenhund!

Theophrastus. Und wie er prahlt! wie er sich bläht! Wenn er von sich spricht, so sträuben sich alle seine Haare einzeln vor Staunen, daß sie auf so einem Hochgebirg' gewachsen sind. Er kann das Straßburger Münster bis zum Dach mit seinen erfundenen Großthaten füllen, wie die Heringe übereinander. Aus seinem schäbigen kleinen Loth macht er ein Pfund —

Robert (aufwallend). Seid still!

Theophrastus. Ich? Warum?

Robert. Weil Ihr ihn zu klein macht. Das will ich nicht; das mag ich nicht hören. Dieser Graf Philipp, den ich mit der Wollust der Inbrunst hasse, er ist nicht nur die Glocke, er ist auch der Turm. Auf dem blutigen Blachfeld hat er mit seinem Feldherrnschwert seinen Namen so groß hingeschrieben, daß Freund und Feind ihn lesen kann. — Ich möcht' ihn im Zweikampf niederhauen, damit sein höhnisch kalt Gesicht aus der Welt käm', und ihm dann auf sein Grab ein weitschauendes Denkmal setzen mit 'ner goldnen Schrift: „Hier ruht ein Held!“

Theophrastus (geschmeidig). Wie mein Mars es sagt, so wird's sein. Der Adler kennt den Falken.

Lothar. Lassen wir jetzt den Grafen Isegrimm, wenn's gefällig ist, und küssen wir den Becher! (Singt.)

Hätt' ich ein Kaisertum,
Dazu den Zoll am Rhein,
Und wär' Venedig mein,
So wär' es all's verloren,
Es müßt' verschlemmet sein!

Robert. Lothar hat recht. Den Becher küssen. Mord über alles Leid! (Trinkt.)

Theophrastus (schaut ihn forschend an). Fast möcht' ich denken, süße Fürstenblume, Ihr habt Abschiedswehmut.

Lothar. Heißt des Landgrafen Tochter nicht Elisabeth?

Ehrenfried. Ist's wahr, Herzog Robert —?

Robert (ihm ins Wort fallend). Was?

Ehrenfried. Ihr hättet der jungen Gräfin Elisabeth einmal die Flöte gespielt?

Robert (fährt von der Bank empor). Was geht Euch mein Flötenspiel an. — Ich bin ich und thu', was ich thue!

Theophrastus (zu Ehrenfried und Lothar). Da habt Ihr's. — Recht hat mein Donnergott. — Junge Adler pfeifen; so flötet unser junger Herzog.

Robert. Das kommt so zuweilen — doch vor der jungen Gräfin kam's nie! — daß ich meine Flöte nehme und blase; meiner Mannheit thut das nichts.

Theophrastus (wie vorhin). Da habt Ihr's.

Robert. Bin darum doch nie und nimmer eines Weibes Knecht!

Theophrastus. So kenn' ich Euch; so lieb' ich Euch. Der Teufel Schöpfer hat die Weiber zu unsrer Wonne geschaffen; der Kniefall ist nur ein Übergang.

Lothar. Und kommt vor dem Fall.

Theophrastus. So mein' ich's! — — Die Gräfin Elisabeth — ein maifrisches Blümchen; mir wär' doch die Landgräfin lieber.

Ehrenfried. Im Ernst?

Theophrastus. Der schwimmt soviel Geheimes in den Augen: Wissen und Neugier und Verlangen. O, wenn die einmal wissen wollt', wie lang und rund Meisters Theophrastus' Arme sind . . .

Lothar. Habt Ihr so hohe Gedanken?

Theophrastus. Soll ich niedrige haben? Ich bin Theophrastus!

Ehrenfried. Die Waldblum', dünkt mich, geht doch über alle. (Robert tritt plötzlich aus der Bank, geht dem Hause zu.) Was habt Ihr, mein Herzog?

Robert. Sie soll mittrinken.

Theophrastus. Wer? Die Waldblum'?

Robert. Sie gab mir keine Antwort, als ich vorhin fragte. Sie versteckt sich vor uns. Nicht einen Augenblick am Fenster . . . (Klopft mit seinem Schwert an die Thür, nicht laut.) Herrn Udos Tochter! Waldblum'! Ihr seid ersucht und gebeten, uns einen freundlichen Gruß zu gönnen, uns Bescheid zu trinken. Hört Ihr, was ich sage?

Lothar. Sie antwortet nicht.

Robert. So will ich —! (Will öffnen.) Die Thür ist verschlossen. Hat sich eingeschlossen! (Klopft mit dem Schwert etwas lauter an. Seine Stimme beginnt ein wenig zu zittern vor halbtrunkener Leidenschaft.) Waldblume! Hier steht Euer Landesherr und gebietet Euch, vor ihm zu erscheinen. Nun, denk' ich, habt Ihr gehört!

(Fortsetzung folgt.)





Das deutsche Volkstum in Böhmen.

Von Professor Dr. Adolf Hauffen.

II.

Auch an dem uralten „Goldenen Steige", auf dem von Passau über Prachatitz hauptsächlich Salz nach Böhmen verfrachtet wurde, setzten sich auf den Gütern des Wyschehrader Kapitels: Wallern, Gans und Prachatitz schon früh deutsche Ansiedler fest. Auf den Vorbergen von Innergefild bis Neuern sitzen die künischen, d. h. königlichen Bauern. Ihre älteste Geschichte ist nicht aufgeklärt, doch muß angenommen werden, daß sie wahrscheinlich nicht, wie ihre Nachbarn, die größtenteils slavischen Choden bei Taus, als Hüter der Grenzen, sondern zur Urbarmachung der Wildnis angesiedelt wurden und für ihre Verdienste in dieser Aufgabe große Vorrechte erhalten haben. Sie waren dem Könige unmittelbar unterthan, Freisassen, kannten nie einen Frohndienst, hatten ihre eigenen (acht, später neun) Freigerichte, an deren Spitze ein Oberrichter alle gemeinsamen Angelegenheiten leitete. Diese Privilegien, die zuletzt noch von Kaiser Franz II. bestätigt wurden, bestehen heute natürlich nicht mehr, doch sind die meisten künischen Bauern noch jetzt große, wohlhabende Besitzer, die treu an ihren alten Sitten und oft recht prunkhaften Festbräuchen, sowie an ihrem alten Adelsstolze — viele künische Bauernfamilien sind ja thatsächlich adelig — festhalten.

Die deutschen Bürger der um 1265 von Ottokar II. gegründeten Stadt Budweis sorgten auch für die Neuanlage und Neubesiedelung von Dörfern in ihrer Umgebung, die später wiederholt (namentlich im XVI. Jahrhundert) durch starke Zuzüge (zumeist aus bayerisch-österreichischen Landschaften) gekräftigt, eine größere deutsche Sprachinsel bilden. Die Stadt erlag auch in der Hussitenzeit nicht dem tschechischen Einfluß, ist aber seit den letzten Jahrzehnten samt den umliegenden Dörfern in ihrem nationalen Bestande schwer gefährdet. Die Sprachhalbinsel von Neubistritz wurde im XIII. und XIV. Jahrhundert zunächst durch die auf den Herrschaften Neuhaus und Landstein sitzenden Zweige des Witigonenhauses und später auf Veranlassung des deutschen Ritterordens durch österreichische und thüringische Bauern besiedelt.

Das ganze südliche Böhmen hat in den Hussitenstürmen und dem dreißigjährigen Kriege furchtbar gelitten. Die verwüsteten Strecken aber sind im XV. Jahrhundert durch die Rosenberge, im XVII. Jahrhundert durch die Eggenberge mit Bayern, Österreichern und Steirern von neuem besiedelt worden. Auch die seit dem Mittelalter nachzuweisende Glasindustrie des Böhmerwaldes hat viele deutsche Arbeiter herangelockt und Orte wie Altenhütten, Birkhütten, Mühlhütten verdanken diesem die Wälder rodenden Fabrikbetriebe ihre Entstehung. Auch heute bildet die mannigfaltige Ausnützung der (zum größten Teil dem Fürsten Schwarzenberg und anderen Feudalherren gehörigen) Wälder die Hauptnahrungsquelle der Bewohner.

Zwei Böhmerwaldsöhne, Adalbert Stifter und Josef Rank, haben, der eine die eigenartigen landschaftlichen Reize der Heimat, der andere den Charakter ihrer Bewohner anschaulich geschildert. Beiden strebt ein größerer Kreis von Erzählern und Schilderern, die jetzt in Johann Peters Zeitschrift „Der Böhmerwald" einen Mittelpunkt gefunden haben, nach, so daß die Eigenart dieser abgeschiedenen Welt weit und breit bekannt geworden ist.

Die Böhmerwäldler sind in der Regel von mehr als mittlerer Größe, kräftig, mit scharf gezeichneten Gesichtszügen (Adlernasen sind nicht selten), mit braunem Haar und braunen Augen. Sie haben, wie alle Gebirgsbewohner, viel Ursprüngliches: sie sind gerade, offen und redlich, heiteren Gemüts, wohl auch etwas derb und Fremden gegenüber scheu. Ihr Bildungsgrad ist im allgemeinen geringer als bei den übrigen Deutsch-Böhmen. Das Raufen, Schmuggeln und Wildern, einst ihre Leidenschaft, wird heute von seiten der Behörden immer mehr eingedämmt. Wie sie ihrer engeren Heimat in treuer Liebe zugethan sind, so halten sie auch an ihren altüberlieferten Anschauungen und Bräuchen fest, so am Pferdewettrennen des Pfingstmontags, an den lebensvollen Lustbarkeiten des Faschings und des Frühlingsbeginnes, an den mit sinnigen Sprüchen und Liedern verbrämten, vielgestaltigen Hochzeitsgebräuchen, an der uralten Sitte, zum Andenken teurer Verstorbener eigene mit malerischem (meist sinnbildlichen) Schmuck und warm empfundenen Reimen versehene Totenbretter anzufertigen und am Wege zum Friedhof aufzustellen oder hinzulegen.

Vieles erinnert an die Lebensverhältnisse der deutsch-österreichischen Alpenbewohner: die Erntebräuche, die Volkstracht, die sich noch hie und da erhalten hat,

die aus grob geschnuteten Balken zusammengefügten, mit steinbeschwerten flachen Dächern bedeckten Blockhäuser, die Freude an Musik und Tanz, das poesieverklärte Liebesleben (mit den bekannten „Fensterln"), das Singen von Juchezern und von fröhlichen Schnaderhüpfeln. In allen deutschen Gebieten des südlichen Böhmens sind diese Blüten volkstümlicher Spruchweisheit oft mit wörtlichen Anklängen an Vierzeiler der Alpenwelt zu finden. Auch hier erweisen sie gelegentlich in ihrem Inhalt (ihrer ursprünglichen Bestimmung nach) die enge Beziehung zu Tanzweisen:

Musikonten spielts auf,
Loßt's d' Saiten klinga,
Hon a schens Moidrl draußt,
Will's eina (herein) bringa.
(Stubenbach).

Andere sprechen Liebesgefühle aus oder herben Spott:

Mei(n) Herz mueß an Fehler hobm,
Des is' scho gwiß!
Sobald i a Madel siech,
Gibt's mir an Riß.
(Tieberschlag).

Dos Dirndl is sauber
Vom Fueß bis zum Kopf,
Om Hols hots an Tiprl,
Dos heißt mon an Kropf.
(Gatterschlag).

Doch auch uralte Motive des Volksgesanges tauchen hier überraschender Weise in neuer Form auf:

Mein bester Kumerod
Is im Keller druntn,
Hot a hötzerns Gwond on,
Is mit Reifen bundn.
(Stubenbach).*)

Besonders reich ist der Böhmerwald an Volksschauspielen. Es haben sich zahlreiche ältere und neuere Handschriften von Spielbüchern erhalten mit Schauspielen, die von schreibkundigen Leuten aus dem Volk nach alten Überlieferungen ihrem besonderen Geschmack entsprechend bearbeitet, nach Volksbüchern und beliebten Erzählungen populärer Schriftsteller (z. B. Christof von Schmid) dramatisiert worden sind: Weihnachts-, Dreikönigs- und Passionsspiele, biblische Stücke (Adam und Eva, Josef von Ägypten), Legenden (Genoveia, Alexius, Eustachius), doch auch Stücke profanen Inhalts (Schinderhannes, bayerischer Hiesel). Für das ganze XII. Jahrhundert bis in die Gegenwart sind zahlreiche Aufführungen dieser Stücke in den verschiedensten Örtlichkeiten des Böhmerwaldes belegt. Gespielt wurde teils von den Einwohnern der betreffenden Ortschaft, teils von heimischen oder bayerischen wandernden Spielgesellschaften. Weitesten Kreisen bekannt wurde das Höritzer Passionsspiel. Es wurde im Jahre 1816 von einem fleißigen Spielbuchschreiber, dem Leinwebermeister Paul Gröllhesl auf Grund älterer Texte und wahrscheinlich auch mit Benützung des Lebens Christi von P. Martin von Cochem (1682) zusammengestellt, und unter seiner Leitung sowie später bis 1887 wiederholt von den Höritzern in schlichter Darstellung aufgeführt. Dann wurde es von dem bewährten Forscher J. J. Ammann (Professor in Krummau, der jetzt auch die Volksschauspiele des Böhmerwaldes in einer Auswahl und mit wissenschaftlichen Untersuchungen veröffentlicht) den Zwecken einer Aufführung im großen Stile entsprechend umgearbeitet und ergänzt und so zu Höritz von einheimischen Darstellern im Sommer 1893 in einem neuerbauten prächtigen Theater vor einer großen, aus aller Welt zusammengeströmten Zuhörerschaft oft und erfolgreich aufgeführt. In den nächsten Jahren folgten Darstellungen einer Bearbeitung des Passionsspiels durch K. Landsteiner und von Volksszenen aus dem Böhmerwalde. Die Leitung und Durchführung des gesamten Unternehmens hat der Böhmerwaldbund übernommen, der seit seiner 1884 erfolgten Gründung überhaupt die wirtschaftlichen und nationalen Bestrebungen der Deutschen Südböhmens nach Kräften fördert.

Im nördlichsten Teile des Böhmerwaldes beginnen die Sitze des oberpfälzischen oder sogenannten nordgauischen Stammes, der das ganze breite deutsche Gebiet in Westböhmen bis an den Fuß des Erzgebirges einnimmt. Den alten Kern dieses von mehr als einer halben Million Menschen bewohnten nordgauischen Gebietes bildet das Egerland. Als seine Nordgrenze ist nach Gradl eine Linie gedacht zwischen Jechnitz-Kolleichowitz, Lubenz-Rudig, Duppau-Maichau, Schlackenwerth - Joachimsthal, Neudeck - Bärringen, Schönbach-Graslitz zur Reichsgrenze. Die nordgauische Mundart, die außer in Westböhmen nur noch in dem angrenzenden Teil Mittelbayerns (gegen Bayreuth und Regensburg zu) gesprochen wird, hat im allgemeinen die gleiche Ausdehnung wie der ehemalige Nordgau (pagus nortgowe). Daher die Bezeichnung nordgauisch, die seit Weinhold in der Wissenschaft angewendet wird. Die Mundart hat etwas Breites und Schwerflüssiges. Bezeichnend für sie ist die Vertretung aller alten Längen und Diphthonge durch Zwielaute. Werden so die betonten Silben ganz besonders hervorgehoben, so erscheinen die Nebensilben sehr vernachlässigt und gekürzt. Die auslautenden n und r gehen gewöhnlich in einen dumpfen halbvokalischen Laut über. Dem Bayerisch-Österreichischen steht die Mundart sehr nahe, unterscheidet sich aber von ihr durch eigenartige Lautgestaltungen. Für bayerisch ie tritt umgekehrt ei, für ua (altes uo) tritt áu oder óu ein, also „lerber Bou". Zweifellos muß sie der oberdeutschen Gruppe der Mundarten zugerechnet werden, wenn sie auch (was durch die Geschichte der Besiedelung erklärlich wird) einzelne mitteldeutsche Kennzeichen aufweist. Das Nordgauische ist eben keine reine, alte Stammesmundart, sondern durch eine Vermen-

*) Die Stubenbacher Vierzeiler wurden mir mitgeteilt von Herrn Oberlehrer Joh. Schramek. Zu dem letzten vergleiche das alte Trinklied: Den liebsten Buhlen, den ich han u. s. w.

gung verschiedener, auch mittel-, doch zumeist oberdeutscher Elemente entstanden.

Verwandte Mundarten sind nicht wie fremde Sprachen durch scharfe Grenzen von einander geschieden. Und so geht im nördlichen Teile des Böhmerwaldes die bayerisch-österreichische Mundart ganz allmählich ins Nordgauische über. Jene aber gilt im Übergangsgebiete als die wohllautendere, gebildetere Redeweise. Von Eisenstein bis über Neuern hinauf bedienen sich die besseren Stände mit Vorliebe des Bayerischen, das darum siegreich gegen die Nachbarmundart vordringt. An ihren nördlichen und westlichen Grenzen, von Bleistadt, Karlsbad und Thensing angefangen, nähert sich die nordgauische Mundart allmählich dem benachbarten Obersächsischen und zeigt z. B. das mitteldeutsche pp für pf im Aus- und Inlaute (Kopp, Erdäppl). Nördlich vom Egerthale, in das Erzgebirge hinauf, macht die nordgauische Mundart von Jahr zu Jahr Fortschritte; ganz oder gemischt egerländische Volkslieder sind die Vorläufer ihres Siegeszuges.

Die nordgauische Mundart zerfällt in Böhmen, abgesehen von zwei durch obersächsische Eigentümlichkeiten ausgezeichnete Inseln (das Bergstädtegebiet um Schlaggenwald und Mies) in zahlreiche (nach Gradl 45) örtlich besondere Untermundarten, von denen besonders das Egerländische durch wissenschaftliche Forschungen und durch viele Dialektdichtungen (J. D. Lorenz, G. N. Dümmel, Clemens Graf Zedtwitz-Liebenstein u. a.) bekannt geworden ist.

Aus der Fülle des zu Gebote Stehenden möchte ich nur einige wenige für die Mundarten Westböhmens bezeichnenden Proben aus dem Volksmunde geben. Zunächst ein Rätsel aus Schutterschen bei Bischofteinitz.*)

Wos göiht üba's Strouh und rauscht niat?
Die Sonne.

Wos kenna drei Rössa nia am Berch affi zöihgn (ziehen)?
Das Zwirnknäuel (weil es sich abwickelt).

Wos is firti und wird allerweil wieda gmocht?
Das Bett.

Zwou Steckn, donn draf a Kostn, do a Mühl, donn zwou Rouchfongrla, zwou Löichtschebrla, don a Wold, drin lebt jung und olt. Wos is dos?
Der Mensch.

*) Mitgeteilt von Oberlehrer Ottokar Schubert.

(Die Mühle = der Mund, die Rauchfänge = die Nasenlöcher, die Lichtscherben, d. h. Oeltöpfchen, Nachtlichter = Augen.)

Ferner einige Liedchen aus dem Egerlande.*)

Wos lait (liegt) mia on an Zwonzga,
Wos lait mia on Göld,
Wos lait mia on an Mäidla,
Gi(b)t 'ra gnouch af dera Wölt.

Steig i affi am Berg,
Siah's Egalond liegn,
Dou tou i an Guchzschroa (Juchzer),
J glab, dea ko(n) tügn (taugen).

Und das bekannte Egerländer Volkslied vom schmalen Rain:**)

Gäih iü'war an schmoln Rai(n),
Siah'r) i ma Moidel aloi(n),
Siah(r) i ma Moidel aloi(n),
Haut a waiß Töichel u woint.

Fei(n)s Moidel, woi(n) niat sua saia (sehr),
Za dir kumm i nimma mäia,
Za dir kumm i nimma in's Bett,
Un gib nea(r)s Goldringl niat weg.

S' Goldringrl how i dir kaft,
Zwoa Turkltäuwla san draf,
Zwoa Turkltäuwala san schöi(n),
Koa onnara (anderer) schöll (soll) za dir gäih(n)!

Koa onnara schöll di nat hom,
Des könnt i jo neat vatrogn,
Koa onnara schöll di neat löibm,
Schöll jo neat ma Herzel batröibm (betrüben)!

„Jitza (jetzt) gäihst u loßt mi sitzen,
Wen sell i z Gfottern beten?
Drei Gfottern mou (muß) i scho(n) hobm,
Döi wor mi(r) ma Kind ze da Taf (Taufe) trogn.

Js a scho(n) wida Mittoch, Mittoch (Mittag)
How i nu koa Handerl volla Gros."
„Wos wer(d)n den daim Lait sogn,
Wennst wi(r)st koa Gros mäia (mehr) hoim trogn?"

„Maina Lait sogn neat vül, neat vül,
Ko(n) i mochen, wos i nea (nur) wüll,
Ko(n) i mochen, wos i nea mog,
Wal i nea koa Böiwerl (Büberl) mäia ho(b)."

*) Mitgeteilt von Oberlehrer Josef Köhler in Mühlessen.
**) Mitgeteilt von Oberlehrer Schreitter in Frauenreuth. Abgedruckt in zum Teil abweichender Fassung in „Egerländer Volkslieder", I., Eger 1898.

(Ein dritter Artikel folgt.)

Litterarische Notizen.

— Sonntagsglocken. Ein dichterisches Hausbuch für Jung und Alt. Herausgegeben von Maximilian Bern. Regensburg. Nationale Verlagsanstalt (früher G. J. Manz) o. J. — Bern ist ein sehr begabter Lyriker, wie seine schöne Sammlung „Aus einem Leben" erweist; er hat auch auf dem Gebiet der Anthologie manche hübsche und wahrhaft geschmackvolle Leistung aufzuweisen, aber mit diesem neuesten Buche — oder ist seither vielleicht eine neue Anthologie des nimmermüden Anthologien-Redakteurs erschienen?! — sind wir nicht so ganz einverstanden. Man mißverstehe uns nicht; warum sollte es nicht auch Anthologien frommen Inhalts geben und warum sollte Bern nicht 'mal auch eine solche machen? Aber dann nehme er auch in ein derartiges Buch nur gute Gedichte auf, nicht Verse, bei denen die Gesinnung die Aufnahme rechtfertigen muß, weil es der Inhalt nicht vermag. Das ist nicht bloß eine an sich berechtigte, sondern auch wohl erfüllbare Forderung denn es giebt sehr viele gute Gedichte religiösen Inhalts. Wenn wir ein Buch aufschlagen und als erste Zeilen darin lesen:

In den Zeiten der Zertrennung
Leuchtet uns der Tag des Herrn
Als ein Zeichen der Erkennung,
Die uns eint von nah und fern —

so jucken uns die Finger, es schleunigst wieder zuzuklappen. Wir haben's nicht gethan, aber solcher Gedichte giebt's recht viele im Buche.

Neue Bücher.

Nachstehend verzeichnete Bücher sind der Redaktion zur Recension zugekommen:

Ettmayer, Karl, Adolf. Monologische Dichtungen. Linz 1900. Oesterreichische Verlagsanstalt.

Redigiert unter Verantwortlichkeit des Herausgebers Karl Emil Franzos in Berlin. — Nachdruck auch im Einzelnen ist untersagt und wird strafgerichtlich verfolgt. — Verlag der Concordia Deutsche Verlags-Anstalt in Berlin. — Druck von W. & S. Loewenthal, Berlin C.

Jugend.

Einsamkeit.

Frohen Herzens bin ich in die Welt gegangen
Und voll Sonne war mein junger Blick,
Doch nun kehrt' ich mit verhärmten Wangen
Wieder in die Einsamkeit zurück.

Und ich sehe wunschbefreit und weise
In das bunte Schicksalseinerlei,
Kaum verspür' ich's noch, so leise, leise
Rinnt an mir die Jugendzeit vorbei.

Immer werden meine Blicke weiter,
Selig halt' ich eine Welt umspannt,
Denn ich blicke froh und wissensheiter
In des Lebens unbegrenztes Land.

Hieher dröhnt kein Wächterschritt der Stunden,
Unbemerkt verbraust mein herbes Leid,
Langsam narben meine tiefen Wunden
Von der weichen Hand der Einsamkeit.

Meiner Seele nahm ich dumpfe Riegel
Und geöffnet prangt der Wunderschrein,
Ewig lernend blick' ich in den Spiegel
Meiner eignen neuen Welt hinein.

Was sich dort im Leben ohne Ende
Streitet, blendet, schlägt und überschreit,
Liegt hier, Farben, Töne, wie in Bände
Meinem Willen nach geformt, gereiht.

Jedes Wesen fürchtet meinen Willen
Hier im engen — unbegrenzten Raum.
Jede Sehnsucht weiß ich zu erfüllen. —
Wirklichkeit entblüht dem Dichtertraum.

Und wenn heimlich dann an stillen Tagen
Meine Sehnsucht hin zum Leben zieht,
Brauch' ich dieses Buch nur aufzuschlagen
Und die Seele schaut und wird nicht müd . . .

Stefan Zweig.

Das Examen.

Morgen also in Gottes Namen
Steig' ich ins Referendar-Examen!

Bin nun viele Monate lang
Gekrochen den uralten Studiengang.
Institutionen und Pandekten
Mir wie bitterste Galle schmeckten,
Rechtsgeschichte, die beiden Prozesse
Und im Wechselrecht die Regresse,
Strafrecht, Kirchenrecht, Völkerrecht —
— Schon die Namen klingen mir schlecht.
Viel unnütze Müh' und verlorener Fleiß,
Und der Sokratesschluß: daß ich nichts weiß.

Ging heut' am alten Schlosse entlang
Meinen gewohnten Erholungsgang,
Da ist mir auf einmal eingefallen,
Was von diesen Dingen allen,
Die um mich sind, und die ich erstrebt,
Wohl in hundert Jahren noch lebt.

Celle da unten, — das wird noch steh'n,
Die Aller, — wird auch noch vorübergehn,
Im Repetitor die Rechtskandidaten,
Im Kruge der lederne Hammelbraten,
Das heilige Oberlandesgericht,
Das jede Woche die Vehme spricht,
Alles wie heute kleinlich und klein, —
Nur wir werden nicht mehr drunter sein.

Und durch das Celle in hundert Jahren
Bin ich im Geiste hingefahren,
Guckte mir alle Häuser an,
Sah, wie der Bäcker zu backen begann,
Sah die Schuster und sah die Schneider
Und die Oberlandesgerichtsräte leider —,
Und an einem Fenster saß
Ein liebliches Mädchen und las und las,
Und wie ich mich über das Buch gebückt,
Da hab' ich die eigenen Verse erblickt.

Ich sah es im Geiste, von Träumen umfangen
Und bin doch so fröhlich nach Hause gegangen,
Es klingt Euch vielleicht ganz eitel und dumm: —
Ich war so sicher, — weiß nicht warum,
Referendar oder nicht Referendar:
„Herr Präsident: Über hundert Jahr!“

Börries von Münchhausen.

Abseits.

Im Walde lockt mich abseits oft ein Pfad,
Wie eine Goldspur weich ins Moos geschlungen,
Zwei Spannen breit, die Reh und Ricke trat
Im Schimmerschleier grüner Dämmerungen.
Den Nacken streichelt mir der Himbeerstrauch;
Auf blassen Blüten schwelgt mit breiter Schwinge
Manch Purpurfalter tief im Honighauch
Und fürchtet nicht, daß ich ihn flüchtig singe.

Ein Kuckucksruf, verschollen, fern entweicht . . .
Und wie sich mir das Herz im Dufte weitet,
Zum Schlafe Wunsch auf Wunsch sich lächelnd neigt,
Und selbst die Sehnsucht zaudernd mich begleitet;
Sie, die mich sonst mit brennend rotem Mund
Sogar ins Traumland singt — mit süßem Staunen
Hör' ich sie längs dem heimlichgoldnen Grund
Verloren mit der holden Stille raunen.

A. R. T. Tielo.

Intermezzo.

Eifrig schwatzen wir über die Moden
In ernsthaftem Scherz. —
Von Deinem Armband fällt auf den Boden
Ein goldenes Herz.

Blitzschnell knie ich und — stecke es ein,
Da hebst Du die Lider
Und zitternd sagst Du: „Geben Sie fein
Mein Herzchen mir wieder!“

Sacht meine Hand in die Tasche greift
Und will es Dir reichen. —
Dein scheues Kinderantlitz durchläuft
Ein jähes Erbleichen.

Theodor Voigt.

Das Mädchen.

Mein Blut ist rein, mein Blut ist gut,
Ich thu' Eure Lügen verachten,
Ich geb' nicht um Tugend und Ehr meine Glut,
Ich kann ihn nicht lassen verschmachten.

Daß mein Heiligstes Schand' und Befleckung bringt,
Kann ich und will ich nicht fassen;
Ich darfs nicht denken, mein Herz zerspringt,
Soll' ich ihn den Dirnen lassen.

Heut' mach' ich die Nacht ihm lieb und heiß,
Ich frag' nicht Mutter und Pfaffen.
Heut' soll er mich haben so warm und weiß,
Wie ich für ihn bin erschaffen.

Hermann Mayerhofer.

Gesicht.

Wie einer Toten bleiches Angesicht
Schien durch die blaue Nacht der weiße Flieder.
Noch hör' ich's stets, wie Deine Lippe spricht:
„Glaubst Du, wir seh'n uns nimmer, nimmer wieder!“

Du gingst zum Süden, Deine kranke Brust
Im warmen Hauch des Lebens dort zu baden,
Ich blieb daheim, ohn' Ruh' und Lebenslust,
Mein Sehnen folgte sorgend Deinen Pfaden. —

Und wieder zog der Frühling über's Land,
Mein Herz schlug Tag und Nacht Dir laut entgegen,
Und oftmals hielt ich über's Aug' die Hand,
Denn Sonne, Sonne lag auf allen Wegen.

Da, — wie der Reif zur Nacht die Blüten bricht,
Fiel Todesschauer sanft auf Dich hernieder.
Wie einer Toten bleiches Angesicht
Scheint durch die blaue Nacht der weiße Flieder:
Du hattest recht, wir seh'n uns nimmer wieder!

Friedrich Castelle.

Juninacht.

Spitze Giebel und Dächer
Mondglanz hält umsponnen.
Unter den blühenden Linden
Plätschert verschlafen der Bronnen.
Drüben im Wirtshaus fiedeln die Geigen.
Bursche und Mädel dreh'n sich im Reigen.

Bis zu meinem Fenster
Schwanken duftende Äste.
Drunter — ei! wie zärtlich
Schirmt Ihr Eure Gäste! —
Küßt ein strammer Husar sein Mädchen.
Klirren hör' ich sein Sporenrädchen.

Alexander Pache.



Briefe von Berthold Auerbach.

(1852—1853.)

II. (Schluß.)

Ring hatte das Buch vom Verleger nicht erhalten; Auerbach sandte es ihm nun selbst mit folgendem Begleitschreiben:

Unmittelbar nach Empfang Ihres Briefes schreibe ich Ihnen, lieber Ring. Es ist eine unverzeihliche Nachläßigkeit meines Verlegers, daß Sie das Buch noch nicht erhalten haben. Hier erhalten Sie es nun von mir. Ich habe an diesem Buche schon viel Freude erlebt. Prutz, der gegen das „Neue Leben“ so herb losfuhr, schreibt mir einen überschwenglichen Brief darüber und vor Allem ist mein Schwager Heinrich ganz außer sich vor Freude. Es ist das Beste, ich lege Ihnen hier einfach seinen gestern eingetroffenen Brief bei, da Sie auch daraus sich Ihre Frage nach seinem jetzigen Leben und Treiben beantworten können. Ich erbitte mir den Brief gelegentlich zurück.

Ich habe Ihnen noch etwas Erfreuliches und hoffentlich dauernd Ersprießliches mitzutheilen. Der Generalconsul Strong (Miteigenthümer und Bevollmächtigter der Interessenten des Hamburger Correspondenten) will von Neujahr an ein Feuilleton zu dem vergrößerten Hamburger Correspondenten geben und hat mich wiederholt ersucht, ihm Beiträge irgend welcher Art zu liefern. Ich konnte ihm nur unbestimmte Zusage geben. Das ist aber eine ganz erwünschte Position für Sie, regelmäßig von Berlin aus sich an einem so fest begründeten Blatte zu betheiligen. Wenden Sie sich also an den genannten Herrn und sagen Sie, daß ich Sie dazu aufgefordert habe und daß er sich nöthigen Falls (was aber gewiß nicht nöthig sein wird) bei mir genauere Erkundigungen über Sie einholen kann. Ich zweifle nicht, daß, wenn Sie sogleich schreiben, Sie sich hier eine angenehme Position verschaffen und es wird mir eine große Freude sein, diese vermittelt zu haben oder noch vermitteln zu können. Die Adresse ist: General-Consul Strong Exped^{n.} des Hamburger Correspondenten in Hamburg.

Versäumen Sie es ja nicht, schleunigst die Sache in die Hand zu nehmen und schreiben Sie mir über deren Erfolg, damit wir beim Nichtgelingen Anderes in Erwägung ziehen. Ich zweifle aber kaum an dem Erfolg dieser Sache.

Was Sie mir von Schreibers Gesundheitszustand mittheilen, ist mir sehr betrübend. Ich habe merkwürdigerweise stets einen erheiternden Einfluß auf ihn geübt.

Über Ihre Stadtgeschichten nächstens mehr.

Ich habe den ganzen Sommer fast gar keine Zeitungen gelesen, kann mir aber denken, daß Stahr das romantisch Candirte hochhebt; er ist wie viele Andere, die bald die rohe Realistik, bald das Ueberschwengliche hochheben und trotz aller hohen Theorien nie begreifen, daß die Kunst stilisirte Natur ist, daß es gilt, das lebendig Reale festzuhalten und eine Neuschöpfung durch den bewußten Geist daraus zu gestalten, der die Psyche, die dem Realen innewohnt, heraushebt und sozusagen erlöst. Die romantische Flunkerei giebt nur die Täuschung hievon.

Ihren Auftrag an Gutzkow werde ich besorgen.

Mit freundschaftlichem Gruße Ihr

Berthold Auerbach.

Dresden 27. November 1852.

Wie man sieht, übersieht Auerbach in der Hast des Schreibens, daß er Ring von Prutz' brieflicher Lobrede bereits einmal Mitteilung gemacht. Der Schwager Heinrich ist Heinrich Landesmann (H. Lorm), Schreiber der bereits erwähnte Vater der ersten Gattin Auerbachs. Daß er auf diesen „stets einen erheiternden Einfluß“ geübt, durfte Auerbach in der That „merkwürdig“ nennen, da er ja den Vater durch seine bloße Existenz immer wieder an den Verlust seines geliebten Kindes erinnerte. Über das eigentümliche Verhältnis zwischen Schreiber und seinem berühmten Schwiegersohn hat Ring in seinen „Erinnerungen“ (I. 245 ff.) eingehende Mitteilungen gegeben, die freilich, dem liebenswürdigen Naturell unseres Gewährsmanns entsprechend, vor allem das Gute und Lichte betonen, aber eben darum zur Richtigstellung anderer, minder wohlwollender Berichte dienen können. Auf die geistreichen Bemerkungen gegen Stahr sei besonders aufmerksam gemacht; sie beleuchten die Art des einst so maßlos überschätzten, in Wahrheit unbedeutenden Mannes sehr zutreffend. Überaus bezeichnend und dem Wesen Auerbachs entsprechend ist auch seine Definition der Kunst.

Natürlich würdigte auch Ring den neuen (und besten) Band der „Schwarzwälder Dorfgeschichten“

nach seinem vollen Werte. Hier Auerbachs Dankbrief, der auch auf Rings „Stadtgeschichten" liebevoll eingeht:

Sie können sich denken, lieber Ring, wie sehr es mich gefreut hat, Ihre so volle und freudige Aufnahme meines letzten Buches zu sehen. Sie kennen mich genugsam, daß ich darüber nicht viele Worte bei Ihnen zu machen brauche. Denken Sie auch darauf, daß wir uns bald einmal wieder persönlich sehen. Sie wissen aus alter Zeit, daß es mir manchmal einigermaßen gelingt, denen, die mir persönlich nahe stehen, durch das lebendige Wort in der Erkenntniß förderlich zu sein über das, was sie eigentlich wollen und sollen; in einem Briefe will das nicht so von statten gehen, das geschriebene Wort entbehrt so leicht der Ergänzung durch die Widerrede und hat Schärfen und Spitzen, die gar nicht in der Absicht lagen und nur zur Mißdeutung führen. Ich habe von Ihren „Stadtgeschichten" bis jetzt nur „Christkindagnes" gelesen und komme Ihrem Wunsche nach, mich darüber auszusprechen, soweit dies mir eben brieflich möglich ist.

Verständigen wir uns vor allem über den Standpunkt. Vor dem Jahre 48 hatte und stellte sich die Poesie eine Art innerer Mission der Art, daß sie die verborgenen Zustände des bisher unbeachteten Volkslebens zur Anschauung brachte. Das Stoffliche an sich hatte ein selbständiges Interesse: dieser Einblick in beschränkte, durch materielle und geistige Noth zerrissene oder in sich dennoch festkörnige Lebenskreise. Wenn auch die Welt sich seitdem nicht geändert hat, die Noth und Alles noch dieselbe ist, so schließt man mit der Aufdeckung solcher Lebenskreise doch keine neuen Thatsachen auf, die an sich ein Interesse erwecken (außer wie die Beecher-Stowe mit Onkel Tom gethan), die Welt kennt das alles bereits und es tritt nur die weitere Aufgabe ein, die ethische Verpflichtung dieser Erkenntniß nach beiden Seiten hin ins Werk zu setzen; an sich, daß der Poet auf dem gegebenen und zur Erkenntniß gebrachten Boden die inneren Conflicte aufzeigt und mit straffer Consequenz verfolgt, andererseits auf eine Versöhnung in sich und mit der gegenüberstehenden sogenannten gebildeten Welt hinarbeitet, ohne die Chimären und pausbackigen Beglückungstheorien zu adoptiren.

Wäre z. B. Ihre Erzählung vor 1848 erschienen, so wäre schon die Lebenssphäre, in der sie sich bewegt, ein eigenes Interesse, jetzt ist es nur noch die Handlung und Behandlung.

Es ist keine captatio benevolentiae, ich brauche diese bei Ihnen nicht, es ist meine aufrichtige Meinung, Sie haben entschiedene Gestaltungskraft, und das ist das Wesentliche in der Poesie. Sie verstehen Menschen hinzustellen, die leben, aber Sie haben, wie mir scheint, in der genannten Erzählung nicht den rechten Ton, Sie sind, mit einem Worte, sentimental geworden, und dies verhinderte Sie auch, den eigentlichen Conflict ins Auge zu fassen und in der Katastrophe greifen Sie nach ungehörigen Motiven. Der Conflict war meiner Ansicht nach, daß es einem Mädchen aus solcher Familie schwer, ja fast unmöglich wird, einen Dienst zu finden, hier hätte der Sohn oder die Mutter sich ethisch erheben müssen, statt daß Sie das Leichtere wählen, den jungen Tischler die Agnes einmal aus rohen Händen retten zu lassen, und die Katastrophe ist unmotivirt. Agnes nützt dem Vater nichts, indem sie nur sich zu Grunde richtet. — Daneben haben Sie den Humor, den heiteren Lebenssinn, der in dieser Sphäre allein aufrecht erhält, zu leicht fallen lassen, die Freundin der Agnes muß öfter in die Handlung eingreifend wiederkehren, und man muß überhaupt darauf bedacht sein, Personen, die einmal ausführlich dargestellt sind, nicht als bloße Lebenszustände vorübergehend zu behandeln, sondern immer wieder in Wirksamkeit zu zeigen. Die gut geschilderte Dienstbotenvermietherin darf nicht so mir nichts dir nichts abfallen, das widerstreitet der Oekonomie eines in sich geschlossenen Kunstwerkes und ein solches müssen Sie liefern wollen und liefern. Jedes angedeutete Verhältnis und jede eingeführte Persönlichkeit setzt und bedingt die Verpflichtung, den Fortgang zu verfolgen, und die Phantasie erhält daraus die anregendsten, wenn auch oft unbequemen Haltpunkte. Man hat, um sich dieser Verpflichtung zu überheben, die Form des sog. Zeitbildes, Lebensbildes, Skizze erfunden, aber das ist und bleibt doch nur ein Nothbehelf und eine Beschönigung vor sich selber.

Ich bin zuversichtlich überzeugt, lieber Ring, daß Sie alles das, was ich hier sage und andeute, entsprechend aufnehmen. Ich bin weit entfernt, mir damit irgend etwas herausnehmen zu wollen, ich weiß auch selber nur zu gut, daß ich in meinen Arbeiten nicht dem entspreche, was ich in allgemeiner Anschauung deutlich zu erkennen glaube, aber ich bin bemüht, ihm nachzukommen und Sie werden erkennen, wie ich es mit Ihnen meine, wenn ich Sie zu Gleichem auffordere. Ich weiß auch wohl, wie schwierig es ist, bei stets angespannter Produktion, Jegliches ausreifen zu lassen, aber ich darf Sie doch ermahnen, sich vor sich und vor der Welt durch Ausgezeitigtes immer mehr zu festigen. Nichts ist gefährlicher als der verzweifelte Trost: du giebst jetzt das hinaus, es ist nicht recht fertig und ausgearbeitet, aber fort damit, du kommst bald mit Neuem, Besserem. Es kann leicht kommen, daß dieses wieder ist wie das vorhergegangene und so immerfort, bis zuletzt das Bewußtsein vor sich selbst abhanden

kommt. Ich fürchte z. B. oft, daß dies dem so strebsamen und beweglichen Giseke passire und das thäte mir sehr leid.

Sie, lieber Ring, müssen sich zu einer geschlossenen Produktion zusammennehmen, Sie haben das Zeug dazu, die Gestaltungskraft und die leichte Erfindung. Ihre journalistische Thätigkeit sollte Ihnen die entsprechende Sorgenlosigkeit dazu geben, darauf sollten Sie beharrlich denken, und wenn ich Ihnen dazu beistehen kann, soll es mir eine wahre Freude sein.

Warum schreiben Sie mir nicht, was Strong in Hamburg Ihnen geantwortet?

Die Nummer der National-Zeitung habe ich nicht erhalten. —

Meine Frau erwidert Ihren Gruß und ich bitte Sie, mir baldigst zu antworten. Ich bin überzeugt, daß Sie meinen Brief so aufnehmen, wie er gegeben ist von Ihrem freundschaftlich ergebenen

Berthold Auerbach.

Dresden, 13. Januar 1853.

Der Brief enthält so viele prinzipiell interessante Ausführungen, daß der spezielle Anlaß in den Hintergrund tritt. Zudem können wir zu der Frage, ob Auerbach die Erzählung richtig beurteilt hat, deshalb nicht Stellung nehmen, weil wir sie in dieser ersten Fassung nicht kennen. Sie ist aus dem Buchhandel verschwunden, auch der Herr Verfasser besitzt sie nicht mehr. Auf die zweite, offenbar überarbeitete Fassung, die nur „Agnes“ betitelt ist, paßt wohl Auerbachs Lob, aber nicht sein Tadel. Sie ist nicht „sentimental“, der Humor kommt reichlich zu Wort, auch nimmt die Erzählung einen guten Ausgang. Die allgemeinen Bemerkungen aber, die nach Auerbachs Art den weitaus breiteren Raum einnehmen, sind gewiß zum guten Teil zutreffend. Das Interesse am Stoff nützt sich immer rasch ab, ob nun die Mode das Leben von Aristokraten oder von Proletariern zu schildern gebietet, nach wenigen Jahren entscheidet nur noch die Behandlung; das starke Talent wird trotz des Stoffes noch angehört, die Mittelmäßigkeit aber ist dann eben wegen des Stoffes doppelt schlimm dran. Wir haben ja eine neue Serie der Proletarier-Litteratur eben hinter uns; sie hat genau denselben Verlauf genommen, wie die von Auerbach skizzierte. Auf die parfümierten Novellen- und Dramengestalten der sechziger und siebziger Jahre folgten die übelriechenden der achtziger Jahre; heute läßt man sich „Die Weber“ oder den „Fuhrmann Henschel“ gefallen, nicht weil sie aus einer stickigen Atmosphäre herausgehoben sind, sondern weil es ein Dichter ist, der sie vor uns hingestellt hat. Auch was Auerbach über die Gefahren der Vielschreiberei sagt, ist sicherlich zutreffend. Nur in einem Punkte ist sein Rat sehr bedenklich, so herzlich gut er gemeint ist. Ring war damals — er hat es in seinen „Erinnerungen“ selbst erzählt, und es ist ja auch nur eine Ehre für den tapferen Mann, weil er dabei stark und aufrecht geblieben ist — genötigt, sehr viel zu produzieren, um sich und die Seinen zu erhalten. Wenn ihm nun Auerbach riet, lieber das Hauptgewicht auf die journalistische Thätigkeit zu legen, und dadurch Muße für sorglich erwogenes belletristisches Schaffen zu gewinnen, so sprach er etwas aus, was ja wohl nahe liegen mag, weil man es sonst nicht von allen Seiten immer wieder hören würde, was aber dennoch falsch ist. Der Journalismus als Haupt-, die Belletristik als Nebenberuf — das ist physisch und psychisch etwas Unmögliches. Man kann Lehrer, Gelehrter, Offizier, Beamter und daneben Dichter sein, Journalist und Dichter zugleich kann man nicht sein, eben weil der Journalismus den ganzen Menschen in Anspruch nimmt und in seine Bahnen zwingt. Beide Berufe haben miteinander gemein, daß man Tinte und Feder dazu braucht, aber sonst wahrlich wenig genug. Ein bedeutender Journalist — und nur ein solcher kann davon menschenwürdig leben — muß Eigenschaften in sich entwickeln, die dem Dichter geradezu verderblich sind, so die Fähigkeit, überaus rasch zu produzieren. Das Beispiel Gustav Freytags ist nicht maßgebend; er war wohlhabend und Miteigentümer einer Wochenschrift. Es ließe sich noch unendlich viel über das Thema sagen, doch hieße dies den Rahmen überschreiten, welcher diesen Randglossen gesetzt ist. Genug, Auerbach irrte da und auch Rings Entwicklung ist ein Beispiel dafür, daß der Rat kein guter war. Nicht als Journalist, obwohl er es auch damit versuchte, sondern als Dramatiker und Essayist erkämpfte er sich die Möglichkeit, auch seine epische Begabung durch geschlossene, ausgereifte Produktionen darzuthun. Romane, wie Rings „Ein verlorenes Geschlecht“ oder „Das Haus Hillel“ schreibt man nicht in den Abendstunden, wenn man tagsüber Redakteur gewesen ist.

Der letzte Brief Auerbachs an Ring, der hier anschließt (Dresden, 4. Februar 1853) dankt Ring für die liebenswürdige, freundschaftliche und verständnisvolle Art, in der dieser seinen wohlgemeinten Zuruf aufgenommen. Dies ist aber auch der einzige Satz daraus, der weitere Kreise interessieren könnte, und darum sei dieser Brief nicht im Wortlaut mitgeteilt. Anders wieder steht es um die Briefe Auerbachs an Ring aus späteren Jahren; aus diesen einiges mitzuteilen behalten wir uns vor. Fr.



Auerbachs Bauern.

Von Richard M. Meyer.

In dem letzten Band seiner „Deutschen Geschichte" bespricht Treitschke (5, 386 f.) Berthold Auerbachs Dorfgeschichten nicht ohne Anteil; aber schließlich nimmt er doch fast alles zurück, was zu ihrem Lob gesagt worden war. „Als der Reiz der Neuheit verflog, da bemerkte man freilich, daß Auerbach selbst nicht gänzlich in und mit seinen Menschen lebte; eine so mächtige, so unvergeßliche Gestalt wie der Hofschulze im Münchhausen, gelang ihm nie, obgleich er viel mehr berechnete Kunstmittel aufwendete als Immermann . . . Ja einzelne Bauern waren, wenn man sie näher ansah, doch nur verkleidete Juden, denn wo das dämmernde Gemütsleben des Volks geschildert werden soll, da läßt sich die Stimme der Natur durch alle Kunstfertigkeit niemals ganz ersetzen."

Dies Urteil ist augenscheinlich rasch in weitere Kreise übergeflossen. Zumal das Schlagwort von den „verkleideten Juden" kehrt in neueren Besprechungen der Schwarzwälder Dorfgeschichten vielfach wieder. Das ist natürlich genug bei dem ungeheuern Einfluß, den Treitschkes Werk gewonnen hat und den es seinen Schwächen so gut verdankt wie seinen Vorzügen, der leicht sich einprägenden, energischen Einseitigkeit, der rücksichtslosen Parteilichkeit so gut wie dem feurigen Patriotismus, den großen Gesichtspunkten, der machtvollen Erfassung von Situationen und Persönlichkeiten. Aber weil es natürlich ist, ist es noch nicht gut. Nachsprechen ohne eigene Prüfung ist immer bedenklich; nirgends aber mehr, als wo die leidenschaftliche Impetuosität eines begeisterten Parteimanns der deutschen Neigung, die Verstorbenen rasch als „abgethan" zu behandeln, entgegenkommt. Man war froh, das Petschaft gefunden zu haben, mit dem man Auerbachs Dichtung den Totenschein abstempeln konnte. Auch ich glaube, daß seine Dorfgeschichten zum größten Teil nur noch historische Bedeutung haben — zum größten Teil; denn eine Perle, wie „Diethelm von Buchenberg", wird man dem dauernden Besitz der deutschen Litteratur zuzählen dürfen. Hat doch Erich Schmidt („Charakteristiken" S. 422) gemeint, diese größte Leistung Auerbachs werde immer zu den Meisterstücken der Gattung und der deutschen Erzählungskunst überhaupt gerechnet werden, und Paul Heyse („Deutscher Novellenschatz" 7, 48) nannte dies „Kulturbild im strengsten Sinne der Dorfgeschichte" zugleich ein „Charakterbild von einer Schärfe und Feinheit, einem Reichtum individueller Züge, wie wir wenig Ähnliches aus höhern Kreisen der Gesellschaft besitzen." Wenig fehlte, setzt Heyse hinzu, so wäre dies Werk „gleichsam ein Kanon aller Dorfnovellistik". Mit „verkleideten Juden" hätte Auerbach so Großes schwerlich erreicht!

Der Dichter hat sich Jahre lang mit dem Plan einer „jüdischen Dorfgeschichte" getragen; wie denn Bernstein in der That solche geschrieben und Franzos sie zu einer eigenen Gattung erhoben hat. Wäre der liebevoll gehegte Vorsatz ausgeführt worden, man hätte wohl gesehen, wie in Auerbachs Augen Schwarzwälder Bauern und Juden sich unterschieden. Aber die „Stimme der Natur" hätte auch da nicht kräftiger sprechen können als bei den Dorfgeschichten: „aus tiefstem Heimweh" hat die Auerbach geschrieben, wie er selbst („Briefe an J. Auerbach" 2, 431) bezeugt, aus tiefstem Heimweh zu der deutschen Volksart, in der er aufgewachsen war. Und daß die Stimme der Natur in ihnen erklang, gerade das hat sie so mächtig wirken lassen.

Ist denn wirklich gerade Treitschke zur Beurteilung der Lebenswahrheit in Bauernschilderungen so kompetent gewesen? Er wuchs in dem „städtischsten" Teil Deutschlands auf, in Sachsen, wo jedes Dorf eine kleine Stadt ist; er war ein Sohn der fast überbildeten Residenzstadt Dresden; er gehörte einer Offiziersfamilie an; seine Schwerhörigkeit machte ihm einen intimen Verkehr mit Leuten aus dem Volk zur Unmöglichkeit. Wo ist die größere Wahrscheinlichkeit für eine zutreffende Erkenntnis der Bauernart: hier oder bei dem unter Bauern groß werdenden, überall beobachtenden, stets zuthunlichen Kind des Schwarzwaldes?

Und auf Auerbachs Seite stehen Urteilsfinder, deren Sachverständigkeit in dieser Frage auch der Vorurteilsvollste schwerlich in Frage stellen wird. Friedrich Theodor Vischer war gewiß nicht geneigt, von der Forderung voller, überzeugender Lebenskraft abzulassen. Er hat sich nicht gescheut, seinem verehrtesten Meister Goethe selbst mit übersprudelndem Ärger vorzuhalten, daß Gestalten wie der Euphorion im zweiten Teil des Faust nur gedacht, nicht lebendig angeschaut seien. Valentin, der kräftige Landsknecht, war sein Liebling. Und von Auerbachs Figuren hat er geurteilt, sie würden dauernd bleiben: „sie sind ewig, denn sie **sind**. Rund und ganz, gediegen, leibhaft, greiflich wachsen sie aus Herz und haften und wurzeln" („Altes und Neues", Neue Folge, S. 167). Aber, wird man einwerfen, Vischer war schließlich doch selbst Philosoph und rechnete vielleicht eine gute Portion Denken zu leicht als selbstverständliche Beigabe! So nehme man Ferdinand Freiligrath, den volkstümlichsten Dichter seiner Zeit, und erinnere sich, wie begeistert er das Erscheinen der „Dorfgeschichten" begrüßte:

Das alles aber ist dir nur gelungen,
Weil du dein Werk am Leben ließest reifen;
Was aus dem Leben frisch hervorgesprungen,
Wird wie das Leben selber auch ergreifen,

Und rechts und links mit Wonnen und mit Schmerzen
Sturmschritts erobern warme Menschenherzen.

So befrage man Friedrich Wilhelm Weber, den frommen katholischen Dichter von „Dreizehnlinden". Er ist ein Förstersohn; als Arzt hat er zeitlebens in kleinen Städten gesessen, in jenem Westfalen, das altgermanische Bauernart am treuesten wahrt, und wieder in dessen konservativstem Teil, im Münsterland. Er war ein Feind moderner Aufklärung und Grübelei; echt volkstümlich waren seine Neigungen wie seine Anschauungen. Er hat nicht nur die ersten Dorfgeschichten Auerbachs mit Genuß gelesen und einigen noch spät seine Neigung bewahrt (J. Schwering, „Fr. W. Weber," S. 375); noch auf dem Totenbette ließ er sich abwechselnd Dorfgeschichten von Rosegger und Auerbach vorlesen (ebd. S. 383)! Und dieser Rosegger selbst, den man, wie Anzengruber, jetzt so gern gegen Auerbach ausspielt, ist, wie Anzengruber, von den Schwarzwälder Dorfgeschichten zu der eigenen Epik angeregt worden! Beide haben den Dichter von Nordstetten jederzeit in Ehren gehalten. Vor allem aber scheint mir Heinrich Schaumberger ein klassischer Zeuge. Gerade der Schulmeister von Weißenbrunn wird von neueren Richtern Auerbachs ihm gern als „echt deutscher Volksschilderer" gegenübergestellt. Und gerade Schaumberger urteilte über die Schwarzwälder Dorfgeschichten: „Gerade so felsenstark, so stark und rauh wie die Gestalten, ist auch die Sprache, gerade so gedrungen, urkräftig und markig, und doch blickt durch die geborstene rauhe Rinde der klare Silberblick: die reinste Empfindung tiefsinnigen Gemüts" (H. Möbius, „Heinrich Schaumberger", S. 109). Man mag diese Worte zu enthusiastisch finden; aber der Enthusiasmus dieses ganz im Volk lebenden Mannes ist an sich Zeugnis genug gegen jene Verkleidungs- und Maskendoktrin!

Je nun, sagen nun die Ankläger — Bauern mögen es sein, vielleicht. Vielleicht sind es nicht Juden, die man als Bauern verkleidet hat, sondern Bauern, die man als Spinozisten angezogen hat.

„Jeder Penny-a-liner, der von Spinoza kaum den Namen kennt, schilt diese Bauern verkappte Spinozisten," sagt Erich Schmidt (a. a. O. S. 421). „Weitaus die Mehrzahl dieser Dorfgeschichten ist frei von solchen, meinetwegen spinozistischen Tendenzen und Reflexionen, in andern aber sind weise Stadtherren die Träger der Bildung. Ich wüßte nicht, was am Wadeleswirt, am Lorle, an Bärbel unwahr wäre; sie leben im Stande größter philosophischer Unschuld . ." Wie energisch, möcht ich hinzufügen, hat der Dichter in seiner berühmtesten, wenn auch keineswegs besten Dorfgeschichte, in „Barfüßele", den klotzigen, trotzigen damischen Dami mit der gescheiten, vielleicht auch manchmal übergescheiten Amrei kontrastiert! Wo er im Roman die Weisheit von der Gasse gegen die Unweisheit in Hof und Stadt stellt, da hat er sicherlich die bäurische Einsicht oft zur Klugrednerei ausarten lassen und „Auf der Höhe" — welchen Roman übrigens gerade Schaumberger (a. a. O. S. 91) dem „Münchhausen" gleichwertig fand — hat Mauthner zu der köstlichen Parodie von der thausrischen Amme Walpurga nur zu reichlich Stoff gegeben. Aber wo er auf dem Lande blieb, da hat er sich von dem, was auf dem Lande möglich und üblich ist, selten entfernt. Ein wenig gewiß; denn eine leise Idealisierung war ihm Bedürfnis, und daß das sein gutes Recht war, und daß deshalb seine Landleute noch lange keine „unwahren, idealisierten spinozistischen Bauern" sind, hat der größte lebende Bauernpsycholog und Volkserzähler, Rosegger („Gute Kameraden" S. 138) trefflich ausgeführt.

Aber wie Treitschke selbst haben auch die meisten neueren Beurteiler trotz aller „Heimatskunst" und „Heimatsfreude" den abstrakten Bauern vor Augen statt des wirklichen, den Auerbach kannte und Rosegger kennt. Sonst hätten sie das nicht angefochten, was Vischer (a. a. O.) „Goldfäden ernster Lebensbetrachtung, Kernsprüche reicher Lebensweisheit" nennt und was sie gern als „altkluge Sentenzenweisheit" verspotten.

Sentenziös ist der Bauer und sentenziös ist der Germane. „Im germanischen Wesen," sagt einer der besten Kenner altgermanischer Art, Karl Weinhold („Altnordisches Leben" S. 325), „liegt tief die Neigung zu dem Beschaulichen . . Diese Beschaulichkeit ist aber nicht, wie man meinen möchte, nebelhaft, sondern auf das Wirkliche gerichtet und sucht einen Stab auf den Wegen des Lebens zu schnitzen. Sie strebt in wenig Worten, denen etwas Bildliches anhaftet, aus dem Besonderen für das Allgemeine Erfahrungssätze aufzustellen; und die herrschende Neigung des Volkes säumt nicht, sich dieselben anzueignen und von Geschlecht zu Geschlecht zu vererben." Kann man die Art von Spruchweisheit, die Auerbachs Bauern und noch mehr seine Bäuerinnen pflegen, genauer charakterisieren? Solcher Sprüche sind die höchst realistischen und unglaublich lebenswahren Prosaerzählungen der Isländer voll; solche Sprüche fehlen nirgends in der altgermanischen Poesie. Solche Sprüche bietet in dem großen Lehrgedicht der Edda ein Fahrender zum Verkauf:

Dieser Sprüche wirst Du, Loddfafnir,
Allzeit unwissend sein;
Doch hättest Du Vorteil, sie zu erfahren,
Nutzen, nähmst Du sie auf,
Heil, behieltest Du sie.

(Edda übersetzt von H. Gering S. 109; diese Verse beziehen sich nicht etwa nur auf die zuletzt empfohlenen Zaubersprüche). Und wie eine „marktläufige Ware" werden solche Sprüche verschenkt und gekauft — eine Anschauung, die noch in der Sprachverteilung auf Immermanns „Oberhof" fortdauert.

Aber auch jene sentenziöse Ausdrucksweise der Bauern lebt noch fort; freilich muß man, wie schon Erich Schmidt betonte (a. a. O. S. 423), in Auerbachs

Heimat gehen, nach Schwaben, „wo die philosophischen Deutschen zu Hause sind.“ Ein hübsches Beispiel hat schon Rosegger (a. a. O. 145) aus Auerbachs Briefen citiert: der Großherzog von Baden hatte es dem Dichter erzählt. Der Fürst hatte zwei alten Weibern, die Sauerwasser holten, etwas geschenkt: „Sie haben doch schwer zu tragen an den vielen Krügen über die Berge!“ „„Ja,““ sagte die eine Frau, „„aber wir haben's noch gut, wir können doch manchmal unsere Last ablegen. Aber der Regent kann seine Last nie ablegen““. — Die Dichterin Hermine Villinger hat in eine ihrer letzten Erzählungen den authentischen Brief einer Bäuerin an die Großherzogin verwebt; sie erzählte uns selbst, daß sie erst Bedenken getragen habe, diese Ausdrücke wie „ich sinne und sinne“ wiederzugeben, weil man sie für unbäuerisch halten würde. Und Erich Schmidt kam aus Tübingen zurück, ganz entzückt von der Spruchweisheit seines „ungebildeten“ Wirts: „Mein Vater hat mir gesagt: schnitz Dir in der Jugend einen Stab, daß Du Dich im Alter darauf stützen kannst.“

Wir wollen unsererseits nicht so weit gehen wie Auerbachs Gegner und nun wieder diesen sentenziösen Schwarzwaldbauern für den einzig wahren erklären. Immerhin ist dieser Typus keineswegs nur lokal. Bei Fritz Reuter findet man recht viel, was dazu paßt; und in den neuen, gut gemeinten, aber leider recht schwach geratenen Dorfgeschichten des Hannoveraners Sohnrey sind die Sprüche, in denen die Bauern reden, fast das Einzige, was vollkommen lebenswahr wirkt. Auch darf man nicht einfach Jeremias Gotthelf gegen Berthold Auerbach ausspielen und sagen, der größte Meister der Bauernpsychologie lasse seine Gestalten nicht so reden. Der Berner Pfarrherr besitzt sicherlich eine viel größere Gestaltungskraft und eine mächtigere Erfassung; aber Manier hat er mindestens so sehr wie Auerbach, und wenn dieser vielleicht zu sehr idealisiert, so hat Gotthelfs realistische Manier manches beiseite geworfen, nur weil es litterarisch hätte aussehen können. Und so ist er schließlich zuweilen weniger naturalistisch als Hermine Villinger in dem „Geheimnis der Christbäuerin.“

Gegen Auerbach hat Treitschke schließlich noch den Trumpf ausgespielt, er sei den württembergischen Schwaben, so herzensgut er es auch mit ihnen meinte, doch niemals so lieb geworden, wie den badischen ihr Hebel (S. 387). Aber Erich Schmidt antwortet: „Wir haben selbst Hebel, der sich doch an das Landvolk wendet, was Auerbach in den Dorfgeschichten eben nicht thut, nirgends in Schwarzwälder Bauernhäusern angetroffen, und die Daten fehlen uns darüber, wie weit Auerbach mit seinem Volkskalender in Nachahmung Hebels gedrungen ist“ (S. 423). Übrigens würden wir dem prächtigen alemannischen Volksdichter einen kleinen Vorsprung ruhig gönnen. Und selbst wenn Berthold Auerbach nicht „ins Volk gedrungen“ wäre, gegen die Echtheit seiner Zeichnung bewiese das nichts. Das Volk ist und bleibt idealistisch auch in der Stoffwahl; recht aus seinen Anschauungen heraus hat neuerdings Bebel sich gegen die modernen Naturalisten und für Schiller ausgesprochen. Wenn die Bauern lesen, wollen sie erbaut oder ergötzt oder endlich belehrt werden; das rein ästhetische Vergnügen an getreuer „Nachahmung“ ist wahrhaftig alles eher als volkstümlich.

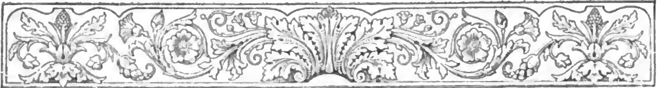
Wir glauben also, die Zeugnisse über Auerbach und die über germanische Volksart stimmen gut genug zusammen, um Treitschkes und seiner Nachbeter Urteil aufzuheben. Deshalb bestreiten wir noch nicht, daß altdeutsche und jüdische Art in den Dorfgeschichten zuweilen zusammentreffen mögen. In ihrer Einsamkeit fünf Jahrhunderte lang wie in einer Kapsel eingeschlossen, hatten die Juden manches von der allgemeinen Art des Mittelalters bewahrt, als ihre deutschen Lehrmeister es längst aufgegeben hatten. Wie der Kaftan der frommen Juden nur der übliche Rock jener älteren Zeit ist, wie sogar ihr Dialekt noch Archaismen bewahrt, so hat auch in ihren Sitten manches fortgedauert, was bei den deutschen Christen verschwand. Die höchst nüchterne Art der Eheschließung ist die gleiche bei den orthodoxen Juden und den altmodischen Bauern; die realistische Weltauffassung versteht man in beiden Lagern sehr gut. Aber die unzähligen Punkte, in denen vor allem der glücklichere süddeutsche Landmann sich von dem jüdischen Landbauern unterscheidet, hat Auerbach nie vergessen und nie verdunkelt. Und eben dadurch schuf er Werke wie jenen „Diethelm von Buchenberg“, von dem Eduard Mörike, ein Volksfreund, ein Landpfarrer, ein urdeutscher Dichter wie Hebel gerühmt hat: „wenn man den lese und das Licht erlösche, bis in den letzten Kellerwinkel müßte man nach einem Stümpfchen suchen, um das Werk in einem Tage auszukosten.“

Spruch.

Laß Dir den Augenblick nicht lästern;
Ergreif und halte, was er beut:
Ein jedes Heut' ist morgen gestern;
Jedoch kein Gestern wird zum Heut'.

Der Tag hat scheidend schon verschlungen
Den Reichtum, den er kommend gab;
Was aber sind Erinnerungen?
Ein Rosenstrauch auf einem Grab.

Ludwig Fulda.



Den Bühnen gegenüber Manuskript.

Der Herzog.

Schauspiel in fünf Aufzügen von Adolf Wilbrandt.

(Fortsetzung.)

(Hedwig schließt auf und tritt heraus; verneigt sich in würdevoller Haltung, bleich.)

Hedwig.

Gott grüß' Euch, Herr! Mög' Euch der Wein
Unter unsern Bäumen das Herz erfrischen.

Robert.

Wir möchten ihn mit Waldblum' mischen;
Drum lud ich Euch zur Gesellschaft ein.

Theophrastus
(leise, mit schlauem Lächeln, zu Lothar und Ehrenfried).

Mich dünkt, wir lassen sie allein.
(Sie nicken; die drei hinter dem Hause ab.)

Hedwig (sanft ablehnend).

Vergebt, Herr —

Robert.

Was „vergebt"! Ihr müßt
Bescheid mir thun aus meinem Becher.
Hier! (Hält ihn ihr hin.)

Hedwig (nippt; giebt ihm den Becher zurück).

Schönen Dank.

Robert (umherschauend).

Wo blieben meine Zecher?
(Kurzes, verlegenes Schweigen beider.)

Hedwig (mit dringender Bitte).

Laßt mich nun geh'n, Herr.

Robert.

Ungeküßt?

Hedwig (stolz).

Was meint Ihr?

Robert.

O Du süße, falsche Zunge!
Ich stand ja hier, ich hab's geseh'n.
Verlog'ne Welt! Die alte wie die junge! —
Nur keinen Stolz mehr! Um den ist's gescheh'n.
Wie hold Du mich von Ehr' und Zucht belehrtest!
Was Du mir tugendreich verwehrtest,
Ihm gab's Dein Mund so weich und willig hin.
Warum? — Du schweigst?

Hedwig.

Weil ich verdammt zum Schweigen bin.

Robert.

Ei doch! Wie klug! — — Doch ich will glauben,
Dir hat der Mai das Blut so süß erregt.
Singdrossel flötet, Amsel schlägt,
Es rucken die verliebten Tauben,
Von neuer Jugend duftet der Wald —
Da blieb auch die Waldblum' nicht tugendkalt.
Ihre süßen Lippen — — Doch bei Gott!
Wollt'st Du mich jetzt noch Tugend lehren,
So wär's ein Schimpf, so wär's ein Spott.
Wenn meine Lippen Dich begehren,
Mit Pred'gen lass' die Deinen in Ruh;
Halt' Du nur Mund und Augen zu.
Im singenden Mai —

Hedwig.

Ich will ins Haus!

Robert (tritt ihr in den Weg).

Ich sperr' die Thür, ich schließ' Dich aus. —
Hat Dir's Graf Philipp abgewonnen —
Ich hab' mit ihm verwandtes Blut,
Bin Dir wie er zum Küssen gut.
Ich will ja nur ein Stück von seinen Wonnen,
So bescheiden wird mein Fürstenmut —

Hedwig.

Laßt mich ins Haus!

Robert.

Nicht um mein Herzogtum.
Mir kocht das Herz. Ich Dich ihm lassen?
Ich lass' ihm Ehr' und Stolz und Ruhm,
Dich will ich in die Arme fassen.
Dein Herr! Dein Jupiter! So lang'
Hab' ich gebettelt — bis Dich der bezwang.
Nun sag' ich Dir als Donnergott: ich will!
Ihr falschen Rosenlippen, haltet still,
Ihr süßen Unterthanen — einen Kuß!
Du mußt!

Hedwig.

Eh sterb' ich, eh ich muß.
(Sie flieht den Fußpfad hinauf, und oben nach links bis zum Absturz.)
Von diesem Felsen stürz' ich mich hinab!

Robert (lacht).
Das thust Du nicht. Um einen Kuß ins Grab? —
Waldblum'?! Komm wieder!

Hedwig.
Nie!

Robert.
So hol' ich Dich.
Ich hab's gelernt, Waldblumen vom Fels zu pflücken.
(**Wilhelm** kommt von links gelaufen, **Bertha** folgt etwas später.)

Hedwig.
Bleibt unten!

Robert.
Närrin!

Hedwig.
Wilhelm! Schütze mich!

Wilhelm.
(tritt auf den Fußpfad, der nach oben führt, streckt abwehrend die Arme vor).
Ich bitt', Herr Herzog —!

Robert.
Du da? Packe Dich!

Wilhelm.
Herr!

Robert.
Weg da!

Hedwig (hilfeflehend).
Wilhelm!

Wilhelm.
Herr!

Robert.
Dich haut mein Schwert zu Stücken,
Blödsinniger, trittst Du länger vor mich hin.
Weg! Hast Du Wicht vergessen, wer ich bin?

Wilhelm.
O nein; doch bitt' ich —

Robert.
Weg da! Ich will hier
Hinauf, nach oben.

Wilhelm.
Herr, warum?

Robert.
Du Tier!
Hast Du zu fragen?

Hedwig.
Wilhelm!

Wilhelm (deckt wieder den Pfad mit vorgestreckten Armen).
Herr! Herr!

Robert.
Höll' und Tod!
So lern' gehorchen, wenn Dein Herr gebot.
Nimm das!
(Stößt ihm sein Schwert in die Brust.)

Wilhelm.
O Heiland!
(Taumelt nach vorne zu, an Robert vorbei.)
Das wird schlimm. Zum Sterben.
(Sinkt nieder.)

Bertha (schreit auf).
Helf' Gott! (Eilt herbei, kniet bei Wilhelm nieder.)

Wilhelm.
O Mörder! Mörder! (schwächer) So verderben.

Ehrenfried (hinter der Bühne).
Wer rief da „Mörder"?

Robert (zu sich kommend, wie erwacht).
Nein. Du wirst nicht sterben.
Um einen — — Das wär' Teufelsspott.

Hedwig (himmelstarrend).
Allmächtiger! (Sinkt, voll Grauen, wie betend in die Kniee.)

Wilhelm.
O Herr —! (sterbend) O Gott!
(Der Vorhang fällt.)

Zweiter Aufzug.

Im herzoglichen Schloß, ein Zimmer der Herzogin. Hinten durch gothische Fenster Blick auf einen Teil der (tiefer liegenden) Stadt und dahinterliegendes Waldgebirge. Je eine Thür links und rechts.

Die **Herzogin** sitzt im Vordergrunde, in einem Armsessel, ihr Taschentuch vor die Augen gedrückt, **Graf Philipp** steht vor ihr.

Graf Philipp.
Es ist gekommen, wie ich immer sagte.
So wildes Blut, das nicht gebändigt wird,
Schäumt endlich über, wie die Brüh' im Kessel,
Erhitzt vom Feuer aller Leidenschaften
Und Laster, und verbrennt dann, wen es trifft.
Dies war das erste Opfer.

Herzogin.
Herr und Heiland!

Graf Philipp.
So kam es, gute Herzogin, weil Ihr
Euch nie entschließen konntet, hart zu werden,
Oder ihn ganz und gar dahinzugeben
In meine harte Hand.

Herzogin (weinend).
Ich konnte nicht.
So, wie ihn seines Vaters Hand geführt —

Graf Philipp.
Die allzu weich war —

Herzogin.
Wollt' ich weiterführen.
Und dann — — (Sie verstummt.)

Graf Philipp.
Was meint Ihr?

Herzogin (gramvoll abbrechend).
Laßt. — Was sagen sie
Da drunten in der Stadt?

Graf Philipp.
Was Mutterohren
Nicht hören dürfen.

Herzogin.
Gott! mein Gott!

Graf Philipp.
Es ist
Viel Mitleid mit dem Toten: dieser Bursch,
War tapfer, brav und lustig; hütete
Des alten Udo Wald und pflegt' ihn redlich.
Drum haben junge Bürger aus der Stadt
Die Ehrentotenwacht bei ihm gehalten.

Herzogin.
Wär' ich im Kloster! — Ach, wie sehnt' ich mich,
Dahin zu geh'n, nach meines Herzogs Tod.
Nur weil mein Sohn — — O Heiland! Welch ein Sohn!

Graf Philipp.
Dies ist der Anfang. Wer so jung beginnt,
Kann viel erreichen. Laßt ihn Herzog werden,
Und alle Neros, alle Tamerlane
Verblassen vor dem blut'gen —

Herzogin.
Still! O schont mich!

Graf Philipp.
Ich sage nur, was kommen wird.

Herzogin (ringt die Hände).
O Gott,
Du strenger Gott — der Du mich kennst und meine
Durchweinten Nächte — nimm die Mutter, die
Ihn diesem Land gebar, als Opfer an
Und lass' das Land nicht meine Schuld entgelten!

Graf Philipp.
Ich wüßt' ein Opfer das das Land errettet.

Herzogin.
Ihr wißt eins?

Graf Philipp.
Opfert Eures Herzens Schwäche.
Erklärt dem Land: durch diesen Mord belehrt,
Und weil Ihr auch des Landes Mutter seid,
Nehmt Ihr dem Sohn, in dem ein Wahnsinn wütet,
Ein blut'ger Wahnsinn, der nicht herrschen darf —

Herzogin.
Was soll ich ihm nehmen?

Graf Philipp.
Was er noch nicht hat:
Das Regiment.

Herzogin (steht auf).
Graf Philipp —!

Graf Philipp.
Auf den Knieen
Würd' Euch das Land für diese Großthat danken.
Der Kaiser — diese Puppe — weggejagt
Aus seinem Erbland und das Reich durchbettelnd —
Der sagt nicht Nein dazu. Die Fürsten auch nicht;
Die fegen jeder vor der eignen Thür.

Herzogin.
Und wer wird Herzog?

Graf Philipp.
Leider habt Ihr nur
Den einen Sohn; und weiter keinen Erben.
So könntet Ihr wie Alexander sagen:
„Dem Würdigsten!"

Herzogin.
Ihr sprecht von Euch.

Graf Philipp.
Ich weiß Euch
In Wahrheit keinen Würdiger'n zu nennen.
Ich hab's bewiesen, daß ich herrschen kann.
Das Szepter ist in meiner Hand. Ihr braucht nur
Zu sagen: „halt' es fest!" und ich behalt' es.
Und dieser Kaiser, der mir dankbar ist
Für große Dienste, und die Fürsten, die
So oder so ich mir zu Freunden machte,
Die schaun gutwillig zu.

Herzogin (geht unruhig durchs Zimmer hin).
O Gott —!

Graf Philipp.
Was sagt Ihr?
Könnt Ihr dem Land, der Welt dies Opfer bringen?

Herzogin.
Euch.

Graf Philipp (zum Fenster hin deutend).
Diesem armen Land!

Herzogin.
Nein, nein! Das will
Mein Herrgott nicht von mir. (Aufschauend.) Nein, nein,
das kannst Du
Nicht wollen! Sohn und Mutter! Ich, die Mutter,
Den Sohn verfluchen!

Graf Philipp.
Sprach ich von Verfluchen?

Herzogin.
Ich soll erklären, daß er nicht zu leben
Verdient. Und heut schon, heut schon — eh er lebte!
So jung. Er kann bereu'n. Er kann noch büßen,
Kann besser werden — (Graf Philipp lacht auf.)
Lacht nicht gar so schrecklich.
Was Menschen können, weiß nur Gott. — Ich hoffte
Schon oft umsonst —

Graf Philipp.
Das weiß derselbe Gott —

Herzogin.
Doch eine Mutter hört nicht auf, zu hoffen!

Graf Philipp.
Ihr wollt nicht —?

Herzogin.
Nein!

Graf Philipp (nachdem er seinen leisen Unmut bekämpft hat).
So hofft denn herzhaft weiter.
Mir müßt Ihr schon vergönnen, daß ich jetzt
Das Ding beschleunige, davon ich sagte,
Und diese Waldblum', um sie vor der Wut
Und Gier des jungen Unholds zu beschützen,
Zu meinem Weib' mach', so geschwind ich kann.
Ihr gabt mir Euer Wort, daß diese Heirat
Nichts ändern soll —

Herzogin.
Daß Ihr der Vormund bleibt.
Das werd' ich halten; kann's vor Gott vertreten.
Bringt mir die junge Braut, sobald Ihr wollt.
Noch diesen Morgen, wenn Ihr wollt. O laßt mich
Ein Lichtlein Freud' und Sonnenschein erleben;
In mir ist tiefe Nacht! (Der herzogliche Rat **Gebhard** kommt von rechts.)
Mein alter Gebhard.
Was bringst Du, Gebhard?

Gebhard.
Gnäd'ge Herzogin,
Der junge Herzog wünscht mit Euch zu reden.

Herzogin.
O helf' mir Gott! Ich fürcht' mich, ihn zu seh'n. —
Wie ist er, Gebhard?

Gebhard.
Bleich und ernst; viel ernster,
Als ich ihn je geseh'n. Er bittet dringend . . .

Herzogin (zum Grafen).
So geht denn, bitt' ich. Wenn Ihr wiederkommt —

Graf Philipp.
Komm' ich zu zweien. Noch vor Mittag.

Herzogin (nicht auffordernd).
Thut's!

(Graf Philipp rechts ab.)

Mein Sohn soll kommen.

(Gebhard dem Grafen nach, ab.)

(Fortsetzung folgt).

Die Straße.

Neben dem Weg in die Felder zu schweifen,
Lockt meine Sehnsucht und winkt mir das Glück.
Aber der Straße sandigen Streifen
Fühl' ich mit Krallen mein Herz umgreifen,
Zieht mich zum staubigen Wege zurück.
Weitab vom Wege läge mein Glück.

Und ich will vom Wege biegen
Und ich will die Straße besiegen;
Meine Sehnsucht ist meine Macht!
Aber die Straße lauert und wacht,
Ach, und schon fühl' ich die Kräfte versiegen.
Muß im Graben verschmachten und liegen . . .
Weh mir, Du Straße! Zieh mich zurück!
Auf dem Wege allein liegt das Glück!

Hugo Salus.

Sei bereit.

Wenn die Abendschatten steigen,
Überhaucht von Zeit zu Zeit
Meiner Seele sinnend Schweigen
Unverseh'ne Traurigkeit.
Und wie sich die Fackeln neigen
Draußen zu des Tags Geleit,
Fühl' ich auch auf mich sie zeigen
Und mir winken: Sei bereit!

Wenn die Abendschatten steigen . . .

Christian Morgenstern.

Traumglück.

Ich sehe sie schon zwanzig Jahr
Die stille Frau in weißem Haar.
Tag ein, Tag aus, welch stilles Schalten!
Sie schirmt in ruhelosem Walten,
Des Kindergartens wilde Schar! —

Auch ihre Seele hat berauscht
Einst einem Traum von Glück gelauscht,
Den ihr zur Zeit der Maientage,
Zur Zeit der Nachtigallenklage
Die Lindenbäume zugerauscht. —

Sie sah sich in dem Kranz der Braut
Dem still Geliebten angetraut;
Von ihres Hauses Bann umgeben
Vernahm sie in der Liebe Weben
Den jauchzend-holden Kinderlaut.

Es war ein Traum! — als sie erwacht,
War ihrer Wangen Glut entfacht.
Es war ein Glück, zu hoch vermessen,
Es war ein Glück, das längst vergessen,
Emportaucht nur in stiller Nacht . .

Otto Kindt.

Das Tröstliche.

Erzählung von Georg Bormann.

(Fortsetzung.)

Eine Pause entstand, die jeder mit seinen Gedanken ausfüllte.

„Ich weiß nicht, ob der Herr Oberst Potsdam genauer kennen?" Mit dieser Frage nahm Heß seine Rede wieder auf.

„Ob ich Potsdam kenne?" antwortete der Gefragte. „Die Frage müßte ich Ihnen eigentlich übelnehmen, Heß. Ein alter Hausfreund, der sozusagen mit zur Familie gehört, sollte doch wissen, daß ich mir meine Frau aus Potsdam geholt habe."

Heß mußte zugeben, er hätte es wissen können. „Nun, dann kennen ja der Herr Oberst die Lage unseres Hauses und der Dumontschen Wohnung ganz genau. Mir erschien sie immer als eine besonders bevorzugte, seitdem ich der fast tägliche Spielgefährte Claires wurde. Denn bis dahin blieb ich mehr oder weniger auf mein Hinterzimmer angewiesen. Es waren im zweiten Stock zwei geräumige Stuben, von denen eine einen Balkon nach dem mit alten Bäumen besetzten Kanal und den Blick auf den hübschen Wilhelmsplatz hatte. Außerdem genügte eine kleine Küche und ein Alkoven mit den Betten für Mutter und Tochter den bescheidenen Ansprüchen. Und doch kann ich an diese Räume nicht denken, ohne die Erinnerung an etwas Festliches zu haben. Und die Erklärung ist auch sehr einfach. Das Festliche ist immer das Besondere, das Geschmückte, das Heitere. Und das ist richtig, das fand ich zu jeder Stunde im zweiten Stock, obwohl Madame Dumont — das entging auch dem zwölf- und dreizehnjährigen nicht — ihr reichlich Teil Lebenssorge zu tragen hatte. Denn sie war in noch jungen Jahren als die Witwe eines Lehrers an einer höheren Straßburger Lehranstalt zurückgeblieben und mußte für den größten Teil ihres Unterhaltes selbst sorgen.

Nun giebt es Menschen, die werden unter dem Unglück bitter, hart und verschlossen, und wieder andere, die werden, oder besser gesagt, die bleiben milde, gut und teilnahmsvoll. Man konnte in den dunkeln Augen der Madame Dumont das Leid vergangener Tage lesen, aber die Schwermut lag doch nur wie ein Schleier über der freundlichen Sanftmut ihres Wesens. Und weil sie wohl schon vieles von uns wußte, ehe sie in unser Haus zog, so fand ich bei ihr vom ersten Tage an nicht nur allzeit zugängliche Liebe wie das eigene Kind, sondern ich wußte auch, daß da oben jemand war, der, wenn er seine Lektionen gegeben hatte, immer Zeit hatte, mich in all meinen kleinen Sorgen und Nöten zu hören. Ja, Liebe wollte mir keiner in meiner Familie entziehen; aber das unruhige und sorgenvolle Treiben in unserem Hause ließ keine Zeit, sie mir zu gewähren. Wenn ich die sonnigen, in der Regel mit Blumen geschmückten Räume oben betrat, kam ich mir geborgen vor wie in einem besonders umfriedeten Dasein.

Ich habe mich später gefragt, woher das Interesse kam, daß diese Frau an mir nahm. Das Bild, das sie sich wohl schon aus Mitteilungen und unabsichtlichen Bemerkungen meiner Schwestern gemacht hatte, ergänzte ihr schnell meine Erscheinung und die ersten Unterredungen mit mir. Denn Naturen wie sie, die die Lust und Gabe haben, zu helfen, haben auch den Blick für das Übel. Die Zuneigung, die mir Claire vom ersten Augenblick an entgegengebracht, schien sie für mich auch auf die Mutter übertragen zu haben.

Und was empfing ich denn nun so sonderliches oben, daß diese kurze Verbindung ein Lebensereignis für mich wurde? Geradezu alles, was mir in den nächsten Jahren Halt und Richtung gegeben hat, in Jahren, die entscheidend wurden für meine Zukunft. Auch das Leben eines Kindes ist voller kleiner Ereignisse, die dem Erzieher den Anlaß geben, den natürlichen Trieben die Richtung auf das Vernünftige zu geben. Das kann er aber nur, wenn er diesen kleinen Ereignissen nachgeht, und wenn andererseits ihm ein Vertrauen entgegenkommt, wie ich es meiner mütterlichen Freundin entgegenbrachte. So wurde es ihr leicht, mich zur Ordnung

und Ausnutzung meiner Zeit zu gewöhnen, und in mir das Bewußtsein eines bestimmten Wollens und eine mir bisher fremde Arbeitslust zu erwecken. Unter der gleichmäßigen Wärme ihrer freundlichen Teilnahme an all den kleinen Lasten und Freuden meines Schülerdaseins that sich mein bisher verschlossenes Gemüt auf wie ein geschlossener Blütenkelch dem ersten Sonnenstrahl.

Dies kurze Glück meiner Kinderjahre wurde mir bis zur Schmerzhaftigkeit in die Erinnerung geprägt dadurch, daß es mir plötzlich, für meine kindliche Vorstellung fast geheimnisvoll, entrissen wurde.

Der Sonnabend war immer ein besonders ersehnter Tag für mich. Madame Dumont war am Vormittag schon früh mit ihren Lektionen fertig, Claire und ich kamen zeitig aus der Schule, und ich durfte ein für allemal um diese Zeit nach oben kommen. Es war etwa acht Tage vor den großen Ferien. In der Schule ging alles nach Wunsch, ein gutes Zeugnis stand in Aussicht, Madame Dumont sagte mir nach Durchsicht meiner letzten Arbeiten freundliche, ermunternde Worte, die mich hoch beglückten und kam endlich, um uns besonders zu erfreuen, zu uns herein, um selbst an unseren Spielen teilzunehmen. Nachher traten wir auf den Balkon und sahen dem bunten Treiben auf dem Fischmarkt unten zu. Da gab's allerlei zu sehen, zu bemerken und zu bespötteln: die Fischfrauen mit ihren großen Hüten, die verschiedensten Figuren unter dem stets wechselnden kaufenden und feilschenden Publikum. Wir erfreuten uns der erquickenden Luft, wir plauderten und lachten sorglos, und indem Frau Dumont uns an sich zog und ich in Claires helle Augen sah, hatte ich das deutliche Gefühl: Wie glücklich bist Du!

Da klingelte es, und der Briefbote gab einen Brief ab. Wir Kinder blieben auf dem Balkon und im Nebenzimmer, während Madame Dumont sich in der anderen Stube auf das Sofa gesetzt hatte und das eben angekommene Schreiben las. Ich konnte sie durch die offene Thür beobachten; ich wünschte, daß sie zu uns zurückkehrte. Statt dessen sah ich, wie die Hand mit dem offenen Brief in ihren Schoß sank und der Ausdruck ihres Gesichts wechselte. Dann warf sie einen Blick in unser Spielzimmer und steckte den Brief in die Tasche. Mit aufgestütztem Haupt, so daß die Hand mir auch ihre Augen verbarg, saß sie lange wie nachdenkend, und ich blickte verstohlen und scheu immer wieder zu ihr hinein, bis Claire über den heut so lässigen Spielgefährten unzufrieden wurde, zur Mama lief und mich anklagte.

Da nahm sie das Kind beschwichtigend bei der Hand, kam wieder zu uns herein und trat auf den Balkon. Aber sie sprach nicht zu mir und hatte wohl kaum auf die Worte Claires acht gehabt, die sie noch immer an der Hand hatte. Von ihrem ungewöhnlichen Wesen beängstigt, drängte ich mich von der anderen Seite heran und umfaßte sie, in der Hoffnung, daß sie ein Wort an mich richten würde. Sie aber strich mir wohl liebkosend, wie sie auch sonst zu thun pflegte, mit der Hand über das Haupt, aber ich konnte ihre Gedanken nicht zu uns zurückrufen. Sie blieben fernab auf etwas gerichtet, das ich fürchten zu müssen glaubte, und das ich doch mit aller Anstrengung nicht zu erraten vermochte.

In den großen Ferien sollte ich zu meiner Großmutter, einer verwitweten Pfarrfrau in Wernigerode. In meiner Freude über diese Aussicht verwischte sich der gehabte Eindruck um so mehr, als er in den letzten acht Tagen durch nichts in mir erneuert wurde. Als ich jedoch zum Abschiednehmen nach oben kam, zog mich Frau Dumont an ihre Brust, küßte mich, nahm meinen Kopf zwischen beide Hände, als ob sie sich mein Bild einprägen wollte und sagte mit bewegter Stimme: ‚Bleibe brav, Rudi, bleibe brav, mein Junge!‘ Dann rief sie Claire aus dem Nebenzimmer. Da mir aber die Spielkameradin nur zerstreut und lässig die Hand bot, beugte sich die Mutter zu ihr hinab und belehrte sie eindringlich: ‚Claire, Rudi verreist in den Ferien, Ihr werdet Euch lange, lange nicht sehen; gieb ihm zum Abschied einen Kuß.‘

Der eindringlich ernste Ton Frau Dumonts, diese Aufforderung bedrückten mich und riefen die kaum vergessene Erinnerung wieder wach. Claire bot mir ihren Mund; ich faßte sie um den Hals und küßte sie. Dann ging ich und wurde erst wieder froh, als die Eindrücke der Reise anfingen, mich in Anspruch zu nehmen.

Am letzten Tage der Sommerferien kehrte ich zurück. Meine jüngste Schwester holte mich vom Bahnhof ab, und da wir in die Straße am Kanal einbogen, war mein erster Blick nach den Fenstern der Dumonts. Vielleicht stand Claire auf dem Balkon, oder Madame Dumont nickte mir von oben herab zu. Ich hatte ihnen ja soviel zu erzählen und hatte jedem etwas mitgebracht. Trotzdem hatte ich nicht gewagt, meine Schwester nach ihnen zu fragen, und auch jetzt, da ich oben alles verschlossen sah, schwieg ich und suchte mich damit zu beruhigen, daß es bald neun sei.

Am nächsten Tage, als ich aus der Schule

kam, stieg ich klopfenden Herzens und absichtlich recht langsam die Treppe empor, immer in der Hoffnung, Claire zu hören oder ihr zu begegnen. Am Nachmittag hielt ich es nicht mehr aus. Fragen wollte ich nicht. Ich hatte immer nur einsilbig von den Dumonts gesprochen und mochte auch jetzt kein besonderes Interesse bekunden; auch fürchtete ich die Antwort. Als ich die anderen alle beschäftigt wußte, schlich ich auf den Zehenspitzen hinauf und horchte an der Thür. Daß der Name an derselben entfernt war, bemerkte ich in meiner Aufregung nicht. Ich versuchte durch das Schlüsselloch zu sehen, aber von innen lag das Schildchen vor. ‚Aber hören mußt du etwas!‘ dachte ich verzweifelt und strengte alle meine Sinne an. Nichts, nichts, nichts! — Nun überlief mich die Traurigkeit wie mit schwarzen Flügeln, und am Abend fragte ich innerlich zitternd, aber mit erheucheltem Gleichmut: ‚Wo sind Dumonts?‘

‚Dumonts?‘ fragte meine Schwester fast verwundert, ‚ja weißt Du denn nicht, daß Madame Dumont ganz plötzlich wieder in ihre Heimat zurückgekehrt ist?‘

‚Ihre Heimat?‘ fragte ich betroffen, ‚wo ist ihre Heimat?‘

‚In Straßburg oder irgendwo sonst im Elsaß.‘

‚Aber warum mußte sie fort?‘

‚Familienangelegenheiten,‘ antwortete meine Schwester ungeduldig. ‚Ich habe mich nicht dafür interessiert. Wir haben übrigens schon eine neue Französin; eine echte Pariserin, viel jünger als Madame Dumont und sehr unterhaltend.‘

Damit ließ sie mich allein, und mir war auch nach ihren letzten Worten jede Lust vergangen, noch eine Frage zu thun.

Am folgenden Nachmittag saß ich dumpf vor mich hinbrütend in meinem Zimmer. Da hörte ich jemand mit schwerem Schritt die Treppe heraufkommen und nach oben gehen. Ich öffnete meine Thür ein wenig und erkannte die Frau des Hauswarts, die mit Besen und Eimer nach oben stieg. Nach einer Stunde etwa — es dunkelte schon — wurde sie von ihrem Manne abgerufen, und sie kam, ohne ihre Scheuerutensilien, eilig die Treppe herunter und rief bald darauf ihre Kinder, die auf dem Hofe spielten, zum Abendbrot. Das machte ich mir zu nutze, schlich mich in die verlassene Wohnung und schloß die Thür hinter mir.

Ich hatte das Bedürfnis, mich von der Veränderung oben augenfällig zu überzeugen, um glauben zu können, daß die geliebten Gestalten dort nicht mehr verkehrten.

Alles leer und still; im Alkoven der Anfang der Reinigung. Ich schloß die Glasthür dorthin, um soviel wie möglich mir das frühere Aussehen der Räume zurückzurufen und setzte mich in der Balkonstube auf einen kleinen Tritt, den die Hauswartsfrau zurückgelassen hatte. Ich war todunglücklich. Wie hatte ich mich auf das Wiedersehen gefreut; und nun saß ich hier allein in der leeren Stube. Ich suchte mir vorzustellen, wie sich von nun an mein Leben gestalten würde, wie ich nun die Stunden zubringen würde, die mir bisher im heiteren Verkehr als die schönsten des Tages erschienen waren. Ich gelangte zu keinem deutlichen Bilde. Ich war ein anderer geworden; ich wußte, wie glücklich und klar man seinen Tag beginnen, wie zufrieden man ihn beschließen konnte. Mit wem sollte ich denn nun meine kleinen Angelegenheiten besprechen, zu wem meine Sorgen tragen? Und vor allem, mit wem sollte ich mich freuen, wer wollte, wer konnte sich so mit mir abgeben, so mich verstehen, so mit mir lachen wie die, die jetzt in einer unbekannten Ferne weilten? — Wo waren sie? Warum waren sie gegangen? Dachten sie an mich wie ich an sie dachte? Eine brennende Sehnsucht erwachte in mir, sie noch einmal zu sehen, sie noch einmal zu umarmen. Ich suchte mir ihre Gestalten, ihre Züge mit aller Deutlichkeit zu vergegenwärtigen.

Da ging die Thür nach dem Alkoven, ein Schauer überrieselte mich. Ich glaubte neben den elastischen Schritten der Frau Dumont die kleinen Schritte Claires zu vernehmen. Mit weiten Augen starrte ich nach der Thür.

Ich hörte einen Schlag im Nebenzimmer, und ein Luftstrom berührte mich. Meine aufgeregte Phantasie und die durch die geöffneten Fenster des Vorder- und Hinterzimmers entstehende Zugluft, die die Thür in Bewegung gesetzt, hatten mich getäuscht.

Niemand kam; nichts war da außer der Öde um mich her. Ich stemmte die Ellenbogen auf die Knie und verbarg das Gesicht in den Händen. So saß ich auf meinem Schemel, ich weiß nicht wie lange, und die Traurigkeit schlug mit mächtigen Wellen über mir zusammen, und gesenkten Hauptes ließ ich mich von ihr begraben.“ — —

Der Oberst war allem Menschlichen, jeder ernsten Empfindung zugänglich; und nur dies Bewußtsein hatte Heß auch heute die Zunge gelöst und den Mut und die Lust gegeben, sich zu äußern. Aber als er jetzt schwieg, wurde der Oberst von der eintretenden Stille fast überrascht. Er wollte seine Bewegung nicht zeigen und griff

zu dem seltsamen Mittel, Heß zu versuchen, indem er sagte:

„Ja, ja, Heß, ich finde es begreiflich, daß die Begebenheit unter den Verhältnissen, in denen Sie standen und bei Ihrem jugendlichen Alter, mit dem Liebenswürdigen und Anziehenden zugleich, etwas Geheimnisvolles für Sie gehabt und deshalb auch den Eindruck des Mysteriösen bei Ihnen hinterlassen hat."

„Ganz recht," antwortete Heß ruhig und sah den Oberst frei an, „etwas geheimnisvolles! Das trifft zu, Herr Oberst: ich glaube noch heut an Geheimnisse, und wer nicht daran glaubt, dem wird nie eine Offenbarung werden."

Der Oberst ärgerte sich über sich selbst und wollte einlenken: „Na, Heß, Sie sind doch auch nach dieser Zeit und mit reiferen Sinnen von weiblicher Schönheit und Liebenswürdigkeit berührt worden."

Heß hübsches, freies Gesicht bedeckte sich mit einer feinen Röte, und es klang fast wie aufsteigender Verdruß aus seinen Worten, als er antwortete: „Verzeihen Sie, Herr Oberst, was ich als Erinnerung bewahre, ist weder die Erinnerung an Schönheit, noch an Liebenswürdigkeit, sondern an etwas anderes."

„Was sich nicht nennen läßt?" fragte der Oberst.

„Vielleicht nicht! Wir haben es aber, glaube ich, am Anfange unseres Gespräches berührt, und ich bin, mit Ihrer Erlaubnis, dadurch auf meine Mitteilungen geführt worden. Ein schöner, warmer Tag in meinem Dasein, der so noch nicht wiedergekommen ist; das wird's wohl sein."

„Ach Heß," ermutigte der Oberst, „wenn Sie sich gewöhnten, nicht alles so schwer zu nehmen, würden Sie bald finden, daß nicht nur Schönheit, sondern auch das Besondere, was Sie suchen, doch schließlich allgemein ist wie's Sonnenlicht."

„Vielleicht, Herr Oberst", gab der andere zu. „Aber dann kommt es mir so vor, als ob mancher, trotz der Allgemeinheit des Sonnenlichts, sein Leben lang im Schatten bliebe."

„So müssen Sie nicht denken. Das rührt davon her, daß Sie sich in jüngeren Jahren haben durchquälen müssen. Wie kam es denn, daß, da Sie doch als Einjähriger eingetreten waren, nachher im Reserveverhältnis kapitulierten und Soldat blieben?"

„Unsere Verhältnisse hatten sich geändert durch den frühen Tod meines Vaters. Meine Schwestern waren ja alle verheiratet, aber meiner Mutter war auch nur ein kleines Einkommen geblieben, von dem sie noch meinem älteren Bruder geben mußte, der eben erst seine Studien beendigte. Da blieb mir nichts übrig, als eine subalterne Stellung bei der Breslauer Stadtverwaltung anzunehmen, die mir mein Schwager in Liegnitz vermittelt hatte. Da sich aber meine körperliche Natur noch mehr wie meine geistige gegen diese Thätigkeit sträubte, so faßte ich den Entschluß, sobald ich wieder eingezogen würde, Soldat zu bleiben. Meine Familie war ganz auseinander gerissen. Nur mit meiner ältesten Schwester, ihrem Manne, dem Regierungsrat in Liegnitz, und meiner Mutter, die sich ebenfalls nach dieser Stadt zurückgezogen hatte, bestand noch eine regere Verbindung. Natürlich stieß ich auf heftigen Widerstand, der mich auch auf kurze Zeit ins Schwanken brachte, bis ich dem Drange meiner Natur und dem eigenen klaren Entschluß folgte. Die Folge war freilich, daß die Familie, mit Ausnahme meiner Mutter und der ebengenannten Schwester, sich nun ganz von mir zurückzog. Und als nun auch diese letzten beiden starben, kümmerte sich so ziemlich niemand mehr um mich. Vielleicht haben diese Erfahrungen dazu beigetragen, mich an dem, was ich nun einmal aus freiem Willen ergriffen hatte, mit ebensoviel Liebe wie Eigensinn festzuhalten und mich mit manchem, wie mit einem Schicksal, abzufinden, was anderen unerträglich erschienen wäre." — —

Heß hatte sich erhoben. Auch der Oberst stand auf und ließ wohlgefällig sein Auge an der militärischen Gestalt des Abschiednehmenden hinab- und wieder hinaufgleiten. Dann sagte er mit herzlichem Ausdruck: „Heß, ich danke Ihnen für diese Stunde, sie soll Ihnen nicht vergessen sein. Aber wenn Sie nun heut zum ersten Mal freier hinausziehen, um ein Stück von Gottes schöner Welt zu sehen, so beherzigen Sie das Wort eines älteren Mannes, der zugleich Ihr Freund ist: Es ist durch die Vergangenheit etwas verhängnisvoll Schweres in ihr Wesen gekommen. Werfen Sie einmal hinter sich, was doch nicht mehr zu ändern ist, und ergreifen Sie leichter und frischer, was vor Ihnen liegt, damit Ihnen nicht noch in der Gegenwart entschlüpft, was Ihnen die Vergangenheit schuldig geblieben ist. Machen Sie's so! Ein bischen für die Zukunft werden auch Freunde sorgen; Sie haben solche. Es sollte mir eine ehrliche Freude sein, wenn ich eines Tages mit meinen schönsten Rosen kommen könnte, um die zu beglückwünschen, die Sie sich erwählt, damit sie mit sanfter Hand noch manches gut machen kann. Und noch etwas Dienstliches, das ich Ihnen leider nicht ersparen

kann. In den letzten drei Wochen Ihres Urlaubs muß ich Ihren jedesmaligen Aufenthalt wissen. Personalverschiebungen könnten mich um diese Zeit zwingen, Sie sofort zurückzurufen. Aber ich hoffe, es wird nicht dazu kommen. Na adieu, mein lieber Heß, vergessen Sie uns nicht! Und nun gehen Sie zu meiner Frau, die Ihnen auch noch Lebewohl sagen möchte. Da kommt Erna schon gelaufen. Der Strick hat schon darauf gelauert, wieder Ihr Führer zu sein."

Als der junge Offizier fort war, setzte sich der Oberst noch einmal nieder. „Armer Heß," murmelte er vor sich hin, „armer Kerl! man weiß gar nicht, wie gut man's gehabt hat!" —

Als Heß seine Wohnung betrat, erwartete ihn schon sein Bursche neben zwei kleinen, zum Schließen bereiten Gepäckstücken. Der Leutnant sann einen Augenblick nach; dann entschied er: „Es ist gut, Urban, Sie können gehen; das andere mache ich mir selbst. Nur in einer halben Stunde holen Sie mir noch die Droschke."

„Zu Befehl, Herr Leutnant!" Der Bursche verschwand.

Heß suchte noch ein paar Kleinigkeiten zusammen, darunter ein würfelförmiges, unscheinbares Pappkästchen, das er aber so sorgsam verpackte, als wenn es einen Schmuck enthielte, und schloß den Koffer. Dann zog er schnell ein neues kleidsames „Zivil" an, das er sich für die bevorstehende Reise hatte anfertigen lassen und hing selbst die eben abgelegten Uniformstücke in den Schrank. Den Rock mit dem eisernen Kreuz behielt er einen Moment auf dem Arm. Sein Blick streifte das Kreuz, das ihn vor Tausenden, die denselben Rang wie er bekleideten, auszeichnete. Er empfand nicht die mindeste Befriedigung der Eitelkeit in dem Besitz dieses Zeichens. Wohl aber war es ihm die teure Erinnerung an eine große Zeit, die ihn mächtig über die eigene Persönlichkeit erhoben und das Merkmal eines Tages, an dem ihn das Geschick zu einer That berufen hatte, durch die ihm zum erstenmal das Bewußtsein seiner Mannestüchtigkeit gekommen war.

Indem er den Rock in den Schrank hängte, meldete der Bursche die Droschke.

„Nehmen Sie die beiden Stücke, Urban, ich komme gleich!" Noch einmal sah sich der junge Offizier in den beiden Zimmern um, die in gewohnter Ordnung hinter ihm zurückblieben. Draußen drückte er noch seiner alten Wirtin die Hand. Dann aber schritt er mit dem Hochgefühl eines Menschen die Treppe hinab, der sich sagt: „Du bist frei; Du darfst nun einmal die Flügel regen, und, nach welcher Richtung Du willst, einem unbekannten, aber doch freundlich winkenden Ziele entgegeneilen." —

(Fortsetzung folgt.)

Wohin?

Alle Tage nach der Mittagspause
Trippeln mir vorüber meinem Hause
In die nahe Schule hundert süße
Schwarz- und braunbeschuhte Mädchenfüße.
Sinnend ruht mein Auge auf den Köpfchen
Mit den blonden, braunen, schwarzen Zöpfchen:
Ach, wer kann und mag den Kleinen sagen,
Wohin sie die zarten Füßchen tragen?

Eilen diese zu den stillen Wonnen,
Die des Herdes Frieden stets umsponnen?
Jene hin zu Kampf und zu Entsagen?
Werden die in Not und Kummer tragen?
Schreiten diese dort zu Ruhm und Ehren?
Jene hin, um Helden zu gebären?
Suchen diese einstmals ferne Zonen?
Wandeln jene Kleinen hin zu Thronen?
Hüpfen die zu Schmach und zum Verderben?
Tänzeln jene fort zu frühem Sterben? —

Wer vermag's und will's den Kleinen sagen,
Wohin sie die zarten Füßchen tragen?

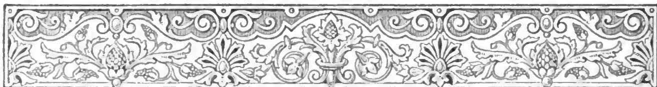
Karl August Bückinghaus.

Herbstschauer.

Siehst Du drüben die Nebel weh'n
Und winken?
Möchtest Du nicht hinübergeh'n
Und versinken?
Wo die Nacht in Schlummer will
Dich wiegen,
Hüllen wallende Schleier Dich still
Und verschwiegen.

Siehst Du drüben die Nebel weh'n
Und warten?
Hörst Du schleichende Schritte geh'n
Im Garten?
Alles ist müde! Bald steh'n entlaubt
Die Bäume —
Draußen harrt, der die Blüten raubt
Und die Träume!

Marie Krönig.



Die chinesische Lyrik.

Eine Studie von Otto Hauser.

III.

Der erste noch heute unvergessene nachconfucianische Dichter ist Kio-Yuen, dessen Werke, vereint mit denen anderer zeitgenössischer bedeutender Männer von Tsu, wie Sung-Ye, Tang-Le und King-Tscha, das Tsu-Sse, das Buch der „Elegien von Tsu“ bilden. Es wurde erst im ersten nachchristlichen Jahrhundert zusammengestellt und vereinigt alles, was damals noch von der reichen Litteratur des Landes Tsu im dritten Jahrhundert v. Chr. vorhanden war.

Kio-Yuen war Minister des Königs von Tsu zu jener Zeit, als das Reich Tsin noch um die Alleinherrschaft über das ganze China kämpfte. Obwohl er beim Volke beliebt war und dem Könige unentbehrlich schien, gelang es Verleumdern, ihn um sein Amt zu bringen und seine Verbannung durchzusetzen. In der Zurückgezogenheit schrieb er nun das Li-Sao, eine lange Elegie voller Allegorien, in der er vergeblich einen Fürsten aufsucht, der den Herrschern der Vorzeit gleicht.

Das Li-Sao ist in mehr als einer Beziehung der Divina Commedia ähnlich, namentlich darin, daß Kio-Yuen wie Dante während einer phantastischen Wanderung Gelegenheit findet, zu tadeln, zu ermahnen; über den Schöpfungen beider lagert ein Nebel tiefer Traurigkeit.

Nachdem Kio-Yuen über seine Herkunft und sein Leben berichtet hat, sagt er:

Weinen mußt' ich, übermannt vom Leid,
Daß vorbei der alten Fürsten Zeit.
Auf die Blumen fielen meine Thränen,
Dem Vergessen ward mein Rat geweiht.

Nieder kniet' ich; was ich auch verlor,
Fühlte, daß ich guten Weg erkor.
Da — ein Drachenwagen nahm mich auf,
Stürme brausten — und ich flog empor.

Vergangenheit und Gegenwart treten auf diesem Zuge vor sein Auge. Das Gedicht schließt mit den Strophen:

Endlos war der Weg, von mir durchzogen,
Perlenglöckchen tönten, wie wir flogen;
Einer Fahne gleich aus bunten Streifen,
Sah ich über mir den Regenbogen.

Endlich rasten wir; doch weit, o weit
Fliegt mein Geist noch fort durch Raum und Zeit;
Andre tanzten froh zu Schao-Klängen, —
Mir lieh Freude nur Vergangenheit.

Zu des Himmels Flammenhöhe zog ich,
Mit dem Blick die Lande überflog ich, —
Da versagten jäh Gespann und Lenker,
Nur mein Herz schlug und betrübt erwog ich:

Keiner kennt im Land der Pflicht Gebot, —
Weshalb klag' ich um des Landes Not?
Keinen Herrscher giebt's, der Tugend übt, —
O Pheng-Hien, ich folg' Dir in den Tod!

Dieser Pheng-Hien, ein Minister, hatte sich in einen Strom gestürzt, und wirklich folgte ihm Kio-Yuen darin, als sich sein König wider seinen Rat zu den Tsin begeben hatte und dort gefangen gehalten ward, hierauf einer der Prinzen seine neuerliche Verbannung vom Hofe des neuen Königs durchsetzte und er auch diesen umsonst in Gedichten warnte und beriet. Um den Untergang seines Vaterlandes nicht zu erleben, stürzte er sich, mit einem Stein im Busenlatz, in den Mei-Lo. Noch heute bringt man ihm, der zu einem Wassergeiste geworden, an jener Stelle des Flusses, wo er den Tod fand, jährlich Opfer, auch zeigt man noch den Stein, auf dem seine Kleider geklopft wurden — wenn der Herbstwind weht und in Regennächten, sagt man, giebt er einen dumpfen Ton von sich —, und das Fest der Drachenbote am fünften Tage des fünften Monats soll ihm zu Ehren gestiftet worden sein.

Unter Kio-Yuens übrigen Dichtungen sind die „Neun Gesänge“, die er, tief ergriffen von den Opferzeremonien zu Ehren der Geister, die er in seinem Exile vorfand, schrieb. Der zweite der „Neun Gesänge“ kennzeichnet diese taoistische Hymnik:

Der Wolkenherr.

Kranzgeschmückt, vom Agleiwasser noch besprüht,
Buntgewandet, wie von Blumen überblüht,
Naht der Priester; vor der Gottheit hält er an.
O, das Licht, das heller, immer heller glüht!

Flehet an um Gnade ihn, das Glück der Welt,
Der wie Mond und Sonne unsre Nacht erhellt!
Hehr mit Drachen fährt er, schön ist sein Gewand,
Auf und nieder schwebt er, wie es ihm gefällt.

Strahlend senkt er sich zur Erde manches Mal,
Strahlend steigt er wieder auf zum Wolkensaal;
Auf die Länder alle blickt er dann herab,
Auf die Meere und die Ströme ohne Zahl.
Denk' ich dieses Hohen, muß ich seufzen bang,
Stets erfüllt mich nach dem Fernen Sehnsuchtsqual.

Der bedeutendste unter den anderen Dichtern des Tsu-Sse ist Sung-Ye. Er schrieb ein dem Li-Sao ähnliches Gedicht; unter dem Bilde der winterlichen Verheerungen schildert er die trostlosen Zustände des Reiches und um die getreuen, doch verfolgten Minister zu preisen, rühmt er den Fung, den Phönix der Chinesen, und die stolzen, mutigen Rosse. Statt aber einen Selbstmord zu beschließen, sucht und findet er Trost in seiner Philosophie.

•

Was in den folgenden vier Jahrhunderten geschaffen wurde, kann sich mit den Dichtungen des Tsu-Sse nicht messen. Die Thätigkeit der Litteraten während der langen Regierung der beiden Han-Dynastien (206 v. Chr. bis 220 n. Chr.) war im wesentlichen eine kritische, konservierende, wie die der Hellenisten zur gleichen Zeit in Griechenland und Ägypten. Schi-King und Tsu-Sse sind uns durch ihre Bemühungen erhalten geblieben. Trotz des äußeren Glanzes des chinesischen Reiches unter den Han-Kaisern, deren Heere die Grenzen von Iran bedrohten und denen sogar Marc Aurel (Antoninus, in chinesischen Quellen An-Tun genannt) durch eine Gesandtschaft seinen Gruß entboten haben soll, erhob sich die Dichtung nicht über das Mittelmaß. Die metrischen Formen wurden beschränkter im Vergleiche zum Schi-King, die Verse zu fünf Hebungen begannen zu überwiegen, die strophische Gliederung hörte mehr und mehr auf und ein sonst löbliches Streben nach Gedrängtheit des Ausdrucks verminderte bald die Zeilenzahl eines Gedichtes auf vier, sodaß manche dieser Doppeldistichen den unzähligen einunddreißigsilbigen „Utas“ der Japaner gleichen, die von den ältesten Zeiten bis heute in ihrer Lyrik alleinherrschend sind, bis auf eine kurze Zeit, in der man sich mit siebzehn Silben begnügte.

Nur um eine Dichtungsgattung hat die Han-Periode die schöne Litteratur Chinas bereichert, um die Lobpreisungen von Städten. Pan-Ku, der um 100 n. Chr. blühte, schrieb die erste, das Lob der Stadt Lo-Yang, in der er dem Kaiser Ho-Ti, der seine Residenz zu verlegen beabsichtigte, alle Epitheta dieser Stadt aufzählte, alle ihre Schönheiten schilderte und ihre Geschichte vorführte, um den Kaiser zu bewegen, seinen Entschluß zu ändern. Ho-Ti blieb daraufhin in Lo-Yang und dieser Erfolg sicherte der neuen Dichtungsgattung ihre Beliebtheit bis in ferne Zeiten.

Nur ein Gedicht aus dieser Periode lyrischer Ebbe möge sich den anderen Proben anreihen.

Die Überfahrt über den Huen.
Vom Kaiser Wu-Ti (um 150 v. Chr.).

Blätter fallen von den Bäumen,
Herbstwind streift verdorrte Auen,
Wildgans fliegt nach Süden wieder,
Weiße Wolken zieh'n in Blauen,
Chrysanthemen und Lianen
Sind allein noch rings zu schauen;
Und ich denk' an meine Fürstin,
An die schönste aller Frauen.

Leise wogt mein Kahn dahin
Mit des Huen Wogengang;
Hier, umschäumt von lauter Flut,
Bei der Trommeln dumpfem Klang
Dicht' ich zu den Ruderschlägen
Dieses Lied als Fischersang.

Wem die höchste Freude wurde,
Den versehrt einst höchstes Leid —
O, was nützen Kraft und Jugend?
Nichts beschützt uns vor der Zeit!

Schon die Zeit der zweiten Han-Dynastie war dichterisch wenig fruchtbar, um 200 aber begann das Gebiet der Poesie fast ganz brach zu liegen.

Es war eine dunkle Zeit; Zeichen und Wunder geschahen; eine Sonne fiel vom Himmel, die Erde trat aus ihrer Bahn, furchtbare Erdbeben erschreckten die Menschheit; einmal ging das Taggestirn um Mitternacht auf; Männer gebaren und Frauen bekamen Bärte; Bastarde, Priester, alte Weiber und Ammen beherrschten das Reich. So wird sie von chinesischen Geschichtsschreibern geschildert. Sechs Dynastien folgten einander in raschem Wechsel, in stets neuen Horden drangen die Barbaren ein, gegen deren Ansturm die Große Mauer nur während der ersten Jahrhunderte ihres Bestandes einigen Schutz gewährt hatte. Es ist die Zeit der Völkerwanderung.

Erst lange nachdem wieder einigermaßen Ruhe eingetreten war, dichten in China Tu-Fu und Li-Tai-Pe (um 750), in Persien Firdusi (um 1000), in Italien Dante (um 1300). Es ist, als ob die Völker alle gleiche Zeit gebraucht hätten, um sich von ihr zu erholen, sodaß sie nun in der gleichen Reihenfolge, wie sie verwüstet worden, ihre Kulturhöhe erreichten und ihre Litteraturen zur vollsten Blüte gelangten. Ihr geht auch in China eine schöne Vorblüte voraus.

Noch vor 400 lebte Sun-Tse-King, ein Menschenalter darauf Tao-Tsien, dieser der Vorläufer Li-Tai-Pe's, jener der Tu-Fu's, der beiden berühmtesten Dichter des Mittelreiches.

Schilderungen aus dem Soldatenleben, in denen später Tu-Fu Meister war, finden wir auch bei Sun-Tse-King. Hier die Klage eines Soldaten auf dem Marsch durchs Gebirge:

Übers Bergland weht der Morgenhauch,
Tief im Regen steht der kahle Strauch.
Lang begleitet uns die ganze Stadt,
Giebt uns Speisen mit nach gutem Brauch.

Wer entrinnt den drei Geschicken je?
O, entrückte mich der Nebelrauch!
Nichts ist bittrer als ein früher Tod:
Stete Jugend wünschen Götter auch.

Der Pessimismus des Buddhismus, der in den Zeiten der Wirren trotz mancher Verfolgungen immer größere Ausbreitung gewann, beherrscht das folgende Gedicht:

So wie immer wechseln Lust und Leid,
Wechseln Glück und Unglück jederzeit.
Gleich sind wir dem Himmel und der Erde,
Sind geformt nach beider Ähnlichkeit.
Jedem Mißgeschicke vorzubeugen,
Blickt der Weise in die Zukunft weit,
Aber wer erforscht im Licht des Himmels
Seines eignen Herzens dunklen Streit?
Wer bestimmt sein gegenwärtig Leben,
Weiß, wie er vom Alter sich befreit?
Mehr entfern' ich stets mich vom Vergangnen,
Größer, als ich's trage, ist mein Leid.

Tao-Tsien dagegen ist ein Sänger des Weines und der Liebe. Seine Abneigung gegen den öffentlichen Dienst war so groß, daß er auf eine gute Stelle, die er erhalten hatte, verzichtete, um sich nur mit „Wein, Weib und Gesang“ befassen zu können. Die liebliche Weisheit seiner Lieder hat noch Jahrhunderte später Pe-Lo-Thien, der stets neben Tu-Fu und Li-Tai-Pe genannt wird, bethört und ihn veranlaßt, an einem Tage einsamer Becherfreude sechzehn ähnliche „Lieder wilder Trunkenheit“, wie er sie nennt, zu schreiben, über die er, seinem Vorbericht zufolge, ernüchtert, ohne weiteres lächeln mußte, die er aber doch jenen, die ihn kennen, nicht vorenthalten will.

*

Das goldene Zeitalter der chinesischen Kunst und Litteratur fällt in die Regierungszeit der mächtigen Dynastie Tang (618—907), da die kaiserlichen Heere fern im Westen Bokhara und Samarkand besetzten, da der buddhistische Mönch Huen-Tsang ganz Indien durchreiste und jeden Ort besuchte, an dem Sakya-muni, der Buddha, geweilt hatte, da das nestorianische Christentum immer mehr Ausbreitung und Einfluß in China gewann und persische und arabische Gesandtschaften den Glanz des Hofes erhöhten. Noch heute nennen sich die Chinesen gerne „Tang-Männer“ und den Litteraten giebt man den Rat:

Lest die Tang-Gedichte, die dreihundert,
Wollt ihr, daß man, was ihr schreibt, bewundert!

Unter den Dichtern dieser Periode sind die berühmtesten Li-Tai-Pe, Tu-Fu und Pe-Lo-Thien, von denen wenigstens die beiden erstgenannten auch im Abendlande nicht nur dem Namen nach weiteren Kreisen bekannt sind.

Von Li-Tai-Pe sagt man in seiner Heimat, „sein Herz sei von Brokat und sein Mund voll Stickereien gewesen“. Seine Mutter soll vor seiner Geburt geträumt haben, daß der Morgenstern auf sie niederstrahle und ihn deshalb Tai-Pe („weißer Glanz“) genannt haben. Zeitweise genoß er die Gunst der Kaiser, machte sich aber stets wieder bei Hofe unmöglich, denn er besang nicht nur den Wein in zahlreichen Liedern, er trank ihn noch viel häufiger. So wird erzählt, daß er, wieder einmal in Gnaden entlassen und vom Kaiser mit einem Ehrengewande beschenkt, in den Weinbuden selbst den Kaiser spielte, mit dem kostbaren Gewande bekleidet, auf hohem Sitz und ein Glas in jeder Hand. Zuletzt wurde er noch in einen Verschwörungsprozeß verwickelt und eingekerkert. Jahre unsteten Umherwanderns folgten und es ist möglich, daß er seinem Leben freiwillig ein Ende bereitete, als er auf einer Kahnfahrt ins Wasser stürzte und ertrank. Spötter freilich behaupteten, er sei betrunken gewesen; andere wieder lassen ihn von Geistern des Himmels aufgenommen werden. Das schönste Denkmal setzte dem unglücklichen Dichter sein berühmter Zeitgenosse Tu-Fu in einem Gedichte, das fast jener einzigen Klage Davids um Saul und Jonathan, dessen „Liebe ihm mehr war als Liebe der Frauen“, ebenbürtig ist; es soll unter Tu-Fu's Gedichten seine Stelle finden.

Li-Tai-Pe's Verse sind voll Empfindung. Bacchantische Skolien freilich suchen wir bei diesem Sänger des Weines vergeblich; lieber als die Weinfreude beschreibt er die wonnigere Weinwehmut. Mondscheinszenen liebt er vor allem, wie fast alle gleichzeitigen und späteren chinesischen Poeten. Goethe hätte sie im Maskenzuge seitens Faust II neben den Grab- und Nachtdichtern als Mondscheinsänger — „sich entschuldigen lassen“ können.

Hier eine Auswahl aus Li-Tai-Pe's Gedichten:

Die Genossen.

Hier ist Wein, sind Blumen mancherlei,
Wär' nur noch ein lieber Freund dabei!
Wag' ich's wohl, den Mond mir einzuladen,
Daß er heut' mein Zechgefährte sei?
Sieh, er kommt und bringt auf Silberschwingen
Meinen Schatten mit: nun sind wir drei.
Trinkt der Mond auch nicht, der Schatten neigt sich
Mit zum Glas und tanz' ich, tanzen zwei, —
Drei sogar: der Mond tanzt mit am Himmel
Und stimmt ein in meinen Jubelschrei.
Wann, Genossen, treffen wir uns wieder?
Bald, wenn nur der Himmel wolkenfrei.

Der einsame Zecher.

Ostwind säuselt durch die linde Luft,
Lenzbeglückt ist Strom und Waldesschluft,
Sonnenschein umfließt den grünen Strauch,
Blütenblättlein flattern durch die Luft.
Vogel kehrt zum Nest im Laub zurück,
Wolke zieht sich in die Bergeskluft;
So hat alles seinen Zufluchtsort,
Ich hab' keinen andern als die Gruft.
Einsam blick' ich auf zum blassen Mond,
Trink' und singe in den Blütenduft.

Neuer Lenz.

Ostwind weht nun wieder ob der schönen Frühlingsflur,
Unser Geist erschauert vor den Rätseln der Natur.
Grün umströmt das Meer die Ufer, alles lebt und sproßt,
Alles blüht und duftet, leuchtend ist der Tagazur.
Auf den Angern blendet unser Aug' Rubinenschein,
Wolken zieh'n dahin und Wölkchen bilden ihre Spur.
Tiefsmaragden sind die Wasser, leis' vom Wind bewegt,
Jedes Bächlein ist im Moose eine Silberschnur.
Seh' ich all die Wellen wogen und den Nebel zieh'n,
Fühl' ich halb getrübt die hohe Frühlingsfreude nur.
An den Ufern brandet unter mir der große Kiang,
Hier vom Hügel blick' ich schmerzlich über Wald und Flur.
Auf die Wogen meiner Seele fällt ein letzter Schnee,
Ist es Trauer, ist es Wonne, was ihr widerfuhr?
Frühling webt in ihr, wie seine Düfte in der Luft,
Nur beglücken will er freundlich alle Kreatur.

Trinkspruch.

Für stets vergeht die Zeit, ob neues Grün
Auch jährlich schafft der Lenzessonne Glüh'n,
Und dennoch fröhlich, Brüder! füllt die Schalen!
Was seufzet Ihr um Blumen, die verblüh'n?!

In einer Mondnacht.

Vor dem Lager heller Mondenglanz,
Als bedeckte Reif den Boden ganz.
Und ich blick' empor und wieder nieder,
Denke meines alten Heimatlands.

Tu-Fu war, wie erwähnt, Zeitgenosse und Freund Li-Tai-Pe's. Sein Leben war nicht weniger bewegt und sein Tod ein ebenso plötzlicher. Aus bitterster Armut wurde er mehrmals an den Hof berufen, doch sein Glück währte niemals lange. Als er einst allein in seinem Bote ein merkwürdiges uraltes Bauwerk besuchen wollte, ward er vom Hochwasser überrascht und gezwungen, sich in einem verlassenen Tempel zu bergen. Erst nach zehn Tagen ward er, dem Hungertode nahe, aufgefunden. Bei dem Mahle, das man nun ihm zu Ehren gab, überaß er sich und starb in der nächsten Nacht (770 n. Chr.).

Tu-Fu's berühmtestes Gedicht ist „Das Dorf Kiang", das vielfach auf ihn selbst bezogen wird; es schildert, wie ein alter Soldat nach vielen Jahren zu seiner verlassenen Familie heimkehrt und von seinen ebenfalls ergrauten Freunden empfangen und mit Wein bewirtet wird. Tu-Fu ist viel weniger lyrisch als Li-Tai-Pe; doch vielleicht noch beliebter als er — bis heute. Auch von ihm mögen einige seiner Gedichte ein klareres Bild geben.

Die Abendrast.

Wo ich einstens abends Rast hielt, hob man Truppen aus,
Nur die Frau war da, der Mann war eilig fortgerannt.
Zornig schalt der Werbemeister, wie das Weib erzählte:
Schon drei Söhne sah sie scheiden, seit der Krieg entbrannt.
Und nun schrieb der dritte, daß er lebend noch entkommen,
Doch sein Brüderpaar im Kampfe jähen Tod schon fand.
Und sie schwor: ihr blieb der Enkel nur an ihrer Brust,
Dessen Mutter in zerrissnen Kleidern bei ihr stand;
Wenn sie müsse, wolle selbst sie zu den Heeren zieh'n
Und den Leuten Reis bereiten mit der alten Hand. —
Endlich zog er ab; sie seufzte. Morgens, als ich schied,
Wünschte auch der alte Mann mir guten Weg durchs Land.

An Li-Tai-Pe.

Trennt uns Tod, erstickt er unsre Klage,
Lebend ferne sein, ist größer Leid.
Hätt' ich aus Kiang-Nan doch eine Kunde,
Wo ihm trübe Tag an Tag sich reiht!
Nachts im Traum erschien mein alter Freund mir,
Der mir nah ist, wenn er noch so weit.
Aber wenn's der Geist war eines Toten?!
O, des langen Wegs Beschwerlichkeit!
Er erschien in windbewegtem Wald mir,
Dann verschwand er in der Dunkelheit.
Wie ein Vogel in der Schlinge liegt er
Doch in Ketten, — war er nun befreit?
Mondesglanz erfüllte meine Stube,
Strahlte er doch nieder auf uns beid'!
Doch uns trennen tiefe wilde Fluten
Und es dräut uns böser Geister Neid;
Ihre Schemen seh' ich immer vor mir,
Hier und dort, doch nie zu steh'n bereit.
Schon drei Nächte schau ich ihn im Traume,
Dem mein Herz ein treu Gedenken weiht.
Muß er stets im engen Kerker schmachten?
Vor Verfolgern fliehen allezeit?
Zwischen uns die Flüsse fluten über,
Jeden Kahn bedroht ihr Wogenstreit!
Mancher schmückt sich mit des Lebens Blumen,
Nur mein Freund muß tragen jedes Leid.
Wer auf neues Leben hoffen könnte,
Das für stets uns vor dem Altern feit!
Säh'n uns doch ersteh'n die tausend Lenze
Wunderbar in neuer Leiblichkeit!

(Ein Schluß-Artikel folgt.)

Die Tage.

Die Tage vergehn! die Tage vergehn!
Kehrt keiner mehr zurück.
Nur gut, nur gut! mit ihnen verwehn
Die Leiden, wie das Glück.
Wer könnte fragen so viel, so viel
Des Leides und der Lust,
Als eines Tages Wirbelspiel
Aufwühlt in einer Brust?

Nur gut, nur gut! die Tage vergehn,
Und was der beste gebracht,
Mag leuchtend einmal vor dir stehn,
Als Traum in trüber Nacht.
Ein Traum! ein Traum! mehr fordre nicht
Von einem Erdentag.
Und daß ihn die Erinnerung licht
Und rein einst zeigen mag.

Hans M. Grüninger.



Das deutsche Volkstum in Böhmen.

Von Professor Dr. Adolf Hauffen.

III.

Die deutsche Besiedelung Westböhmens ging zum Teil schon sehr früh vor sich. An den Grenzen hatte zunächst das Regensburger Bistum auf den Besitzungen, die es bei der Abtrennung des Prager Sprengels (974) zum Ersatz erhalten hatte, deutsche Eigenleute ausgesetzt. In dem gar nicht zu Böhmen gehörigen Egerlande, das ursprünglich vom germanischen Stamm der Narisker, dann vorübergehend und nicht in allen Teilen von Wenden — slawische Ortsnamen erinnern noch an sie — besiedelt worden war, begann seit dem Ende des X. Jahrhunderts die vom Mittelrhein und in viel stärkerem Grade von der benachbarten Oberpfalz eindringende Kolonisation die altansässigen germanischen Volkselemente wieder zur Herrschaft zu bringen und deren siegreiche Ausbreitung den Egerfluß abwärts zu veranlassen.

Unter den Markgrafen von Vohburg im XI. Jahrhunderte und unter den Hohenstaufen, den Herren des Landes im XII. Jahrhunderte, sammelte sich im oberen Egergebiete eine solche Fülle deutscher Volkskraft, daß sie sich von hier und von dem benachbarten bayerischen Stifte Waldsassen (seit 1132) stromweise ins Innere Böhmens ergießen konnte. Südlich und östlich des Egerlandes waren im XII. und XIII. Jahrhunderte hauptsächlich die reichen Klöster kolonisatorisch thätig. Die Benediktiner zu Kladrau (gegründet 1115), die Cisterzienser zu Plaß (1145), die Prämonstratenser zu Tepl (1193) ließen die ihnen gehörigen Strecken des Grenzwaldes durch (zumeist oberpfälzische) Bauern roden — die zahlreichen Ortsnamen auf -grün und -reuth weisen noch darauf hin — und durchsetzten außerdem ihre gegen das Landes-Innere zu gelegenen, mit Tschechen schütter bewohnten Besitzungen mit so vielen deutschen Inseln, daß die später nach den großen Verwüstungen des dreißigjährigen Krieges hierher aus Mittelbayern nachdringenden Kolonisten im XVII. Jahrhundert leicht die vollständige Germanisierung Westböhmens durchführen konnten.

Die kaiserliche Reichsstadt Eger mit ihrem Gebiete (schon 1061 zum erstenmale erwähnt) kam 1266 unter König Ottokar vorübergehend und erst 1322 unter König Johann und zwar als Pfandherrschaft zu Böhmen. Sie blieb unabhängig von der Verwaltung und dem Gerichte Böhmens; ihre wertvollen Privilegien wurden ihr von allen Herrschern bis auf Kaiser Josef II. herauf bestätigt. Kirchlich gehörte das Egerland bis 1807 zum Regensburger Bistum. Diese politische Sonderstellung des Ländchens, die erst seit dem Ende des XVIII. Jahrhunderts verloren ging, bewahrte auch dem Volksstamme seine stark hervortretende Eigenart und sein kräftiges Selbstbewußtsein. Noch heute sagt man im Egerlande: „drüben" in Böhmen. Der Egerländer ist von hoher Gestalt, tüchtig, eine kernhafte Bauernnatur. Ernster nach außen hin, als der Böhmerwäldler, doch auch ein Freund von Spiel und Sang. Städtische Akten des XV. und XVI. Jahrhunderts geben uns Nachricht, wie reich die ältere Zeit an Festbräuchen und Volksbelustigungen (Pflug- und Schiffziehen, Sommer- und Winterspiel, Schwerttänze, Kirchweih- und Erntefeste) war, wie fleißig Volksschauspiele und Fastnachtsstücke von Zünften, Bürgerssöhnen und Schülern aufgeführt wurden. Auch das umfangreiche dreitägige „Frohnleichnamsspiel" wurde in Eger abgefaßt und daselbst zwischen 1460—1496 zur Darstellung gebracht. Die ganz eigenartige Bauerntracht wird noch in einzelnen Dörfern von Männern und Weibern, doch schon in einer nüchternen Übergangsform zur bürgerlichen Allerweltskleidung getragen. Unverändert erhalten ist noch vielfach das alte Egerländer Bauernhaus. Es gehört der sogenannten fränkischen Bauart an und ist ausgezeichnet durch das bemalte, mit Mauern ausgefüllte Holzfachwerk und durch die Anlage des Hofes, der von dem Wohnhaus und den drei Wirtschaftsgebäuden wie ein Festungsviereck abgeschlossen wird. Die Größe dieser Gehöfte, der malerische Schmuck der Außenseite und in den Wohnstuben, die reiche Ausstattung an Geschirr und Möbeln erweisen die Wohlhabenheit der Besitzer. In der That konnte auf den fruchtbaren Hochebenen der Gegend trotz der dichten Bevölkerung ein reicher Bauernstand sich entwickeln. Die Landwirtschaft und die Viehzucht stehen im Mittelpunkte der Erwerbsverhältnisse des Egerlandes.

Das urwüchsige Egerer Volkstum mit seinen reichhaltigen Lebens- und Kunstäußerungen hat seit langem Aufmerksamkeit erregt. Schon

Goethe hat es freundlich beachtet und die Arbeiten des Egerer Magistratsrates J. S. **Grüner** über die Sitten und Bräuche seiner Heimat durch fruchtbare Gespräche und aufmunternde Urteile gefördert. Leider ist diese erste und vollständige Aufzeichnung über das Egerländer Volkstum bisher nur in Auszügen gedruckt worden. In jüngerer Zeit haben **Gradl**, **Habermann**, **Neubauer** und viele andere alle Seiten des volkstümlichen Lebens und Dichtens geschildert. Der von Alois John geleitete „Verein für Egerländer Volkskunde" (begründet 1897) ist in reger (und nicht bloß litterarischer) Thätigkeit mit Erfolg bemüht, die Volksüberlieferungen der Heimat zu sammeln, darzustellen und zu erhalten.

Den westlichen und mittleren Teil Nordböhmens bewohnt der **obersächsische** Stamm von der westlichen Grenze, die wir schon kennen, bis gegen den Jeschken zu. Im ganzen rund 900000 Köpfe. Die Mundart dieses Gebietes ist dem Meißnischen oder Obersächsischen, das man im westlichen Teil des Königreiches Sachsen spricht, verwandt, wird aber von den meisten Forschern als eine Übergangsmundart zum Schlesischen aufgefaßt. Mit dem Schlesischen gemeinsam gehört es der mitteldeutschen Gruppe an. Es hat wie dieses im In- und Auslaut das alte unverschobene p (also Kop für Kopf, Kupper für Kupfer) und im Gegensatz zum Nordgauischen sehr wenige Diphthonge, ein starkes Vorherrschen der Vokale a, e, i, was der Mundart einen hellen, beweglichen Charakter verleiht. Von kleineren Unterschieden abgesehen, kann man auf diesem Gebiete des obersächsischen Stammes zwei bis drei Untermundarten ansetzen. Erstlich das Erzgebirgische, das auch im königlich sächsischen Teil dieses Gebirges gesprochen wird. Es hat in Böhmen nur eine geringe Verbreitung: von der Reichsgrenze im Westen bis nach Sebastiansberg und Reizenhain. Sein Kennzeichen ist a für altes ei (klane für kleine). Die Mundart des ganzen übrigen Gebietes: Mitteleger, Elbufer, Rumburgerland, Mittelgebirge, Leipaer Kreis wird als nordböhmisch im engeren Sinne des Wortes bezeichnet. Aber auch hier merken wir noch größere Unterschiede. Im Westen bis zur Linie Rumburg-Zwickau-Hirschberg herrscht ee für altes ei (kleene für kleine). Östlich davon aber geht die Sprechweise schon merklicher ins Schlesische über und wir hören ej für altes ei, a für altes ē (klejne, racht), so daß manche Forscher dieses dritte Gebiet bereits zum Schlesischen rechnen. Ferner hat das Nordböhmische schon von Katharinaberg und Brüx angefangen gleich dem Schlesischen das häufig angewendete Flickwort ock (aus mittelhochdeutsch ocker z. B. komm ock har = komm her!), während die Deutschen in der ganzen westlichen Hälfte Böhmens dafür das Flickwort nur (ner, na) verwenden.

Als Probe des nordböhmischen Dialektes sei eine launige Geschichte aus Teplitz, also gerade aus der Mitte dieses Übergangsgebietes angeführt:

Worum de Schneidr ban redn meckern thun.*)

Ver Zeitn wor uff Klustrgrob emol e Weißgarwr, dar hot 'n Leitn a de ladrnen Husn und Hadschgn gewoischn und wiedr firgericht, wenn se se eppern drackich gemocht holtn, und dar hot a de Machn wiedr harrichtn kinn, wenn's emo(l) nutwendich wore. Wenn do enner aernds uff enner Kaerweih ze viel gefrassn und gesuffn hotte, dar ginge flugs zu dan Weißgarwr uff Klustrgrob. Dar hot'n verdurwenen Mochn (Magen) rausgenumm, hot'n ausgewoischn, und schien sauwr geblecht, wie mersch mitn drackichn ladrnen Husn und Handschgn mocht, wenn se silln wiedr sauwr warn — und drnou hotr 'nen wiedr 'reingehängt. Dos wor de ganze Kur.

Zu dan Weißgarwr kome a emol e Schneider und hot iwr sann schlachtn Mochn gelloht. Do hotr'n halt a rousgenumm, hot'n noch sanner Ort firgericht und hot dan Schneidrmochn nochr uffn Gortnzaum zun treichn gehängt.

Dr Garwr hotte a eene Werthschoft und Vich und seine Fra hot salwr Buttr gerihrt und Kase gemocht und zun'n Quarchln la(b)m hot se natirlich en Ziechnmochn gebraucht. On dan Toche, wu dr Schneidr zun Garwr kumm wore, hotte se grod en sinn friecht und a zun treichn uffn Zaum gehängt. Die wußte do gor nischt drvon, doß dar Schneidr grode bein Garwer in dr Kur is; wie se mol nochsieht, ob ihr Ziechnmochn schun treiche is und n' wagnamm will, häng(n) ere gor zwee do. Itz wuste se nich, weil chs dar rachte wore, weil se odr nochn grüßern greifn thote, hotte se richtich 'n Schneidrmochn drwischt und hot a glei ihre Quarchln drmit gelabt.

Drweile kimmt aer, dr Garwr, und will 'n Schneidr sann Mochn hulln und do hot 'r itz de Bescherung gefu(d)n. Onstott dan hängt der Ziechnmochn uffn Zaume! Wos wullt 'r itze mochn. N' Schneidr kunnt'r doch nich uhne Mochn rimlaffn lussn, su bliewe nischt iwrich, o(l)s'n Ziechmochn neinzonehn.

Na, dos hot mei liwer Garwr a gemocht und dr Schneidr hot sich schien bedankt fer de Kur und is hemm gangn. Aer hots a gor nich gespirt, doß 'r üm san Mochn kumm wore und en Ziechnmochn drfir friecht hotte. Nor ke Flesch hotr meh(r) aessn kinn, dos thut odr e Schneidr su nicht ze uffte uffn Tisch friechn, dodrfir odr wullt'r og immr racht viel Grinzeich honn, und wenn'r wu spozirn gangn is, hot r immr noch n Lab uff'n Bem(n) und Streichrn geschnoppt. Dos wore oder noch nich 's schlimmste. S' hot sich'n oder vun dar Zeit on a uff de Stimme gewurfn und aer hot ongefangn ban'n redn wie ene Zieche zu meckrn. Und dos hot odr herich dan andrn Schneidrn grode racht gefolln, und deitrwachn houn se sich a olle 's meckern ongewehnt, und drim thun se herich a heintichn Tochs noch meckrn, wenn se redn.

Eine ausgiebige Besiedelung des Erzgebirges und seiner Ausläufer fand erst seit der Eröffnung des Bergbaubetriebes, also seit dem Ausgang des XII. Jahrhunderts statt. Meißner durchbrachen an mehreren Seiten die Grenze und setzten sich hierzulande fest. Um 1160 begann der Bergbau in Graupen; das Kloster Ossegg, das auch an mehreren Stellen schürfte, besiedelte seit seiner Gründung 1191 das Nachbargebiet in weitestem Umkreis, später auch das Duppauer Gebirge. Noch vor 1200 begann auch die Besetzung des Kaadener Gebietes, wo 1196 die Cisterzienser von Waldsassen einen Hof „Neudorf" erhielten. An den westlichen Ausläufern des Erzgebirges rodeten später auch die Nonnen von St. Klara in Eger. Im XIII. Jahrhundert schürften im Erzgebirge die Herren von Plauen, später Karl IV., der Graslitz zur Bergstadt erhob und nördlich von Aussig, Brüx und Kaaden die Wälder zu Gunsten der königlichen Kammer aussetzen ließ, seit dem Ende des XV. Jahrhunderts die Grafen von Schlick. Mit der Entdeckung der

*) Mitgeteilt von Herrn Prof. Dr. Gustav Laube.

Silberstufen 1470 und 1516 begann ein großer Aufschwung dieser Gegend, der zur Gründung zahlreicher Bergstädte (darunter Annaberg, Joachimsthal, Katharinaberg und Weipert) führte. Da man die Orte möglichst in der Nähe der Stolleneingänge anlegte, so gewährt das Erzgebirge an mehreren Stellen das seltene Schauspiel, daß die Dichtigkeit der Bevölkerung mit der steigenden Höhe der Bergrücken zunimmt. Seit dem Beginn des XVII. Jahrhunderts ist der Bergsegen dieser Gegend erschöpft. Die Schürfung nach Metallen ist heute geringfügig. Da der alte Wald zum großen Teile abgeholzt und der Ackerbau wenig erträglich ist, so mußten sich die Erzgebirgler nach anderen Erwerbszweigen umsehen. Sie sind heute meist nur kleine Grundbesitzer, die nebenbei Hausindustrie in verschiedenen Formen betreiben. Die Not und angeborene Geschicklichkeit hat sie zu Tausendkünstlern gemacht. Berühmt ist ihre Spitzenklöppelei, die im Jahre 1561 erfunden wurde und in neuerer Zeit unter dem Wettbewerbe des ausländischen Maschinenbetriebes starken Abbruch erlitten hat, ferner die Anfertigung von Musikinstrumenten (besonders in Graslitz), von Büchsen (Weipert), von Spielwaren (Oberleutensdorf). Auch in der Fremde suchen viele ihr Brot, so die Preßnitzer Harfenisten und die Reischdorfer Fuhrleute, die bekannt durch ihren schlagfertigen, derben Witz und ihre charakteristische Tracht, Obst, Getreide und Gemüse von dem Unterlande nach Sachsen besorgen. Die Eisenbahnen haben sie freilich um ihre Bedeutung gebracht. Der Menschenschlag im Erzgebirge ist nach der Schilderung, die Gustav Laube von ihm entworfen hat, mittelgroß, hager und sehnig. Der rein blonde Typus herrscht vor. Der Gesichtsausdruck ist frei und offen, doch liegt in der Miene etwas Gedrücktes, wie ein Schatten von der wirtschaftlichen Not. Auch hohle, blasse, von schlechter Nahrung zeugende Gesichter sind nicht selten. Früh welken die Frauen dahin. Zu der Gebundenheit und der schweren Arbeit in den nahen Kohlengruben und in den Fabriken taugen die Erzgebirgler nicht. Doch die häusliche Gewerbethätigkeit, die ganze Familien Tag für Tag an die dumpfe Stube kettet, die oft die Gatten fleißiger Spitzenklöpplerinnen nötigt, selbst das Kochen und Kehren zu besorgen, bringt nur Hungerlöhne ein. Die Erzgebirgler sind treuherzig, genügsam und ehrlich. Aus besseren Zeiten her haben sie eine gewisse Sorglosigkeit und Vertrauensseligkeit geerbt, so daß sie im geselligen Kreise rasch der harten Sorgen vergessen. Viele leben dem Spruche nach, der ihre Häuser als Inschrift ziert: „Nur immer heiter, Gott hilft schon weiter.“ Zahlreiche Beiträge zur Erforschung ihres Volkstums liefert die von Michael Urban herausgegebene „Erzgebirgszeitung“.

Wesentlich verschieden vom Erzgebirge sind die Lebensbedingungen und darum auch der Volksschlag in den fruchtbaren Ebenen und Hügelstrecken südlich davon. Das Hopfenland im Umkreise von Saaz ist von August Naaff geschildert worden. Die wärmere Luft, die anmutige Gegend, der unvergleichlich fruchtbare Boden haben dem Typus der Bewohner eine eigene Prägung verliehen. Naaff findet, daß der Menschenschlag im Hopfengaue etwas kleiner und gedrungener ist, als im Erzgebirge und im Egerlande; weniger sehnig und kantig, im ganzen Wesen milder. Auch die Mundart hat hier weichere, herzlichere Laute und eine etwas hellere, singende Sprechweise angenommen. Daß aus Saaz berühmte Sänger hervorgegangen sind, ist ja allgemein bekannt. Der tüchtige Betrieb des Hopfen-, Rüben- und Getreidebaues trägt reiche Früchte und verleiht den Bewohnern eine gemütliche Behäbigkeit, die ohne verletzendes Selbstbewußtsein zur Schau getragen wird. Frohsinn und Lebenslust äußert sich nicht nur im Gesange, sondern auch in den freundlichen Volksbräuchen, von denen das Gurkenkönigsfest im Fasching und das Hopfenpflückerfest im Herbste neuestens wieder in Aufnahme gekommen sind.

(Ein Schluß-Artikel folgt.)

Neue Bücher.

Nachstehend verzeichnete Bücher sind der Redaktion zur Recension zugekommen:

Alfar, Sigurd. Zwei Königskinder. Höchst a. M. o. J. Apollo-Verlag. Ernst Hehns.

Friedrich, Ernst. John Bull und die Buren. Ein hochbegeistertes Heldengedicht I. (2. Auflage) und II. Teil. Dresden und Leipzig 1900, 1901. E. Piersons Verlag.

Kühnlein, Heinrich. Otto Ludwigs Kampf gegen Schiller. Eine dramaturgische Kritik. Leipzig 1900. Gustav Fock G. m. b. H

Grotjahn, Dr. A. Alkoholgenuß, Alkoholmißbrauch. Sammlung Sassenbach Nr. 3. Berlin-Paris o. J. Joh. Sassenbach.

Lohmeyer, Julius. Zur See, mein Volk! Die besten See-, Flotten-Lieder und Meerespoesien. Leipzig 1900. Breitkopf und Härtel.

Hübner, Arnold Camillus. Funken und Flammen. Gedichte. Dresden und Leipzig 1900. E. Piersons Verlag.

Meinhold, Elfrid. Judas. Drama. Dresden und Leipzig. E. Piersons Verlag.

Möller, Alfred. Die Tragödie der Liebe. Eine Bühnendichtung. Dresden und Leipzig 1901. E. Piersons Verlag.

Steller, Konrad Gustav. Gedenkblätter. Dichtungen. Dresden und Leipzig 1900. E. Piersons Verlag.

Ottmann, Rich. Eduard. Ein Büchlein vom deutschen Vers. Gießen 1900. Emil Roth

Bruns, Margarete. Die Lieder des werdenden Weibes. Minden i. W. o. J. J. C. C. Bruns.

Bilder aus der neueren Litteratur. Herausgeg. v. August Otto. Drittes Heft. Wilhelm Raabe. Minden i. W. C. Marowsky.

Redigiert unter Verantwortlichkeit des Herausgebers Karl Emil Franzos in Berlin. — Nachdruck auch im Einzelnen ist untersagt und wird strafgerichtlich verfolgt. — Verlag der Concordia Deutsche Verlags-Anstalt in Berlin. — Druck von W. & S. Loewenthal, Berlin C.

Aus der neuen italienischen Lyrik.

Übersetzungen von Paul Heyse.

Die elftausend Jungfrauen.

Von **Angiolo Orvieto.**

I.

Elftausend Jungfrau'n, die der Glanz umfließt
Der blanken Sonne, schiffen dort sich ein.
Ein gold'ner Strom scheint ihr Gelock zu sein,
Der sich ins dunkelblaue Meer ergießt.

Sie tragen weiße Mäntel, drauf du siehst
Silberne Lilien. Flink ins Schiff hinein
Steigt Jede, wie durch Lüfte ätherrein
Ein leichter Schwarm von weißen Vögeln schießt.

Engel, die hoch am Vorderteile steh'n,
Werden ins Meer die schönen Schiffe leiten
Im Abendschein und auf des Frührots Spur.

Wohin nur all' die blonden Jungfrau'n geh'n?
In welchem Land in leuchtend ferne Weiten?
Sie wissen's nicht; die Engel wissen's nur.

II.

Zur Marter zieh'n sie, bieten scharfem Stahl
Die kaum entknospte Brust, die schönen Glieder,
Furchtlos, und sinken auf die Kniee nieder,
Sanft himmelwärts gewandt zum letztenmal.

Kein menschliches Geschoß, ein Himmelsstrahl
Scheint sie zu treffen; denn bevor die Lider
Sich schließen, glänzt ihr feuchtes Auge wider
Von hellstem Licht, als gäb' es keine Qual.

Durchbohrt dann werden von der Schiffe Bord
Ins Meer hinabgesenkt die Leichen alle,
Vom Morgen an bis zu des Monds Erglimmen.

Elftausendmal sprüht auf die Woge dort.
Dann sieht man leuchtend unterm Flutkrystalle
Elftausend goldgelockte Häupter schwimmen.

Gastmahl.

Von **Giovanni Pascoli.**

Du Gast am Tisch des Lebens, es ist Zeit,
Magst du auch Wein im Glas noch blinken sehen;
Nicht hungrig mehr, nicht satt, mach' dich bereit,
Nun wegzugehen.

Mag auch noch schimmern gold'ner Glanz der Lichter,
Jasmin und Rosen ihren Duft vereinen,
Und lächeln rings beim Fest die Angesichter
Der teuren Deinen,

Steh' auf und .... Trüb' ist's, wenn die Kerzen sacht
Am vollen Tisch verlöschen und verschwelen,
Dann einsam als der Letzte durch die Nacht
Sich wegzustehlen.

Sirmione.

Von **Giosuè Carducci.**

Sieh', wie im leuchtenden See das grüne Sirmio lächelt,
Die Blume der Halbeilande.
Rosend bestrahlt es die Sonne; gleich einer silbernen Schale
Dehnt ringsum der Benacus sich,
Die an den glänzenden Rändern umsäumt die sanfte Olive
Und immergrünes Lorbeerlaub.
Und die Mutter Italien bringt die funkelnde Schale,
Die Arme hebend, den Göttern dar.

Doch sie lassen hinein das schöne Sirmio fallen,
Die Perle der Halbeilande.
Monte Baldo, der Vater, beschirmt von oben die Schöne
Mit seinem düstern Brauenpaar.
Wie ein Titane, um sie in der Schlacht gefallen, erscheinet
Der droh'nde Gu dahingestreckt.
Aber genüber breitet vom Halbmondbusen zur Linken
Salò nach ihr die Arme aus,
Froh wie ein Mägdlein, das, in den Tanz sich mischend, dem Winde
Preisgiebt ihr Haar und Schleiertuch,
Lacht und Blumen verstreut mit vollen Händen; in Blumen
Frohlockt ihr holdes Kinderhaupt.
Garda dort im Grunde erhebt ihren düsteren Felsen
Hoch aus der blanken Spiegelflut,
Uns eine Sage singend von alten begrabenen Städten
Und von Barbarenfürstinnen.
Hier, o Lalage, wo ringsum in azurener Wonne
Der Blick dir und die Seele schweift,
Hier hat einstens Catull, nachdem das bithynische Meerschiff
Er an die glänzenden Klippen band,
Lange Tage gesessen und Lesbias Augen im schwanken,
Phosphorisch leuchtenden Wellenspiel,
Lesbias tückisches Lachen und unstät wechselnde Flammen
Geschaut im klaren Flutkrystall,
Während in dunklen Gäßchen sie unersättlich erschöpfte
Die Enkelbrut des Romulus.
Ihm sang lockend die Nymphe vom feuchten Grunde der Seeflut:
O komm, Quintus Valerius!
Taucht in unsere Grotten doch auch die Sonne, doch weiß und
So milde wie einst Cynthia.
Hier erklingt dir des Lebens geschäftiger Lärm wie ein fernes
Gesumm nur eines Bienenschwarms,
Löst in dem kühlen Schweigen der Wahn und die zitternde Sorge
Sich langsam in Vergessen auf.
Hier ist Erquickung und Schlaf und leise Musik und die Chöre
Der bläulich schimmernden Seejungfrau'n,
Während der Abendstern weit schwingt die rosige Fackel
Und am Gestad die Woge schluchzt.
Böser Amor! Er haßt die Musen, bereitet den Dichtern
Unheil und tragischen Untergang.
Aber vor deinen Augen, die langen Kampf uns erregen,
O, wer beschützt uns, Lalage?
Brich für die reinen Musen drei Zweige von Lorbeer und Myrte,
Und wink' damit der Sonne zu.
Siehst du nicht von Peschiera die Schwäne schwimmen in Scharen
Hinab des Mincio Silberflut?
Hörst du nicht von des grünen Bianore heiligen Auen
Die Stimme des Virgilius?
Wende dich jetzt und huld'ge! Es naht ein finsterer Großer
Dem Turme dort der Scaliger.
Auf nach dem schönen Italien! So raunt er lächelnd, und über
Land, See und Lüfte schweift sein Blick.

Der Göttervogel.

Von E. G. Boner.

Von einem alten Göttervogel las
Ich im Ramâyana, der immer noch
Auf seines Berges Gipfel saß,
Doch nicht mehr fliegen konnte wolkenhoch.

Sein königliches Singen drang umher,
So weit ob ihm der blaue Himmel ruht.
Doch seine Flügel trugen ihn nicht mehr:
Die hatte aufgezehrt die Sonnenglut.

Das Tröstliche.

Erzählung von Georg Bormann.

(Fortsetzung.)

Des Reisenden nächstes Ziel war München. Die Kunstsammlungen, das öffentliche Leben der Stadt, die nähere und weitere Umgebung hielt ihn doch länger fest als er anfangs geglaubt hatte, und eines Sonntags nachmittags folgte er dem spazierenden Strome der Einheimischen, der ihn durch die Brienner Straße, am Hofgarten vorüber, hinaus in den Englischen Garten führte. Hier ließ er sich, müde vom Schlendern, mit den meisten andern in dem großen schattigen Etablissement nieder, das, etwa in der Mitte der Anlagen, einen angenehmen Erholungspunkt bot.

Das bunte Sonntagstreiben um ihn herum beschäftigte und unterhielt ihn, namentlich auch um des süddeutschen Gegensatzes willen. Es war das Publikum des mittleren und kleineren Münchener Bürgerstandes, das sich hier im kühlen Schatten der alten Linden und Kastanien an dem Inhalt seines Maßkruges und ein wenig Musik ergötzte.

Heß war mit dem Anfange seiner Reise zufrieden. Das Wetter war günstig, er hatte jeden seiner Vormittage gut angewandt, und er fühlte, wie wohl es ihm that, einmal aus dem strengen Kreislauf des Dienstes herauszukommen.

Als vorhin, beim Betreten der Anlagen, bayrische Offiziere bei ihm vorübergekommen waren, hatte er sich mit Dank seiner eigenen bescheidenen Stellung gefreut, durch die er wieder in die gesellschaftliche Linie eingerückt war, die ihm durch sein väterliches Haus ursprünglich bestimmt war. Wenn seine Jugend nicht glücklich gewesen, sein fernerer Lebensgang, so ernst er sich gestaltet, hatte manches ausgeglichen. Er gedachte seines Hauptmanns, vor den er eines Tages getreten war mit dem Entschluß, Soldat zu bleiben. Hauptmann von Pollwitz war ein wortkarger Herr. Er hatte schweigend den ungewöhnlichen Wunsch und die Begründung des Reserveunteroffiziers angehört, von dem er wußte, daß er aus guter Familie war. Als er ausgeredet hatte, fragte der Hauptmann:

„Haben Sie sich denn alles wohl überlegt?"

„Zu Befehl, Herr Hauptmann!"

„Es wird Ihnen bald wieder leid werden."

„Nein, Herr Hauptmann!"

„Sie werden sich eines Tages erinnern, daß Sie etwas anderes sein könnten, und dann wird es zu spät sein."

Der Unteroffizier hatte geschwiegen, aber an seiner entschlossenen, trotzigen Miene hatte sein Vorgesetzter gesehen, daß er tauben Ohren predige. Da hatte der Hauptmann mit den Worten geschlossen: „Gut, ich will mich Ihrer Sache annehmen, denn Sie sind ein brauchbarer Soldat. Wenn aber jener Tag kommen wird, von dem ich gesprochen habe, dann kommen Sie zuerst zu mir. Versprechen Sie mir das?

„Gut! — Ob ich Ihnen dann noch werde helfen können, weiß ich nicht. Sie sollen aber wenigstens wissen, wohin Sie sich dann in Ihrer Not zuerst wenden können. Denn Ihre Not werden Sie schon kriegen." Mit dieser Prophezeiung hatte er fast verdrießlich geschlossen.

Und die Not war gekommen und war Heß oft bis an den Hals gestiegen. Er glaubte sich alles klar gemacht zu haben, was kommen könnte — er hatte es nicht! Nicht das Kleine und Peinliche des Dienstes, nicht die Strenge der Anforderungen, nicht die Kümmerlichkeit seiner Lebenshaltung war es, was ihn immer mehr bedrückte und bedrängte und ihn fast zur Verzweiflung trieb. Er wollte Soldat sein, und seine bescheidene Natur war nicht auf das Materielle gerichtet. Daß ihm auch bald ideale Güter mangeln würden, daran hatte der Ratlose nicht gedacht. Das, was ihn zunächst klar machte über das Eigentümliche seiner Lebensstellung, war seine vollständige Isolierung. Und auch das wäre noch gegangen, wenn sie durchzuführen gewesen wäre. So aber blieb sie nur eine innerliche; äußerlich durfte er die Kameradschaft nicht ganz umgehen, und das gerade wurde das Quälende.

Nun blieb nur eins, was ihn noch über Wasser hielt: Der Dienst, der Dienst und wieder der Dienst. Er hatte es ja so gewollt! Und nun biß er die Zähne zusammen: Nur nicht nachgeben, nur nicht zurück!

Einmal hatte ihn Hauptmann von Pollwitz nach einem Marsche und sich daranschließender ermüdender Felddienstübung in aufgeweichtem Boden — wie ihm schien — fast höhnisch gefragt: „Nun, Heß, Sie kommen wohl bald zu mir?" Der Unteroffizier hatte eine dienstliche Haltung angenommen, aber in dem Manne, der körperlich zermürbt und moralisch deprimiert war, war die Wut aufgestiegen, und er hatte nur kurz geantwortet: „Noch nicht, Herr Hauptmann!" Und der Hauptmann war, ohne das Gespräch fortzusetzen, weitergeritten.

Dann machte sich nach Jahren mit leisen Anzeichen, so daß er erst selbst nicht daran glauben wollte, eine Anerkennung seiner höheren Vorgesetzten fühlbar, vielleicht hervorgerufen durch Hauptmann von Pollwitz, der ihn nicht aus den Augen ließ, obgleich er nicht mehr seiner Kompagnie angehörte. Das hatte freilich den Nachteil, daß ihm sein unmittelbarer subalterner Vorgesetzter sein Mißtrauen mehr denn je zu erkennen gab. Aber alle Plackereien erreichten nach einer vierjährigen Leidenszeit ein Ende, als er 1869 als Feldwebel zur Kompagnie seines alten Hauptmanns zurückkam.

Nun durfte er aufatmen; er fühlte immer mehr den Boden allgemeiner Achtung unter sich. Und als nun 1870 kam und der Sturm der Begeisterung durch das Land ging, da zog Heß als ein sehr still und ernst gewordener, aber auch mit sich fertiger Mensch in den großen Krieg.

Und von Hauptmann von Pollwitz glitten seine Gedanken zu einer ganz anderen Gestalt, die, wie der Hauptmann, nicht mehr unter den Lebenden weilte, aber ebenfalls in sein Dasein eingegriffen hatte. Dieser Mann hatte ihn nicht nur der gemeinen Lebensnot entrückt, sondern ihm auch einen Stachel aus dem Herzen gezogen und ihn für alle Zeit an eine ruhige und vorsichtige Beurteilung der Menschen gewöhnt.

Als er schon über das Knabenalter hinaus war, hatte er noch zuweilen seinen Onkel, den Bruder seiner Mutter, einen Steinmetzmeister, in seinem elterlichen Hause gesehen. Dann war ein plötzlicher Abbruch aller Beziehungen zwischen den beiden Geschwistern erfolgt, die sich nie recht verstanden hatten. Soviel er sich erinnerte, hatte die Mutter die ironische und nörgelnde Einsprache des Bruders in gewisse Familienangelegenheiten einmal zu heftig und nervös zurückgewiesen. Zum Leidwesen des Knaben, der den Onkel trotz seiner Wunderlichkeit gern mochte, war der alte Junggeselle seit jenem Tage nicht wieder in der elterlichen Wohnung erschienen.

Aber eines Tages, als er, kurz vor dem Ausbruche des französischen Krieges, in Berlin zu thun hatte und durch die Königgrätzerstraße am Tiergarten entlang ging, blieb jemand vor ihm stehen, stieß den Stock in den Boden und sagte kopfschüttelnd: „Also soweit hast Du's gebracht?"

Heß erkannte in dem alten Herrn mit dem gelben Gesicht sofort den Onkel. Aber, obgleich ihn die Art dieser Begrüßung aufs tiefste verletzte, hielt er doch stand und schleppte nach einer kurzen Entgegnung den alten Herrn, der wohl oder übel folgen mußte, zu einer nahen Bank und drückte ihn darauf nieder, indem er sich selbst neben ihn setzte. Es war gerade die Zeit, wo er zu einigem Selbstgefühl erwachte, und aus diesem heraus sprach er, mit Verschweigung der ersten Leidensperiode, seine Zufriedenheit mit seinem Berufe aus. Weil ihn der Alte gereizt, sprach er stellenweise rücksichtslos und heftig, was ihn nachher gereute; aber der Onkel unterbrach ihn nicht, obgleich die tiefliegenden Augen böse genug aussahen und der Zug um seinen Mund immer mehr Verachtung auszudrücken schien. Übrigens schien er über die letzten Vorgänge in der Familie bereits unterrichtet.

Als Heß geendet, stand der alte Mann mit einem Ruck auf, sah auf den erstaunten Neffen grimmig herab und fuhr ihn an: „Ich wußte ja, daß Ihr alle Narren seid: Du aber bist der größte!" Damit stampfte er wütend von dannen.

Nach dem Kriege hatte der Zurückgekehrte, auch in Erinnerung jener Scene, das Bedürfnis, den Onkel aufzusuchen, ihn mit der Wendung seines Geschickes bekannt zu machen und ihn versöhnlicher zu stimmen. Eine alte Frau öffnete dem Offizier, sah ihn erstaunt an und erklärte auf sein Begehren, der Onkel sei krank und könne niemand empfangen. Auf seinen dringenden Wunsch entschloß sie sich widerwillig, ihn wenigstens zu melden. Bald aber kam sie zurück, um ihre Abweisung zu wiederholen. Als Heß auf die Straße trat und noch einen Blick zu den Parterrefenstern hinaufschickte, glaubte er an einem derselben hinter einem blauen Vorsatzrahmen die sitzende Gestalt des Onkels zu erkennen. Und als er hinaufgrüßte, antwortete ihm auch, wie ihm schien, eine Bewegung des Armes. Aber seinen Besuch konnte

er nicht wiederholen; sein Aufenthalt in Berlin war nur kurz bemessen; am nächsten Tage war er schon wieder in seiner östlichen Garnison.

Von hier aus schrieb er dann einen ausführlichen Brief an den alten Herrn, auf den, wenn ein Interesse für den Absender vorhanden war, sich nicht schwer eine Antwort finden ließ. Die Antwort kam nicht, und so mußte Heß auch dies Band für zerrissen halten.

Doch an jenen letzten Gruß des schattenhaft winkenden Armes wurde er erinnert, als er nach etwa sechs Monaten eine ihn überraschende Zuschrift erhielt. Der Onkel war gestorben. Seine alten Dienstboten, ein paar Wohlthätigkeitsanstalten und sein Neffe Rudolf Heß waren seine Erben. Was dem letzteren zufiel, war immerhin so bedeutend, daß es ihn nicht nur für den Augenblick in eine ansehnlichere Lebenslage rückte, sondern ihm auch bei seinen geringen Bedürfnissen gestattete, wenn es in seinen Wünschen lag, sich seine Zukunft unabhängig zu gestalten. Von seiner Familie trennten ihn diese Bestimmungen, da auch seine Mutter inzwischen gestorben war, unbegreiflicherweise immer mehr: nur seine älteste Schwester in Liegnitz hielt nach wie vor zu ihm.

Diese Erinnerungen hatten heut den jungen Offizier auf seinem Spaziergange begleitet.

Jetzt, wo er einmal seit langer Zeit nur sich selbst gehörte, war ja nichts natürlicher, als daß solche Gedanken ihn begleiteten, in denen er das Facit seines bisherigen Lebens zog. Und wenn er anscheinend mit seinen Beobachtungen bald wieder zu seiner Umgebung zurückkehrte, so setzte sich doch, fast unbewußt, die einmal begonnene Entwickelungsreihe seines Sinnens fort.

Rings um sich sah er, der allein an seinem Tische blieb, Gruppen in heiterer Gemeinschaft. Hier und da saßen ein paar junge Leute plaudernd zusammen; im großen Ganzen aber waren es Familien, die mit Kind und Kegel hinausgezogen waren, und nun hier unter dem dichten Blätterdach rasteten, das ihnen doch keineswegs den Ausblick auf die Wiesengründe mit ihren kulissenartigen Bosketts beschränkte. Jetzt setzte die Musik wieder ein. Ein paar Kinder versuchten, sich nach dem Takte zu drehen, und ein junges Mädchen am Nebentisch summte leise die Melodie mit, indem es den hübschen Kopf dazu wiegte. Überall sah er ein fröhliches Hinüber und Herüber, den freundlichen Verkehr der Zusammengehörigen, die Freude an und mit dem anderen.

Ihm fiel mit einem Male seine Einsamkeit auf die Seele. Auch hier saß er wieder allein. — Aber er hatte doch auch Freundschaft gefunden? — Freunde und Helfer ja! — aber Freundschaft, wie er sie verstand, war ihm auch nicht geworden. Denn von Oberst Deenert, der ihn außerdienstlich ganz auf dem gleichen Fuße behandelte, in dessen Haus er der immer willkommene Gast war, trennte ihn doch immer der Altersunterschied und die Schranke des Dienstverhältnisses. Ja, sein Leben hatte sich unerwartet günstig gestaltet; aber nun war er ein reifer Mann, und hinter ihm lagen dreißig Jahre der Vereinsamung, eine Vereinsamung oft bitterster Art, und vor ihm — ?

Vielleicht war es auch seine Schuld. In Kreisen jüngerer Kameraden konnte er, nach seiner Erfahrung und Lebensanschauung, sich nicht mehr zu Hause fühlen; älteren Kameraden gegenüber, die sich ihm unbefangen näherten, besiegte er aber nie den Verdacht, der Leuten seiner Art und Vergangenheit eigen zu sein pflegt, man wolle sich in seinem Falle zu etwas Besonderem herbeilassen. Sein Mißtrauen fand denn auch immer bald den Zeitpunkt, auszuweichen und sich zurückzuziehen. Dem Obersten gegenüber mußten natürlich all solche hypochondrischen Anwandlungen fortfallen; dieser war zu nichts verpflichtet, und die gesellschaftlichen Formen hätten dem jungen Mann bald deutlich gemacht, ob er gewünscht wurde oder nicht. Freilich in der ersten Zeit lag er auch hier immer auf der Lauer; so thöricht war er aber nicht, daß er sich ein Haus verschloß, in dem ihm nicht nur eine angenehme Geselligkeit, sondern auch der zwanglose Verkehr in einer einfachen und liebenswürdigen Familie geboten wurde.

Besonders in diesem Hause war er ja auch mit einer großen Zahl feiner und lebensgewandter Frauen und Mädchen in Berührung gekommen; niemals aber war ein stärkeres Interesse in ihm erwacht, niemals hatte sein Herz eine Beunruhigung erfahren. Und doch trug er ein ganz bestimmtes Ideal der Frau in sich; ja, er fühlte heute deutlicher als je, worin das Wesen seiner Sehnsucht bestand.

Es war nicht die Ehe an sich, nach der er strebte; nicht größeren Besitz, nicht Schönheit begehrte er. Ihm war die Frau das beruhigende, das ausgleichende Element des Lebens. Er erwartete von ihm etwas, was ihm von keiner anderen Seite kommen konnte — etwas Tröstliches, ein volles Verständnis, mit einem Worte die friedevolle Ergänzung seines Daseins oder das Tröstliche überhaupt.

Und wie er so weit gekommen war mit seinem Grübeln, da überfiel den einsamen Menschen das

Gefühl seines Alleinseins inmitten der fröhlichen Gruppen ringsum, daß er sich am liebsten unter irgend einem Vorwande dem einen oder anderen Tische angeschlossen hätte, nur um der Pein solcher Empfindungen zu entgehen, aber nirgend fand sich eine schickliche Gelegenheit dazu. Er blieb allein an seinem Tisch, allein mit seinen Gedanken. Und wie immer bei solchen Anwandlungen — denn sie überfielen ihn heut nicht zum erstenmale — flüchtete er sich in seine Jugendzeit. Da hatte er einmal besessen, was ihm fehlte; da hatte er erfahren, was Liebe dem Leben zufügen kann, was Liebe und Leben ist.

Warum mußte er es erfahren, wenn es ihm wieder verloren gehen sollte? — Er hatte es zu verschiedenen Zeiten nicht an Versuchen fehlen lassen, die Spuren von Madame Dumont und ihrer Tochter wieder aufzufinden. Er war ein paarmal auf falsche Fährte gekommen; erreicht hatte er nichts. Endlich gab er es auf und nahm es wie ein Verhängnis. Das war auch jetzt wieder der Schluß seiner Betrachtungen. Er war nun nach den bitteren Jahren seiner Jugend doch noch dahin gekommen, daß er sich sagen mußte: Sei zufrieden! Denn auch sein Zeichentalent, abgesehen davon, daß es ihn als Kartograph in eine Anzahl wertvoller Beziehungen setzte, erhob ihn in Mußestunden und entwickelte in ihm einen feineren Sinn für die ihn umgebenden Erscheinungen in Natur und Kunst. Aber dies Gefühl der Öde und Lückenhaftigkeit seines Daseins überfiel ihn manchmal bis zu gefährlicher Schwermut, und auch heut, als er schon längst zur Stadt zurückgekehrt war, entriß er sich endlich nur mit dem schlechten Trost seinem Zustande: Es hat eben jeder seine Last zu tragen. Das ist die Deine; dazu bist Du verurteilt und wirst dazu verurteilt bleiben! —

Am anderen Tage verließ Heß München. Er war unruhig geworden; er begehrte nach schnell wechselnden Erscheinungen. Er wollte vergessen und genießen, was in raschem Aufeinander der Reise an ihm vorüberzog. Aber das waren nur Stimmungen, und seiner Natur ließ sich durch schwächliche Mittel nicht beikommen. Er fühlte das auch bald. Und schon in dem lieblichen Tegernsee hielt er wieder an, und rüstige Wanderungen und stiller Naturgenuß thaten eine bessere Wirkung. Besonders gern stieg er in anhaltenden Spaziergängen auf die Höhen der Voralpen, um seinen Blick an der winkenden Welt des Hochgebirges zu weiden, das sich in stiller Größe vor ihm ausbreitete, oder er machte Rast in einer der Sennhütten, die zu einem Vormittagsausflug bald hier, bald da einluden.

Einmal war er wieder zu einer dieser Almen emporgestiegen, die er wegen des romantischen Zugangs häufiger aufsuchte. Immer durch den Hochwald dem Bette eines wilden, stürzenden Bergwassers folgend, das ihm entgegenkam, war er rüstig aufwärts geklommen und freute sich nun auf einen Trunk und ein Geplauder mit der Afra, die hier oben mit einem Knecht und einem Buben wirtschaftete.

Aus dem Walde tretend, hatte er vor sich das Plateau, auf dessen duftendem Wiesengrunde die läutende Herde weidete, und im Hintergrunde, an Fels und Wald gelehnt, die Sennhütte, aus der ein leichter Rauch in die sonnige Luft emporstieg. Die Afra war eben noch im Gespräch mit einem Fremden, der gerade seinen Rucksack wieder auf die Schultern geworfen und seinen Gebirgsstock ergriffen hatte, um Abschied zu nehmen; doch versäumte sie nicht, dem neuen Ankömmling, der ihr schon bekannt war, einen kräftigen Jodler entgegenzuschicken. So kam es, daß der andere, der gehen wollte, noch ein wenig zögerte. Im Näherkommen bemerkte Heß, daß es ein junger, schlanker Mensch war, vielleicht ein Student; das gebräunte Antlitz nahm durch seinen kühnen Gesichtsschnitt für sich ein.

Heß begrüßte die Sennerin durch Handschlag und setzte sich an den kleinen Tisch vor der Hütte, wohin ihm Afra einen Enzian und ein Glas Milch brachte. Während dessen fiel es Heß auf, daß der junge Mensch ihn mehrmals scharf betrachtete. Da er aber keine Erinnerung hatte, daß er den Fremden jemals gesehen, so wandte er sich wieder ausruhend dem Genuß des schönen Gebirgspanoramas zu, das sich vor ihm ausbreitete. Und als in diesem Augenblick Afra wieder aus der Hütte trat, machte der junge Mann auch Ernst mit seinem Abschied und entfernte sich über das Plateau in der Richtung, die Heß gekommen war. Es waren aber noch nicht zehn Minuten vergangen, da sah ihn Heß wieder aus dem Walde auftauchen und schnellen Schrittes auf die Hütte zukommen. In der Mitte des Weges blieb er aber wie unschlüssig stehen, legte die Hand über die Augen und sah nach einer anderen Richtung, vielleicht weil er fühlte, daß er vom Hause aus beobachtet wurde. Und nach kurzer Überlegung wandte er sich wieder mit schnellen Schritten dem Walde zu und kam auch nicht wieder zum Vorschein.

Sein nochmaliges Auftauchen und die Art, wie er sich dabei benommen, war doch auch der Sennerin aufgefallen, die inzwischen wieder in die Thür getreten war, und sie gab ihrer Verwunderung Worte, indem sie sagte:

„Ja, was ist denn jetzt dös mit dem Herrn Toni, daß er nimmer fort kimmt? Vergess'n hat er do' nix!“

„Sie kennen den Herrn, Afra?“ fragte Heß, der immer noch daran denken mußte, wie eigentümlich ihn der Fremde fixiert hatte.

„Ja freili,“ antwortete das Mädchen, „er is auf oaner der hohen Schulen in München. Aber dös is scho was alt's, wann's Frühling wird und die Sunna scheint, da hält's ihn nit drinna in der Stub'n; dann kimmt er auf d' Alm Suntag und Feirtag. Und i moan, er taugt recht rei in die Berg. Er und mei Sepp, was mein Verlobter is, der dös Häus'l hat auf Schliersee zu, ganga viel mit'nand, denn koaner kennt sich hier im Berg so aus wie der Sepp. Und die zwoa verstehn sich halt guat. Der Sepp g'fallt dem Herrn Toni, und der Toni dem Sepp. Denn dös is wahr, der Herr Toni is immer guat und lusti und scheut koa Müah beim Krakseln. Sie ham z'samma scho manche Fahrt b'standen, und i hab' sie oft g'nug in mei Kuchel trucken g'macht. Er muß dahoam auch Berge ham, daß er sie so gern mag.“

„Wie heißt er denn?“

„Wie er hoaßt?“ antwortete Afra etwas erstaunt und verlegen, „wie er hoaßt, dös kann i Enk nit b'richten. I kenn ihn voneh, und bei uns hoaßt er Herr Toni; sonst woaß i nix. Aber heunt hat er g'sagt, er kimmt nit so bald wieder nach drob'n. Er muß halt verreis'n, nach Potsdam, wo aa der alte Kaiser sei Schloß hat.“

„Nach Potsdam?“ — Diese Auskunft beruhigte Heß insofern, als er nun glaubte, bei dem jungen Manne sei vielleicht eine Erinnerung aus der Kindheit aufgetaucht, als er ihn so angesehn. Er sei vielleicht mit ihm in Potsdam zusammen auf der Schule gewesen, wenn auch in sehr auseinandergerückten Klassen. Er nahm nun weiter kein Interesse an der Sache, bedachte auch nicht, daß doch der Altersunterschied eine solche Annahme fast unmöglich machte. Er zerbrach sich aber nicht weiter den Kopf; es war ihm zu wohl hier im Sonnenschein, Bergesatem und Wiesenduft, daß er sich noch eine gute Weile der Ruhe und dem Naturgenuß hingab, ehe er in die Hütte zu Afra trat, um ihr Lebewohl zu sagen. „Wollen's scho hoam?“ fragte sie. „Wir ham ja heunt no gar nit mit'nand g'schwätzet. Na, schaugt's bald amal wieder nach!“ —

Als Heß in das Walddunkel eintrat, schickte ihm Afra noch einen hallenden Gruß nach, dann wurde es still, und nur das Bergwasser sprang neben ihm von Stein zu Stein und bezeichnete ihm die Richtung des Abstiegs. Er mußte durch ganz Tegernsee, um zu seinem Quartier „in der Post“ zu gelangen. Die schöne Straße, zwischen Berghang und See hinführend und bald höher am Berg, bald näher dem Wege von heiteren Villen in wohlgepflegten Gärten begleitet, war von anderen Heimkehrenden, Einheimischen und Fremden, gerade jetzt stark belebt, und Heß hatte auch heut seine Freude an Bild und Staffage des herrlichen Ortes, der, in seiner paradiesischen Lage, recht zur Lebensfreude gesunder Menschen geschaffen schien.

Und auch er wollte sich freuen an allem Schönen, was sich ihm entgegendrängte und wollte die Schatten der Vergangenheit von sich fern halten, die ihm immer nachschlichen und ihm keine reine Freude gönnten! Er kam gerade recht zur Abendmahlzeit in der Post, und er hatte garnichts dagegen, als ein alter Herr mit seiner hübschen jungen Tochter, der eben erst angekommen war, sich noch an seinem Tische niederließ. Er bedurfte heute der Menschen und der Mitteilung. Und da er schon beim ersten Worte ein liebenswürdiges Entgegenkommen gezeigt hatte, die beiden anderen aber voller Erzählungslust waren, weil sie von ihren Hochgebirgstouren schon zurückkehrten und in Tegernsee nur rasten wollten, so kam schnell eine angeregte Unterhaltung zustande. Das junge Mädchen beteiligte sich lebhaft daran, und sie konnte auch etwas erzählen, denn sie hatte mit jüngeren Herrschaften andauernde und nicht gewöhnliche Touren hinterlegt. Der junge Offizier sah ihr gern in das frische Gesicht und amüsierte sich über ihre entschiedenen Urteile. Offenbar bedauerten es beide junge Leute, als der alte Herr, der von der Reise ermüdet war, sich schon beizeiten zurückzog.

(Fortsetzung folgt).

Sprüche.

Fahr' hin, gemeine Bruchmoral
Hin, mit und ohne Rest!
Ein Mann ist eine ganze Zahl,
Die nicht sich brechen läßt.

Man ist in jeder Lebenszeit
Sein eigner Glücksverwalter.
Wie dumm man in der Jugend war,
Erkennt man erst im Alter.

Th. Vulpinus.



Den Bühnen gegenüber Manuskript.

Der Herzog.

Schauspiel in fünf Aufzügen von Adolf Wilbrandt.

(Fortsetzung.)

(Von rechts tritt Herzog **Robert** ein; bleibt in einiger Entfernung stehen.)

Robert (nach einer Stille).
Mutter!

Herzogin.
Robert! Robert!

Robert.
Du brauchst mir nichts zu sagen; hab' so lange
Gebrütet und gedacht die Nacht hindurch,
Bis mich's durchleuchtet hat wie Höllenfeuer,
Was für ein Mensch ich bin. Was that ich Gutes
Bis heut? Noch nichts. Was war mein Erstes? Daß
Ich um ein schnöd' Gelüst ein tapfres Herz
Mit diesem Schwert — (Wirft sein Schwert auf den Fußboden.)
Da liegt es! Ich verdien's
Nicht mehr zu tragen!

Herzogin.
O läg' ich im Grab
Bei Deinem Vater!

Robert (tritt vor sie hin).
Ja, vom Vater wollt'
Ich mit Dir reden. Gieb mir Antwort. Sagt mir,
Ihr beide, Du und er: wie bin ich so
Geworden? Herr, mein Gott, wie ist's gekommen,
Daß ich, solch eines edlen Vaters Sohn,
So frommer Mutter Kind, nun wie ein Sohn
Der Hölle dasteh', fertig zur Verdammnis?
(Sie schaut ihm mit einem schmerzvollen Blick in die Augen, die finster und fest auf ihr ruhen. Nach einer Weile sinkt sie auf die Kniee, zur Erde und zum Himmel hinauf unverständlich murmelnd.)
Was thust Du, Mutter?

Herzogin (blickt ihn wieder an).
Ach, mein armer Sohn!
Ich wollte schweigen, tief in mich vergraben,
Wie ich's bis heut gethan; doch schaust Du mich
So tief mit Deines Vaters Augen an,
Daß mir's die Seele zu den Lippen zieht;
Dir — Dir allein auf Erden — muß ich's sagen.
Ich hab' die Schuld! Ich hab' gesündigt — nicht
An Deines Vaters Ehre — doch an Gott,
Der mich nun straft und richtet!

Robert (nachdem er sie eine Weile verwirrt betrachtet)
Bitte, bleib
Nicht auf den Knieen. (Führt sie zum Armstuhl, in den sie hineinsinkt.)

Herzogin (Thränen in der Stimme).
Wie Du weich und gut bist.
So warst Du lange nicht.

Robert.
An Gott gesündigt?
Du? Fromm wie keine?

Herzogin.
Wär' ich's stets gewesen! —
Wir lebten nun schon manches Jahr, Dein Vater
Und ich, einträchtig, gut — doch ohne Kind.
Wir baten viel um dieses höchste Glück,
Gott aber wollt' uns nicht damit begnaden.
Und da der Schmerz und Grimm so Jahr um Jahr
An Deines Vaters Herzen nagte, ward er
Dem Himmel trotzig — sonst so weich und gut —
Und stürmisch grollt' er: „ich hab' Gott gedient
In reinster Treu' von je, was nützt es mir?
Dem Wild im Walde giebt er junge Brut,
Der schlecht'ste meiner Unterthanen schaukelt
Ein Kind auf seinem Knie; nur mir, dem Herrn,
Hat er mein Weib mit diesem Fluch geschlagen!"
Und wieder hoffend, wieder dann getäuscht,
Verwünscht' er endlich sich und mich; „und schließt uns,"
So rief er dann zuletzt, „und schließt uns Gott
Den Himmel zu, lieb' Weib, vergißt er uns,
So laß in Lust der Welt uns ihn vergessen!" —
Ach, Kind, so beugt' und brach er meine Seele.
Da kam die Nacht, wo ich im Bett, sein Seufzen
Anhörend, rief: „So mög' der Teufel denn
Sich mein erbarmen, da mich Gott nicht hört.
Gönnt uns des Teufels Macht ein Kind, so soll's
Ihm übergeben sein mit Leib und Seele!" (Sie verhüllt ihr Gesicht.)

Robert (nach längerem Schweigen).
Dann kam dies Kind.

Herzogin (nickt).
Du kamst. — Gewitter krachten
Die ganze Nacht. Ich lag in Qualen, wie

Wohl keine Mutter. Und die Erde bebte,
Wie wenn der Hölle Grund sich schüttelte.
Am Morgen sah ich Dich; o Kind! wie groß,
Wie stark! als hätt'st Du schon ein Jahr gelebt;
Und was für Augen! Daß mir graut': als schaute
Aus ihnen der, dem ich Dich angelobt,
In meine längst schon reuevolle Seele.
Nach wenig Tagen wuchsen Dir die Zähne . . .
Doch als Dein wirklich Leben nun begann,
Dein inn'res Wachsen, Wollen und Erwachen,
Da erst begann der Fluch! Ich liebte Dich
Und hatte Furcht vor Dir. Ich hätt' Dich mögen
Anbeten, wie Maria ihren Sohn,
Und saß in Grauen da, wie vor dem Teufel,
Mir war's wie Sünde, Kind, wenn ich Dich küßte;
Und wenn Du herrisch wolltest und begehrtest
Und ich Dir's wehrte, und Dein Auge dann
So voll mich ansah, kindisch finster trotzend,
So bangte mir. Die Seele rief in mir:
„Gabst ihn dem Teufel! Dem gehört Dein Kind.
Der führt's, wohin er will!"

Robert.

O Gott! — So ließest
Du dann das Unkraut wachsen, wie es wollte.

Herzogin.

Das nicht! Wir beide nicht! Wir suchten redlich
Mit strenger Zucht Dich liebreich zu erzieh'n.
Wir kämpften lange, lange . . . Schau mich nicht
So trostlos finster an! Wir kämpften nur,
Ach, und es siegte doch die Furcht des Teufels.
Wenn Dir das Feuer aus den Augen brach,
Wenn Deine kleine Kehle trotzend aufschrie,
Die Füßchen stampften, sich die Fäuste ballten,
So bebt' ich; „laß ihn, laß ihn!" schrie ich endlich,
„Es tobt der Feind in ihm!" — Und Deinen Vater
Und mich mit lieber Hoffnung noch zu täuschen,
Freut' ich mich recht mit Inbrunst, wenn Du gut warst
Und weich und zärtlich; „schau doch," sagt' ich dann,
„Wie hold er lächelt. Laß die Jahre kommen,
So kommt wohl auch Vernunft; die thut dann wohl,
Was wir nicht konnten, und bezwingt den Teufel!"
(Sie schluchzt auf; schlägt die Hände vor ihr Gesicht.)
Ach ja, die Jahre kamen. Die Vernunft
Ist nicht gekommen. Und es starb Dein Vater,
So recht im Gram um Dich —

Robert.

Und mit dem andern,
Dem eisernen Grafen, der Dich ruhlos hetzte,
Versuchtest Du noch einmal mich zu zähmen,
(von seinem wilden Schmerz fortgerissen)
Mich, mich! des Teufels Werk! der Hölle Brut.
Ihr zwei, wie Feu'r und Wasser, suchtet bald
Zu brennen, bald zu löschen; heute trieb mich
Sein harter Haß zum Rasen, morgen warf
Sich Deine Lieb' in Furcht und Thränen hin.
So blieb ich ungezähmt, doch schlechter ward ich —

Herzogin.

O Kind!

Robert.

Ja, schlechter! Ja, ich weiß, ich fühl's.
Und all dies ungeberdig heiße Blut,
Zorn, Herrschsucht, Übermut, Vermessenheit,
Statt durch die Zucht zum edlen Strom zu werden,
Der hohe Schiffe trägt, ein wild Gewässer
Ist draus geworden, das zum Abgrund stürzt.
Ein Mörder bin ich. Morden kann ich gut.
Als Mörder kannst Du Deinen Sohn verdingen.
Ich bin verflucht! verloren!
(Wirft sich hinten nahe am Fenster nieder, das Gesicht in das Kissen eines Stuhls gedrückt.)

Herzogin (geht zu ihm).

Nimm Dein Schwert,
Da liegt es noch, und stoß' es mir ins Herz.
Du mußt mich hassen. Mein ist alle Schuld.
Nie hab' ich's so gefühlt wie diese Stunde.
Mein Kind! Mein einzig Kind!

Robert (hebt den Kopf ein wenig).

Ich bitt' Dich, laß mich.

Herzogin.

O Robert —

Robert (schreit wild auf).

Laß mich!

(Drückt sein Gesicht wieder in das Kissen. Die Herzogin tritt erschrocken hinweg; mitten im Zimmer stehend ringt sie die Hände. Gebhard tritt von rechts geräuschlos, vorsichtig ein.)

Herzogin (mit gedämpfter Stimme).

Du. — Was giebt's? Was giebt's?

Gebhard (leise). Verzeiht. Draußen ist Graf Philipp; mit seiner Braut, wie er sagt; die Ihr erwartet.

Herzogin. Schon! (Blickt unruhig nach Robert zurück, der sich nicht regt.) Er soll — (Bricht furchtsam ab.)

Gebhard (vorsichtig). Verzeiht: Graf Philipp —

Herzogin. Ist nicht gewohnt zu warten. So will ich ihm entgegen, sie draußen — (Geht zur Thür. Graf Philipp und Hedwig treten von rechts ein, Hedwig vom Grafen geführt.)

Graf Philipp (laut). Ihr habt vergönnt, Frau Herzogin, daß ich Euch meine herzliebe Braut —
(Robert, der bei des Grafen ersten Worten den Kopf hob, springt jetzt auf, starrt wild herüber.)

Herzogin (blickt nach hinten, verlegen). Graf —

Graf Philipp (die Stimme noch mehr hebend). Auch Euer Sohn, dacht' ich, erfährt nicht zu früh — kaum mehr früh genug — daß Herrn Udos Tochter nun zu mir gehört. Ich thue hiermit dem jungen Herzog zu wissen: dieses tugendsame und durch Gottes Hand beschützte Fräulein, bis gestern „Waldblum" genannt, wird in wenigen Tagen meine Hausfrau sein.

(Robert hat finster die Augen geschlossen, die Fäuste geballt. Jetzt blickt er auf, sich fassend, und begrüßt Hedwig ehrerbietig; sie erwidert es.)

Herzogin (befangen, mühsam). Gott segne Euch, junge Braut! Ich heiß' Euch willkommen.

Graf Philipp (zu Hedwig, die sich stumm verneigt). Nun, so sprich, liebes, blasses Kind. Sag' Deiner Herzogin ein dankbares Wort.

Hedwig (mühsam). Meine gnädige Herzogin!

Graf Philipp. Da ich Euch die neue Mutter meines Söhnleins bringe, sollt' auch der Bub' dabei sein, dacht' ich; Vater Udo bringt ihn. Damit alle, die nun zu mir gehören —

Gebhard. Ich hör' sie schon draußen.

Graf Philipp. Ihr vergönnt —!

Herzogin. Gewiß!

(**Udo** kommt von rechts, liebernst, mit dem fünfjährigen **Ludwig**; verneigt sich und führt ihn zur Herzogin. Ludwig küßt ihr die Hand; sie streichelt sein Köpfchen, küßt ihn auf die Stirn.)

Grüß' Dich Gott, mein Kind. Heut' hat er Dir recht was Gutes gethan, Dir eine neue Mutter geschickt.

Ludwig (hat umhergeblickt und Robert entdeckt, der, in sich versunken, wie abwesend zu Boden starrt).

Da ist auch Herzog Robert; ei! Das hat mir niemand gesagt. (Läuft zu ihm, nimmt seine niederhängende Hand.) Warum schaust Du mich nicht an? Ich bin doch der Ludwig. (Robert schaut auf, heftet die finsteren Augen auf ihn.) O je! Was Du für Augen machst. — Wer hat Dir was gethan? Sag' mir's; dem will ich auch was thun.

(Robert will reden, kann nicht; drückt die Augen zu. Udo kommt, auf einen Wink Graf Philipps, das Kind wegzuholen; nimmt Ludwig sanft bei der Hand.)

Udo. Komm, lieber Bub, Dein Vater ruft. (Will fort; von seiner tiefen Erregung hingerissen). O, mein Herr Herzog! Wie konntet Ihr das — das —

Robert (wild verstört auffahrend). Laßt mich!

(Udo tritt mit Ludwig zurück. Die Herzogin seufzt tief auf.)

Herzogin (zu Ludwig). Ein andermal sprichst Du mit Deinem Freund, Deinem Spielgesellen (auf Robert blickend); jetzt ist nicht die Zeit. (Die Stimme dämpfend, nach links deutend.) Geh'n wir ins Eckgemach, mit dem großen Erker. Alle. Gebhard, Du auch. Da reden wir von allem Guten, das die Zukunft uns bringen soll; — kommt, liebe, schöne Braut! (Geht mit Hedwig voran, die andern folgen, links ab. Robert bleibt allein zurück.)

Robert (aus tiefem Brüten erwachend).

Nein, nein! Nicht Herr sein, wenn als Teufelsknecht!
Bin ich durch seinen Willen schlecht,
Hat er mein Mörderschwert gezückt,
Dann fort mit mir! — — Ich denk' mich noch verrückt.
Des Teufels Werk, der Hölle Brut!
Verflucht jeder Tropfen in meinem Blut!
Ist's wirklich so — dann noch 'nen Stoß
Mit diesem Schwert — so bin ich's los!
So ist das Land, die Welt von mir befreit
Und ich allein vermaledeit! — —
Doch ist 'ne Stimm', die schreit in mir:
So jung, so feig' dem Teufel sich ergeben?
Ich hab' mein eignes, freigebornes Leben,
Gott gab es mir! (Auf seine Brust schlagend).
Und Gott ist hier! —
Ich fühl's! Es ist wie Herrenkraft;
Es glüht, doch wie ein Sonnenstrahl.
Und trotzt' ich sonst mit Knabenleidenschaft
Dem, was mir Menschenwitz befahl,
So trotz' ich nun mit Mannesmut
Dem Teufel, dem Feind in meinem Blut!
(Er stampft auf, stößt dabei an sein Schwert; es klirrt.)
Da liegt es noch. (Aufschluchzend). O Du mein Schwert.
Mein Rittertum! Mein Fürstensinn! —
Mir graut vor mir; als wär' ich's doch nicht wert,
Daß ich noch nicht verloren bin.
Doch nein, ich bin's nicht! Will's nicht sein!
Will mit dem Teufel kämpfen, sühnen, büßen,
Will Seel' und Leib in eigner Zucht kastei'n,
Bis Gottes Helden mich als ihresgleichen grüßen!

(Er hebt das Schwert auf, schaut es tiefversonnen an. **Gebhard** kommt von links, geräuschlos, wirft nur einen schüchternen, vorsichtigen Blick auf Robert, geht leise hinter ihm vorbei nach rechts, öffnet dort die Thür. **Theophrastus** steht davor, mit einem herzoglichen **Diener**, wie eben Einlaß begehrend.)

Gebhard (leise).

Ihr, Meister Theophrastus!

Theophrastus (halblaut).

Bin
Berufen, lieber Herr, zur Herzogin. (Tritt in die Thür.)

Gebhard (leise).

Ich weiß. Doch könnt Ihr jetzt die hohe Frau nicht seh'n;
Mögt nach 'nem Stündlein wiederkommen.

Theophrastus.

Wohl. Doch ich seh' dort meinen Herzog steh'n.

Gebhard (nach einem furchtsamen Blick auf Robert).

Dem seid Ihr schwerlich jetzt willkommen.

Theophrastus

Ich? Theophrastus? Jederzeit! —
Laßt mich nur ein.

Gebhard (achselzuckend).

Versucht's! (Rechts ab.)

Theophrastus

(tritt näher, grüßt den aufschauenden Robert vertraulich. Nach der Thür deutend, durch die Gebhard abging).

Der ist nicht recht gescheit.
Er meint, mein holder Mars werd' mich nicht gern —
(Durch Roberts veränderten Ausdruck und tiefen Blick überrascht, etwas verwirrt, bricht er ab. Ehrerbietig.)
Was giebt's? — Wie geht es meinem teuren Herrn?

Robert (nach einem wilden, schmerzhaften Lächeln).

Man hat in meinem Aug' den Teufel oft geseh'n;
Mir war, als schaut' er eben aus dem Euren.

Theophrastus.

Ich brauche meinem Mars nicht zu beteuren,
Daß mich dies Wort nicht kränkt.

Robert.

Hab's wohl gedacht.
Ihr predigt ja, durch des Teufels Macht
Sei alles, was da ist, gescheh'n. —
Hab' ich's geglaubt? Vielleicht 'nen Augenblick.
Jetzt weiß ich, daß Ihr irrt.

Theophrastus.

Ich irrte?

Robert.

Ja.

Der, den Ihr leugnet, kam mir nah —
Ein Blitz im Dunkeln — (schmerzvoll) schnell wie mein Geschick.

Theophrastus.

Verzeiht: ich leugn' ihn nicht. Ich sagte: Gott — —
Doch, junger Held, versteh' ich recht?
Ihr nehmt's so tragisch, daß Ihr diesen Knecht
Ein bißchen kälter machtet?

Robert.

Laßt den Spott.

Theophrastus.

Ich spotte nicht. Er war 'ne Null, die lebte;
Nun ist er eine tote Null. Und weil
Die Null der Eins, dem Fürsten widerstrebte,
Ward sie gestrichen. Laßt! Sie hat ihr Teil —

Robert (schroff und scharf).

Seid still!

Theophrastus (nach kurzem Schweigen).

Mein Herzog?

Robert (sieht ihn noch einmal tief an).

Gebet acht:
Ich will's beweisen, daß nicht Lucifer
Noch Satan, daß ein andrer sie gemacht.

Theophrastus.

Die Welt? (Robert antwortet nicht, versinkt wieder in sich.)
Was meint Ihr, gnäd'ger Herr?
(Nach einer Weile, achselzuckend, für sich.)
Nicht in der Laune heut, mich anzuhören.
Am Hof vor allem gilt: nicht unnütz stören!
(Laut.) Mein teurer Fürst, fahrt wohl.

Robert.

Fahrt wohl!

(Theophrastus rechts ab.)

„Fahrt wohl!“ Wie klingt das trüb' und hohl.
Fahrt wohl denn! Meine wilde Jugendzeit —
Schloß meiner Väter — Waldblum' — seine Braut —
Mutter — fahrt alle wohl! Ich bin bereit.
Der Trost, o Mutter, den Du einst geschaut,
Vernunft werd' kommen und den Teufel zwingen —
Ich will's versuchen! Und es soll gelingen.
Dies Schwert zerbrech' ich, das mein Fürstenrecht zerbrach.
Bis ich ein andres mir verdient zu tragen,
Soll mich das Leben knechten, beugen, schlagen; —
So wird wohl einst mein neuer Morgen wach.
Wann? — Das wird Gott mir sagen. Er kann sprechen;
Ich hab's gespürt. (In tiefem, ergebenem Schmerz zum Himmel aufschauend.)
Ich büße, Du sollst rächen.
(Udo kommt von links; bleibt verwundert stehen.)

Udo (für sich).

Da steht er noch.
(Geht leise hinter Robert vorbei; will rechts hinaus, hält wieder an, ihn in tiefem Staunen betrachtend.)
So hab' ich einst geseh'n
In unsrer Waldkirch' einen Büßer steh'n.
(Geht. Bei dem Geräusch kommt Robert zu sich, erblickt ihn.)

Robert.

Udo!

Udo.

Herr Herzog?

Robert.

Bitte, hört mich an.
Ich lass' durch Euch an meine Mutter sagen,
Daß ich das sühnen will, was ich gethan.
Doch nicht zum Ohr des Grafen sollt Ihr's tragen;
Nur ihr; und morgen erst; wenn's zwölf geschlagen.
Gelobt mir das!

Udo (durch Roberts Anblick und Stimme bewegt, nickt).

Bei meinem Wort. —
O gnäd'ger Herr! Was wollt Ihr —?

Robert.

Fort.

Udo (nach verwundertem Schweigen, bescheiden).

Nach Rom? Zum heil'gen Vater?

Robert.

Nein.

Udo.

Zum heil'gen Haus Loretos?

Robert.

Nein.
(Sich mühsam zum Reden zwingend.)
Sagt meiner Mutter, daß ich reuig bin,
Ich beug' vor meinem Gott mich nieder;
Ich gehe büßen — niemand weiß, wohin;
Ist meine Zeit erfüllt, so komm' ich wieder.
(Geht rechts ab. Der Vorhang fällt.)

(Fortsetzung folgt.)

Glück und Schmerz.

Im Sonnenlande ist das Glück geboren,
Die Erde ist des Schmerzes Heimatland.
Zur Erde kam das lichte Glück und fand
Den großen Schmerz und hat ihm Haß geschworen.
In grimmer Fehde beide Feinde liegen,
Und keiner kann den andern je besiegen,
Doch haben beide in dem Streit verloren.
Siegloses Kämpfen muß die Größe morden —
Drum sind sie so armselig klein geworden,
Daß zu Gefährten sie sich nun erkoren.

Georg Reutlinger.

Dämonen.

I.

Ich bin der Wahn — mein Dienstvolk wohnt
Von Mekka bis Sankt Peter.
Ich bin's, der hoch auf Schädeln thront —
Wir sind verfrohnt
Die Flucher wie die Beter.

Ein sandverwehtes Nebelland
Liegt irgendwo am Meere.
Vielleicht, daß mir an seinem Strand
Die Wiege stand;
Denn ich bin Grau'n und Leere.

Dumpf, bei der ew'gen Lampe Schein,
Wohn' ich in Domeskühle;
Geschwoll'ne Spinne, web' ich mein
Gespinste fein
Um Kanzel und Gestühle.

Und saht ihr mich vergöttert schon
Von Schranzen und von Fratzen?
Dann sitz' ich breit mit Stern und Kron'
Auf breitem Thron —
Vor Hochmut möcht' ich platzen.

Den Aufruhr ruf' ich und den Krieg —
Ich fahr' auf blut'gen Speichen;
Der Thorheit bring' ich Ruhm und Sieg,
Und wo ich flieg',
Weht Asche nur um Leichen.

Ob auch in Fez und Teheran
Seraile golden lachen,
So mächtig ist kein großer Chan
Wie ich, der Wahn,
Der starke Fürst der Schwachen.

II.

Ich bin die Wollust — Gier und Glut
Entfacht ich schon den Indern;
Ägypten kannte, Rom mich gut —
Wie Pest im Blut
Schlaf' ich euch Menschenkindern.

Ich brüte wie auf weichem Pfühl
Im feuchten Südlandsbrodem;
Nicht bläst mich Islands Eissturm kühl —
Die Erde schwül
Umfährt mein Feuerodem.

Dem Laster geb' ich Wein und Brot,
Und nachts teil' ich sein Lager;
Bleich' mach' ich, was da lebensrot —
Siechtum und Tod
Sind Vetter mir und Schwager.

Ein König saß zu Ninive
Auf einem goldnen Stuhle;
Ich küßte Scheitel ihm und Zeh —
Da wurde jäh
Ich eines Königs Buhle.

Ein Bettler fuhr durch Norwegs Wind,
Von Unrast umgetrieben;
Ich kam — da ließ er Weib und Kind,
Vor Wahnsinn blind,
Und schwur, ich müßt' ihn lieben.

Der König stirbt, der Bettler auch
In Brunst, die ich entfache —
Einst wird vor meines Mundes Hauch
Die Welt zu Rauch —
Ich sitz' auf Schutt und lache.

III.

Ich bin die Schuld, der Sünde Kind
Und der Verzweiflung Ahne.
Mein Arm ist rauh; mein Aug' ist blind —
Ich trag' im Wind
Des Todes schwarze Fahne.

Versuchung ist wie Mondlicht schön,
Sie, meine jüngste Schwester;
Sie deckt den Tisch mit viel Getön
Und grüßt Dich schön:
„Mein Liebster und mein Bester!"

Doch nach dem Essen, vor dem Saal
Empfängt Dich mit Geflüster,
Verstörten Blickes, grau und fahl,
Gewissensqual,
Mein ältestes Geschwister.

Ich bin die Schuld — der lacht nicht mehr,
Dem ich kredenzt die Labe;
Sich selbst ein Grau'n, geht er einher —
Ihn dürstet sehr —
Ihn dürstet nach dem Grabe.

Ich bin die Angst, so starr wie Eis,
Die Angst auf Henkerstätten;
Das letzte Röcheln, fieberheiß,
Der kalte Schweiß
Bin ich auf Sterbebetten.

Und gehst Du in der Schneenacht Schein
Entlang an Friedhofsmauern,
Dann bei Skelett und Totenbein
Siehst Du am Stein
Verlorener mich kauern.

IV.

Ich bin der Tod — nach Opfern schreit
Des hohlen Aug's Gelodер.
Verdorrt die Hand, tiefschwarz das Kleid —
Wo heut' ich reit',
Riecht's morgen noch nach Moder.

Ich reite nachts auf falbem Roß —
Die Hunde heulen und bellen.
Und hinterdrein mit Giftgeschoß
Ein ganzer Troß
Bleichknochiger Gesellen!

Wie Kriegsgerassel ein Tumult
Folgt stampfend meiner Hippe.
Den Wahn, die Wollust und die Schuld —
In Teufels Huld
Befehl' ich meine Sippe.

Ein wildes Land ist Labrador —
Dorthin trägt mich mein Traber,
Weit ab vom Lichte dann — bis vor
Das schwarze Thor
Des großen Ob und Aber.

Wie Augen brechen, Hände fleh'n,
Wie bleiche Witwen trauern,
Das ist auf meinem Ritt zu seh'n —
Ihr sollt vergeh'n,
Und ich allein will dauern.

Und hat, was lebt, einst ausgeloht
In ew'gem Eis und Scherben,
Dann erst, im letzten Abendrot,
Streck' ich, der Tod,
Zuletzt mich aus zum Sterben.

Ernst Ziel.

Leid.

Gott weiß es, daß ich traurig bin!
Meine Jugend, wo bist du hin?
Wo du wohntest, ist alles leer.
Bist du todt, verdorben, entfloh'n?
Zersprungen, verklungen dein Ton?
O Heil, ich finde dich nicht mehr.

Kein flüchtiger Gast, nur eingekehrt
So lang der Morgenschimmer währt,
Schienst du bis zur Nacht mir gesellt.
Ich barg dich tief an heil'gem Ort,
Was auch entschlief, du lebtest fort,
Verklärtest die traurige Welt.

In deinem Nestchen, ungesehn,
Wie war es da so warm und schön!
Wo soll ich nun hin, wenn mich friert?
Nirgend mehr ein verborgener Schrein,
Nirgend, nimmer ein Rosenschein,
Vor dem sich das Dunkel verliert —
Gott weiß es, daß ich traurig bin!

A. Godin.

Das mondgeliebte Land.

Kein lieblicher Lied wohl je erklang
Als wie es des Südens Spottvogel sang,
Wenn Blatt und Blüte sind feucht von Tau
Und der Wind die Nacht hindurch weht lau.
O, Trost für den Harm! Es kommt wie ein Klang
So sternhoch her; und Nächte lang
Das Lied klingt. Doch mußt du leben im Süd',
Wo der klare Mond küßt nimmer müd'
Das Land, das er liebt, in mystischer Nacht,
Dann hört deine Seele der Töne Pracht
Im mondgeliebten Land.

Wo traulich Zwielicht sanft verschließt
Das Thor des Tags, und Rosenduft süßt
Verschwendrisch die Luft, o wie wunderbar
Ertönt dann das Lied, bald tief, bald klar —
Bis der silberne Mond rot niedersteigt
Auf die Stadt, die schläft, und das Land, das schweigt.
O, die zärtlichsten Menschen leben im Süd',
Wo der volle Mond küßt nimmer müd'
Das Land, das er liebt; denn der Liebe Glanz,
Er gilt mehr als Schwur und Hochzeit und Tanz
Im mondgeliebten Land.

Aus dem Englischen des John Henry Boner von Max Kiesewetter.

In der Sternennacht.

Ich blicke in die milde Sternennacht,
Da ist ein leiser Wunsch in mir erwacht,

Und meine starke Sehnsucht fliegt und fliegt
Fernhin, wo still im Schlaf mein Liebchen liegt.

All' meiner Liebe goldnen Frühlingsschein
Legt sie ihr in den blassen Traum hinein.

Da werden ihre Träume froh und bunt
Zu sel'gem Lächeln rundet sich ihr Mund.

Und meine Sehnsucht bringt das höchste Glück,
Dies Lächeln ihrer Lippen mir zurück.

Stefan Zweig.



Das deutsche Volkstum in Böhmen.

Von Professor Dr. Adolf Hauffen.

IV. (Schluß.)

Die übrigen Teile des mittleren Nordböhmens sind durch die Johanniter, durch die Prämonstratenserinnen des Klosters Doxan (gegründet vor 1150), durch eine Reihe mächtiger deutscher, zumeist meißnischer Adelsgeschlechter bis ins XVII. Jahrhundert immer reicher besiedelt, beziehungsweise in den südlichen Landesstrecken auf friedlichem Wege germanisiert worden. Der lebhafte Verkehr in diesen Gegenden, die ausgedehnten Kohlenbetriebe, die vielseitigen großartigen industriellen Unternehmungen, unter denen die Leinwandweberei im Rumburger Ländchen und die Glasindustrie in der Gegend von Böhmisch-Kamnitz die ältesten sind, haben durch eine starke Heranziehung fremder Elemente die ursprünglichen, örtlich eigenartigen Grundzüge der Bevölkerung stark verwischt. Die Volkstrachten sind ganz geschwunden, während die volkstümlichen alten Blockhäuser noch in mehreren Gebieten vorhanden sind. Neben der Industrie fehlt nicht der rationelle, sorgfältig und einträglich betriebene Getreidebau. Die ganzen Elbeufer entlang gedeiht prächtiges Obst, im Gebiete von Auscha und Dauba der Hopfen. In diesen gesegneten, stark bevölkerten Gegenden wohnt ein arbeitsfreudiger, durch Widerwärtigkeiten und Kämpfe mannigfacher Art gestählter, bildungsfähiger, beweglicher Menschenstamm, für den auch, wie für die Stammesgenossen im Reiche, der Ausspruch gilt: „Die Sachsen sind helle". Auch das Volkstum dieses Gebietes ist wiederholt und eifrig durchforscht worden. Einen größeren Kreis gesinnungsverwandter Mitarbeiter versammeln die in Leipa erscheinenden, von A. Paudler und F. Hantschel geleiteten „Mitteilungen des nordböhmischen Exkursionsklubs." Diese ganze ergebnisreiche Wirksamkeit gipfelt in dem „Deutschen Buche aus Böhmen", worin Paudler seine, an landschaftlichen Reizen und Burgen, an geschichtlicher Erinnerung und lebensvoller, aufblühender Gegenwart reiche nordböhmische Heimat herzerquickend schildert.

Der Osten gehört dem schlesischen Stamme. Seine Westgrenze läßt sich, wie oben gezeigt wurde, wegen des allmählichen Ueberganges aus den Nachbarmundarten nicht genau angeben. Doch ungefähr vom Jeschken angefangen bis nach Iglau umgiebt er in einem langen, aber schmalen und vielfach durchbrochenen Saume die östliche Hälfte Böhmens. Der schlesische Stamm in Böhmen, dem nicht ganz eine halbe Million Menschen angehören, spricht eine Mundart, die unter den verschiedenen schlesischen Sprechweisen der benachbarten Gebiete des deutschen Reiches dem Dialekte der Grafschaft Glatz am nächsten kommt. Auch innerhalb Böhmens zerfällt sie in mehrere Untermundarten. Knothe unterscheidet 1. die Mundart des Isergebirges (Friedland, Reichenberg, Tannwald), 2. die des eigentlichen Riesengebirges, 3. die des Braunauer Ländchens und des Adlergebirges. Mit der letzten verwandt ist die Sprechweise im Schönhengstergaue (Landskron). Hingegen verrät die Mundart der Iglauer Sprachinsel, die mit dem Zipfel von Stecken nach Böhmen hereinragt, merkbare Anklänge an das Bayrisch-Österreichische. Hier haben sich eben der vor der Hussitenzeit meist mitteldeutschen Bevölkerung in späteren Jahrhunderten österreichische Ansiedler in größerer Masse zugesellt. Rochlitz, das im XVI. Jahrhunderte mit Paul Schürer, dem Begründer der böhmischen Glasindustrie, zahlreiche Meißner aufgenommen hat, ist eine obersächsische Mundarteninsel. Auch sonst zeigen sich örtlich fremde Sprechweisen eingesprengt. Die schlesische Mundart drückt eine gemütliche Breite, ein bequemes Sichgehenlassen, doch auch einen fleißigen, verständigen Geist aus. Sie stimmt mit dem Charakter der Schlesier überein, wie er uns von Freytag und Weinhold geschildert worden ist. Alle Schlesier sind dem engsten Kreise der Familie und Freunde, sowie der engsten Heimat treu ergeben, der ganze Stamm zeigt Neigung für Poesie. Darum finden wir auch unter den Schlesiern Böhmens zahlreiche Dialektdichter, den Weber Hieronymus Brinke und Wilhelm Oehl im Adlergebirge, F. Siegmund und J. Vatter in Reichenberg, F. Schmidt in Gablonz und viele andere.

Hier seien zwei Proben der schlesischen Mundart in Böhmen nach dem Volksmunde angeführt:

Weihnachtslied.

(Im Braunauer Ländchen beim Spinnen zur Weihnachtszeit gesungen.)

1.

Kleines Kendla, grußer Gott,
Da(r) de Welt ei'n (in den) Hända hot,

Best ju sehr a kleiner Schotz,
Brauchst ju ne aß Moislas Plotz.

2.

Deine Händlan sein sehr kalt
Waischt (wirst) se ju erfrie(r)an bald,
Ich welt der meine Hanschklan (Handschuhe) leih'n,
Steck ock deine Hendlan nei(n).

3.

Kleines Mendla, komm ock rei(n)
Ich wa (werde) der loßa heiza ei(n),
Ich wa der kocha 'n Hirschebrei
On wa der thun viel Butter nei(n).

4.

A Butterschnittla wellt ich der ga(b)n,
On vo der Melch a besta Rahm,
Ich wa dich ei a Bettla le(g)n,
On wa der ach a Hemdla näh'n.

Ferner aus dem Adlergebirge eine Teufelssage, die einen alten, vielverbreiteten Stoff erzählt.*)

„Hout amol en Mon, der hout nej gelocht und nej geredt aj dr Karche, wor ju frumm und gottesferchtig, wie kejner ajm Dorfe. Emol is a wieder aj da Karche ganga, hout sich aj jan Stuhl gesetzt und hout goar fleißig gebatt. Wie a(r) ejmol ufguckt hot, dou sieht a(r), doß dr Teuwl mit an longa Kolblader um Pred(i)chtstuhle woar und olle ufgeschriewa hout, di aj dr Karche gelocht und geredt honn. 's Lader woar schun ganz vuhle vu uba bis rundr und nern (nirgend) woar Plotz mehr zum schreiwa. Dou hout dr Teuwl 's Lader uf da en Seite ajs Maul zwischn de Zähne, 's andre Ende över aj de Protze genumma und hout 's ausgedejnt. Dou is'm 's Lader ausm Maule gefohra und hout 'm Koup on de Wond geschlejn. Der Teuwl hout driewr ju a ärgrhoftsche Gusche gemocht, ols mußt' a(r) ale schimmliche Kreftlan (alte schimmliche Krusten) beissa. Dou hout der Mon a müssn lachn und der Teuwl hout 'n a ufgeschriewa."

In den (ursprünglich nur an den Flußufern) von Tschechen schwach besiedelten Nordosten Böhmens sind vom XIII. Jahrhunderte ab deutsche Einwanderer eingerückt. Die große Mehrzahl kam aus der Lausitz und aus Schlesien, ferner aus Franken und Thüringen, doch befanden sich auch niederdeutsche Elemente, vor allem flämische Tuchmacher und Harzer Bergleute darunter. Mitteldeutsche Kolonisten besetzten unter den Herren von Duba und anderen Adeligen die ursprünglich nicht zu Böhmen gehörigen Gebiete um die Herrschaften Friedland und Tollenstein, das sogenannte böhmische Niederland, um später von da, namentlich gefördert durch die Löwenberge (Lämberge), weiter ins Innere vorzudringen. Alte Kolonien legte das Prager Benediktiner-Kloster Brzewnow im Braunauer Ländchen an. Um die Mitte des XIII. Jahrhunderts entstanden hier auch die Städte Braunau, Arnau, Politz u. a. Ottokar II. siedelte auf seinen ungeheuren Kronwaldungen von Glatz angefangen (das damals noch zu Böhmen gehörte) bis zu dem (von ihm zur königlichen Stadt erhobenen) Zittau deutsche Bauern an. Die Dörfer legten in diesem Gebiete gewöhnlich einzelne Unternehmer an (z. B. Bernsdorf ein Bernhard, Burkersdorf ein Burkhard), die hierfür zu Erbrichtern oder Erbschulzen mit bedeutenden Vorrechten bestellt wurden. Um diese Zeit muß auch Reichenberg (etwa um 1260, die urkundlichen Belege fehlen) durch Zuwanderer aus der Gegend von Görlitz begründet worden sein. Die Nachfolger des Königs im Besitze der Herrschaft Friedland-Reichenberg wurden die Bibersteine. Ein Sprosse dieses mächtigen Lehensgeschlechtes, Johann II., erhob (um 1410) Reichenberg zur Stadt und begründete daselbst die erste Tuchmacherzunft. In der Reformationszeit sorgten die Herren von Rädern, ferner Christof von Gendorff, der auch im Riesengebirge den Bergbau im großen betrieb, nachdrücklich für einen reichen Zufluß neuer Bevölkerung und für die Anlegung vieler großer Ortschaften.

Das Gebiet um Landskron wurde im XIII. Jahrhunderte urbar gemacht und durch die Herren Ulrich von Dürrholz und Zawisch von Falkenstein, sowie durch das Stift Königssaal mit deutschen (größtenteils schlesischen) Bauern besiedelt. In der Urkunde vom Jahre 1304, durch die Wenzel II. das Stift Königssaal mit Ländereien in dieser Gegend beschenkt, sind 50 deutsche Ortschaften der Bezirke Landskron, Wildenschwert und Politschka genannt, von denen mehrere seit der Hussitenzeit nicht mehr deutsch sind. Die deutsche Sprachinsel des Schönhengster Gaues bestand also schon Ende des XIII. Jahrhunderts und zwar in größerem Ausmaße als heutzutage. Landskron mit seiner näheren Umgebung blieb auch während der Hussitenzeit deutsch, weil die dortigen Deutschen das Bekenntnis des Utraquismus angenommen und sich den sogenannten böhmischen Brüdergemeinden angeschlossen haben. Im Steckener Gebiete kolonisierten das Stift Selau und das Geschlecht der Lichtenburge.

Im nordöstlichen Böhmen hat die Erzeugung von Tuch, Leinwand und Glas, Industrien, die zum Teil in diesen Gegenden schon seit Jahrhunderten geübt werden, in neuerer Zeit einen großartigen Aufschwung genommen, der eine außerordentliche Dichtigkeit und Wohlhabenheit der Bevölkerung zur Folge hatte. Mit Ausnahme des fruchtbaren Braunauer Ländchens ist in diesem Winkel Böhmens die Bedeutung des Ackerbaues durch den Industriebetrieb ganz zurückgedrängt. Eine Welt für sich bildet das Riesengebirge, das, weit abgeschlossener als das Erzgebirge, von einer ganz ursprünglichen, an Brauch und Sitten der Vorfahren festhaltenden Bevölkerung bewohnt wird. Der Riesengebirgler ist hager und starkknochig. Auf rauhem und kargem Boden aufgewachsen, ist er aus-

*) Mitgeteilt von Lehrer Erwin Botha in Zöllnei bei Grulich. Der Stoff findet sich schon in zahlreichen mittelalterlichen Beispielsammlungen und ist noch heute in den Volksüberlieferungen verschiedener Länder zu belegen. Vgl. darüber J. Bolte in der Zeitschrift für vergleichende Litteraturgeschichte, 11 S. 249—266.

dauernd und genügsam, von strenger Sitteneinfalt und ernster stiller Art. Bei den ausgedehnten Hochwiesen dieser von den Rübezahlsagen umsponnenen Berge ist natürlich die Viehzucht die wichtigste Nahrungsquelle der Bewohner. Der halbjährige Bezug der sogenannten Sommerbauden (auf einer Steinunterlage ein Blockbau, der unter einem Dache die Wohn-, Wirtschaftsräume und Stallungen vereinigt) und das Thun und Treiben dabei gleicht sehr der Almwirtschaft in den Alpen. Die Viehzucht muß auch im **Adlergebirge** zumeist für die Bestreitung der Lebensbedürfnisse aufkommen. Denn der Ackerbau auf den kühlen Berghängen ist wenig ergiebig, die mit größtem Fleiß betriebene Hausindustrie (Weberei und Holzwaren) wird schlecht entlohnt. Die bei all ihrer Bedürfnislosigkeit in ständigen Nahrungssorgen lebenden Bewohner sind nach außen hin zurückhaltend, ernst und verschlossen, in trauterem Kreise aber erweisen sie sich als gemütlich und reich an Liedern und Sprüchen.

So finden wir also unter den deutschen Bewohnern Böhmens eine Mannigfaltigkeit in der Sprechweise, in der Stammesart, in den Lebensverhältnissen, wie kaum in einem anderen deutschen Landstrich von der gleichen räumlichen Begrenzung. Gemeinsam ist aber diesen verschiedenen Bevölkerungstypen alles das, was zur deutschen Art überhaupt gehört. Alle die hervorstechendsten äußeren und inneren Eigenschaften, die das deutsche Volk kennzeichnen, kommen auch den Deutschen in Böhmen zu. Der rein blonde (germanische) Typus: blonde Haare, blaue Augen, weiße Haut weist bei den Deutschböhmen (mit Ausnahme der Böhmerwäldler) den stärksten Prozentsatz für ganz Österreich auf und die Grenze seines Verbreitungsgebietes (25 bis 30 % der christlichen Schulkinder) deckt sich völlig mit dem deutschen Sprachgebiet in West-, Nord- und Ostböhmen. Auch bei den Deutschen in Böhmen finden wir das ruhige Temperament, das sich nur schwer, doch dann um so beharrlicher und tiefer erregen läßt. Den Ernst der Lebensauffassung, der jegliches schwerfällig nimmt und durchführt. Die aus einem gereiften, reichen Gemütsleben erwachsende Innerlichkeit. Die geachtete Stellung der Frau und damit zusammenhängend die Gesundheit des Ehelebens. Den Individualismus, der so viel kräftige, eigenartige Persönlichkeiten erzeugt, die Zähigkeit, die sich im willensstarken Verfolgen des gesteckten Zieles, im mutigen, treuen Ausharren, in der kraftvollen Verteidigung ererbter und erworbener Rechte äußert und durch den Widerstand nur noch gesteigert wird. Aber beides Charaktereigenschaften, die auch zur Starrköpfigkeit und zur Zwietracht in den eigenen Reihen verführen. Die Einfalt, Wahrheitsliebe und Gutmütigkeit mit dem bis zu Fehlern und Schattenseiten wachsenden Übermaß. Den gemütvollen Humor. Die Treue zu Heimat und Familie.

Gemeinsam ist auch allen Deutsch-Böhmen ein unversieglicher Schatz von Volkspoesie, der sich in abgelegeneren Gegenden in erstaunlichem Reichtum und entzückender Ursprünglichkeit bewahrt hat. Überall sprudelt noch der frische Born des Volksliedes. Bei allen Stämmen findet der Suchende noch täglich eine Fülle von Sagen, Märchen und Mythen, Sprüchen und Rätseln im Volksmunde, sieht er das graue Alltagsleben geschmückt mit einem bunten Kranze von Festsitten, Bräuchen und Volksschauspielen.

Alle diese Volksüberlieferungen, soweit sie bisher gesammelt und aufgezeichnet worden sind*), zeigen bei all ihrer frischen Eigenart und Bodenständigkeit, daß sie durch tausend Fäden mit den Lebensäußerungen des gesamten deutschen Volkstums außerhalb der Grenzen Böhmens eng verknüpft sind.

Ihre Stammesart und ihre Geschichte erweisen es, daß die Deutschen in Böhmen ihrer Hauptmasse nach durchaus nicht germanisierte Tschechen sind. Sie sind vor vielen Jahrhunderten aus dem deutschen Stammlande durch die böhmischen Könige berufen worden und haben dichten Urwald in ein blühendes Kulturland verwandelt. Und wenn (hoffentlich schon in wenigen Jahren) als Ergebnis eifrigen Zusammenwirkens vieler Sammler und Forscher ein vollständiges und klares Bild von der deutschen Volkskunde des Landes entworfen sein wird, dann muß auch das uralte geistige Erbe der überaus reichhaltigen, heimischen Volksüberlieferungen einen neuen unwiderleglichen Beweis erbringen, daß das deutsche Volkstum in Böhmen so reinen nationalen Ursprungs, so echter deutscher Art ist, wie nur irgend ein Volksstamm innerhalb der weiten Grenzen deutsch sprechender Lande.

*) Zusammenfassend für das ganze Gebiet sind bisher nur die Volkslieder gesammelt worden in dem schönen, reichhaltigen Werke: Hruschka und Toischer, Deutsche Volkslieder aus Böhmen. Prag 1891. Alles andere ist verstreut in Tausenden von kleinen Schriften und Aufsätzen.

Zu Dir.

Siehst Du die Flamme lohen?
Sie strebt stets himmelan.
So flammt auch meine Liebe
Zu Dir hinan.

Siehst Du die Augen der Blumen?
Sie folgen der Sonne Lauf.
So blicken die meinen immer
Zu Dir hinauf.

Martin Pietzold.





Die chinesische Lyrik.

Eine Studie von Otto Hauser.

IV.

Viel unbekannter als Li-Tai-Pe und Tu-Fu ist bei uns Pe-Lo-Thien, auch Pe-Kiü-Y genannt, der 772 bis 846 lebte und nicht geringere Beachtung verdient, als sie. Er war mehr vom Glück begünstigt, schon mit siebzehn Jahren Doktor und längere Zeit hindurch trefflicher Beamter. Nach Jahren der Zurückgezogenheit, die er mit anderen Freunden des Weines und der Poesie am Fuße des Hiang-Schan verlebte, ward er wieder an den Hof berufen und starb als Präsident des zweiten Straftribunals. Der Kaiser ließ Pe-Lo-Thien's Gedichte auf Stein graviren und in dem Parke des Dichters auf dem künstlichen Hiang-Schan, den er da angelegt hatte, aufstellen; für den Preis einer Goldunze durften die Litteraten diese Gedichte an Ort und Stelle abschreiben. Am meisten Aufsehen machten Pe-Lo-Thien's Satiren, die seine buddhistische Menschenliebe durchwärmt. Hier eine der bezeichnendsten:

Menschen dicht an Menschen angeschlossen,
Staub und Pracht von goldbeschirrten Rossen.
Fragt man einen, was es giebt, so sagt er:
„Ein Minister kommt mit seinen Troffen“.
Rotbebändert nahen Würdenträger,
Nahen Generale, Fürstensprossen,
Und sie reiten stolz zum Lagerfeste
Auf den wolkengleich entflieh'nden Rossen.
Schüsseln mit dem Feinsten überladen,
Krüge mit dem Besten vollgegossen,
Tung Ting-Pomeranzen, edle Fische
Aus dem Himmelsteich mit Purpurflossen.
Fröhlich wird das Herz vom guten Essen
Und der Geist vom Wein erregt zu Possen. —
In Kiang-Nan beklagt man große Dürre,
Ißt in Kiü-Tschen seine Leidgenossen.

Der Grundton von Pe-Lo-Thien's klaren, formvollendeten Gedichten ist Freude an der Schönheit der Natur, Liebe zu den Armen und Friede in der eigenen Seele. Das Gedicht auf die Fichten seines Vordachs führte ich bereits an, ein ebenso schönes auf den Lotos des Klosters Tung-Lin stehe hier:

An dem Norddamm von Tung-Lin das Wasser
Ist bis in die Tiefe klar und rein.
Weißer Lotos wächst in ihm, dreihundert
Mögen seiner Knospen Stengel sein.
Wenn es stürmt, weh'n fernhin seine Düfte
Und er leuchtet hell im Sonnenschein.
Duftend springen auf die Silberknoten,
Tau ergießt des Stiftes Schüsselein.
Da bezwingt mich Scham, daß Staubesaugen
Seh'n die Pracht von solchem Edelstein,
Und ich fühl', warum dem roten Lotos
Wir der Reinheit Namen nicht verleih'n:
Später erst im Sommer blüht der rote
Und sein Duft im Herbst ist nicht so fein.
Nachts, als alle Bonzen schliefen, ging ich
Um den dunklen Lotosteich allein.
Eine Beere dacht' ich mitzunehmen,
Meines Gartens Zierde einst zu sein.
Doch ich bangte: Wird sie, fern der Heimat,
Unter Menschen keimen und gedeih'n?

Die Sammlungen von Gedichten aus der Tang-Periode enthalten noch zahlreiche Stücke von anderen Dichtern, manche treffliche darunter von ungenannten Verfassern; auch ihren Wunderknaben hat diese Zeit, — Mao-Ting, der schon mit vier Jahren Verse machte. Die Laufbahn des Litteraten aber war schon damals eine dornige, das drückt keiner besser aus als Wang-Li-Yen:

Südwind weht, es tönen mit die Sphären,
Alles Trübe scheint sich aufzuklären,
Durch das All weht süße Harmonie. —
Doch mein Schmerz, o muß er ewig währen?
Lindert nichts mein Weh? Ich weiß es wohl,
Jede Stunde wird es noch vermehren.
Wer den Großen schmeichelt, lebt im Glück,
Alles sucht ihn, will mit ihm verkehren,
Aber Schmach erdulden muß und Hohn,
Wer noch folgt der alten Weisen Lehren.
Ach, wer bleibt stets auf dem rechten Weg?
Inseln giebt's in Flüssen, Seen und Meeren.

Noch erwähne ich Wang-Tschang-Ling eines schönen Gedichtes wegen:

Beim Fischfang.

Herrlich ist es unter hohen Bäumen
Einsam wandeln, Tag und Nacht verträumen.
Angelnd sitz' ich gern im Thal Ta-Lin's,
Wo des Baches Wellen vor mir schäumen.
Und so fing ich einst ein Karpfenpaar,
Wildgans flog dahin in blauen Räumen.
Sie war frei, doch meine Fische zuckten
Und ich warf zurück sie ohne Säumen.
Wie gefährlich, dacht' ich, ist Begier!
Da sie schwanden in den Wogenschäumen.

Frei doch lebt die Wildgans auf den Höh'n,
Fern den Thälern, wo die Nebel säumen,
Fern von allen Erdenleidenschaften,
Allen Wünschen, allen eitlen Träumen.

Von ungenannten Verfassern rühren folgende drei eigenartige Achtzeiler her:

Das Fünfgebirg.

Sieh das Fünfgebirg im Süden an des Himmels Rand!
Seine Höh'n, verbunden wie die Finger einer Hand,
Spielen tags mit Wolken und berühren den Zenith,
Pflücken Sterne von der Milchstraß', wenn der Tag entschwand.

Nach dem Regen stell'n die Gipfel nun in weißem Brand
Und der Mond ist eine Perle hoch an dieser Hand.
Streckte aus dem Meere seinen Arm der Große Geist,
Um die Völker all zu zählen rings in seinem Land?

Die Pfirsichblüteninsel.

Zu der Pfirsichblüteninsel kam ich einst im Boote,
Menschen aus der Vorzeit wohnten dort im schönsten Thal,
Friedlich, ewig unbesteuert blühten ihre Felder,
Ihre Kinder sangen Lieder lieblich allzumal.

Plötzlich wurden wach die Hähne rings am Fuß der Berge
Und die Hunde rings begrüßten laut den Morgenstrahl. —
Fänd' ich doch in meinem Boote jene Insel wieder,
Unermüdlich möcht' ich rudern Jahre ohne Zahl.

Der Frühlingsregen.

Linder Regen fließt beim Abendrot
Auf die Flur, die Winter schwer bedroht,
Und betaut die Blumen warm und still,
Die der Lenz befreit vom langen Tod.

Wolkendunkel ist der Horizont
Bis auf jenes Licht im einz'len Boot.
Aber bald erglüh'n die Lande wieder
Farbenbunt im neuen Morgenrot.

Eine selbständige Stellung nimmt der Taogelehrte Lin-Tung-Pin ein, dessen dithyrambische Apostrophen an die Geister an jene Kio-Yuen's gemahnen. Schon ihr Versmaß ist ein anderes als die gewöhnlich verwendeten. Als Beispiel diene ein Fragment aus einem Gedicht auf den Geist des Flusses Lo:

Flüchtig schwebt er, wie der Wind ihn auf und nieder trägt,
Einem weißen Schwan vergleichbar, der die Flügel regt,
Leuchtend gleich den Drachen,
Flammenglut im Rachen,
Gleich der Fichte, die des Frühlings rauher Sturm bewegt.

Hin in seinem Wagen fährt er, von Gewölk umringt,
Strahlend wie der Mond, wohin er so im Fluge dringt,
Mit den Winden zieht er,
Blitzumlodert flieht er
Und wie eine Perle glänzt er, wenn er sich entschwingt.

Geht die Sonne auf, erglänzen alle Wolken rot
Und aus ihren klaren Wogen tritt er glanzumloht,
Schimmernd überm Kleide
Einen Gurt von Seide,
Und erwidert nun den Frühgruß, den der Tag ihm bot.

*

Auf die Zeiten gesicherter Macht während der Herrschaft der Tang-Dynastie folgten wieder Wirren im Innern und Kämpfe mit den im Norden angesiedelten Barbarenhorden. Endlich wurde sogar die einheimische Dynastie gestürzt, die Herrschaft über China ging auf die Mongolen über, die freilich die chinesische Kultur und auch ihre Sprache annahmen, aber doch ein fremdes Element in das chinesische Wesen einführten. Zuerst mit großem Erfolg, auch in der Litteratur. Drama und Novelle, die man von Indien überkommen hatte, entwickelten sich in ungeahnter Weise. Die uns erhaltenen Schauspiele und Erzählungen aus jenen Jahrhunderten, dem dreizehnten und vierzehnten, sind Legion, aber sie erreichen nur teilweise die Lyrik der früheren Zeiten, die durch sie verdrängt wurde. Wohl sind alle diese größeren Werke ganz durchsetzt mit Versen, wohl sind oft sogar prosaische Teile gereimt, so daß eine solche chinesische Novelle ihrer Form nach der arabischen Makame ähnelt, aber nur selten erheben sich diese Intermezzi zur Höhe voller und selbständiger Poesie. Als dann wieder eine einheimische Dynastie den Drachensitz bestieg, blieb es so, und auch die neuerliche Eroberung Pekings durch die Mandschu (1644) und die bis jetzt dauernde Herrschaft dieses Stammes änderten nichts an den litterarischen Zuständen Chinas. Eine neue klassische Zeit hat die chinesische Poesie nicht erlebt; nur einzelne höher begabte Dichterpersönlichkeiten ragen aus der Unmasse der Pinselnden hervor.

Noch vor der ersten Mongolenherrschaft lebten zwei Dichter, deren Lieder noch die Subjektivität der Poesie des Tang-Zeitalters mit ihrer klaren, unverkünstelten Sprache verbinden, Wang-Ngan-Schi und sein jüngerer Zeitgenosse Su-Tung-Po. Wang-Ngan-Schi, ein hoher Ministerialbeamter, schrieb folgenden Achtzeiler, der zu den besten chinesischen Gedichten gehört:

Frisch vom Regen ist des Hügels Saum,
Linde Luft durchweht den Himmelsraum;
Königshündchen schläft im Blumenkelch,
Mondenschimmer singt im Fichtenbaum;
Bambus rauscht dem Wäschermädchen zu,
Lilie steht benetzt von Ruderschaum. —
Sind des Frühlings Blumen längst verdorrt,
Weckt das Gras noch manchen Frühlingstraum.

Su-Tung-Po fand das zweite Distichon sinnlos und änderte es folgendermaßen:

Unter Blumen schläft des Königs Hund,
Mondenschein durchstrahlt den Fichtenbaum,

aber später sah er ein, daß seine Verbesserung eine verfehlte war, denn im Süden fand er einen Vogel mit Namen „Mondenschimmer" und einen Wurm, der dort „Königshündchen" hieß. Su-Tung-Po war Mitglied des Staatsministeriums, des „Pinselwaldes", ward aber bei einem Umsturz als Unterpräfekt auf die Insel Hai-Nan versetzt. Da lebte er allein mit seinem kleinen Sohne in einer ärmlichen Hütte, doch oft von Bewunderern, die weither zu ihm gepilgert kamen, umgeben. Er selbst schildert sein Exil:

Steile Grate ragen hoch ins Blau:
Gleiche giebt es nicht, so wild, so rauh.

Felsentrümmer liegen längs des Wegs —
Steine, unbenützt beim Weltenbau.

Ein anderes ebenfalls dort entstandenes Gedicht ist eine der schönsten Verbanntenklagen:

Einsam wandr' ich, muß den Lenz vergeh'n,
Blüten von den Zweigen wirbeln seh'n,
Hier im Süden, eine Wolke, irren,
Und ein Vogel, bang nach Norden späh'n.
Sturmesstößen überdröhnt den Donner,
Brandungsrauschen kommt im Regenweh'n. —
O, so ferne bin ich meiner Heimat,
Und umsonst ist Seufzen hier und Fleh'n.

Su-Tung-Po ist auch berühmt wegen seines Briefwechsels mit anderen bedeutenden Männern seiner Zeit; seine Briefe sind die ersten, die gesammelt und herausgegeben wurden.

Während der Herrschaft der Mongolen ward die chinesische Lyrik immer litterarischer, sie ist von da an voller Anspielungen auf Stellen aus den klassischen Dichtern und gefällt sich in Reimspielereien, die gleichwohl nicht zur Erfindung neuer Strophengebilde führen; ihr Stil erinnert an den Marinismus und Gongorismus der Spanier im siebzehnten Jahrhundert, den estilo culto, von dem selbst Shakespeare nicht frei ist und der neuerdings wieder seine fröhliche Urständ feiert. Statt „Liebe" sagt man „Frühlingshauch", weil ein berühmtes Liebesgedicht mit diesem Worte beginnt, „Wasserrauschen" statt „Weisheit" aus gleichem Grunde und ähnliches mehr, so daß die chinesische Lyrik dieser Jahrhunderte der gleichzeitigen persischen, die auch nur der Fachgelehrte enträtseln kann, bis ins einzelne ähnelt. Gedichte auf Blumen werden das Nonplusultra der Poesie. Dem Dichter, der die Gunst eines Gönners zu gewinnen strebt, nennt dieser eine Blume und der Poet muß etwas Feines, Geistreiches über sie in korrekten Versen in seiner Gegenwart niederschreiben. Die Art dieser Gedichte möge durch folgende zwei Achtzeiler charakterisiert werden:

Auf einen Epidendrenzweig in einer Porzellanvase.

Wo die Hong-Ling-Brücke hoch den Hai-Lo überspannt,
Wachsen dichte Epidendren an des Flusses Rand.
Dort hat diese Blüte in der teuren Vase hier
Ihre Düfte durch des Thales Einsamkeit gesandt.
Hier ist nun, vom leisen Winde wie sie selbst bewegt,
Ihr Geselle nur ihr Schatten an der leeren Wand.
In den Ärmeln webt mir stets ihr Früh- und Abendhauch —
O, wem giebt es, der so heimlich-stilles Glück empfand?

Auf eine gemalte Calycanthusblüte.

Nieder neigt sich sanft die gelbe Calycanthusblüte,
Öffnet nicht die Blätter, daß sie ihren Duft behüte.
Wohlgeruch weht dann und wann nur über ihre Lippen,
Gleich dem Gram, den halb uns nur vertraut ein bang Gemüte.
An dem schwanken Stengel hängt sie bebend fast und schauernd
Mit geschloss'nem Kelch, ein Bild der demutsvollen Güte.
Aber glaub' nicht, daß sie zittert vor den kalten Stürmen,
Sie blüht fort, wenn rings der ganze Frühlingsflor verblühte.

Bemerkenswert ist ferner für diese Epoche der stets mehr überhandnehmende, stets unwahrer werdende Frauendienst, die Galanterie in unserem Sinne. Ein Überblick über die von mir eingefügten Proben zeigt allein schon deutlich, daß die Liebe, die den Dichtern des Schi-King ihre zartesten und schönsten Lieder eingab, seither fast aufgehört hatte, selbständiges dichterisches Motiv zu sein. Neben den überschwenglichen Huldigungen fehlen auch Weiberschmähungen nicht, die den altarabischen an Obscönität gleichkommen. Und darin macht sich der mongolische Einschlag bemerkbar.

Die Zeit der ersten Fremdherrschaft begünstigte, wie erwähnt, hauptsächlich Drama und Novelle. Mit der neuen nationalen Bewegung, die endlich auch die mongolische Dynastie stürzte, tritt die Lyrik wieder in ihr Recht. Ihr Hauptvertreter ist nun Liu-Ki (1311 bis 1375), der selbst dem chinesischen Thronprätendenten durch seine weisen Ratschläge zum Siege verholfen hatte, aber, nachdem er erst mit Gunstbezeugungen überhäuft worden war, durch den ersten Staatsminister auf Befehl des von Feinden des Dichters gegen ihn gereizten Kaisers vergiftet ward. Von Liu-Ki's Versen sagt ein chinesischer Kritiker: „Sie scheinen auf Hauchen des Ostwindes zu schweben." Das zarteste seiner Gedichte ist in den damals für kurze Zeit beliebten Zeilen zu drei Hebungen geschrieben und an seine Schöne gerichtet:

Leise rauscht der Regen,
Leicht vom Wind geweht,
Der im Zimtbaum säuselt
Überm Blumenbeet,
Der auf die Begonien
Laub und Blüten sät,
Der mit Staubeswölkchen
Sich im Tanze dreht,
Und der Thüre Vorhang
Im Vorbeizieh'n bläht,
Und mir Einsambangem
Hier das Haar zerweht.
O daß zwischen mir und
Ihr der Himmel steht!
O der Flug der Vögel,
Der zur Flucht mich lädt!
Und ihr raschen Wellen,
Rastlos früh und spät!
Nehmt mit euch ein Brieschen,
Hört, ein Dichter fleht!
Kommt zurück und sagt mir
Treu dann, was ihr seht!
Ach, wie thöricht Sehnsucht
Nun mein Herz berät!
Fort, du Jaspislaute,
Bis mein Schmerz vergeht!
Fort, du grüne Flöte,
Bis ich Sie erspäht!
Auf zum Monde blick' ich:
Durch mein Weh beredt,
Fühl' ich, wie im Herzen
Lied auf Lied entsteht

Einige Jahrzehnte später als Lin-Ki lebte Yang-Ki, der sich als Schriftsteller Wei-Yen nannte; auch er schreibt einfach und noch unverkünstelt. Ich zitiere seine Schilderung einer Sommernacht:

Klar wie herbstlich Wasser ist der Tau
Und der Nachtwind weht schon lind und lau.
  Grün umgiebt der See den Rasenstrand
Und die Insel Lotos rot und blau.
  Meines Freundes denk' ich; fremd ist mir
Jeder andre, den ich hier erschau.
  Trüb stimmt mich der Hörnerklang vom Wall'
Und den Ärmel netzt mir Thränentau.

Noch zwei Dichter kurz vor der Mandschu-Herrschaft sollen nicht unerwähnt bleiben, Sung-Schi und Kang-Jug. Beide blühten um die Wende des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts.

Kang-Jug war kaiserlicher Sekretär. Er glänzte als Improvisator, liebte die Frauen und ward von ihnen umschwärmt, starb aber jung. Folgender galanter Vierzeiler könnte von einem gleichzeitigen italienischen oder spanischen Autor verfaßt sein.

Daß Du heiß mich liebest, schwört man. „Schwerlich," sagst mir Du.
Nein, man schwört, daß Du mich hassest. „Manchmal", giebst Du zu.
  Wahrlich, Haß ist Deine Liebe; der verwundet, mordet,
Nur ein Irrtum, der mir grausam Frieden raubt und Ruh.

Andrerseits sind manche Gedichte Kang-Jug's in ihren Vergleichen sehr originell, wenn auch etwas gesucht. So beschreibt er einen Morgen am Meer, wohl mit Bezug auf das angeführte Gedicht „Das Fünfgebirg" aus der klassischen Zeit:

Alles leuchtet, strahlt am Himmel Morgenröte kaum,
Und die Fluten rauschen, überflockt von Silberschaum.
  Und die Sonne kommt und goldig blitzt der Ufersand,
Rose bebt und Lilie zittert, flüsternd steht der Baum.

Und der Tau, an allen Blättern ein Juwelensaum,
Und die Wolken und die Düfte, beide leicht wie Flaum,
  Alle künden, daß den Sommer nun der Große Geist
In den Ätherwogen badet hoch im Himmelsraum.

Sung-Schi blieb fast unbekannt; er huldigte nicht dem Modestil, auch war er von geringer Herkunft. Aber als einer der wenigen patriotischen Dichter Chinas soll er in diesem Überblicke wenigstens mit einem Gedichte vertreten sein. Es ist dieses:

An der Großen Mauer.

Gelbe Staubeswolken wirbeln unterm steten Nord
An des Reiches Grenzen über öde Wüsten fort.
  Ihnen trotzt und jedem Unheil, das dem Reiche droht,
Nur der Pa-Ta-Ling*) mit seinen Zinnen, unser Hort.

Der Tatar, der windschnell reitet durch den Steppensand,
Sieht erschreckt die Türme, wo sein Ritt ein Ende fand.
  Jäh betroffen hält er vor der starken Schranke an:
Ein Beschützer heut hier tausend Feinden Widerstand.

Also hat sie schon vergeblich Tschingiskhan bedroht,
Dem im Siegeszuge eine Schar hier halt gebot.
  Nichts zu fürchten hat noch unser himmlisch Kaiserhaus:
Abgewendet wird durch sie schon die Barbarennot.

An den Panzerpforten staut sich stets der Feinde Flut, —
Dringt nicht weiter, wahrt dem Lande Euer Blut!
  Außerhalb erwartet Euch Tatarenhunger bloß
Und nur Geier, die schon spähen, wo die Beute ruht.

Sung-Schi's Vertrauen war eitel: die Tataren drangen ein, überfluteten, wie früher die Mongolen, das Land und endlich fiel Peking in ihre Hände. Der Schmerz darüber soll dem Dichter das Herz gebrochen haben.

Unter den ersten mandschuischen Fürsten blühte Tschau-Ti; er lebte am Hofe des Kaisers Kang-Hi und ist noch ganz vom Euphuismus der vormandschuischen Zeit beherrscht. Auch er macht Verse auf seine grausame Schöne im Antithesenstil:

Gottes Meißel schuf Dich sicher also schlank und fein,
Denn so schön Dich bilden konnte seine Hand allein.
  Doch er gab Dir eine Seele, wehe mir! von Eis
Und zu Deiner Schönheit nahm er kalten Marmelstein.

Als ernsten Dichter zeigen ihn folgende Zeilen auf eine Feder im Winde:

Leichte Feder in des Windes Weben,
Du ihm willenlos anheimgegeben,
  Weißt Du, sag', wohin er rauh Dich wirbelt,
Ohne Kraft, von selbst umherzuschweben?
  Gerne flögest Du empor zum Himmel,
Macht Dich denn der Abgrund nicht erbeben,
  Der gleich einem Grabe voll Vergessen
Dich mit seinem Dunkel wird umgeben?
  Bild des Menschen, dem nicht bangt vorm Abgrund,
Wenn zum Himmel seine Wünsche streben.

Eines seiner längeren Gedichte, das Chinas Schutzgöttin verherrlicht, ward bei einem Feste zu Ehren der portugiesischen Gesandtschaft vorgetragen. China war damals den Fremden offen und ihr Einfluß möglicherweise so groß, daß er sich auch auf die Litteratur erstreckte und die erwähnte galante Dichtung wenn auch nicht hervorrief, so doch in der Mode hielt. Die Jesuiten, die seit 1583 die Bewohner des Mittelreiches zum Christentum zu bekehren suchten, machten im Auftrage des Kaisers eine karthographische Aufnahme seiner Länder, errichteten Sternwarten und gossen Kanonen für ihn, vermittelten überhaupt viele Kenntnisse und Erfindungen des Abendlandes ihren „Brüdern" im Osten. Dieser Brudertraum war von kurzer Dauer. Fünfzig Jahre später brach unter Kaiser Kien-Lung die große Christen- und Fremdenverfolgung aus, und auch die um Chinas kulturellen Aufschwung in jener Zeit so verdienten Milites Jesu mußten die Stätte ihres Wirkens verlassen.

(Ein Schluß-Artikel folgt.)

*) Eine Hügelkette.



Berliner Theater.

Von Karl Emil Franzos.

I.

Mein alter Feind und Hinderer in meiner Thätigkeit als Leiter dieser Zeitschrift, mit ihr geboren und mein treuester Weggenoß, der Raummangel, hat es verschuldet, daß dieser längst geschriebene Aufsatz nun erst erscheint. Ich muß dem Schuldigen vor Aller Augen aufbürden, was er verursacht hat; aber er hat der „Deutschen Dichtung" schon oft Schlimmeres zugefügt als diese Verspätung, die wirklich nicht von Bedeutung ist. Mit den Tagesblättern, die zur Qual ihrer armen Referenten und zum großen Schaden für die Sache schon am Morgen nach der Aufführung den Bericht bringen, kann und möchte diese Zeitschrift ebensowenig konkurrieren, wie mit denjenigen Wochenschriften, die es mindestens an Vollständigkeit ihrer Theaterschau den Journalen gleich thun wollen; was diese Aufsätze beabsichtigen, können sie, wenn überhaupt, dann jedenfalls auch vier Wochen nach der Aufführung erreichen. Denn sie sollen es versuchen, herauszuheben, was in der Flut der Theater-Produktion für die Litteratur von bleibender Bedeutung, oder doch, wenn es sich um ein weniger gelungenes Werk handelt, für die Entwickelung unserer dramatischen Dichtung bezeichnend ist.

In welche der beiden Kategorien das erste Werk gehört, das die Reihe der ernsthaft zu nehmenden Neuheiten dieses Winters eröffnete und von dem daher auch hier vor allem die Rede sein soll, ist freilich nicht leicht zu entscheiden. Ich meine Otto Erich Hartlebens „Rosenmontag. Eine Offiziers-Tragödie in fünf Akten", die seit dem 3. Oktober das „Deutsche Theater" mindestens viermal wöchentlich bis auf den letzten Platz füllt. Ist es ein Werk von wirklicher, bleibender Bedeutung? Nein, gewiß nicht, und doch ist manches darin, an dem die Litteratur-Geschichte einst wohl nicht ganz achtlos wird vorübergehen dürfen. Es ist ferner gewiß kein tadelloses Kunstwerk, im Gegenteil, voll handgreiflicher Schwächen, und doch nicht bloß das wirksamste, das seinem Autor bisher geglückt ist, sondern auch an sich rührend, spannend und erschütternd. Gewiß aber ist, daß es für die Entwickelung unserer Dichtung, zwar nicht in allzu hohem Maße, aber doch immerhin bezeichnend ist. Es repräsentiert eine Gattung, die allerdings nicht neu ist, aber diese in eigentümlicher Ausprägung.

Hartlebens „Rosenmontag" ist ein Milieu-Stück, aber eines, das erweist, daß auch diejenige Dichter-Generation, die es pflegt, zum Nachdenken über die Grenzen der Gattung gekommen ist. Das Ergebnis ist noch kein durchaus erfreuliches, aber man sieht doch den Versuch, aus lange gehegten Irrtümern herauszulenken.

Verständigen wir uns zunächst über den Platz, den das Stück im Schaffen der „Moderne" einzunehmen bemüht ist. Der „Moderne", die sich gar nicht so modern vorkommen würde, wenn sie sich um das Schaffen vergangener Zeiten ein wenig kümmerte. Denn „Milieu", das ist ja nur ein frisch geprägtes Wort für eine alte Sache, die freilich ab und zu immer wieder neu geworden ist.

Jede bedeutende, vollgewichtige Dichtung ist immer auch bis zu einem gewissen Grade Milieu-Dichtung und muß es sein; sie kann garnicht anders. Aber mindestens die gleiche, in der Regel die weitaus größere Sorgfalt wendet das Genie, das große Talent auf die Erfindung und Ausgestaltung der Handlung, wieder weil es garnicht anders kann. Denn freilich handelt jeder Mensch aus seiner Atmosphäre heraus, er ist in sehr Vielem an die Lebensbedingungen seiner Zeit, seines Standes gebunden, wir würden ihn und sein Handeln garnicht verstehen, wenn sie uns der Dichter nicht mit veranschaulichen würde; etwas „Milieu"-Schilderung gehört also zu jedem wirklichen dichterischen Werke und fehlt auch keinem. Aber die Hauptsache ist doch, daß uns das, was wir lesen oder anhören, innerlich angeht, daß wir nicht bloß verstehen, was die Gestalten des Dichters thun und reden, sondern daß das, was sie thun, uns interessiert, daß etwas vorgeht, was uns der Ausgestaltung durch den Dichter wert erscheint. Wie ein wirklicher, geschweige denn ein großer Dramatiker das Milieu niemals ganz vernachlässigen wird, ebensowenig, wo möglich noch weniger die Ausgestaltung der Handlung. Er muß beides thun, ohne erst viel zu grübeln, eben weil erst aus beiden das wirkliche Drama hervorwächst.

Das haben denn auch alle Großen gethan, Shakespeare wie Schiller und Goethe, Kleist wie Grillparzer. Verschieden ist nur der Raum, die Bedeutung, die sie dem Milieu einräumen, und diese Verschiedenheit bedingt sich durch ihre dichterische Natur. Gemeinsam ist diesen Großen nur, daß sie

dem Milieu keine allzu starke Bedeutung beimessen. Ich erinnere mich, neulich von einem gewitzten Kopf den Ausspruch gelesen zu haben, „Egmont“ sei doch auch ein „Milieu“-Stück. Mit Verlaub, nein. Die Hauptsache ist das „Milieu“ doch wahrlich auch im „Egmont“ nicht, es ist nur dort etwas mehr, als bloßes Mittel zum Zweck, während es in den anderen Dramen, die wir bewundern, nur eben dies ist.

Gleichwohl hat es wiederholt Zeiten gegeben, wo es eine neue „Milieu“-Dichtung κατ' ἐξοχήν gab, wo also namentlich auch Dramen geschrieben wurden, die auf die Charakteristik eines bestimmten Geschichtsabschnitts oder einer bestimmten Lebenssphäre das Hauptgewicht legten, und keineswegs auf die Handlung. Solche Zeiten folgten immer als ganz naturgemäße Reaktion auf diejenigen, wo die mittleren Talente auf die Handlung zu viel, auf die Schilderung der Umgebung zu wenig Gewicht gelegt hatten, wo das Drama fast nur noch auf der Erfindung absonderlicher Vorgänge und Verwickelungen beruhte, oder wo es in unzulänglicher, rein äußerlicher Nachbildung bestimmter Formen die rechte Berührung mit dem Leben verlor und selbst kalt, äußerlich, schematisch und darum schemenhaft wurde. Es ist gewiß kein Zufall, daß der Nachahmung der Tragödien des Corneille und Racine in Deutschland die „Stürmer und Dränger“ folgten, Klinger selbst, vor allem aber Lenz; seine „Soldaten“ können geradezu als Typus eines Milieu-Stücks gelten; alle Handlung, alle Form ist in Splitterchen geschlagen, die in ihrer Gesamtheit doch wieder ein Bild des deutschen Soldatenlebens jener Zeit geben sollen. Und ebenso ist es kein Zufall, daß Georg Büchner dem epigonenhaften Jamben-Drama sein „Milieu“-Stück „Dantons Tod“ folgen ließ; auch seine nächsten Nachfolger, namentlich Griepenkerl, stehen in ganz bewußtem scharfem Gegensatz zu dem „Handlungs“-Drama, das zu ihrer Zeit die Bühne beherrschte. Und als unsere Produktion aus den Bahnen Gutzkows und Laubes schließlich in die der Dramen- und Lustspielschreiber geriet, die vor zwanzig, vor fünfzehn Jahren die Bühne beherrschten, da mußte auch die Reaktion wieder kommen, die der äußerlich gefügten Handlung, der Theater-Routine den Schlachtruf entgegensetzte: „Nieder mit der Handlung! Milieu gehört auf die Bühne, denn Milieu ist Leben! Bringen wir die Wirklichkeit auf die Bühne! Milieu! Milieu! Milieu!“

Das mußte kommen, sage ich, und es kam. Wie viel Bedeutendes sich dabei ergeben hat, sei hier unerörtert gelassen. Wäre Gerhart Hauptmann nicht zeitweilig auch ein Anhänger dieser neuesten Milieu-Richtung gewesen, sie würde hinter ihren beiden Vorläufern an dichterischem Wert bedeutend zurückbleiben. Dank diesem einen Dichter kann sie den Vergleich mit ihnen bestehen, sie sogar, da sie „Die Weber“ aufzuweisen vermag, überbieten. Aber „Die Weber“ siegten nicht durch das Milieu allein, nicht einmal vorwiegend durch dieses, sondern durch die dichterische Kraft, mit welcher ihr Autor seinen Helden, eine ganze Bevölkerung, im Kampf ums Dasein vor uns hinzustellen verstand, vor uns leiden und kämpfen ließ. Dieses Leiden und Kämpfen in bewegter Zeit ersetzte das, was sonst nur die Handlung zu bieten vermag. Und wie viel in den „Webern“ verstößt gegen die naturalistische Doktrin — gerade das Packendste darin, die scharfe Herausarbeitung bestimmter Höhepunkte in dem Ringen, das uns vorgeführt wird. Wohin es aber führte, wenn mittlere, aber doch immerhin respektable Talente die „Milieu“-Theorie bis zum äußersten durchzuführen suchten, hat Holz-Schlafs „Familie Selicke“ so klar erwiesen, daß es niemand vergessen wird, der der Aufführung beigewohnt hat. Freilich bedurfte es noch manchen Mißerfolgs anderer, bis sich die Einsichtigen sagten: „Das Milieu allein macht's nicht! Das langweilt die Zuschauer! Etwas Handlung ist unentbehrlich!“

Zu diesen Einsichtigen hat Otto Erich Hartleben von Anbeginn gehört, wie denn überhaupt ein gesunder, klarer Zug in ihm ist. Gemüt und Verstand weisen eine angenehme, behagliche Mischung auf; seine Lyrik schlägt zuweilen auch tiefere Töne an; als Erzähler wie als Dramatiker war er durch seinen kräftigen Humor, die energische Satire immer eine recht erfreuliche Erscheinung. Sein neuestes Stück weist eine bedeutende Steigerung seines künstlerischen Wollens auf — wie dies einzelne Kritiker bestreiten konnten, verstehe ich nicht. Es ist im Gegenteil ein Stück, das nur eben zu Hohes anstrebt, und das kann ja dem Werke zum Schaden gereichen, aber dem Dichter gereicht es immer zur Ehre. Was Hartleben hier wollte, war, ein Drama zu schreiben, das so sehr, so ganz Milieustück war, wie nur irgend ein Werk seiner Freunde von der allerstrengsten naturalistischen Observanz, ein Milieustück von einer so beflissenen, ängstlichen Nachbildung des Lebens innerhalb einer bestimmten Berufssphäre, wie nur etwa „Die Familie Selicke“ — und zugleich ein Drama mit starker, erschütternder Handlung. Ob dies möglich ist, wollen wir nicht erst fragen, freilich ist es möglich; Hauptmanns „Fuhrmann Henschel“ ist ja ein solches Drama. Auch die Frage, ob es Hartleben in der Folge möglich sein wird, ganz zu erreichen, was er will, wäre eine müßige; daß muß sich eben zeigen; ich glaube: „Ja!“, andere sagen: „Nein!“; die entscheidende Antwort steht bei dem Dichter. Begründen kann ich nur, warum ich bejahend antworte. Weil mir scheint, daß sich die Klippen, an die Hartleben diesmal aufstieß — denn von einem Scheitern kann nicht die Rede sein —, auch nun schon hätten umschiffen lassen.

Diese Klippen sind vor Allem die folgenden: Die Milieu-Schilderung ist an sich vortrefflich, aber breit, sehr breit, zu breit, denn sie wird immer wieder Selbstzweck und stört zuweilen empfindlich die Entwicklung

der Handlung. Diese Handlung wieder ist an sich vortrefflich gesteigert, mit einer Kraft und Wucht durchgeführt, an der man seine volle Freude haben kann, aber sie ist in ihren Voraussetzungen unglücklich erfunden, steht sogar zu dem Milieu teilweise in einem scharfen, dem Zuschauer peinlich auffallenden Kontrast. Mit einem Worte: Handlung und Milieu-Schilderung sind hier noch keine organische Mischung eingegangen.

Sprechen wir zuerst von der Handlung. Hans Rudorff, der Sproß einer bürgerlichen Soldatenfamilie, hat in einer rheinischen Garnison ein Mädchen aus kleinbürgerlichen Kreisen, Gertrude Reimann, kennen und lieben gelernt; sie hat sich ihm ohne die Hoffnung, je die Seine zu werden, ergeben; die Beziehung ist eine unendlich innige. Dies weckt die Besorgnis der Großmutter Rudorffs, einer Obersten-Witwe, und seiner beiden Vettern im Regiment, Peter und Paul von Ramberg. Sie beschließen, Rudorff und das Mädchen auseinander zu bringen. Zu diesem Zwecke wird Rudorff zur Gewehrfabrik nach Erfurt abkommandiert; in seiner Abwesenheit bereden die Beiden Gertrude, deren Obhut er sie anvertraut hat, seinen Geburtstag bei einem anderen Offizier, von Grobitzsch, zu feiern, machen sie trunken, teilen ihr mit, daß Rudorff sich verlobt habe, und verfolgen offenbar — der Dichter sagt es nicht deutlich heraus, aber jede andere Annahme wäre widersinnig — den Zweck, die Trunkene nun an Grobitzsch zu verkuppeln. Dies zwar gelingt ihnen nicht, aber sie verliert zeitweilig das Bewußtsein, und als sie wieder erwacht und davongeht, erzählen die beiden von Ramberg aller Welt, auch Rudorff, daß sie sie bei Grobitzsch getroffen hätten, Gertrude sei dessen Maitresse. Rudorff, der dies glaubt, giebt dem Obersten sein Wort, mit dem Mädchen zu brechen, führt in der Verzweiflung ein tolles Leben, wird nervenleidend, muß einen halbjährigen Urlaub nehmen, genest wieder, verlobt sich mit einem reichen Mädchen und kehrt in dieselbe Garnisonsstadt zurück. Einer seiner Kameraden, Hofmann, erfährt zufällig von den Rambergs, welches abscheuliche Mittel sie angewendet haben, um Gertrude grundlos zu verdächtigen, und teilt dies Rudorff mit. Dieser bestellt Gertrude, um von ihr die volle Wahrheit zu hören, auf seine Stube in der Kaserne und erfährt nun die ganze Niedertracht, die an ihnen beiden verübt worden. Zufällig sieht sie Grobitzsch bei Rudorff und macht dem Obersten die Anzeige, daß Rudorff sein Wort gebrochen habe. Nun vereint sich dieser wieder mit der Geliebten; da ihm jedoch als Wortbrüchigen die schimpfliche Ausstoßung aus seinem Stande bevorsteht, so erschießt er sie und sich am Morgen des Rosenmontags.

Sind diese Voraussetzungen möglich? Ich glaube, nein, und Leute, die den preußischen Offiziersstand näher kennen als ich, geben mit aller Entschiedenheit dieselbe Antwort. Denkbar ist ja, daß auch Bursche, wie die beiden von Ramberg, des Königs Rock tragen, aber sie würden dann nicht wagen, eine solche ungeheuerliche Niedertracht in Szene zu setzen, weil sie die Folgen einer Entdeckung ihres Frevels fürchten würden. Straflos darf ein Offizier in keiner Armee der Welt Kuppelei treiben. Schwer denkbar aber ist auch ein Grobitzsch, der sich unter diesen Umständen wahrheitswidrig mit einem Erfolg brüstet. Kleinere Unwahrscheinlichkeiten, wie z. B., daß Hofmann, ein ruhiger, besonnener Mann, der ganz genau wissen muß, was er damit anrichtet, dem mühsam genesenen, nun mit einer Anderen verlobten Freunde, der Gertrude nie wiedersehen darf, brühwarm das Geständnis mitteilt, das er von den Rambergs herausgelockt hat, oder daß Gertrude, die sich, da sie von der Intrigue nichts Bestimmtes weiß, von Rudorff um einer anderen willen verstoßen glaubt, ihn gleichwohl auf seinen Wunsch ohne weiteres in seiner Kasernenstube besucht, noch ehe eine Aufklärung stattgefunden hat — diese und andere Unwahrscheinlichkeiten können dem Dichter nachgesehen werden. Aber die Unmöglichkeiten nicht. Derlei kann in keiner Armee passieren, sagt sich jeder, und damit entfällt jede Zuspitzung der Frage, ob es vollends in der preußischen Armee passieren kann.

Diese Unmöglichkeiten aber fallen umsomehr auf, als das Milieu ungemein lebensvoll und anschaulich, dabei sehr getreu, kurzum vortrefflich geschildert ist. Wer dieses Leben nicht näher kennt, wie ich, hat freilich nur den Eindruck: „Es wird wohl so sein“, weil er überall den vollen Atem wirklichen Lebens zu verspüren glaubt, aber wer es kennt, bestätigt: „Es ist so!“ Szenen, wie das Mittagessen im Offizierskasino, das Treiben in der Kaserne, die Tonart des Verkehrs untereinander, vom Offizier bis zum Offiziersburschen herab, gehören zu den bestbeobachteten, interessantesten Bildern, die uns die naturalistische Dramendichtung in neuester Zeit beschert hat.

Kein Zweifel, daß es diese Milieu-Schilderung und nicht die Handlung ist, die das Berliner Publikum — das Münchener kam nicht — in hellen Haufen ins Theater lockt. Auch wirkt diese Schilderung an sich sehr stark, namentlich auch, weil sie, ohne allzu derbe Übertreibung, doch sehr gewandt durch humoristische, zum Teil auch scharf satirische Schlaglichter in Wirkung gesetzt ist. Aber ungerecht wäre es zu leugnen, daß auch die Handlung, wie ich es im Eingang sagte, rührt, spannt und erschüttert. Man sagt sich immer wieder: „Das ist ja unmöglich!“ und sieht denn doch bewegt zu, wie sich das Schicksal des armen Liebespaars, Hans und „Traute“, vorbereitet und erfüllt. Und das kommt daher, weil ein D i c h t e r das Drama geschrieben hat. Die meisten Charaktere sind lebensvoll, die Sprache durchweg natürlich und zugleich charakteristisch. Auch die Scenenführung erweist, mit den früheren Stücken Hartlebens verglichen, ein respektables Wachsen an Fertigkeit; immerhin hat er hier noch viel zu lernen; namentlich wird er künftig, wenn er es ernst mit seiner Kunst meint, bloße Theater-Coups sorglicher zu vermeiden haben.

Man hat „Rosenmontag“ sehr absprechend ein „Tendenzstück“ genannt. Natürlich ist es ein solches, aber das scheint mir noch an sich kein Fehler: ich meine, es wäre sogar dann keiner, wenn der Dichter eine andere, meinetwegen sogar die entgegengesetzte Tendenz verfolgte. Was mir unerfreulich erscheint, ist nur, daß die Tendenz sich in der Erfindung der Handlung bis zum Unmöglichen verstiegen hat. Sie äußert sich auch sonst ab und zu in einer Weise, die den ruhigen Beobachter zum Lächeln stimmt. Die sympathischen Gestalten, Gertrude, Rudorff, Hofmann sind alle bürgerlich, die unsympathischen, die beiden von Ramberg, von Grobitzsch alle adelig. Damit richtet man's nicht . . .

Indeß, nicht damit will ich schließen, sondern mit der Betonung der Hauptsache. Das Milieu ist zu breit — das hätte sich leicht schon diesmal vermeiden lassen und vollends kann dies Hartleben bei seinem nächsten Stück glücken. Die Handlung hat unmögliche Voraussetzungen; auch dies wäre gar nicht so schwer zu vermeiden gewesen; in einem Stande, der so sehr in bestimmte Grenzen der Konvenienz gebannt ist, ließ sich die Motivierung dieses tragischen Konflikts auch ohne unglaubliche Niederträchtigkeiten durchführen. Und vollends kann sich ein kluger Kopf, wie Hartleben, künftig ohne derlei behelfen. Jedenfalls haben wir nun einen Dramatiker mehr, von dem wir in Zukunft Vortreffliches erwarten dürfen.

(Ein zweiter Artikel folgt).

Litterarische Notizen.

— Deutsche Arbeit in Böhmen. Kulturbilder. Herausgegeben von Hermann Bachmann. Berlin. Concordia Deutsche Verlags-Anstalt. 1900. Das vorliegende umfangreiche Werk, von den hervorragendsten deutschböhmischen Gelehrten und Schriftstellern geschrieben, darf nicht bloß als das bedeutendste Buch über seinen Gegenstand, sondern auch als eine der bedeutendsten Erscheinungen auf dem Gebiete der deutschen Kulturgeschichte begrüßt werden. In diesen Tagen des Kampfes um die Existenz des deutschen Stammes in Böhmen entstanden, ist es gleichwohl seinem gewissenhaft durchgeführten Programm gemäß „nicht eine Streitschrift, nicht ein Panegyrikus, sondern ein von redlichem Wahrheitsmut erfüllter Rechenschaftsbericht des Deutschtums in Böhmen als Kulturmacht.“ Auf den Kampfruf: „Böhmen für die Tschechen“ giebt es die einzig würdige und zugleich wirksamste Antwort, indem es ein Gesamtbild der Kulturarbeit entrollt, welche die Deutschen in Böhmen seit vielen Jahrhunderten bis in die Gegenwart hinein auf diesem nun so heiß umstrittenen Boden geleistet haben. Das ist die triftigste und schlagendste Begründung und Rechtfertigung des Anspruchs des deutsch-böhmischen Stammes auf sein Heimatsrecht, seine würdige Stellung in Böhmen. Ein derartiges Buch war darum thatsächlich nicht bloß vom national-politischen, sondern auch vom kulturgeschichtlichen Standpunkt ein Bedürfnis. Denn nur verhältnismäßig klein ist bisher der Kreis jener Deutschen außerhalb Böhmens, die sich klare Rechenschaft darüber ablegen, welch reicher alter Kulturbesitz für die deutsche Gesamtnation in Böhmen auf dem Spiele steht, welch gewaltige Summe geistiger und materieller Arbeit in dem seit einem Jahrtausend mit deutschem Blut und Schweiß gedüngten böhmischen Boden geborgen liegt, wie groß der Anteil des Deutschtums in Böhmen an der Kulturarbeit des deutschen Gesamtvolks von grauer Vorzeit an bis zur Gegenwart ist und welch befruchtenden Einfluß es auf das neben ihm im Lande lebende Slavenvolk geübt hat, dessen Kultur in Altem und Jedem auf deutschen Ursprung, deutsche Vorbilder, deutsche Lehrmeister hinweist. Alles dessen ist sich aber auch gar mancher Deutsche in Böhmen selbst nicht voll bewußt. Den Deutschen in Böhmen wie außerhalb Böhmens soll das vorliegende Werk ein anschauliches Bild entrollen, welche Fülle von Tüchtigkeit, unablässigem Arbeitsfleiß, unerschütterlichem Mut und redlichem Idealismus das Deutschtum aufgewendet hat, um aus der von Wäldern und Sümpfen erfüllten Wildnis zwischen den Hängen des Riesengebirges und den Quellen der Moldau das reiche, blühende Land zu schaffen, das heute die wertvollste Provinz Oesterreichs bildet. Wie dies Programm, ist auch die Ausführung im besten Sinne des Wortes deutsch. Strenger, wissenschaftlicher Ernst, der keiner Selbsttäuschung, keiner Selbstgefälligkeit, keiner Ueberhebung Raum gewährt und das Bewußtsein der Verantwortlichkeit für die sachliche Unanfechtbarkeit der Schilderung haben jedem einzelnen Mitarbeiter die Feder geführt. Unter diesen Mitarbeitern finden sich die stolzesten Namen der deutschböhmischen Gelehrten- und Schriftstellerwelt. So hat Prof. Dr. Gustav C. Laube, der berühmte Geograph, die Landeskunde von Deutsch-Böhmen für das Werk verfaßt, Dr. Ludwig Schlesinger, der kürzlich dahingeschiedene Historiker und Führer der Deutschen in Böhmen, dem Buche als seine letzte Arbeit die Schilderung der „Ansiedelung der Deutschen in Böhmen“ gewidmet, zwei andere hervorragende Gelehrte der Prager Hochschule, Prof. Bachmann und Prof. Hauffen „Böhmens staatsrechtliche Beziehungen“ und „Das deutsche Volkstum in Böhmen“ dargestellt. Die litterarhistorische Uebersicht über die ältere, neuere und neueste deutsche Litteratur in Böhmen stammt von den besten Fachgelehrten, die mit dieser Aufgabe betraut werden konnten — Dr. W. Toischer, Prof. Dr. Alfred Klaar und Dr. Rudolf Fürst —, die ältere deutsche Kunst in Böhmen hat in Prof. Dr. Joseph Neuwirth, die neuere in Dr. Friedrich Adler, die deutsche Tonkunst in Dr. Richard Batka, die Bühnenkunst in Heinrich Teweles gleichfalls die trefflichsten Bearbeiter gefunden. Das Kapitel über „Deutsche Wissenschaft in Böhmen“ stammt von keinem Geringeren, als dem kürzlich dahingeschiedenen wissenschaftlichen Führer der Deutsch-Böhmen, Prof Dr. Philipp Knoll; über das Schulwesen Deutsch-Böhmens giebt Prof. Dr. Viktor v. Kraus eine vortrefflich orientierende Darstellung. Gleicher Wert ist auch auf die volkswirtschaftlichen Kapitel gelegt worden Die deutsche Industrie in Böhmen schildert Prof. Dr. Joseph Grunzel, das deutsche Kunstgewerbe Dr. G. E. Pazaurek, das Handwerk und die Hausindustrie Karl Kostka. In Riehls Spuren wandelnd, giebt der bekannte Abgeordnete Joseph Bendel ein Gesamtbild von „Adel, Bürger und Bauernstand in Deutsch-Böhmen“. Die Kurorte Deutsch-Böhmens behandelt gleichfalls eine Autorität auf diesem Gebiete, Prof. Dr. E. Heinrich Kisch. Das Buch schließt würdig mit einem glänzendem Essay über „Das deutsche Prag“ von Prof. Dr Alfred Klaar. Auch die Verlagshandlung hat das Ihre gethan, indem sie das Werk auf das Gediegenste ausstattete und den Preis sehr bescheiden ansetzte. So ist ein Buch entstanden, das in jeder Hinsicht weitester Verbreitung würdig ist und sie sicherlich auch finden wird.

Neue Bücher.

Nachstehend verzeichnete Bücher sind der Redaktion zur Recension zugekommen:

Schlaf, Johannes. In Dingsda. 2. Aufl. Minden i. W. o. J. J. C. C. Bruns.

Redigiert unter Verantwortlichkeit des Herausgebers Karl Emil Franzos in Berlin. — Nachdruck auch im Einzelnen ist untersagt und wird strafgerichtlich verfolgt. — Verlag der Concordia Deutsche Verlags-Anstalt in Berlin. — Druck von W. & S. Loewenthal, Berlin C.

Ein Abschied.

Von Heinrich Bulthaupt.

Die Lampe brannte matt, vom grünen Schirm
Beschattet. In dem kleinen Zimmer saß
Ich am Klavier, gleichgültig phantasierend,
Im Lehnstuhl neben mir die zarte, bleiche,
Holdsel'ge Mutter, die glückselig lächelnd
Mit ihrem weichen braunen Blick am Spiel
Der Hände und der Tasten hing, die Annas
Erhabne Schwüre und Elviras Klagen
Dem Göttlichen nachstammelten. Mich aber,
Mich trieb es fort von ihr.

Und doch war sie
So viel allein. Der Vater im Verein,
Ich weiß nicht welchem, um das Wohl der Stadt
Besorgt. Die Schwester las „Maria Stuart"
Im Kränzchen. Ich nur harrte bei ihr aus.
Denn ich, das wußt' ich, war ihr liebstes Kind
Und liebte sie mit allen Herzenskräften,
Und drum — je nun, man mußte Opfer bringen.
So war mir's, glaub' ich, durch den Kopf gegangen,
Denn plötzlich hört' ich ihre sanfte Stimme:
„Du seufzest ja." Geseufzt — ich hätte? — nein.
Und doch wohl — ja. Die Freunde zechten drüben
Jenseit der Brücke, dort im Keller, wo
Die Wellen an die runden Fenster klatschen,
Daß man sich auf der Seefahrt glaubt. Dort stoben
Witz und Begeist'rung ihre hellen Funken,
Von erster Liebe, Gott und Ewigkeit,
Von rasenden Entwürfen schwärmten sie,
Und Jugend trank an Jugend sich den süßen,
Den sel'gen Rausch, dem keine Reue folgt
Und kein Ermatten.

Jählings brach ich ab.

„Ich gehe zu den Freunden." O wie sie
Erschrak! Sie war so ganz bei ihrem Sohn
Gewesen, eins mit ihm, in ihm. Sie hatte
Den Künft'gen, wie ihn ihre Träume malten,
Geseh'n: genannt, geliebt, erhöht vom Glück —
Und nun? Er wollte fort und war wohl lange,
Schon lange fern!

Sie sah mich fragend an.

Ich glättete die angstdurchfurchte Stirn
Mit einem Scherzwort. Und sie bat, so innig,
So fest in Hoffnung — eine Mutter bat
Ihr Kind, sie nicht zu lassen — doch ein Dämon
Verhärtete die weiche Seele mir.
Unmännlich schalt ich, was sie von mir heischte
(Unmännlich, und mir sproßte kaum der Bart!)
Auch heischte meine fromme Mutter nicht,
Sie bat). Ich schwatzte schülerhaft vom Recht
Zu leben. Ganz nur wilde Jugend war ich,
Und Jugend giebt nicht, Jugend fordert nur,
Sie nimmt, und kennt nicht Dank, und für ein Leben
Voll Lieb' und Leid, hinsterbend ihr geschenkt,
Dünkt ihr ein Tropfen Bluts, das sie doch sonst
Verströmt, wenn Ehre schmettert oder ihr
Gemaltes Scheinbild lockt, um alle Welt
Nicht feil, wenn schwache Liebe darum bittet.

So küßt' ich sie in Hast und stürmte fort.
Noch sah ich ihre stummen Augen fleh'n,
Ihr Hüsteln hört' ich — und schon war ich draußen.

Der Stachel, den der Abschied mir in's Herz
Gedrückt, war bald hinweggespült. Ich wurde
Der lauteste der lauten Schaar. Längst war
Die Mitternacht vom nahen Thurm verklungen,
Als ich im tollen Reigen heimwärts zog.
Gesang, Gut' Nacht! Dann ward es draußen still.
Die Treppe tastet' ich hinauf und glaubte
Den letzten mich, der wachte. Doch als ich
In's Zimmer trat, da saß die Mutter noch
Am alten Platz, die Wangen geisterblaß,
Das Auge groß und fremd auf mich gerichtet,
So daß ich lautlos ihr zu Füßen sank.
Und wie entkörpert, seltsam feierlich
Klang ihr die Stimme, als sie mir die kühle
Schneeweiße Hand auf meine Schläfe legte,
Die wie im Fieber pochten: „Liebes Kind,
Hast Du das Glück gefunden, das Du suchtest?"
Und wieder traf das Geisterauge mich.

Dann küßte sie mich auf die Stirn und ging.
Ich wollt' ihr nach, sie um Verzeihung flehn,
An ihre Brust mich werfen. Doch sie wehrte
Mich lächelnd ab, und mir, mir selber war's,
Als türmten Wolken zwischen ihr und mir
Sich auf. Sie ging. Ich blieb, zermalmt, zernichtet,
Denn ich verstand sie.

Mutter, ich verstand Dich!

Du hattest langsam Dich vom Leben los
Gelöst — jetzt auch von mir. Gefallen war
Das letzte Band. Selbeinsam bliebest Du
Fortan mit Deinem Gott und mit dem Tod.
Zwar blickten Deine milden Augen Liebe,
Und Liebe war der Druck von Deiner Hand.
Doch nichts von Erdenhoffnung lebte mehr
In Dir. Ein Grüßen war, was Du uns gabst,
Aus einem fernen stillen, heilgen Lande.
Ich kann nicht mehr zu Dir, Du konntest nicht
Zurück in diese Welt des Wollens und
Begehrens. Also bist Du still von uns
Geschieden, als die schwere Stunde kam.

Wir weinten laut. Ich aber schrie vor Schmerz,
Denn jener Abend brannte höllenheiß
Auf meiner Seele.

Mutter, hörst Du mich?
Wo Du bist, da ist Wahrheit — weißt Du, daß
Dein Sohn mit Freuden für dich sterben würde?!

Du neigst Dein holdes Haupt herab, mir ist,
Als streicheltest Du Stirn und Wangen mir
Und sähst mich lächelnd großen Auges an.
„Was klagst Du denn, es ist ja alles gut."
Mir aber deutet sich das stumme Wort
Zu bittrem Vorwurf um, der erst im Grabe
Des Klagens müde wird: Es ist zu spät!

Wandertrieb.

Von Wilhelm Jensen.

Ach, mich zieht's, wie einst als Knaben,
In ein fremdes Land zu reisen!
Müssen in den Heimatgleisen
Wir denn ewig weitertraben?

Unsre Füße neu versohlen
Immer mit dem alten Leder?
Mit dem Pinsel, mit der Feder
Ewig alles wiederholen?

Sag', wozu der Weltgeschichte
Immer gleiche Aushängschilder?
Ach, die Welt hat so viel Bilder
Und sie hat so viel Gedichte!

Die so gänzlich überflüssig,
Die nur zwecklos müde machen,
Und zu weinen und zu lachen,
Machten sie mich überdrüssig.

In ein Land möcht' ich verreisen,
Wo der Überdruß mir schwände,
Wo ich alles anders fände,
Andre Farben, andre Weisen.

Neue Bilder, neue Lieder —
Ach, nur fürcht' ich, in den Landen
Komm' ich auch mir selbst abhanden
Und ich finde mich nicht wieder.

Abschiedsklänge.

Von Ernst Eckstein.

Silberpappeln der Persephone,
Ach, wie rauscht ihr bang' in meine Träume!
Hades, Deine lichtlos-öden Räume
Schrecken tief mit Kummer mich und Weh!

Was die Jugend hoffnungsfroh genoß,
Schwebt als Schatten zitternd mir vorüber;
Auf mein Leben streut nun früh' und trüber
Grabesblüten der Asphodelos.

Göttin, komm, erbarm Dich meiner Not,
Führe fromm das Trauerspiel zum Schlusse!
Beug' Dich sanft zum letzten, linden Kusse
Und befrei' mich liebevoll im Tod!

Die Lebens-Dichtung.

Von Adalbert von Hanstein.

Erst gleicht das Leben einem Lied,
Gestürmt aus junger Kehle:
Wie lustig Stroph' um Strophe flieht,
Hebt jauchzend sich die Seele.

Allmählich dann, nach Jahr und Tag,
Bei ernstem Schicksals-Walten,
Reimt manches sich nicht mehr und mag
Sich nicht zum Vers gestalten.

Zum Drama wird des Lebens Lauf
Mit Lachen und mit Weinen,
Und, baut es — Akt um Akt — sich auf,
Will's oft uns wirr erscheinen.

Doch wenn sich langsam klärt das Spiel,
Dann wird's uns licht und lichter:
Wir handeln, doch zu unserm Ziel
Führt uns ein großer Dichter.

Wenn dann zum Funken einst verglüht
Des Lebens helle Flamme,
Dann gleicht es wieder einem Lied,
Doch einem Epigramme.

War's noch so lang, Du kannst es dann
Im Augenblick durchlesen,
Und eine Zeile sagt Dir an,
Ob Sinn darin gewesen.

Das Tröstliche.

Erzählung von Georg Bormann.

(Fortsetzung.)

Gegenüber „der Post“, jenseits der Fahrstraße, hatte der Besitzer des Hauses den Streifen Land, der ihm am See gehörte, zum Teil noch unbebaut gelassen, Rasenflächen darauf angelegt und eine Anzahl Bänke hingestellt. Dahin begab sich Heß, als ihn die anderen verlassen hatten.

Der Abend war still; Dämmerung brach herein. Aber der Himmel war klar, und silbern leuchtete der See, während drüben Wald und Berg sich schon in Dunkel hüllten. Aus der Ferne schallte Gesang vom Wasser herüber, und von den jenseitigen Höhen kamen ein paar Juchzer herunter Der junge Offizier stand still und lauschte. Etwas wie Neid beschlich ihn, oder war es nur Sehnsucht? — Harmlos frohe Menschen in einer glücklichen Natur! Lag es an ihm, daß er sich schwerfällig der Freude verschloß, oder war der Riß, der einst durch sein Leben gegangen, unheilbar? Nein, er wollte ja so gern glücklich sein, und es fehlte ihm ja nicht vorübergehend die Fähigkeit dazu. War er doch noch eben eine Stunde fröhlich mit anderen gewesen, und das junge Mädchen ihm gegenüber hatte ihm in ihrer frischen Gesprächigkeit gefallen, sehr gut gefallen.

„Aber“, fragte er sich, „könntest Du an eine dauernde Verbindung mit ihr denken?“ Sofort war er mit einem Nein da. Gerade jenes geheimnisvolle Etwas, was ihm als das Wesentliche seines weiblichen Ideals von seiner Jugend her in der Erinnerung geblieben war, was Frau Dumont und ihre Tochter ihm verkörperten, es fehlte ihm auch hier. Er schloß die Augen. Er sah Claire vor sich, wie sie ihn mit den beiden Glaskugeln beschenkte; er sah Frau Dumont vor sich mit dem wehmütig-liebevollen Blick des letzten Tages — hier war das Undefinierbare, was er suchte und das, wenn er es nicht fand, ihn nie glücklich werden lassen würde

Er kam schon wieder ins Grübeln; er war unzufrieden mit sich selbst. Über dem Berg am jenseitigen Ufer war der Abendstern aufgegangen und strahlte mit mildem Lichte herüber. Abendstille senkte sich immer mehr hernieder; alles atmete Frieden. Er gab seinen Gedanken mit Gewalt eine andere Richtung. Was für ein schöner Tag war ihm heut beschert worden; wie hatte ihn der Gang auf die Alm erfrischt! Der junge Mensch fiel ihm wieder ein, wie er ihn so seltsam betrachtet hatte, wie er wieder umgekehrt war, als hätte ihn etwas zurückgezogen. —

Da knisterte der Kies. Ein bayrischer Infanterist mit einem Mädchen, ein Liebespaar augenscheinlich, kam dicht am See, in geringer Entfernung an ihm vorüber. Einen Augenblick standen sie und sahen über die sich immer mehr ins Dunkle hüllende Wasserfläche hinüber. Dann gingen sie langsam weiter.

Dieser unbedeutende Vorgang übte auf den jungen Offizier eine merkwürdige Wirkung aus. Wie es wohl zuweilen zu geschehen pflegt, setzte das Erblicken der bayrischen Infanterie-Uniform in diesem Moment ein fehlendes Glied in einer Kette von Erinnerungen ein und verband zwei und mehr bis dahin ganz entlegene Thatsachen miteinander. Der Schluß der Kette war aber für den sich Erinnernden ein so plötzlicher, daß er wie betäubt war und sich auf eine Bank in seiner Nähe niederließ, um die wilde Jagd in seinem Kopfe erst ausstürmen zu lassen und ruhig zu werden, denn zunächst vermochte er noch nicht zu sondern, nicht klar zu erkennen. Und diesen Wirbelsturm von Erinnerungen und Empfindungen hatte nichts als das Auftauchen der hellblauen Uniform hervorgebracht, der er doch auf dieser Reise schon oft begegnet war. Und, in seltsamem Gegensatze zu dem Friedensbilde ringsum, trat ein furchtbares Bild aus dem letzten deutsch-französischen Kriege vor des Mannes Seele, ein Bild, in dem ihm selbst vom Schicksal eine handelnde Rolle zuerteilt worden war. —

Als die Kriegserklärung notwendig geworden

und sein niederschlesisches Regiment, das dem 5. Armeekorps angehörte, unter des Kronprinzen von Preußen Oberbefehl zu den ersten entscheidenden Aktionen an der französisch-deutschen Grenze berufen war, da hatten besonders auch ihn die Wogen der durch Land und Armee gehenden mächtigen Begeisterung emporgetragen. Handelnd werden zu dürfen im höchsten Ernstfalle, den sein Beruf von ihm fordern konnte, das schuf nach Jahren einer unabwendbaren Resignation, dem tüchtigen Manne neuen Lebensmut.

Wider Erwarten wurde nach dem entscheidenden Schlage bei Weißenburg, am 4. August, durch die verzweifelten Anstrengungen Mac Mahons, sich dem vorrückenden Sieger entgegenzustemmen, schon am 6. August die Schlacht bei Wörth notwendig, die mit einer vollständigen Auflösung der französischen Streitkräfte endigte.

Immer mehr der preußischen Regimenter vom 5. und 11. Korps, der bayrischen und württembergisch-badensischen waren ins Treffen gekommen, und eine Zeitlang konzentrierte sich der Kampf um Wörth selbst, aus dem der Feind notwendiger Weise hinausgeworfen werden mußte, um die Entscheidung herbeizuführen. Schon zweimal waren die Franzosen zurückgedrängt worden, aber, nachdem sie überlegene Streitkräfte herangezogen, hatten sie sich wieder in der Stadt festgesetzt. Die Bürger bezeugten den zurückkehrenden Rothosen nicht nur ihre Sympathie durch an Fenstern und Giebeln erscheinende französische Fahnen, sondern vereinigten sich auch an vielen Stellen mit ihnen durch Beschießung der wieder vordringenden Deutschen aus Luken und Fenstern. Wörth mußte, zum Teil Haus bei Haus, genommen werden, und zu diesem letzten Stoße auf die Stadt ging auch Heß' Regiment vor. Die Straße, in die sie eindrangen, — die Kompagnie von einem Sekondeleutnant geführt, da die übrigen Offiziere schon vorher gefallen waren — war von den gegenüberliegenden Häusern aus, von denen sich besonders zwei am Anfang der Straße hervorthaten, unter ein totbringendes Kreuzfeuer gesetzt.

Die Häuser mußten gesäubert werden.

Mit der Hälfte der Leute warf sich der Leutnant nach rechts; Heß mit seinen Zügen fiel die Erstürmung des Hauses auf der linken Seite zu. Und während das Feuer der Franzosen auch von vorn so kraftvoll wie möglich erwidert wurde, suchte Heß mit seinen Leuten, da eine Einnahme des Hauses von der Straße her große Opfer gekostet hätte, eine Gasse zu gewinnen, die sich an der Seite des Hauses ins Freie oder in einen Garten öffnete, der nicht besetzt war, und wo er für die Schützen auf einige Deckung rechnen konnte.

In dem Augenblick, als er mit den vordersten Leuten um die Ecke des Hauses bog, stürzten zwei Männer durch den Garten, die offenbar eben das Haus von der Hinterseite verlassen hatten, und suchten in eiliger Flucht das Weite zu gewinnen. Der erste war waffenlos und hatte schon einen bedeutenden Vorsprung. Der zweite, eine Büchse in der Hand, wurde von Heß scharf angerufen, suchte aber um so mehr dem ersten nachzukommen, der zwischen zwei Häusern verschwand. Da krachte ein Schuß, und hart an der Landstraße, die er eben überschreiten wollte, stürzte der Mann vornüber auf's Gesicht. „Der hat genug!“ sagte der Unteroffizier an Heß Seite und legte eine neue Patrone in die Kammer. Heß aber rief: „Vorwärts, vorwärts, die Mordgrube selbst ist die Hauptsache!“

Die Aufgabe war, das Haus völlig aufzuräumen; den vorgehenden Truppen durfte keine Gefahr im Rücken bleiben. Wenn aber diese Hauptnester gesäubert waren, konnte man hoffen, den Widerstand in der unteren Straße leicht aufzurollen.

Auch von der Hinterfront des Hauses wurden sie beschossen, aber mit sehr geringer Wirkung. Heß gelang es, seine Leute so zu postieren, daß sie mit wohlgezielten Schüssen jeden auftauchenden Arm oder Schopf erreichen konnten. Doch plötzlich schwieg das Feuer auf dieser Seite des Hauses ganz, als wenn man stutzte und sich die veränderte Situation klar machte. Aber auch der Angreifenden Lage konnte sich jeden Augenblick wieder zu ihren Ungunsten verschieben. Es galt schnell und energisch zu handeln, den Feind zu überraschen.

Heß befahl seinen Schützen die Fenster in Obacht zu halten, und was auch nur einen Zollbreit zum Vorschein käme, mit der Kugel zu fassen. Dann rief er die zuverlässigsten Leute an seine Seite und sprang, — alles war das Werk von Sekunden — selbst eine der mitgeführten Äxte ergreifend, vorwärts an die Hinterthür des Hauses, sie mit furchtbaren Schlägen zertrümmernd. Nach wenigen Hieben wich die Thür krachend aus dem Schlosse. Wenn der Feind auch jetzt vollauf in seiner Front zu thun haben mochte, so war es doch gegen die Erwartung der Stürmenden, daß von drinnen nichts geschah, sie zu hindern.

Als der Eingang frei war und Heß auch jetzt noch niemand vor sich sah, schickte er einen Unteroffizier mit dem Befehl zurück, die Ausgänge und unteren Fenster des Hauses nicht aus dem Auge

zu lassen und drang mit vorgehaltenem Revolver mit den übrigen Leuten nach oben.

Da trat ihm schon auf der Treppe ein blasser, jugendlicher Offizier entgegen, seine Waffe darbietend und für sich und seine Leute Pardon begehrend, da er sich überzeugt hatte, daß Verteidigung wie Flucht nur noch den sicheren Untergang bedeutete. Heß überblickte die hinter ihrem Führer zusammengedrängte Schar, und als seine Frage, ob noch in anderen Teilen des Hauses Soldaten versteckt seien, verneint worden war, ließ er die Entwaffneten abführen. Er behielt aber noch eine Anzahl seiner Leute bei sich, um das Haus, das von seinen sonstigen Bewohnern verlassen schien, vom Boden zum Keller abzusuchen, denn er hatte den Verdacht, daß sich auch Zivilpersonen an dem Kampfe beteiligt hatten.

Auf dem Boden und im oberen Stockwerk befand sich niemand mehr; aus den Parterre-Fenstern waren sie nicht beschossen worden, auch war er schon durch die paar Zimmer auf der rechten Seite des Erdgeschosses hindurchgegangen, ohne etwas Verdächtiges zu finden. Sie machten den Eindruck, als ob sich die Bewohner beim Herannahen der deutschen Truppen in eiliger Flucht entfernt hätten. Es blieb also nur noch das Kellergeschoß zu durchsuchen.

Indem die Leute schon den erhaltenen Befehl ausführten, stieß er eine Thür zur Linken des Flurs auf und trat in eine Küche. Niemand hier! Von der Küche öffnete sich eine Thür nach einem Gange, der in eine Art Büffettraum mündete. Indem er diesen betrat, glaubte er ein Geräusch im Nebenzimmer zu hören. Schnell riß er die Thür auf. Alles leer. Er war in einer Gaststube von gediegener Einrichtung; das Haus gehörte offenbar einem Weingutsbesitzer oder Weinhändler. Alles deutete nicht nur auf behäbigen, sondern altüberkommenen Besitz. So führte auch von dem Gastzimmer, dessen Wände mit guten Bildern in dunklen Rahmen und altem Gerät geschmückt waren, eine Treppe mit geschnitztem eichenen Geländer direkt in den Oberstock. Unter der Treppe standen einige durcheinander geschobene Möbel, was dem Eintretenden auffiel, da sonst in dem Zimmer eine fast unberührte Ordnung war.

Er entfernte einen Tisch und zog gleich darauf eine zitternde Gestalt ans Licht, neben der eine Büchse lag.

Ein blutjunger Mensch stand vor ihm, fast noch ein Knabe, der auf den zornigen Anruf des deutschen Soldaten nur ein jammerndes und bittendes Stammeln hervorbrachte.

„Du sprichst deutsch und schießt auf Deutsche?" brüllte der Mann den Übelthäter an.

„Ich habe nicht geschossen, ich habe wahrhaftig nicht geschossen!" versicherte der Unglückliche.

Heß untersuchte die Büchse. Der Delinquent sprach die Wahrheit; kein Schuß war aus der Waffe abgegeben.

„Warum aber versteckst Du dich dann, und wie kommst Du zu der Büchse?"

„Der Vater hat sie mir in die Hand gedrückt," wimmerte der Knabe.

„Wo ist er, wo sind überhaupt die anderen, die die Soldaten unterstützt haben?"

„Es war nur der Vater und einer von unseren Küfern; die anderen wollten nicht und haben das Haus bei Zeiten verlassen."

„Warum gingst Du nicht mit ihnen?"

„Dann blieb ja Vater allein," entgegnete der Knabe.

Heß sah den Jungen an; er dauerte ihn, aber er fuhr hart fort: „Wo ist aber der Vater jetzt?"

„Als der Offizier sah", antwortete der Gefragte, „daß die Deutschen immer näher rückten, da hat er ihn fortgetrieben. Er kam auch noch mit dem Küfer zur Hinterthür hinaus, aber sie schossen schon hinter ihnen her; und als ich noch einen Augenblick zögerte, war's schon zu spät, die Deutschen kamen schon um das Haus herum. Da riß mich der Korporal, der uns hinausgelassen hatte, wieder zurück und schloß die Thür. Als er wieder zu den anderen hinaufstieg, habe ich mich, als die Kugeln in das Haus schlugen, in meiner Angst hier versteckt."

Die Zeit drängte. „Ich will Dir glauben," sagte der deutsche Soldat. Jetzt marsch, da wieder hinein!" Er schob den Jungen selbst in den Versteck, aus dem er ihn vorher hervorgezogen hatte. „Und nun halte Dich still, und rühr' Dich nicht, es könnte Dein Tod sein. Erst wenn Du merkst, daß draußen alles vorüber ist, darfst Du hervorkommen. Das Haus verlaß aber heute nicht mehr."

Er nahm die Büchse an sich und trat in demselben Augenblick durch die Küche auf den Flur, als seine Leute die Durchsuchung der Kellerräume beendet hatten.

„Wir haben nichts Verdächtiges mehr gefunden", meldete der Gefreite.

„Dann vorwärts!" befahl Heß, „es giebt heute noch mehr zu thun!"

Als die Bataillone sich zu weiterem Vormarsch auf die vom Feinde besetzten, jenseit der Stadt gelegenen Höhen sammelten, fehlte auch der zuletzt führende Offizier der Kompagnie. Er war in dem

Straßenkampf geblieben; Heß mußte die Führung der Kompagnie beim Sturm auf die Höhen jenseit der Sauer übernehmen. Aber trotz der Verluste gingen sie jetzt mit frischem Mute vor, denn unter dem grellen Ton der Sturmtrommeln rückten noch unversehrte Truppen in die Schlachtlinie ein; in der Nähe ihrer zusammengeschmolzenen Bataillone die Kolonnen des westfälischen Füsilierregiments Nr. 37 und des 3. niederschlesischen Regiments Nr. 50. — —

Das waren die Bilder, die vor der Seele des jungen Offiziers vorüberflogen. Die Züge aber des Knaben, den er in dem erstürmten Hause hervorgezogen, flossen in der Vorstellung des sich Erinnernden in eins zusammen mit den Zügen des jungen Touristen vor der Sennhütte der Afra. Aber noch anderes wollte sich wunderbar damit verknüpfen.

In der bis zur Schulterhöhe getäfelten Gaststube des eingenommenen Hauses hatte vor der Längswand ein schwerer Eichentisch mit den dazu gehörigen hochlehnigen Stühlen gestanden, die wohlgeordnet ihrer gewöhnlichen Abendgäste zu harren schienen. Über diesem Tisch, vom Paneel fast bis zur Höhe des Zimmers reichend, war ein Porträt, das, selbst in der Erregung der Stunde, in seiner Eigentümlichkeit sich dem Gedächtnis Heß' eingeprägt hatte. Ein alter Herr mit energischen Zügen, in der Tracht des letzten Viertels des vorigen Jahrhunderts stieg die Stufen eines Weinbergs hinab. Das Haupt war etwas seitlich gewendet, die freie Hand war halb erhoben, während die andere sich auf einen Stock mit silberner Krücke stützte. Er übersah den Segen, der ringsum gedieh, und freute sich seiner. Die Gestalt des den eigenen Grund beschreitenden und beherrschenden Mannes in einer längst vergangenen Tracht, der helle landschaftliche Hintergrund, den ein dunkler Rahmen begrenzte, alles war geeignet, selbst in einem kaum meßbaren Zeitraum vom Gedächtnis erfaßt zu werden.

Das Seltsame war nun, daß nicht nur eine Ähnlichkeit jenes Porträts mit dem Knaben, vielleicht dem Urenkel des Dargestellten, also auch mit dem Touristen von heute morgen, bestand, sondern noch anderes wurde durch diese Stunde heraufbeschworen, und der sich Erinnernde fühlte sich immer mehr wie von einem Traumleben umsponnen. Geliebte weibliche Züge, die ihn in diesen Tagen mehr denn je beschäftigten, vereinigten sich ebenfalls mit denen des alten Mannes und denen des Knaben, und Frau Dumont und ihre Tochter gesellte sich zu den beiden anderen wie Zugehörige derselben Familie.

So saß der junge Offizier am dunkelnden See, den Kopf in die Hand gestützt. Nichts regte sich mehr um ihn. Aber in ihm lebten die Gestalten der Vergangenheit, und obgleich sie ihn bedrängten und fast marterten in dieser märchenhaften Verknüpfung, vermochte er doch nicht, sie zu verscheuchen. Vielmehr hing sich sein Blick immer sehnsüchtiger an die einst so geliebten Wesen, und erst in später Stunde suchte er wie ein Trunkener sein Zimmer in der Post auf.

In den Wirtschaftsräumen war noch Bewegung, aber auf den Korridoren vor den Logirzimmern war es schon still. Heß nahm dem begleitenden Kellner die Kerze ab und betrat geräuschlos die Stube, deren Fenster weit geöffnet waren und die erquickende, über den See streichende Nachtluft hereinließen. Aber er begab sich noch nicht zur Ruhe. Er schloß den Koffer auf und entnahm ihm jenes Kästchen, das er mit so besonderer Sorgfalt bei der Abreise seinen sieben Sachen zugefügt hatte und das man, auch nach der Behutsamkeit, mit der er es jetzt zum Sofatisch trug, für den Bewahrer eines sehr wertvollen Gegenstandes halten mußte.

Vorsichtig hob er den Deckel ab, dann noch eine schützende Hülle von Watte, — und liebevoll und glücklich, als wenn er in ein lebendiges Antlitz sähe, betrachtete der reife Mann — ein Kinderspielzeug. Hin und her vor dem im Nachtwind flackernden Lichte bewegte er das Kästchen mit jenen Glaskugeln, die ihm einst Claire bei ihrer ersten Bekanntschaft in die Hände gedrückt. Er fühlte wohl das Thörichte seines Beginnens; denn er wendete einmal den Kopf zum Fenster und starrte dann an dem Licht vorbei in die Dunkelheit des Zimmers hinein, als ob er fürchtete, belauscht zu werden. Dann aber gab er sich von neuem der Betrachtung eines Schatzes hin, der ihn daran erinnerte, daß er einen Trost gefunden hatte in der Kümmernis seiner Kinderjahre, daß er geliebt worden war.

Ein übermütiger Schrei von ferner Bergeshöhe durchzitterte noch einmal die stille Nachtluft.

Heß hob den Kopf. Der Schrei kam aus einem gesunden, lebensfrohen Herzen. Heß wanderte eine Weile in Gedanken mit dem jungen Burschen, der wohl den Schrei ausgestoßen, über die mondbeschienene Halde. Ob der, der so jauchzen konnte, wohl sein Ziel kannte?

O nur einmal so aus ganzem Herzen froh sein können, — wie gesund, wie stark mußte das machen! Welche ungeahnte Lebenswonne mußte

das geben. — Solch ein Schrei! Welche Wogen erfüllten das Herz, das ihn hinausspringen ließ?

Mit beiden Händen ergriff er die Kugeln; es war, als wenn er sich in diesem Augenblick an etwas klammern müßte. Der Kopf stützte sich, nach hinten geworfen, gegen die Wand; die Hände, die die Kugeln krampfhaft umschlossen hielten, ruhten ausgestreckt auf dem Tisch. Es war eine aufs äußerste getriebene schmerzhafte Spannung in seinen Zügen.

Versuchte er in diesem Augenblick mit unnatürlich erregten und gesteigerten Seelenkräften den geheimnisvollen Schleier zu durchdringen, der ihm heißgeliebte Gestalten für immer entzogen hatte? — Wenn dem so war, mußte er große Pein erleiden, erschaute sein Auge unendlich Trauriges.

Denn in dem flackernden Schein des Lichtes, das in dem sich aufmachenden Nachtwinde hin und her fuhr, nahm das Gesicht mit den geschlossenen Augen einen immer bangeren, mehr und mehr verzweifelnden, schmerzvollen Ausdruck an, bis der Entrückte mit einem Seufzer auffuhr, in dem Zimmer umhersah, als wenn er sich auf sich selbst besinnen müßte; dann aber vorn übersank, als wollte er sein Antlitz in diesem unseligen Augenblick nicht einmal der Nacht zeigen. (Fortsetzung folgt.)

Das alte Spinett.

Es stand in der Rumpelkammer
Wohl viele Jahre lang;
Die Muhme erzählte mir gestern
Aus Tagen, da es noch klang.

Die Saiten waren gerissen —
So ward es weggeräumt.
Der, dem es einst geklungen,
Deß Traum ist ausgeträumt.

Der, dem es einst gehörte,
Ihm war es ein teures Gut.
Er ist ein Krüppel gewesen,
Mit einem Herzen voll Glut.

Und als er mit staunenden Augen
In die Wunder der Liebe geschaut,
Da hat er Schmerz und Wonne
Nur seinem Spinett vertraut. —

Und heute zog es mich wieder
Hinauf ins stille Gemach;
Es werden tote Gestalten
Und tote Träume wach.

Aus längst zerrissenen Saiten
Trifft weher Klang mein Ohr:
Die ungestillte Sehnsucht
Des Oheims tritt hervor. —

Die ungestillte Sehnsucht!
Mir ist, als ob sich die Hand
Des Oheims in meine legte,
Den ich doch nie gekannt;

Von dem ich bis vor Tagen,
Den Namen nur gewußt!
Ob unsre Seelen sich grüßen
In der gleichen unseligen Lust?

Rosa Rübsaamen.

Wo ich meine Hütte baue.

Wo ich meine Hütte baue
Muß der weiße Flieder blühen,
Müssen in dem schmucken Garten
Purpurrote Rosen glühen,
Soll des Bächleins Silberwelle
Plaudernd mir vorüberrauschen,
Will ich mit den lichten Sternen
In den weiten Himmelsfernen
Meiner Sehnsucht Grüße tauschen.

Wo ich meine Hütte baue
Muß ein stiller Friede wohnen,
Muß in meinem kleinen Reiche
Eine liebe Fürstin thronen,
Daß mein Pfad nicht einsam bleibe,
Daß die weichen Frauenhände
Pflegen meines Gärtleins Blüten,
Meines Herdes Feuer hüten,
Wenn dereinst mein Weg zu Ende.

Wo ich meine Hütte baue
Mag ich ohne Dich nicht schalten,
Muß der Stern von Deiner Liebe
Über unserm Hause walten.
Müssen, schwebt die Nacht hernieder,
Uns die Stätte zu bereiten,
Wenn die meinen nicht mehr taugen,
Deine dunklen Märchenaugen
Uns zu Gottes Thür geleiten.

Hugo Münkel.



Den Bühnen gegenüber Manuskript.

Der Herzog.

Schauspiel in fünf Aufzügen von Adolf Wilbrandt.

(Fortsetzung.)

Dritter Aufzug.

Garten am Schloß des Landgrafen Bernhard. Rechts ein Hauptteil des Schlosses, mit großer Pforte; hinten ein in den Garten hineingebauter Flügel, der aber mit dem Hauptteil zusammenhängt. Dieser Flügel endigt in einem ebenerdigen, zierlichen Gartensaal, aus dem eine kleine Thür in den Garten führt. Links ein kleiner freistehender Schuppen, ohne sichtbaren Eingang. Mitten auf der Bühne eine mächtige alte Linde mit hoher Krone; vor ihr ein mit Pflanzen und Blumen geschmücktes Goldfischbecken, an dem auf drei Seiten Schemel und Sessel stehen.

Elisabeth kniet am Becken und schaut hinein, sodaß ihr die langen Haare ins Gesicht hängen. Die **Landgräfin Anna** kommt aus dem Gartensaal; lächelt, tritt leise hinter Elisabeth.

Anna. Beschaust Du Dich im Wasserspiegel? weiblicher Narziß?

Elisabeth. O nein. Das war in alten Zeiten, daß ich so eitel war. Ich sah nur den Goldfischen zu.

Anna. Seit wann sind denn die neuen Zeiten?

Elisabeth. Da ist einer, der hat wenig Gold, sieht etwas ruppig aus; nach dem schnappen und stoßen die andern; Du armer Fisch Du. Standeshochmut überall!

Anna (träumerisch). Ja, so ist die Welt.

Elisabeth. Wo kam sie denn auf einmal her, die Frau Mutter?

Anna. Aus meinem Gartensaal. Soll ja nach Meister Theophrastus' Verordnung immer in den Garten hinaus, um recht zu gesunden.

Elisabeth. Und Du blühst auch auf, Mutter.

Anna. Ich mein's selbst. Ich fühl's.

Elisabeth (steht auf). Ja, ja, der große Meister! Theophrastus der Zauberer!

Anna (blickt Elisabeth forschend an). Kind, mit was für leuchtenden Augen Du das sagst.

Elisabeth. Ich freu' mich für Dich, die schöne junge Mutter. Wenn's doch wahr ist, daß Du wieder rosig wirst — wie die Julirosen da — seit der Meister hier ist.

Anna. Hast ihn gern?

Elisabeth. Darum — o ja!

Anna. Und sonst? — Laß mich einmal hören.

Elisabeth. Ja, was willst Du denn hören? (Harmlos auflachend.) Heiraten soll ich ihn ja nicht!

Anna (lacht auch, gezwungener). Meines Wissens nicht. — — Ich meine nur. — Wie er zu Dir ist.

Elisabeth. Wie er zu mir ist? — Er sagt grausam gelehrte, hohe Sachen, und dann wieder so plötzliche Schnurren, daß man lachen muß.

Anna. Weiter nichts?

Elisabeth (unschuldig verwundert). Was noch?

Anna (erleichtert). Ich dachte — er wollte Dich etwas lateinisch lehren.

Elisabeth. Nein. (Lächelnd.) Brauch's auch nicht!

Anna. Das mein' ich auch. Aber Dein Vater dachte —

(**Robert** kommt von rechts, aus dem Schloß; er ist höchst ärmlich — wenn auch nicht zerlumpt — gekleidet, trägt einen falschen, vollen, rötlichen Bart und falsches, verwildertes Haupthaar von derselben Farbe, dazu stark gewölbte und zusammengewachsene Brauen. Aus seinem Gewand schaut vorn eine Flöte heraus; in der Hand hat er einen Wasserkrug.)

Elisabeth. Da kommt Mutus.

Anna. Wie leise er immer geht; ich hatt' ihn nicht gehört.

Elisabeth. So bescheiden; der arme Schelm. — Hast Dir das Wasser zum Nachtmahl geholt?

(Robert nickt; geht hinter dem Schuppen ab.)

Anna. Ja, „der arme Schelm"; ich hab' auch viel Mitleid mit ihm. Aber ich muß Dir doch sagen, Kind: seit ich auf des Meisters Verordnung (nach hinten deutend) in dem Gartenflügel wohne, weil da die bessere Luft ist, seitdem stört mich's oft, daß Euer Narr, der Mutus, so viel hier vorbei und zu seinem Schuppen geht. Christentum — ja freilich. Dein Vater hat recht; hat immer recht. Mit so 'nem armen Narren hat man ja Erbarmen. Aber ich wollt', er hätt' ein schönes Schloß im Gebirg' und ich hätt' den Garten allein!

Elisabeth. Er hat aber keins. — — Manchmal geht er aber so vornehm daher, der wunderliche arme Kerl, als könnt' er eins haben, oder hätt' eins gehabt. — Mich wundert nur zuweilen, daß er so gut hört. Ich dacht' immer, die Stummen sind taub.

Anna. Wenn er vielleicht durch irgend ein Unglück erst stumm **geworden** ist. — Da kommt er schon wieder!

(**Robert** kommt von links, hinter dem Schuppen, ohne den Wasserkrug.)

Elisabeth. Will sich wohl noch sein Nachtmahl holen. — Mutus! (Er bleibt stehen. Elisabeth, mutwillig, aber herzlich lächelnd.) Hofnarr Mutus, sag. Warst wohl nicht immer stumm? (Er schüttelt den Kopf.) Es ist so gekommen? Plötzlich? Durch ein Schicksal? (Er nickt.) Dann könnt' Dir die Sprache ja noch wiederkommen. Hoffst Du das? (Er blickt nach oben, ausdrucksvoll.) Schau,

Mutter, wie gut hat er das gesagt. „Wie Gott will!" — Hast Du das gemeint, Mutus? „Wie Gott will?" (Er nickt. Dann geht er weiter, rechts ins Schloß. Elisabeth sieht ihm nach.)

Anna. Ein paar merkwürdige Augen hat der Bursch in seinem armen Kopf.

Elisabeth. O, er ist nicht dumm! — Er kann's nur nicht sagen. Es fliegt aber zuweilen so was Nachdenkliches wie ein Blitz über sein Gesicht. Und dann — (**Theophrastus** kommt von links, vor dem Schuppen.)

Anna. Meister Theophrastus! — Ich dachte, Ihr wär't hoch oben im Wald.

Theophrastus. Da war ich auch, allerbeste Herrin; hab' seltene Schmetterlinge gefangen und Hochsommerpflanzen gepflückt. Dann zog mich's aber mit Gewalt nach Haus, und aus Wald und Feld durch den Garten zurück. (Zu Elisabeth.) Wollt Ihr die Schmetterlinge? (Zieht eine kleine Flasche hervor.)

Elisabeth. O ich dank' Euch, Meister. — Die will ich gleich zu den andern thun. (Geht nach rechts ins Haus. An der Thür begegnet ihr **Robert**, der mit einem bedeckten Teller zurückkommt.)

Theophrastus. Wie freundlich, daß die Knospe geht. Da kann ich der Rose sagen —

Anna (leise). Still! — Der Narr. (Robert geht nach links ab, diesmal vor dem Schuppen.)

Theophrastus (als Robert fort ist). Ein etwas beschwerlicher Narr: so beschwerlich, wie er salzlos und sprachlos ist. Dazu ist er stolz: ich bot ihm neulich aus Mitleid ein Goldstück, er nahm's nicht. — Wie kam er denn eigentlich in des Landgrafen Schloß?

Anna. Der Landgraf, wißt Ihr, ist heilig gut. Eines Abends — genau vor fünf Wochen: denn es war einen Tag, eh' Ihr kamt — da schlendern wir heim; am Schloßthor draußen steht dieser Bursch mit den wilden Brauen, spielt auf seiner Flöte, ungefähr wie der Rattenfänger von Hameln: denn ein Knäuel von Kindern steht um ihn her. Wir steh'n auch, hören zu; er spielte so wunderlich. Wir wollen mit ihm reden, er kann nicht; er macht nur Gesichter und schwenkt seinen Hut dazu. Da ruft endlich unser siebzehnjähriger Hurlebusch, die Elisabeth, und lacht: „Der soll unser Hofnarr sein!" Und der Landgraf lacht auch; und kurz, er nimmt ihn mit ins Schloß, giebt ihm den Namen Mutus, weil er stumm ist — und so ist er nun hier! — Gut und harmlos ist er —

Theophrastus. Ich seh' ihn so oft hinter diesen Schuppen geh'n.

Anna. Das ist sein Palast! — Im Ernst. Da wohnen Elisabeths Kaninchen und er. Der Landgraf ließ ihm eine Kammer anweisen und ein Bett darin; er wehrte sich aber wie ein Narr und ging nicht hinein. Als er diesen Schuppen gefunden hatte, nahm er einen Winkel wie ein Waffenknecht im Sturm, machte sich drin ein Lager zurecht; da schläft er nun, nicht viel besser als ein Hund. So ist auch sein Essen. Je schlechter, desto besser. Ich hab' nie so 'nen Menschen geseh'n. Man muß lachen, und er geht einem doch ins Herz.

Theophrastus. Für den habt Ihr Herz. — Ich will wieder fort!

Anna. Wohin?

Theophrastus. Dahin zurück, von wo ich gekommen bin.

Anna. Was sagtet Ihr mir denn neulich? „Seit mein verwehter, verschollener Wildling, mein geliebter Herzog fort war, lag ich da wie im Grab!"

Theophrastus. Ich will zum Kaiser, meinem alten Herrn.

Anna. Zu dem verträumten Sterngucker und Goldmacher?

Theophrastus. Er strebt doch nach der Wissenschaft. Ich will ihn die wahre, die echte lehren.

Anna. Den Kaiser ohne Land, ohne Geld?

Theophrastus. Geld erwarb ich mir selber genug; (stolz) von ihm brauch' ich keins.

Anna (nach kurzem Schweigen). Warum wollt Ihr fort?

Theophrastus. Weil — Ihr nicht gut seid.

Anna. Ich bin eine gute Frau.

Theophrastus. Mir seid Ihr nicht gut.

Anna. Doch; ich bin Euch sehr gut. Nur zu gut vielleicht.

Theophrastus. Aber zu mir seid Ihr nicht sehr gut.

Anna. Meister Theophrastus! —

Theophrastus. Meine süße, grausame Herrin?

Anna (nicht unsanft). Werdet nicht unverschämt.

Theophrastus. Ich war immer unverschämt, seit ich mich kennen lernte. Hab' mir immer gesagt: „Gott hat dir dein Licht nicht gegeben, damit du es unter den Scheffel stellst."

Anna. Nein, daß thut Ihr wahrlich nicht.

Theophrastus. Ich bin das erste Licht der gelehrten Christenheit. Warum soll ich nicht auf einem landgräflichen Leuchter brennen? Ist der Leuchter zu stolz dazu?

Anna. Ich fürchte, Ihr seid ein kaltes Licht.

Theophrastus. O Ihr wißt, daß ich das nicht bin. Ihr wißt, daß ich mich verbrenne und verzehre; daß ich Euch von Herzen und mit Schmerzen liebe; daß ich nicht ohne Euch leben kann.

Anna. Ihr wollt ja fort.

Theophrastus. Weil Ihr mich quält, ohne Euch meiner jemals zu erbarmen.

Anna (seufzt). Ich will Euch nicht verlieren. — Was soll ich denn thun?

Theophrastus. Nur einmal ein einzig Stündlein laßt mich so recht in Gottes Stille mit Euch reden, so recht weltvergessen allein!

Anna. Ihr wißt, das kann ich bei Tage nicht.

Theophrastus. Ich fürcht' mich auch nicht vor der Nacht.

Anna. Seid Ihr närrisch? Ihr sprecht so laut. Wenn der Narr hinter dem Schuppen stände.

Theophrastus. So will ich's leise wie das Summen einer Fliege sagen: ich fürcht' mich auch nicht —

Anna. Theophrastus! Vergeßt Ihr, wer und was ich bin?

Theophrastus. Eure landgräfliche Ehre soll mir heilig sein.

Anna. Wer Euch trauen könnte.

Theophrastus. Versucht's! O versucht's! (Nach hinten deutend.) Ihr habt da dieses Gartenzimmer; zu dem führt diese Gartenthür. Dahin könntet Ihr nach dem Nachtmahl, wenn's still ist, aus Eurer Kemenate geh'n; ohne Licht; der Mond wird scheinen. Dann könntet Ihr diese Gartenthür aufschließen: für den verschwiegensten, ehrerbietigsten, hingegebensten Mann.

Anna. Auch besonnensten? bescheidensten?

Theophrastus. Man heißt mich den „weisen Theophrastus". — Süße Herrin! Wollt Ihr? Heut?

Anna (nicht zögernd). Theophrastus! Was habt Ihr aus mir gemacht!

Theophrastus. Ich hab' hinter Eurer schönen jungen Stirn ein Licht angezündet —

Anna. Und ein Feuer in meiner Brust. Ich lebte so im Traum dahin —

(Robert kommt von links, vor dem Schuppen, wie in stillem Träumen.)

Theophrastus (unmutig, leise). Wieder dieser Schleicher!

Anna (leise). Um Gott —! — Hätt' er etwas gehört?

Theophrastus (leise). Ich denke nicht.

Anna. Mutus! (Robert, vorübergegangen, kommt zurück.) Hatt'st Du nicht gehört, wie ich vorhin Deinen Namen rief? (Er schüttelt den Kopf). Hast Du mich überhaupt gar nicht reden gehört? (Er verneint wieder.) Was ich Dir noch sagen wollt': schleich' hier nicht so viel herum; sonst schickt man dich fort! ganz fort!

(Der **Landgraf** kommt von rechts aus dem Schloß, mit **Elisabeth**, die sich zärtlich in seinen Arm gehängt hat; stumme Begrüßungen.)

Elisabeth (zum Vater). Da ist er; ich will's ihm gleich sagen. — Mutus! Ich hab' einen Beschluß gefaßt. Hör zu! (Sie legt die Hände auf den Rücken und schaut ihn drollig wichtig an.)

Anna. Nun, so sag's doch; er hört ja.

Elisabeth. Weil Du so ein braver Bursch bist, Mutus, will ich Dich nun ehren und Dir etwas anvertrauen. Du sollst meine Kaninchen in dem Stall da pflegen, oder mir sie pflegen helfen; meine vier Lieblinge. Dornröschen, Rotkäppchen, Aschenputtel; das weiße heißt Schneewittchen. Hast Du auch die weißen am liebsten, Mutus? (Er lächelt, nickt.) Die roten Ohren — wenn die Sonne durchscheint — die sind so lieb. — Willst Du sie recht liebreich pflegen? (Er nickt und verneigt sich.) Wie drollig vornehm er sich verneigt!

Landgraf (hat sich unterdessen auf einen Sessel rechts vom Goldfischbecken gesetzt; Anna und Theophrastus setzen sich rückwärts, auch am Beckenrand). Komm, Du Kaninchenmutter, setz' Dich her zu mir. Es sitzt sich an dem kleinen Wasser so gut, wenn der Tag verdämmert.

Elisabeth. O, ein goldiger Abend das! (Setzt sich neben ihn.)

Landgraf. Die arme Herzogin Christine! Die sitzt nicht so gut. (Robert, der eben vor dem Schuppen abgehen wollte, bleibt aufhorchend stehen.) Der alte Rat Gebhard hat mir eben einen Brief geschickt, da geht's närrisch zu! Der junge Herzog ist und bleibt verschollen; man hat ihn an vielen Orten gesucht; hat all's nichts genützt. Obwohl er in diesen Tagen mündig worden ist —

Anna. Mündig?

Landgraf. Gebhard schreibt's. Aber ob er noch lebt oder todt ist — keine Spur, kein Zeichen!

Elisabeth. Ich hab' schon zuweilen gedacht, als wir dort waren: der wird einmal toll!

Landgraf. Die Herzogin will ins Kloster geh'n. Graf Philipp, fürchten sie, will das Regiment behalten (zuckende Bewegung Roberts); will den Junker für todt — — Was ist dem Mutus? — Du noch da? (Robert macht, mit ruhiger Miene, eine gewollt eckige, abbittende Verbeugung. Der Landgraf, gutmütig lächelnd.) Du Kaninchenwärter und Flötenspieler, was geh'n Dich Herzog und Herzogin an?

Elisabeth. Vielleicht war er auch einmal dort. (Es dunkelt langsam; der unsichtbare Mond beginnt zu wirken.) Da kommt schon der Mond! — Da der Flötenspieler noch hier ist, Vater, könnten wir das machen, was wir neulich wollten: wir reden unser Hin und Her, und er spielt dazu.

Anna. Kind, das kann er nicht.

Elisabeth. Kannst Du's? (Robert nickt.) Er sagt Ja. — So nimm Deinen Blasebalg. — Vater, fang' nur an!

Landgraf (nach einem kurzen Vorspiel Roberts auf der Flöte).

Wollt' Gott, du wärst mein!
So mußt Du mir von Haberstroh
Wohl spinnen braune Seiden,
So mußt Du mir von Eichenlaub
Zwei Purpurkleider schneiden.

(Robert begleitet mit der Flöte bescheiden und schlicht, aber stimmungsvoll.)

Elisabeth.

Und soll ich denn von Eichenlaub
Zwei Purpurkleider schneiden,
So mußt Du mir die Schere holen
Zu Köllen an dem Rhein.

Landgraf.

Und soll ich Dir die Schere holen
Zu Köllen an dem Rhein,
So mußt Du mir die Sterne zählen,
Die an dem Himmel scheinen.

Elisabeth.

Und soll ich Dir die Sterne zählen,
Die an dem Himmel scheinen,

So mußt Du mir eine Leiter bauen,
Daß ich darauf könnt' steigen!

Theophrastus. Das hat er gut gemacht, der Musikant; besser, als ich dachte.

Anna. Wie artig er nun lächelt.

Elisabeth. Und wie bescheiden dabei.

Landgraf. Dafür soll er sitzen; (lächelnd) dem Künstler, was ihm gebührt! Setz Dich auf den Schemel da. (Robert sträubt sich.) Der Landgraf befiehlt! (Robert setzt sich links vom Becken, auf einen niedrigen Schemel.) Nun sieht man doch auch einmal, daß er sitzen kann.

Theophrastus. Fast mit einer Art von Würde thut er's.

Elisabeth (sitzt vorgebeugt, die Ellbogen aufgestemmt, das Kinn in die Hände gestützt, über das Becken hinweg Robert gedankenvoll anschauend). Und überhaupt! — Von dem lern' ich viel.

Landgraf (herzlich lächelnd). Was lernst Du denn?

Elisabeth. Viel! — Alle Eitelkeiten verachten, Vater. Schau' ihn Dir doch an. Wie der lebt. Kein Sichschönmachen, kein Firlefanz — aber immer sauber — nur die Haare ein bischen toll. (Robert fährt sich mit der Hand zum Haar; läßt sie aber wieder sinken. Sie lachen.) Dann — seine Genügsamkeit! Er hat so wenig, er braucht so wenig; aber immer zufrieden, Vater! in all seinem stillen Ernst eigentlich vergnügt! (Robert lächelt wieder; sein Gesicht wird aber schnell wieder ruhig.)

Landgraf. Ja, ja, — Wer keine Sorgen hat. Der da hat keine Sorgen. Dagegen so eine arme Herzogin ... Die will mir nicht aus dem Kopf. Was wird aus diesem Herzogtum? — Hätten wir einen Kaiser, der da Ordnung macht, hätten wir ein Reich, das sich helfen kann; aber wie sieht's aus? Alle Fugen krachen. Jeder lebt für sich und sein eignes Haus. Fremde Sitt' und Art nachäffen und den alten deutschen Adlersinn vergessen; wilder Eifer gegen den Nächsten, und schimmelige Faulheit, wo fürs Gemeinwohl zu schaffen ist: das sind unsere Zeiten! (Robert hört in wachsender Bewegung zu.)

Theophrastus. Leider! Es ist nun so.

Landgraf. Es muß nicht so sein! Ich schelt' meine Genossen, die Fürsten: sie haben vielleicht die meiste Schuld. Wer herrschen will, muß auch dienen können; zuerst dem Reich, dem er Ehrfurcht und Liebe schuldig ist, als wär's seine Mutter; und dann seinem Land! Das war vor ihm da und soll nach ihm sein. Das soll durch sein Leben gedeihen und soll weinen um seinen Tod. In des Fürsten Herzen muß sein Land so heimlich und so heilig liegen, wie die Welt in Gottes Schoß. Dann kann er einst auf seinem Sterbekissen sagen: ich hab' wie ein Fürst gelebt! (Robert hat in seiner zustimmenden Erregung die Fäuste geballt, genickt, fährt jetzt in die Höhe.) Nu, nu! — Was hast? — Was fällt den wieder an?

Elisabeth. Er schnellte förmlich vom Schemel empor, als hätt' man ihn von einer Armbrust abgeschossen.

Landgraf. Was war Dir?

Elisabeth. Er kann's ja nicht sagen.

Theophrastus. Vielleicht macht ihn der Mond etwas toll. Man hat solche Käuze.

Anna (steht auf.) Es wär' wohl Nachtmachens Zeit.

Landgraf (steht auf). Hast recht. Noch 'nen kleinen Imbiß als letztes Mahl — das ist für den Schlaf gesund — und dann bald ins Bett! — Hofmusikus, gute Nacht!

(Robert verneigt sich. Elisabeth nickt ihm freundlich zu. Alle außer ihm rechts ab ins Schloß.)

(Fortsetzung folgt.)

Herbstnacht.

Es faßt der Sturm
An Fenster und Thür —
Wie kommst Du Wurm
Von Mensch Dir für —?

Seine Lungen hauchen
Vergänglichkeit,
Seine Lippen fauchen:
Ich bin die Zeit.

Sein wirbelnder Besen
Fegt geschwind —
Wir sind gewesen
Wie Laub im Wind.

Christian Morgenstern.

Katzenfleisch.

Es ist gesorgt in London für die Katzen,
Denn Geld hat London, London hat auch Herz.
Alltäglich sendet durch die Weit' und Breite
Es Boten aus, die tragen aufgespießt
An langen Stöcken Fleisch. Auf ihren Ruf
Von allen Seiten kommen sie herbei,
Die lieben Tiere — Gott sei Lob und Dank!
In London leidet keine Katze Mangel.

Ein Knabe, fast noch Kind, schleppt sich heran,
Um seine Glieder schlottern schmutz'ge Lumpen,
Aus seinen Augen schreit die tiefste Not,
Die Hände streckt voll Gier er nach dem Brocken,
Der vor zwei wohlgenährte träge Tiere
Soeben klatschend hin zur Erde fiel.
Der Mann stößt ihn hinweg: „'s ist Katzenfleisch
Und nicht für Dich, Du Tagedieb, Du Strolch!"

Nun — und? Ach, kaum ist es der Rede wert:
Noch Einer, der in London Hungers starb.
Doch Gott sei Dank, die Katzen können leben.

F. Ottmer.

Buchenwald im Spätherbst.

Goldne Flammen sah ich heut. Sie brannten all' im Walde
Trotz des Allerseelentags, trotz Spätherbst auf der Halde.

In dem Buchwald war's, der sommerlang mir grünte,
Dessen Heiltum mich so oft entsühnte.
Heute waren lauter Opferflammen drin entfacht
Und wie rotes Gold erglühte stumm die Pracht.
Alle Sonne, die der Sommer eingesogen,
Ach die Sonne, die da draußen fortgezogen,
Hier im innren Walde war ihr Widerschein zu schauen,
Zu verspüren ganz versöhnter Ruhe heil'ges Grauen.

Jedes goldgefärbte Blatt ausatmete Verklärung
— Und die Hände hob ich nach Gewährung
Eignen Friedens, innrer Klarheit,
Nach dem Golde ew'ger Wahrheit . . .

Dann werd' ich im Spätherbst eignen Lebens,
Kraft der ew'gen Sonne, die des Strebens
Zug und Ziel und Seele mir gewesen,
Ganz zur Seligkeit genesen —
Und die toten Tage leben auch zusammen
Leuchtend auf zu Opferflammen.

Karl Ernst Knodt.

In der Kirche.

Eintraten wir in eine Kirche. —
Kein Mensch beschritt mit uns die dunkle Schwelle,
Die eig'ne Stimme nur erzitterte
Im stillen Weben dieser Dämmerhelle . . .

Zu Häupten uns die Engeldecke
Schien sich — dem Abendhimmel gleich — zu neigen;
Gedämpfte Lichter streiften Stühl' und Wände,
Und überall ein Ton von tiefstem Schweigen . . .

Ein Sonnenstrahl dringt durch die Scheiben. —
Und von dem lichten Spiel der Farbenwogen
Kehrt sich der Blick zum reichen Säulenkranze
Und sinkt hinab ins düstre Grau der Bogen . . .

In dieser Schattenwelt wir beide! —
Sag', tönen da nicht wundersame Glocken?
Hörst Du nicht leise, gnadenreiche Worte,
Die Dich zur Andacht auf die Kniee locken?

Mich faßt ein tiefer Ahnungsschauer,
Als wär' uns das Erlösungswort gefunden,
Als schweb' es glückverheißend durch die Halle:
„Geht hin in Frieden — Ihr habt überwunden!"

Erna Ludwig.

Herbstabendgang.

Bald endet nun die Sonntagsfeier,
Komm noch aufs Feld, vielteure Frau,
Schon webt die Dämmrung ihre Schleier
Weit durch die abendstille Au.

Im Garten wogt ein letztes Düften
Von Astern matt und sonderbar,
Und lärmend fliegt in hohen Lüften
Aufs Moor hinaus die Wildgansschar.

Durch kahle Linden geht ein Säuseln,
Und doch erregt der Südwind kaum
Auf dunkler Stromflut leichtes Kräuseln,
Die sanft dahintreibt wie im Traum.

Mit schlaffen Segeln gleitet leise
Ein Schiff hinab den breiten Strom,
Und schwach erhellt nur seine Reise
Die Sternenpracht am Himmelsdom.

Und durch das tiefe Abendschweigen
Tönt weit ins Land des Meeres Braus;
Von drüben klingen schrille Geigen,
Man spielt zum Tanz im Schifferhaus . . .

Es rauscht so eigen uns zu Füßen
Das braune welkgerollte Laub.
Siehst Du Frau Wehmut sinnend grüßen?
Grau lugt ihr Antlitz aus dem Staub . . .

Max Kiesewetter.

Der Nachbar.

Eng war das Zimmer; und ich war so krank!
Ich war so müd' und matt und ganz allein!
Und traurig war es mir um's Herz. Ach Gott,
Allein! Wie sollte es auch anders sein!

Ins Zimmer drang zu mir Gesang, Geschrei;
Mein Nachbar nebenan war gar so froh;

Was ging es ihn auch an, daß ich schon lang
Mich bang und fiebernd wälzte auf dem Stroh?

Im Herzen kocht der Ingrimm bebend auf . . .
Schon fahr' ich fluchend auf . . . Dann aber: „Nein!"
Sag' ich mir still, „Warst Du ‚der Nachbar' nie?" . .
Ach Gott, wie sollte es auch anders sein?

Rudolf Stern.





Die chinesische Lyrik.

Eine Studie von Otto Hauser.

V.

Zugleich beginnt in der Litteratur eine Reaktion gegen den künstlichen und süßlichen Epigonenstil. Klare Diktion und Nüchternheit treten an seine Stelle. Auch dieser Phase der chinesischen Poesie entspricht eine gleiche im Abendland: man denke an Boileau, dessen Art poétique 1673 erschien und den Anfang der Aufklärungsepoche in der Litteratur bezeichnet.

Wie im damaligen Europa haben die Fürsten selbst den Ehrgeiz, große Verseschmiede vor dem Herrn zu sein. Kang Hi's Dichterruhm ward weit überflügelt von dem Kien-Lung's, den seine Zeitgenossen als größten Poeten Chinas feierten.

Kien-Lung hinterließ über 170 Bände Gedichte. Ihrer eines, die langatmige Beschreibung der alten Mandschu-Residenz Mukden, die berühmteste aller Städtelobpreisungen, ließ er, in chinesischer und mandschuischer*) Fassung, in 32 verschiedenen Schrifttypen drucken; ein anderes, die Ode an den Thee, auf die Theetassen seiner Porzellanfabrik vielhundertfältig pinseln. Diese Ode beginnt:

Trefflich ist der Pfirsich, den ich esse,
Schön die Pflaumenblüte, die ich seh,
Und der Tannenzapfen duftet lieblich —
Schmeckte, sah und roch man Feinres je?
Währenddessen füll' ich in das Becken
Überm Feuer halbgeschmolznen Schnee,
Koch' das Wasser, bis ich Fische drinnen
Blau und Krebse rot gesotten späh',
Gieß' es über die gerollten Blätter
Dampfend in die Tasse von Yué
Und, der fünf Beschwerden ledig, schlürf' ich
Sorglos und zufrieden meinen Thee . . .

Die zweite, „trockenere" Hälfte dieses Poems bleibe unübersetzt.

Auch von der jetzt in Europa allgenannten Kaiserin-Regentin ist es bekannt, daß sie neben der Malerei auch die Dichtkunst pflegt. Sie präsentierte einmal der Akademie des „Pinselwaldes" nicht weniger als 600 eigene Gedichte; auch sollen manche ihrer Zerwürfnisse mit kaiserlichen Prinzen auf ihre Reizbarkeit als Dichterin zurückgehen.

Während der Regierung Kien-Lung's lebte Yuan-Tse-Tsai, der letzte chinesische Lyriker von allseits anerkanntem Ruhm. Er zeichnete sich früh als Versifikator aus, ward deshalb dem Kaiser empfohlen und besuchte, nachdem er Doktor geworden, die Akademie des „Pinselwaldes"; aber die Mandschu-Sprache machte ihm zu große Schwierigkeiten, er entsagte dem Gelehrtenstand und ward Beamter. Mit vierzig Jahren nahm er seinen Abschied und war fortan ganz Litterat und Gartenkünstler. Sein Park war eine Art Académie littéraire; im Bambusschatten wurden da die neuesten Verse vorgelesen und guter Wein getrunken, wie in dem ebenso berühmten Parke Pe-Lo-Thien's. 1797 starb Yuan-Tse-Tsai, ein Jahr nach der freiwilligen Abdankung seines Gönners Kien-Lung, der ihn noch zwei Jahre überlebte. Auf diesen Regierungswechsel bezieht sich folgendes Gedicht, das er an seinem einundachtzigsten Geburtstage schrieb und das ein Rückblick auf sein ganzes Leben ist:

Zu den achtzig Jahren kommt nun gar
Noch des neuen Kaisers erstes Jahr;
So erlebt' ich vier Beherrscher schon,
Und ich saß beim Mahl der Greisenschar.*)
Pflaumenblüten grüßen heut am Thor
Den, der Glückwunsch bringt dem Alten dar.
Leinöl gießt mein Weib ins Becken selbst,
Färbt sich, eitel noch, ihr weißes Haar.
Sechzig Jahre meines Lebenslaufs
Dünken heut mich wieder nah und klar:
Doktor ward ich, ging zehntausend Li,
In der Hand die Peitsche, manches Jahr.
Dies Erinnern kommt und schwindet hin,
Wie ein Traum vergeht, was einstens war,
Und nach meiner Zukunft kann ich nur
Fragen diesen Reif auf meinem Haar.

Bezeichnend für den in China schon lange herrschenden religiösen Indifferentismus ist Yuan Tse Tsai's Bekenntnis:

Nur belächeln kann ich, daß die Menge
Zu den Göttern betet und zum Fo,

*) Kenner frühmagyarischer Dichtung mache ich darauf aufmerksam, daß diese mandschuische Fassung in Strophen zu vier Langzeilen, die durch je einen Reim verbunden sind, verfaßt ist, charakteristischen Strophen, die auch jener eignen. So verbindet die beiden urverwandten Völker die gleiche metrische Form, wie in ähnlicher Weise der Quinar der südslavischen Volksgesänge auf die avestische Spentamannuzeile zurückgeht.

*) „Das Mahl der tausend Greise" ist eine ähnliche das Alter ehrende Einrichtung wie die Fußwaschung in der Wiener Hofburg.

Müde wird der Leib vom steten Fasten
Und der Geist von all dem ebenso.
Trug ist alles. Wer vermag zu haschen
Eines Windes Schatten irgendwo?
Giebt es Götter, nun, sie mögen kommen!
Selbst der Menge folg' ich glaubensfroh!

Daß Yuan-Tse-Tsai einer der liebenswürdigsten chinesischen Dichter ist, werden schon diese zwei kurzen Gedichte beweisen:

Die kalte Nacht.

Daß es Schlafenszeit, vergaß ich über meinem Buch;
Meine Kissen sind verduftet und die Nacht ist kalt.
Zürnend kommt mein Liebchen, nimmt die Lampe gleich mir weg,
Fragt mich: „Weißt du, Böser, daß die Nacht zu Ende bald?"

A-Leang, mein totes Töchterchen.

1.

Wenn der Morgen kam, was that die Kleine?
Nahm den Pinsel, malte, wie nur eine.
Wenn der Abend kam, was that sie dann?
Kleider schnitt sie aus Papier, gar feine.
Trefflich paßten sie der schönen Puppe,
Nein, so prächtig standen ihr noch keine!

2.

Vater ordnet' einst sein Arbeitszimmer,
Um die Ordnung stand es nun noch schlimmer,
Und da kam sie. „Vater," sprach sie lächelnd,
„Schöner ist es heut bei Dir, als immer."
Setzte gleich sich zu den Siebensachen
Und um mich war eitel Sonnenschimmer.

Die Schalkhaftigkeit dieser Gedichte erinnert an manche des Schi-King. Und noch ein neuerer Dichter, Li-Yi-Tsing, der in der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts lebte, schrieb Verse voll natürlicher Naivität. Er ist, wie Thomas Hood seines „Liedes vom Hemde" wegen, berühmt als Dichter des Liedes von der Thee-Ernte. Ein Landmädchen schildert alle ihre Empfindungen beim Theepflücken, freilich in dreißig Strophen, so daß ich mir versagen muß, das ganze Gedicht anzuführen; einige Strophen müssen genügen:

Wie mein Thee, so duftet nicht einmal die Akelei,
Sicher heißt's in Wu-Yuen, daß er der beste sei.
Sind gepflückt die Knöspchen alle, sprossen neue vor,
Und die dritte, letzte Ernte ist mit heut vorbei.

O wie mühevoll das Pflücken, o wie schwer es war!
Kalt sind meine Perlenfinger, wirr mein lockig Haar.
Und nur eines wünsch' ich: besser, schöner sei mein Thee
Als die „Sperlingszunge", als der „Drachenball" sogar.

Lange Wochen gab es keine Rast von früh bis spät.
Ist's ein Wunder, daß die Schönheit, ach, so schnell vergeht,
Wenn man pflückt von früh bis Abend und bis Mitternacht,
Um den Thee zu dörren, bei der Glut am Herde steht?

Flieh'n bei Sturm und Regen alle Vögel aus dem Nest,
Bleiben Liebespärchen ohne Bangen im Geäst.
Und Du hießest, Liebster, fort mich geh'n mit leichtem Wort?
Meine Hand vergißt zu pflücken, fest ans Herz gepreßt.

Gelbe Vögel singen in den Zweigen Lied auf Lied,
Schöner ist der Himmel, wenn ihn licht Gewölk durchzieht.
Und beim Pflücken sprechen leise wir von unsrem Weh,
Bis das Aug' durch Thränen wie durch einen Schleier sieht.

Alles abgelesen und die Körbe noch halb leer!
Kommt nach Süden! hier im Norden finden wir nichts mehr.
Doch im Geh'n erblick' ich einen blättervollen Zweig —
Meine Locken soll er schmücken. Schwestern! seht doch her!

O ihr Schwalben, zwitschernd fliegt ihr, fröhlich, ohne Harm!
Bei dem nächsten Pflücken will ich — ist es doch so warm —
Mir empor die Ärmel streifen, hoch, bis ganz hinauf:
Jeder soll bewundern meinen schönen, runden Arm!

Die eigenartigste Erscheinung dieser Zeit war Hung-Siu-Tsuen, der Kaiser der „Gottesverehrer", der Tai-Ping-Rebellen (1851). Er war, bevor er an die Spitze des national-religiösen Aufstandes trat, ein schlichter Schulmeister. Aus jenen Tagen stammt neben anderen von seiner Bekanntschaft mit dem Christentum zeugenden Gedichten dieser Achtzeiler:

Steigt zum Himmel unsre Schmach und Schuld,
Süß, zu glauben Jesu voller Huld!
Gott verehren wir und sein Gebot,
Doch den Götzen weigern wir den Kult.
Offen ist die Herrlichkeit des Himmels,
Strebt nach ihr in Langmut und Geduld.
Kehret um zu Früchten wahrer Buße
Und befreit das Herz von Schmach und Schuld!

Hung-Siu-Tsuen hat sich auch selbst getauft, in die christliche Gemeinde aber war er nicht aufgenommen worden. Als der erste Krieg Englands mit China für die Mandschu-Dynastie schmachvoll verlaufen war, schrieb er, voll Hoffnung auf eine Wiedergeburt seines Volkes und den Sturz der Fremdherrschaft:

Glühwurmschimmer, nach fünfhundert Jahren*)
Schwinde vor der wahren Sonne Macht!
Wenn sie leuchtet, muß der Nebel weichen
Und die Teufel flieh'n in ihre Nacht.
Alles neigt sich sehnend ihr entgegen,
Der Barbar selbst huldigt ihrer Pracht,
Selbst die Sterne werden uns verdunkelt,
Wenn ihr reines Licht herniederlacht!

Als er zum Kaiser ausgerufen ward, nannte er sich Tien-Ti, „Himmelssohn"; nach der Eroberung von Nanking stand er auf der Höhe seiner Macht; hier hat er sich ein Jahrzehnt später selbst verbrannt, bevor es von den diesmal wieder mit den Mandschus verbündeten Engländern erobert wurde (1864).

Noch eine andere politisch bedeutende Persönlichkeit hat sich auch als Dichter einen Namen gemacht, der in den 70er Jahren in Europa vielgenannte Marquis Tseng, Marquis (Heu) seit der Einnahme von Nanking, die ihm, der seit dem Beginne seiner Laufbahn im Dienste der Kaiserlichen stand, die zwei-

*) So lange herrschen die Mandschus.

äugige Pfauenfeder und diesen Titel eintrug. Tseng-Kuo-Fan's Gedichte sind wieder sehr litterarisch, trotzdem aber ziemlich prosaisch.

Von einem wirklich bedeutenden chinesischen Dichter neuester Zeit haben wir bisher keine Kunde, dagegen sind uns einzelne Volkslieder bekannt geworden, deren schönste mit denen des Schi-King wetteifern, deren schlechteste Gassenhauer sind, die den unseren in keiner Zweideutigkeit nachstehen. Der beschränkte Raum verbot mir, in den anderen Jahrhunderten auch auf die Volkspoesie Rücksicht zu nehmen, von der uns noch manche treffliche Stücke erhalten sind, hier aber will ich eines anführen, das mir besonders lieb ist:

Der Jasminstrauß.

(Das Mädchen singt:)

Wie mich dieser holde Strauß entzückt,
Früh von taubenetztem Strauch gepflückt,
Nun von einer lieben Hand
Liebe kündend mir gesandt!
Blüten duftumwoben! Stunden so beglückt!

O Jasmin, du schönster Schmuck für mich!
Gern durch alle Straßen trüg' ich dich, —
Doch da raubte sicher Neid
Mir die stille Seligkeit:
Nein, daheim zu andern Blumen bind' ich dich.

*

„Es ist unser einziger Trost den Häßlichkeiten des Völkerlebens gegenüber, uns zu den allverbindenden Offenbarungen ihrer feineren Geister zu retten", schreibt mir ein befreundeter Dichter, Karl Henckell, in Bezug auf meine Übersetzerthätigkeit, in diesem Sinne ward auch diese Studie verfaßt. Sie wäre geschrieben worden, auch wenn keine „chinesischen Wirren" das Reich der Mitte in den Mittelpunkt des Interesses gerückt hätten, liebe ich es doch, mit Walther von der Vogelweide zu sagen:

Ich enwil niht werben zuo der mûl,
dâ der stein sô riuschent umbe gât.

Sie will eine Brücke schlagen zwischen unserem Empfinden und dem des fernsten Ostens, will den Leser in das neutrale Geistgebiet jenseits von Krieg und Frieden führen und hat ihren Zweck erfüllt, wenn sie dies vermochte. Ihr Grundgedanke ist der von Rückert in der Vorrede zu seiner Schi-King-Nachdichtung ausgesprochene:

Weltpoesie
Allein ist Weltversöhnung.

Eine Erinnerung.

Du bist nun lange schon von mir gegangen. —
Wohin? Ich weiß es nicht. Auch nicht warum.
Doch miss' ich Deine schlanke, weiße Hand,
Die offen wie ein Herz in meiner lag,
Die grauen Augen, die in meine staunten,
Und Deine Lippen, rot wie junge Nelken. — —

Nur manchmal noch im Traume seh' ich Dich.
Dann gehe ich durch alte, kühle Gassen,
Vorbei am Wasser, das im Abend ruht,
Hinab zum Dom. — Da ist's so seltsam still,
Daß es mich deucht, die braunen Mauern ließen
Mich die Gebete hören, die ein Waller
Spät noch emporschickt unsrer lieben Frau.
Noch ein paar Schritte und ich bin bei Dir. —
Nun steh' ich vor dem Thor und schau' mich um:
Ein bleicher Stern blickt still zu mir hernieder,
Das Abendrot lugt dunkel von den Giebeln,
Einsam und schweigend liegt die schmale Gasse. — —

Und meine Hand bebt auf der Eisenklinke,
Dem guten Werke eines guten Meisters;
Und langsam öffnet sich das schwere Thor
Und langsam knarrt es hinter mir ins Schloß. —

Fast zag' ich vor der würmermorschen Treppe,
Die breit und feierlich sich vor mir dehnt,
Und wie ein Büßer, der mit blut'gen Füßen
Die heil'gen Stufen qualbeladen sucht,
So schlepp' ich mich hinauf. — Mein Herz schlägt laut,
Und hoch im Halse klopft und spricht mein Blut. —

Da plötzlich fällt in diese taube Stille
Ein dumpfer Ton und Deine Thür geht auf:
Ganz vorn am Fenster sitzest Du und lauschest,
Die Hände zart gefaltet, atemlos, —
Und lausch'st den Glocken durch die Dämmerung.

Ich aber taumle langsam zu Dir hin,
Erzitternd unter diesem hohlen Schweigen,
Das, von dem Glockendröhnen wie verliest,
Mit breiten, schweren Händen mich umschnürt.
Und immer banger hör' ich's in mir schlagen
Und immer banger poch't's in meinen Pulsen,
Es stöhnt und dröhnt und flutet in mich über
Und brandet dunkel, bis ich's endlich fühle:
O Gott! Die Glocken sind mein schlagend Herz. —

— — Da lösest Du versonnen Deine Hände
Und legst sie weich und schlichtend auf mein Haupt,
Und Deine Augen suchen nach den meinen
Und leise spricht Dein Mund: „Nicht kümm're Dich
Um Deines Blutes Schlagen, o Geliebter:
Es ist mein Heil!"

Gustav Noll.



Scherzgeschichten.

Von **Josef Willomitzer.***)

Wie Peters Freundin starb.

Unser Peter hat es mir neulich selbst erzählt, wie ihm eine liebe, reizende Freundin — so zu sagen: unter den Händen — starb, just als er daran war, sie so recht fest und innig ans Herz zu drücken.

Im den Eisenbahnwagen war ihm ein junges, schlankes Mädchen hineingeschneit worden, blauäugig und blondhaarig und von einer herben Jungfräulichkeit, kühl und kurz abwehrend gegenüber der freundlichen Beflissenheit der zwei jungen Studentlein, die mit im Wagen saßen. Aber als sie unsern Peter sah, da überflog ihr Antlitz ein jäher, rosiger Schein und sie rückte knapp zu ihm herüber, daß ihre Kniee die seinigen berührten und ihm ganz eigen zu Mute ward. Selber fing sie zu plaudern an über die Herrlichkeit der Witterung und die Pracht der Gegend, wies sein Augenmerk auf alle schimmernden Schneestellen im Hochgebirge hin, auf die niederziehenden Wildbäche, auf das Sturzgerölle und die freundlichen Dorfbilder mit den hochragenden Kirchtürmen, und als er selbst zu erzählen begann von seinen Fahrten durch fremde Länder und wilde Meere, da wurde sie gar nicht müde zu hören und zu fragen, und immer milder wurde ihr Blick, immer weicher ihr Lächeln. In ihren Augen lag etwas, was dem staunenden Peter sagte: „Du, ja Du hast es mir angethan, Dir bin ich gut, zu Dir gehör' ich, und Du zu mir!“ Da sann er hin und her und sagte sich, welch ein vortrefflicher Einfall es doch gewesen, sich das Barthaar um Kinn und Wangen vor der Reise abkratzen zu lassen. Jetzt erst ward er dessen inne, wie jung sein Herz sei, viel zu jung für diesen entstellenden Bart mit den vorzeitigen Silberfäden ...

Wie sie ihn jetzt nach seinem Reiseziele fragte und er es nannte, da sagte sie mit traurigem Ausdruck: „Ich fahre nur noch bis zur nächsten Station, dort bin ich daheim.“ Da wurde es unserm Peter warm ums Herz. „Bis zur nächsten Station?“ sagte er. „Ei Tausend, ich erinnere mich soeben; dort hab' ich auch zu thun, ich will dort bleiben!“

„Ach, das trifft sich doch wunderbar,“ rief das

*) Am 3. Oktober d. J. ist Josef Willomitzer, dem die deutsche Litteratur der Gegenwart und namentlich auch diese Zeitschrift so viel des Trefflichen in einem Genre verdankt, in dem sie selbst an Gutem arm ist, unvermutet nach kurzer Krankheit im kräftigsten Mannesalter dahingeschieden. Was der Chef-Redakteur der „Bohemia“, der bedeutendste politische Publizist Deutsch-Böhmens und einer der bedeutendsten Deutsch-Oesterreichs, seinen Volksgenossen als treuer, tapferer, charaktervoller Kämpfer wert war, kann hier kaum angedeutet werden; seine Bedeutung als humoristischer Dichter aber ist an dieser Stelle erst vor kurzem (Band XXVIII, S. 284) so treffend beleuchtet worden, daß wir daran kaum zu erinnern brauchen. Nachdrücklicher aber, als jede Anerkennung der Kritiker und Litterar-Historiker, die nicht allein dies eine Mal in der „Deutschen Dichtung“ zu lesen stand, hat ihn sein eigenes Schaffen unsern Lesern empfohlen; Scherzgeschichten, wie „Der schwarze Fisch“ und „Gespenster auf vier Füßen“ (im XXIII. Bande), „Der Papagei“, „Die ‚Benehmität‘ bei Tische“, „Schlaflose Nacht“, „Goldene Herzen“ (im XXIV. Bande), „Das unheimliche Gebiß“, „Kratochwil der Briefträger“, „Raummangel“, „Das Herz war klüger“, „Schwedischer Punsch“ (im XXVII. Bande der „Deutschen Dichtung“) vergißt man nicht so leicht, schon weil man derlei so selten findet; Willomitzer war einer der wenigen deutschen Humoristen, die zugleich wirkliche und wahrhaftige Poeten waren. Spät erst ist er wenigstens zu einem Teil der Anerkennung gekommen, die ihm gebührt; als 1896 seine Sammlung: „Ins Blaue hinein!“ erschien, war sein Name außerhalb Böhmens nur Wenigen bekannt; seither haben dies Buch und die beiden, die er nun in kurzen Zwischenräumen folgen ließ: „Lauter Unica“ (1898) und: „Das unheimliche Gebiß und Anderes“ (1899) bereits tausende dankbarer Leser gefunden. Eine vierte Sammlung hatten er und seine Verleger (Concordia Deutsche Verlags-Anstalt in Berlin) für diesen Herbst geplant; sie erscheint nun in den nächsten Tagen u. d. T.: „Letzte Geschichten und Gedichte.“ Aus den Gedichten soll das nächste Heft eine Auswahl bringen; diesmal entnehmen wir den Aushängebogen mit Genehmigung der Verlagshandlung einige der Scherzgeschichten in Prosa. Eine der größeren Geschichten des neuen Bandes, die wir zugleich für die wertvollsten halten, zu bringen, ist uns leider aus Raummangel unmöglich, aber auch die kleinen Stücken, die wir ausgewählt haben werden neuerdings erweisen, daß P. K. Rosegger nicht zu viel sagte, als er über die drei obengenannten Bücher urteilte: „In den letzten Jahren bin ich keinem Humor begegnet, der so souverän die Flächen des Lebens belächelt und die Tiefen mit so fröhlichem Ernste durchgründet. Die Geschichten sind eine köstliche Vereinigung der verschiedensten Humore, des feinen und wehmütigen, des phantastischen, des satirischen, wie endlich des derb drastischen Humors Sämtliche Humoresken sind würzig und nahrhaft zugleich; sie unterhalten und geben zu denken.“ D. Red.

junge Mädchen erfreut. „Darf man vielleicht fragen . .“

„Es fiel mir soeben ein, daß mir dort eine Freundin lebt, eine entzückend liebenswürdige Freundin, die ich besuchen will.“

„Wer dies nur sein mag?“ sagte sie mit aufrichtiger Verwunderung. „Gewiß kenne ich sie, denn ich kenne alle Leute im Orte.“

„O Sie kennen sie gewiß,“ sagte Peter mit behaglichem Lächeln. „Ganz gewiß kennen Sie sie!“

„Und wenn es erlaubt ist, zu fragen, gedenken Sie längere Zeit bei dieser Freundin zu verweilen?“

„Dies hängt von den Umständen ab. Was mich betrifft, ich würde bei ihr am liebsten bleiben — mein Leben lang!“

Der Zug hielt. „Zwei Minuten!“ rief der Schaffner. Sie waren zur Stelle. Das blonde Fräulein sprang auf. Mit jugendlicher Behendigkeit half ihr unser Peter das Kofferchen aus dem Netze heben. Dann reichte sie ihm fröhlich die Hand. „Auf Wiedersehen“, sagte sie. „Ich rechne bestimmt darauf, daß Sie uns besuchen.“ Und schalkhaft fügte sie hinzu: „Vorausgesetzt, daß Ihre Freundin Sie nicht zu sehr in Anspruch nimmt. Wenn Sie uns besuchen wollen, müssen Sie nur nach Spindlers fragen. Alle Welt kennt hier einander.“

Als sie davon geeilt war, packte Peter gemächlich seine Sachen zusammen. „Alter Junge, ich glaube, Du hast Glück!“ murmelte er, während er seinen Reisekoffer herunternahm. Und indem er seinen lichten Überrock anzog, fuhr er fort: „Kein Zweifel, diese war es, auf die ich so lange gewartet habe! Gut Ding will Weile!“ Und den Bädeker einsteckend, fügte er hinzu: „Bist ein Wetterjunge, Peter, das muß Dir der Neid lassen. Auf den ersten Blick hat sich dieses allerliebste Kind in Dich verliebt. Dein ist sie für alle Ewigkeit, Amen. Und wäre sie arm wie eine Kirchenmaus, ich nehme sie, denn ich kann's ja thun, Gott sei Dank. Was mir aus diesen himmlisch-blauen Augen entgegensah, das war zum erstenmale die wahre, echte, unverfälschte treue Liebe!“ Und nachdem er noch den Operngucker eingesackt hatte, sagte er sich lächelnd: „Glaubte schon, der Köcher des Liebesgottes sei bereits leer für mich. Und jetzt noch ein so scharfer, süßer Pfeil! Das Beste kommt zuletzt! Bist ein Wetterjunge, Peter, ich gratuliere!“

Wie er so die Stufen des Wagens niedersteigt, sieht er seine Reisegefährtin in den Armen einer stattlichen Frau. „Denk Dir nur, Mütterchen,“ ruft das junge Mädchen lebhaft, „ich bin mit einem alten Herrn gefahren, der unserem Großpapa zum Verwechseln ähnlich ist. Er wird hier aussteigen, Du wirst staunen, ich sage Dir: eine wunderbare Ähnlichkeit!“

Betäubend schlagen diese Worte an Peters Ohr. Dann bemächtigt sich seiner ein ungeheurer Zorn. Er wendet sich ab und stöhnt:

„Alter Herr?! — Großpapa?! O Fräulein Kröte, Sie irren sich. Man ist kein alter Herr mit sechsundfünfzig Jahren!“

Jetzt aber hat sie ihn erschaut und ruft schämig errötend: „Hier, lieber Herr — meine Mutter — hier Mütterchen, der Herr, von dem ich soeben gesprochen habe.“

Die stattliche Frau betrachtet ihn mit ihrem Lorgnon und schüttelt den Kopf. Peter weiß nicht, ob zur Verneinung der von ihrer Tochter wahrgenommenen Ähnlichkeit, oder aus Verwunderung über die Porträt-Treue von Großpapas Doppelgänger. . . .

Jedenfalls verneigt sich Peter und will in den Wagen zurückkehren.

„Aber ich denke doch, Sie wollten bleiben?“ ruft das Fräulein. „Sie wollten doch Ihre Freundin besuchen?“

Peter aber, in dessen Brust der große Zorn sich in milde Wehmut aufgelöst hat, giebt ihr zur Antwort: „Was meine Freundin betrifft, so erfahre ich, daß sie — soeben gestorben ist.“

„Ach, wie ich Sie bedaure,“ ruft mitleidig das junge Mädchen. „Wie hieß sie denn, Ihre Freundin?“

„Sie hieß,“ antwortet unser Peter, „sie hieß . . . warten Sie, wie hieß sie doch . . .“

Der Zug fährt ab, Peter läßt grüßend sein Taschentuch flattern und wischt sich dann damit die Augen.

„Ich glaube, sie hieß die Hoffnung,“ murmelt er.

Sein besseres Ich.

Der Mann, den wir Nikodemus nennen wollen, besitzt ein besseres Ich, das wirklich ein prächtiger Junge ist, selbstlos, großmütig, durchdrungen vom menschlichen Solidaritätsgefühle, dabei aber von einem unglaublichen Leichtsinn, der von Nikodemus fortwährend gezügelt werden muß. Aber zum Glück ist Nikodemus ein sehr strammer Herr, der sein besseres Ich immer rechtzeitig zu bändigen weiß.

Wäre dies nicht der Fall, so würde Nikodemus längst ein Bettler sein, so aber wird man ihn, sobald sich die österreichische Kronenwährung vollends

eingebürgert haben wird, mit Fug und Recht einen Millionär nennen können. „Es" — so sei der Kürze halber sein besseres Ich genannt — es regt sich in ihm fortwährend und will ihn zu den unsinnigsten Ausschreitungen der Wohlthätigkeit verleiten. Jeden Bettler am Wege will es beschenkt wissen. „Sieh doch den armen Teufel an," so ruft es seinem Besitzer zu. „Sieh, wie er klappert in dieser grimmigen Kälte! Sieh, wie der Hunger und die Sorge ihn zernagen! Hilf, Nikodemus, hilf, hilf!" Aber der besonnene Nikodemus läßt sich nicht hinreißen. Er sagt sich, daß er selber bettelarm werden müßte, wenn er allen armen Schluckern helfen wollte. Einmal aber hat „es" doch in ihm gesiegt, und das soll hier erzählt werden.

Nach Tische war's, er hatte sehr gut gegessen, rauchte eine Henry Clay, stand am Fenster und sah hinaus in das Schneeflocken-Gewimmel. Da fingen er und „es" miteinander zu plaudern an und folgendes war ihr Zwiegespräch:

Es: Sieh, wie die kleinen, rotwangigen Jungen mit ihren Schlittschuhen, mit ihren schneeverbrämten Kappen lustig vom Schleifplatze nach Hause gehen! Erinnerst Du Dich noch, Nikodemus, wie auch Du einst so ein kleiner lustiger Schlittschuhläufer warst? Und wie Du eines Tages mitten im fröhlichen Eislauf beinah ein trauriges Ende gefunden hättest? Auf dem Schwanenteich war's, da schwankt plötzlich der Boden unter Dir, alles stiebt schreiend auseinander, nur Du bleibst zurück und steckst bis zur Brust im eisigen Wasser. Da kommt Dein Mitschüler Paul mit einer Stange, er schiebt sie Dir zu und klammert sich, selber halben Leibes im Wasser, daran fest! . . . Erinnerst Du Dich, Nikodemus? Und dieser Paul, Dein Lebensretter, der ist jetzt selbst in großer Not. Es geht ihm schlecht mit seinen vielen Kindern, nun ist es an Dir, ihm eine Stange hinzuschieben.

Er: Ach was, es wird so schlimm nicht sein. In dem kleinen Nest, wo er wohnt, lebt man sehr billig. Und die vielen Kinder sind seine eigene Schuld. Wenn er ledig geblieben wäre wie ich . . .

Es: Nikodemus, bedenke: Weihnachten ist nicht gar fern, und Du brauchst nicht einmal allzutief in die Tasche zu greifen, um einen Schimmer des Glücks über den armen Paul und seine Kinder zu breiten.

Er: Warum schreibt er mir nicht, wenn er in Not ist?

Es: Er wagt es nicht . . .

Er: Dummer Bettelstolz hält ihn ab.

Es: Dich aber soll nichts abhalten, dem Menschen zu helfen, der Dir das Leben gerettet hat.

So sprach Nikodemus mit der inneren Stimme seines besseren Ichs. Da wird ein Brief gebracht, der dem Streite, warum Paul nicht schreibt, ein Ende macht. Der Brief kommt von Paul, und sein kurzer Inhalt ist: Hilf, Nikodemus, hilf!

Das bessere Ich freute sich gar sehr über diesen Brief, Nikodemus aber zerknüllte das Briefblatt und brummte ärgerlich: „Wollen die Sache erst mal beschlafen!" Und als er die Sache beschlafen hatte, da wurde ein Kompromiß daraus.

„Weißt Du was?" sagte er zu seiner inneren Stimme, „nächstens ist der große Ziehungstag, und ich habe eine ganze Menge von diesen Lospapieren. Wohlan, ich schwöre Dir's zu: wenn ich diesmal das große Los gewinne, dann soll der gute Paul den halben Haupttreffer haben, so wahr mir Gott zu dem anderen Halben helfe! Das wird doch wenigstens für den armen Burschen und seine vielen Kinder eine gründliche Hilfe sein. Wenn schon etwas geschehen soll, dann soll es etwas Ausgiebiges sein. Paul soll sehen, daß er damals keinen Schubjack aus dem Eiswasser herausgezogen hat!"

„Sehr schön, sehr schön," entgegnete das bessere Ich, „allein wenn nun der Haupttreffer nicht kommt? Das ist doch immer eine sehr unsichere Sache . . ."

„Wenn er nicht kommt, dann wollen wir weiter miteinander reden!" sagte Nikodemus. „Indessen es liegt gar kein Grund vor, mit Bestimmtheit anzunehmen, daß der Haupttreffer nicht kommen wird."

Die gute innere Stimme hätte ja gern noch allerlei Einwendungen vorgebracht, aber sie war daran gewöhnt, unterdrückt zu werden, sie fügte sich also, wenn auch mit Widerstreben.

Das Nächste, was Nikodemus that, war, daß er in die Kirche ging. Ja, das that er, und das thut er nicht selten, denn wenn er auch bisweilen das Jenseits im Verdachte hat, daß es gar nicht vorhanden sei, so pflegt er sich doch in seiner Besonnenheit immer wieder zu sagen, man könne das unmöglich ganz genau wissen, und am besten sei es doch, für alle Fälle vorzusorgen und es sich nicht ganz zu verderben mit dem Jenseits.

Diesmal aber hatte sein Kirchgang einen ganz besonderen Zweck. „Lieber Gott", so flehte er in der Betbank knieend, „thu's dem armen Paul zulieb, und laß diesmal den Haupttreffer kommen! Du siehst ja in mein Herz, und weißt, daß mein Vorhaben rechtschaffen ist! Dem armen Paul, der mich aus dem Eiswasser gerettet hat, thu's zulieb, denn

ich hab's ja Gott Lob nicht so nötig, und es liegt mir weniger an meiner Hälfte vom Haupttreffer, als an der seinigen . . ."

Nach diesem Gebet fühlte Nikodemus eine wunderbare Zuversicht. Er ging nach Hause und schrieb dem Paul: „Lieber alter Freund! Geld schick' ich Dir zwar heute nicht, aber vielleicht nächstens desto mehr. Vernimm: ich habe ein Gelübde gethan, Dir, wenn ich nächstens einen Haupttreffer gewinne, die Hälfte davon zu schenken. Und ich habe das feste, frohe Vorgefühl, daß diesmal wirklich" — u. s. w. u. s. w. Das war der kurze Inhalt des Briefes an den armen Paul.

Wie wohl fühlte sich Nikodemus nunmehr, während der grimmige Winter ringsum nach der Pfeife seines Windes die armen Leute auf der Straße hüpfen und tanzen ließ, wie wohl fühlte sich Nikodemus in seinem warmen Pelze und in dem Gedanken an die schöne Weihnachtsbescherung, die er dem lieben Paul und seinen Kindern zu bereiten willens war! Er ward nicht müde, sich alles bis ins Kleinste auszumalen.

Aber wie groß auch seine Zuversicht gewesen, so überlief es ihn doch siedend heiß, als der so fest erwartete Haupttreffer wirklich und wahrhaftig kam. „Bei Gott", rief er dann, „es bleibt dabei: Paul bekommt die Hälfte, natürlich die kleinere Hälfte. Ich habe ja nicht gesagt, daß wir den Treffer in zwei gleiche Hälften teilen werden, und es geschieht in Pauls eigenem Interesse, wenn ich ihm eine mäßig abgerundete Summe sende, nicht die ganze Hälfte, denn wiederholt schon soll es vorgekommen sein, daß arme Schelme, wenn sie plötzlich eine gar zu große Summe Geldes bekamen, vom Schlag getroffen wurden oder überschnappten. Das wäre eine nette Weihnachtsbescherung für die armen Kinder, wenn der Vater vor Freude stürbe oder in den Narrenturm käme. Nein, nein!"

Und er begann darüber nachzugrübeln, wie viel von Pauls Hälfte in dessen eigenem Interesse abzuzwacken wäre.

Aber da kam er schön an. Sein besseres Ich, das so lange zurückgedrängte, bäumte sich gewaltig auf und wurde sogar grob gegen Nikodemus. „Hüte Dich!" rief es ihm zu. „Hüte Dich vor Winkelzügen, denn diesmal könnte Dir das schlecht bekommen. Niemand kann genau sagen, ob es kein Jenseits giebt, und wenn Du dem Paul nicht alles giebst, was Du der Vorsehung versprochen hast, dann kann sich dies an Dir bitter rächen!"

Das sah denn auch der besonnene Nikodemus ein. Sein besseres Ich trug den Sieg davon.

Aber unsere Geschichte ist leider noch nicht zu Ende.

Nikodemus war gerade mit schweren Seufzern darüber her, den halben Haupttreffer an den armen Paul abzusenden, da kam ein Brief von der Post. Es war Pauls Antwort auf den tröstlichen Brief, den Nikodemus nach jenem Kirchgang ihm geschrieben hatte.

Mit großer Bitterkeit wies Pauls Brief die Vertröstung auf den zu erwartenden Haupttrefferanteil zurück. „Hol' Dich der Teufel! Ich pfeif' Dir auf Deinen Haupttreffer!" so schloß der Brief.

Da fiel dem Nikodemus ein Stein von der Brust. Die voreilige Großmut seines Vorsatzes war durch die voreilige Ablehnung unschädlich gemacht. Nikodemus rieb sich vergnügt die Hände. Aber sein besseres Ich war sehr betrübt. Gern hätte es noch einmal das Wort ergriffen für den armen Paul, aber das ging doch wohl nicht an. Einen Menschen, von dem er zum Teufel gewünscht worden, zum Dank ein Vermögen zu schenken — so viel Edelmut kann selbst sein besseres Ich von Nikodemus nicht verlangen. . . .

Auch Du, Brutus?

Der Lippmann, das Lippweib, der Apotheker, der Stadtsekretär, der dicke Bornheim junior und ich saßen auf der Wendelburg und freuten uns des Sonnenuntergangs. Über allen Gipfeln war Ruh, ausgenommen das Kugelpoltern von der Kegelbahn her und das zeitweilige Jauchzen des Kegeljungen und das Fluchen aufgeregter Kartenspieler am Tische nebenan und die Chopinverhunzung des am offenen Fenster klavierspielenden Wirtstöchterleins und die weithintönenden Küchenaufträge des Kellners Franz: Einen Nierenbraten für Herrn Bornheim! — Rührei für den Herrn Offizial! — und so weiter. Von diesen verschiedenen Geräuschen abgesehen, spürte man „kaum einen Hauch."

Obgleich Bornheim junior, der Sohn eines reichen Fleischers, heute bereits einen Kopf hatte, so rot wie das Abendrot, griff er doch schleunigst zu, als frisches Bier angeboten wurde von dem Kellner Franz, der sich eines sehr noblen Auftretens befleißigt (bis auf die üble Gewohnheit, mit dem Zeigefinger im Ohr herumzubohren). Auch Freund Lippmann zeigte sich der freundlich dargereichten frischen Labe keineswegs abhold, aber sein Weib legte rasch die Hand flach auf sein leeres Glas, indem sie mit sanfter Stimme sagte: „Mein Mann dankt".

„Wollen Sie denn schon nach Hause gehen?" fragte der Apotheker.

„Bleiben Sie doch noch!“ bat ich, indem ich sie (dem guten Lippmann zuliebe) sinneberückend anlächelte.

„Nun gut“, sagte das Lippweib. „Ein wenig wollen wir noch verweilen, aber ohne Bier, denn mehr als drei Glas soll mein Mann nicht trinken.“

„Wer hat es ihm denn verboten?“ fragte der Sekretär mit einem Anflug von Hohn.

Frau Lippmann stach mit einem spitzen Blick zu ihm hinüber und sagte: „Die Vernunft muß es meinem Manne verbieten, denn der Großvater meines Mannes starb an Schlagfluß und mein Mann . . .“

Bornheim war's, der sie jetzt mit lautem Geräusper unterbrach mit den Worten:

„Warum sagen Sie fortwährend: ‚Mein Mann‘ —? Ihr Mann ist doch gar kein Mann!“

Das blasse Lippweib wurde noch ein wenig blässer. Heftig stach sie mit ihrem scharfen Blicke an Bornheim herum, indem sie bemerkte: „Was wollen Sie damit sagen? Ich verstehe das nicht. Mein Mann soll kein Mann sein? Darüber kann man nur lachen.“

Dann traf ihr scharfer Blick ihren Gatten. Dieser verstand den stummen Befehl und raffte sich zu entschiedener Abwehr auf. „Mein lieber Bornheim“, rief er, „ich verbitte mir solche Bemerkungen. Ob ich ein Mann bin oder ob ich kein Mann bin, das geht Dich gar nichts an!“

Der Apotheker und ich versuchten zu beschwichtigen, aber augenscheinlich brachte dies dem Lippweib erst recht die erlittene Kränkung zum Bewußtsein. Sie erhob sich, grüßte kalt und ging rauschend von dannen, während ihr Mann sich beeilte, mit Franz die Zeche zu ordnen. So war uns die Freude an dem schönen Sonnenuntergang verdorben. Bornheim nahm meine und des Apothekers Vorwürfe gelassen entgegen. „Ein Mann, der sich von seiner Frau unterjochen läßt, ist kein Mann!“ — Dabei blieb er.

*

Jenes kleine Erlebnis auf der Wendelburg tauchte einige Jahre später in voller Lebendigkeit in meiner Erinnerung auf, als ich eines Tages im Lesezimmer eines Hotels in der Franzensbader Kurliste blätterte und auf folgende Zeilen stieß:

Herr Ludwig Bornheim, Privatier, mit Gemahlin Frau Sidonie, geb. von Lechkowitz . . .

Ich war längere Zeit außer Landes gewesen und fand hier endlich wieder einmal eine Spur von Bornheims Erdenwallen. Ich war diesem Menschen, der bei aller Mangelhaftigkeit seiner Umgangsformen im Grunde doch ein guter Junge ist, wegen eines besonderen Freundschaftsdienstes, den er mir einmal geleistet hatte, zu Dank verpflichtet, und es interessierte mich wirklich, Näheres über jene Sidonie zu erfahren, an deren Seite er mir von dem Kurlistenblatte vorgeführt worden war. Setzte mich also hin und schrieb ihm — mit einem herzlichen „Gut Storch!“ beginnend — einen netten langen Brief.

Die Antwort ließ nicht lange auf sich warten; aber was für eine Antwort! Grundgütiger Himmel! Auf dem Briefumschlag war alles in Ordnung: Der Franzensbader Poststempel und die Adresse in der mir wohlbekannten plumptreuherzigen Schrift. Der Inhalt des Briefes machte mich starr. Ich las:

„Auch Du, Brutus? Auch Du, Brutus? Auch Du, Brutus? Auch Du Brutus? Auch Du, Brutus?“

So fing der Brief an und so ging es drei Seiten lang fort bis zum Schluß. Nichts anderes enthielt der Brief als die unaufhörlich wiederholten Worte: „Auch Du, Brutus? Auch Du, Brutus?“

Ich war starr, wie gesagt. Wenn Bornheim — so überlegte ich — ein Humorist wäre, so könnte man glauben, daß er sich etwas Humoristisches gedacht habe, als er diesen merkwürdigen Brief schrieb. Bei Humoristen weiß man nie genau, wie man mit ihnen dran ist. Allein dem dicken Bornheim kann man was immer nachreden, ein Humorist ist er nicht, sondern ein durchaus ernst zu nehmender, braver Mensch — wenn auch nicht von vollendetem Schliff. Und wie kam er überhaupt zu Brutus? Ich hätte immer darauf schwören mögen, daß er von Brutus keine Ahnung habe!

Dreimal las ich die drei Seiten voll „Auch Du, Brutus?“ Dann drehte sich alles um mich herum. Wie von Furien gejagt rannte ich ins Freie. Fortwährend klang es mir im Ohre: „Auch Du, Brutus? Auch Du, Brutus? Auch Du, Brutus?“

Es war ein abscheulicher Zustand. Abends las ich den Brief noch einige Male vor dem Einschlafen. Ach, was sage ich! Einschlafen — davon war keine Rede! Wie ein endlos sich wiederholender, quälender Stoß ging mir der unheimliche Zuruf des rätselhaften Briefes durch den Kopf.

Ich springe aus dem Bette. Dort im Bücherkasten — die Klassiker — Ihr hehren Geister, die Ihr uns an sanfter Hand aus der rauhen Wirklichkeit in das Land der Träume hinübergeleitet,

Ihr müßt mir helfen! Hier — das dürften die „Wahlverwandtschaften“ sein — sie werden mich beruhigen . . . .

Es waren aber nicht die „Wahlverwandtschaften.“ Es war ein Band Shakespeare. Gleichviel, auch Du wirst mir beistehn, edler Schwan vom Avon!

Ich lege mich nieder, rücke das Buch zurecht, öffne es und lese:

Wofern Ihr Thränen habt, bereitet Euch,
Sie jetzo zu vergießen. Diesen Mantel,
Ihr kennt ihn alle; noch erinn'r' ich mich
Des ersten Males, daß ihn Cäsar trug
In seinem Zelt an einem Sommerabend —
Er überwand den Tag die Nervier —
Hier, schauet! fuhr des Cassius Dolch herein;
Seht, welchen Riß der tückische Casca machte!
Hier stieß der vielgeliebte Brutus durch;
Und als er den verfluchten Stahl hinwegriß,
Schaut her, wie ihm das Blut des Cäsar folgte,
Als stürzt' es vor die Thür, um zu erfahren,
Ob wirklich Brutus so unfreundlich klopfte —
Denn Brutus, wie Ihr wißt —

So weit hatte ich gelesen, da schlenderte ich mit einem grimmigen Fluche das Buch von mir. Hat sich die Hölle gegen mich verschworen? Brutus, Brutus, zum Henker mit Brutus! Was geht mich diese ganze Mordgeschichte an? Ich will Ruhe — Ruhe — Ruhe!

Immer klarer wurde mir, daß es für mich jetzt nur zweierlei gab: nach Franzensbad zu fahren — oder aus der Haut. Ich wählte das kleinere Übel und fuhr am andern Tage nach Franzensbad, um endlich Klarheit zu erlangen, was dieser dicke Unhold von mir will.

*

„Die gnä' Frau ist baden 'gangen — der Herr von Bornheim ist z' Haus und schreibt.“

Ich bat das niedliche Stubenmädchen, mir ganz im Vertrauen mitzuteilen, wie mein Freund Bornheim sich befinde. Erstaunt sah sie mich an. „Was soll ihm denn fehlen? Gar nix fehlt ihm. Den Herren, die zu uns kommen, fehlt meistens nix!“

„Nun, ich meine nur — haben Sie die Güte mich anzumelden.“

Bornheim empfing mich mit aller Herzlichkeit. Ich gab vor, nur „zufällig“ da zu sein. Dabei streifte mein Blick die Schreiberei, die ihn soeben noch beschäftigt hatte. Er legte ein Löschblatt darauf; ich aber, der ich mich von der ersten flüchtigen Wahrnehmung des Geschriebenen in toller Weise getäuscht glaubte, schob das Löschblatt bei Seite und las zu meinem Entsetzen: „Auch Du, Brutus? Auch Du, Brutus? Auch Du, Brutus? Auch Du, Bru . . .“

Nach Luft schnappend, sank ich auf einen Ruhesitz und stöhnte: „Mensch! — Sprich! — Was ist mit Dir? — Du schreibst ja wieder denselben Brief, den . . .“

Bornheim kaute an den Fingernägeln herum. „Du wirst mich für verrückt halten“, sagte er, „aber ich muß Dich dabei lassen.“

„Im Gegenteil“, antwortete ich scharf, „Du wirst mir sofort sagen, was dieser tolle Brief zu bedeuten hat.“

„Unmöglich, ich kann Dir das nicht aufklären“, entgegnete Bornheim.

Ritsch — da war mein Geduldfaden gerissen. Ich fuhr auf Bornheim los, packte ihn beim Hemdkragen, schüttelte ihn und brüllte: „Du mußt! Du mußt mir sagen wa . . .“

Da lag ich bereits längelang auf dem Teppich. Bornheim hatte sich mit einem Stoß auf meinen Bauch befreit.

Als ich wieder auf den Beinen war, verlegte ich mich aufs Bitten und Flehen. Ich schilderte ihm den Zustand, in den mich sein seltsamer Brief versetzt hatte und gestand ihm, daß ich aus keinem andern Grunde als um endlich die Lösung dieses unheimlichen Rätsels zu finden, hierhergekommen sei.

Mürbe geworden begann Bornheim endlich zu beichten:

„Die Geschichte fängt in Rom an. Meine Frau und ich waren auf der Hochzeitsreise dort, voriges Jahr im Frühling. Nun mußt Du wissen, daß meine Frau — sie war früher Gouvernante in einem gräflichen Hause . . .“

Er unterbrach seine Erzählung, um mir eine eingerahmte Photographie, die auf dem Schreibtische stand, zu zeigen. „Das ist sie. Ist das nicht eine klassische Erscheinung, wie?“

Mein Eindruck war, daß das eine recht wenig hübsche, vielleicht sogar eher häßliche Erscheinung sei. Aber ich folgte natürlich dem Zuge seiner suggestiven Frage und erging mich in Ausdrücken der Bewunderung.

„In Wirklichkeit ist sie noch schöner“, versicherte Bornheim. „Und dabei strotzt sie von Wissen und Bildung. Nun, wir waren also in Rom, und da fuhren wir eines Tages in eine berühmte Kirche. Wie heißt sie doch nur? Sie ist irgendwo ganz draußen und an der Decke sieht man in langer Reihe Medaillonbilder aller Päpste.“

„Ach ja,“ half ich ihm: „San Paolo fuori le mura.“

„Stimmt! Also auf der Fahrt zu dieser Kirche sehen wir plötzlich rechts eine Pyramide.“

„Die Pyramide des Cestius.“

„Ganz richtig. Daß ich den Namen vorher im Reisehandbuch falsch gelesen hatte, war mein Malheur. Ich las nämlich in der Eile Celsius statt Cestius und sagte zu meiner Frau: „Siehst Du, das ist die Pyramide, die das dankbare Rom zur Erinnerung an den Erfinder des Thermometers errichtet hat.“ Meine Frau gab mir keine Antwort und blieb auch den ganzen Nachmittag wortkarg. Ich schrieb das der Abgespanntheit zu, aber abends im Hotel wirft sie sich plötzlich hin und fängt zu schluchzen an. Und worüber weint sie? Über meine Unwissenheit. Längst habe sie bemerkt, daß es um meine geschichtlichen und sonstigen Kenntnisse schlecht bestellt sei. Aber daß ich den Celsius mit dem Cestius verwechsle, das sei zu viel!“

„Das Ende vom Liede war, daß ich ihr versprechen mußte, nach unserer Rückkehr die Anfangsgründe des menschlichen Wissens kennen zu lernen. Zuerst wollte sie selbst mich unterrichten, doch ihre Nerven ließen das nicht zu. Jetzt hält sie mir einen Hauslehrer, einen Gymnasiasten, der mir während seiner Ferienzeit vor allem die römische Geschichte beibringen soll. Dieser boshafte Knirps malträtiert mich in unverschämter Weise. Als ich neulich meine Lektion nicht hersagen konnte, beschwerte er sich bei meiner Frau. Darauf sagte sie mir — weißt Du, sie hat etwas Unwiderstehliches (er hielt mir wieder ihr Bild hin) — Ludwig, sagte sie mir, Du wirst von jetzt an alles, was Du Dir nicht merkst, so oft abschreiben, als Herr Kranzler es wünscht. Kranzler heißt nämlich der boshafte Knirps, mein Hauslehrer. Anfangs wollte ich nichts davon wissen, aber meine Frau machte mir begreiflich, daß diese Strafarbeiten das beste Mittel seien, sich etwas fest einzuprägen. So fügte ich mich denn, und als ich neulich auf seine Frage, was Cäsars letzte Worte waren, als die Mörder auf ihn eindrangen, nicht sofort zu antworten wußte, befahl er mir, diese letzten Worte Cäsars zweihundertmal abzuschreiben. Als ich nun unlängst Deinen lieben Brief bekam, setzte ich mich sofort hin, um Dir zu antworten. Nun kam damals meiner Frau plötzlich die Idee, ins Egerthal zu fahren. In der Eile steckte ich irrtümlich die bereits fertige Strafarbeit statt des Briefes ins Kouvert und erst vor wenigen Minuten entdeckte ich die Verwechselung. Da mein Hauslehrer bald kommt, wollte ich rasch die Strafarbeit nochmals schreiben, da fällst Du über mich her, packst mich beim Halse . . .“

In diesem Augenblicke trat ein wohlgenährter Knabe mit großer Brille und strengen Mienen in das Zimmer. Bornheim empfing ihn sehr unterwürfig.

„Wo haben Sie Ihre Strafarbeit?“ fragte der Knabe.

„Entschuldigen Sie, Herr Kranzler, ich habe . . . ich war . . . ich werde . . .“

Da griff ich in die Brusttasche, holte Bornheims Brief hervor und überreichte ihn dem hochmütigen Knaben.

Dieser sah das Pensum durch, indem er leise die Sätze zählte. Dann nickte er gnädig.

Ich aber verneigte mich im Gefühle vollkommener Überflüssigkeit, schüttelte meinem Freunde die Hand und murmelte:

„Auch Du, Brutus!“

Litterarische Notizen.

— An dem Tage, an dem dieser Bogen unter die Presse geht, erreicht uns die Nachricht, daß Ernst Eckstein am 18. d. M. in Dresden nach langjährigem Leiden dahingeschieden ist. Es war ein Verlust, auf den wir, wie alle Freunde des Dichters, seit Jahr und Tag vorbereitet waren, und doch trifft uns die Nachricht gleich schwer, als wäre ein blühendes Leben jählings beendet worden. Denn so voll Kraft und Lebensmut, so voll Schaffensfreude war dieser tapfere Mann und Dichter, daß er nie zu hoffen aufhörte, und darum hofften auch wir, seine Freunde, immer wieder, daß er, „der noch so Vieles vor hatte“, wie er uns wiederholt schrieb, sich auch nun, wie schon früher, stärker erweisen werde als das Schicksal, zu dem er verurteilt schien und das ihn nun ereilt hat. Als er uns zuletzt das Gedicht sendete, das auf Seite 106 dieses Heftes abgedruckt ist, schrieb er gleichzeitig, das Gedicht klinge trüb und gebe wohl mehr als eine bloße Stimmung wieder, aber er selbst sei doch guten Mutes, „obwohl ich es nicht mehr eigenhändig niederschreiben und nur mit der Linken unterzeichnen konnte.“ Er wünschte die baldige Veröffentlichung und wir sandten es daher sofort zur Druckerei; als der Bogen gedruckt wurde, war er nicht leidender, als seit sechs Jahren, und nun das Heft hinausgeht, ist er tot! Ernst Eckstein war seit Begründung dieser Zeitschrift ihr treuer Mitarbeiter und ihrem Herausgeber seit nahezu einem Menschenalter ein allzeit getreuer Kollege und Weggenoß; man wird uns für entschuldigt halten, wenn wir nicht versuchen, was uns doch unmöglich wäre: abzuwägen, was sein Schaffen bedeutet. Zudem können wir darauf verweisen, daß die „Deutsche Dichtung“ dieser Pflicht gegen ihn, wie fast gegen jeden anderen bedeutenden Dichter der Gegenwart, bereits längst entsprochen hat; in Band IX, Seite 282 ff. der „Deutschen Dichtung“ findet sich eine eingehende Würdigung seines Schaffens; in demselben Hefte hat er selbst die Geschichte seines Erstlingswerks „Schach der Königin“ erzählt; als er uns das Manuskript dazu übersendete, schrieb er: er habe es nur im Vertrauen darauf gethan, daß die „Deutsche Dichtung“ einst auch die Geschichte seines letzten Werks veröffentlichen werde; denn darauf komme es mehr an, als auf den Erstling . . . Nein, auf das Ganze kommt's an, und nicht bloß auf den Dichter, auch auf den Menschen: dieser da war treu und offen, ein Freund seiner Freunde. Er hat's um alle, die ihn kannten, verdient, daß sie ihn nicht vergessen und sein Andenken in Ehren halten, wie wir es thun wollen.

Fr.

— Sonntagskinder. Novellen von Ernst Behrendt. Berlin, Concordia Deutsche Verlags-Anstalt. 1900. Ein Buch von jener Gattung, die in unserer Litteratur wahrlich nicht allzu reich vertreten ist; ein feiner, sonniger, echt poetischer Humor durchflutet diese liebenswürdigen Geschichten. Haben schon die vor einigen Jahren erschienenen ersten Novellen des Dichters die Aufmerksamkeit der Litteraturfreunde auf ihn gelenkt, so liegt hier eine Gabe vor, die es verdient, ihm auch weiteste Kreise zu erschließen. Die drei Geschichten haben neben dem Grundton, der sinnigen Heiterkeit, auch so viel gemein, daß sie allesamt in das behagliche, stille, scheinbar enge, aber von reichem Gemüt und edlem Streben erfüllte Leben deutscher Kleinstädte in vergangenen Tagen zurückführen; im übrigen sind sie sehr verschieden und jede enthüllt eine andere Seite der feinen, aber starken und echten Begabung des Dichters. So führt uns „Wilm Birkenstock der Traumwandler" in eine kleine norddeutsche Reichsstadt nach Einführung der Reformation; die Geschichte Wilm Birkenstocks, der durch allerlei Fährlichkeiten hindurch schließlich sein Glück gewinnt, ist wie von Sonnenschein überrieselt und der feine Glanz liegt auch über Häusern und Zinnen der alten Stadt, die hier greifbar klar vor uns aufersteht. Waltet hier der phantastische, so in „Quempas und Liebesleier" der drastische Humor; das müßte schon ein arger Melancholiker sein, dem dies Bernauer Stadtbild von 1620 nicht ein Lächeln abnötigen würde. Wieder völlig anders mutet die letzte, vielleicht schönste Erzählung an: „Mamsell Bärbchens Maien"; hier wieder quillt der Humor aus dem tiefsten Gemüt. Das Buch, das sich auch vortrefflich als Geschenkwerk für die Jugend eignet, sei denjenigen unserer Leser, welche die Geschichten nicht bereits aus den Spalten dieser Zeitschrift kennen, warm empfohlen.

— Lieder des werdenden Weibes von Margarete Bruns. Minden i. W., J. C. Bruns Verlag, o. J. Das Büchlein ist sehr sonderbar ausgestattet: Das Papier bloß auf einer Seite bedruckt und der Satz in einem Arrangement gruppiert, das nur den Zweck haben kann, recht aufzufallen; hübsch und geschmackvoll ist es wahrlich nicht. Auch im Inhalt ist ab und zu etwas Gebauschtes, nach Sensation Haschendes; aber das darf nicht ungerecht gegen das Talent stimmen, das sich hier offenbart und das ein wirkliches, richtiges Talent ist. Wer dem Titel nach Gedichte erwartet oder — befürchtet, die mehr in das Gebiet des Physiologischen, als des Psychologischen fallen, wird enttäuscht sein; es sind eben Gedichte eines Mädchens, das zum erstenmale liebt. Das relativ Reifste und darum das Beste an dem Bändchen sind die Naturbilder, die plastisch und stimmungsvoll zugleich sind. Alles in allem, man wird sich den Namen gern merken und mit Interesse verfolgen, was aus dem Talent wird. Nur wird die junge Dichterin, wenn sie ernsthaft genommen sein will, auch darauf in Zukunft achten müssen, daß sie ihr Verleger nicht in so — sagen wir höflich — allzu warmer Weise empfiehlt.

K. B.

— Heliotrop. Gedichte von Ferdinand Hoefer. Berlin, Concordia Deutsche Verlags-Anstalt. 1900. Ferdinand Hoefer ist auch in weiteren Kreisen kein Unbekannter mehr, während ihn der engere Kreis der Freunde deutscher Lyrik längst nach Gebühr schätzt; dafür haben seine seit Jahren in vornehmen Zeitschriften erschienenen Gedichte gesorgt. Die vorliegende Sammlung ermöglicht ein Gesamturteil über seine Begabung. Reinheit der Form, Tiefe der Empfindung und männliche Kraft der Gesinnung zeichnen alle seine Gedichte aus. Eigentümlich ist ihm ein schwermütiger, wenn auch nicht geradezu düsterer Grundton. Schon die erste Abteilung, welche die erzählenden Gedichte vereinigt, behandelt mit Vorliebe ernste und in die Tiefe gehende Motive. Noch deutlicher tritt diese Grundstimmung in den lyrischen Gedichten hervor, aber sie sind doch zugleich bei aller Weichmütigkeit stark, bei allem Streben, für das Tiefste Ausdruck zu finden, klar und fest. Vielleicht der beste Vorzug des Bändchens ist der völlige Mangel an Geziertem, Gemachtem und Ueberhitztem; wie von wenigen andern Büchern darf man von diesem sagen, daß es nur erlebte Gedichte enthalte, und der Wunsch des Poeten in den Schlußversen seines Gedichtes „Heliotrop", das der Sammlung den Namen gegeben hat:

Wären, o du holde Blume, dir doch meine
Lieder gleich,
Zwar bescheidenen Gewandes, doch an eig'nem
Dufte reich!

darf als erfüllt gelten. Die beiden letzten Abteilungen bringen markige, patriotische Sonette und Uebertragungen aus französischen und englischen Dichtern, von denen namentlich die aus Longfellow getrost dem Besten beigezählt werden dürfen, was die deutsche Uebersetzungskunst in letzter Zeit geleistet hat. Die Ausstattung ist musterhaft, bei aller Einfachheit von gediegenstem Geschmack.

— Aus alten Tagen. Balladen und Romanzen aus Luxemburgs Sage und Geschichte. Von Nikolaus Welter. Luxemburg, M. Huß 1900. — Der Verfasser dieses hübschen und erfreulichen Büchleins ist den Lesern dieser Zeitschrift kein Fremder mehr; der junge luxemburgische Poet — an sich keine rara avis, da auch in dem kleinen Lande sehr viel gedichtet wird, aber insofern fast eine Ausnahme, als Welter sich nicht, gleich seinen meisten Landsleuten, des „Lützelburger" Dialekts bedient — hat wiederholt in der „Deutschen Dichtung" jene liebevolle Würdigung erfahren, auf die in erster Linie unter ebenbürtigen Talenten dasjenige Anspruch hat, dem aus äußeren Gründen der Weg in die Oeffentlichkeit schwerer wird, als den anderen; es ist gar nicht so leicht, aus einem kleinen luxemburgischen Städtchen heraus — der Verfasser ist Gymnasiallehrer in Diekirch — den Zugang zum deutschen Parnaß zu gewinnen. Darum schien es uns richtig, sein erstes Buch, die dramatisierte Volkssage „Siegfried und Melusine" an dieser Stelle vor Jahresfrist eingehender anzuzeigen, als uns dies sonst bei den Raumverhältnissen dieser Zeitschrift möglich ist, darum wurde auch im vorigen Bande auf Welters Buch über „Frederi Mistral" eingehend hingewiesen. Bei diesem seinem dritten Buch aber hat der Dichter bei unseren Lesern die Arbeit, die sonst uns oblag, gleichsam selbst besorgt; von den zehn Balladen und Romanzen, die das Bändchen vereinigt, sind zwei: „Clairefontaine" und „Kaiser und Dichter" im vorigen Bande der „Deutschen Dichtung" erschienen. Sie wissen also, welchen Schlages Welter als Sagendichter ist: fein und still, fromm und keusch, dabei — trotz aller Romantik — im Detail, wie in der Plastik seiner Schilderungen von gesundem Realismus, aber ein „romantischer Realist", wie wir ihn anläßlich seines Dramas zu charakterisieren versucht haben. Von den Stücken des Buches, die uns neu waren, haben uns namentlich „Ein Königsbegräbnis" und „Melusine" gefallen; ersteres trotz der Anklänge an Schillers Ballade vom „Grafen von Habsburg". Vielleicht das am unmittelbarsten auf Welter wirkende Vorbild und jedenfalls sein nächster Geistesverwandter in der deutschen Dichtung der Gegenwart ist Friedrich Wilhelm Weber, der Dichter von „Dreizehnlinden"; gleich diesem ist unser junger Dichter ein überzeugter Katholik, doch spitzt sich diese Gesinnung bei ihm nirgendwo zu aggressiver Tendenz zu. Das Büchlein hat in Luxemburg zahlreiche Freunde gefunden, so daß es bereits in zweiter Auflage vorliegt, aber auch in Deutschland verdient es beachtet zu werden. —nz—

— Die Juden in Rußland. Urkunden und Zeugnisse russischer Behörden und Autoritäten. Aus dem Russischen übersetzt von August Scholz. Berlin, Concordia Deutsche Verlags-Anstalt. 1900. Das Werk ist keine Streitschrift für oder gegen die Juden, sondern ein objektives, dokumentarisches Quellenwerk von bleibender kulturgeschichtlicher Bedeutung. Es ist die Uebersetzung eines 1891 in St. Petersburg gedruckten russischen Werkes, das einen einzig dastehenden Beitrag zur russischen Judenfrage lieferte. Den Inhalt des Buches bildeten Urteile und Zeugnisse über die Juden in Rußland, sowie über die sie betreffende Gesetzgebung und Verwaltung, sämtlich nationaler Quelle entstammend, und von russischen Behörden oder angesehenen russischen Männern abgegeben. Kein Beitrag war eigens für das Buch verfaßt worden; dasselbe suchte vielmehr seinen Wert darin, eine gewissenhafte Zusammenstellung bereits vorhandenen Materials zu sein. Obwohl das Werk also durchweg aus Beiträgen bestand, die bereits in Büchern oder Zeitschriften gedruckt waren, ist es gleichwohl noch vor der Veröffentlichung spurlos verschwunden. Gerettet wurde ein einziges Exemplar, das die vorliegende deutsche Uebersetzung ermöglicht hat. Man wird diesen Zufall, wie immer

man sich zur Frage stellen mag, als einen erfreulichen betrachten dürfen, denn eine zuverlässigere, unbefangenere Beurteilung, als sie hier der russischen Judenfrage wird, ist schon deshalb kaum denkbar, weil schwerlich irgend jemand eine größere Kompetenz in der Frage zukommt, als den Autoritäten, die hier zu Worte kommen. Eine kurze Darlegung des Inhalts mag dies erweisen: Die Urkunden und Gutachten zerfallen in fünf Abschnitte. Der erste enthält solche von Behörden, Staatsmännern, Offizieren und höheren Verwaltungsbeamten. Von dem Manifest, mit welchem 1772 Graf Tschernyschew namens der Kaiserin Katharina den Bewohnern der bisher polnischen Landesteile die Annexion an Rußland mitteilte und die Stellung der Juden staatsrechtlich regelte, angefangen, finden sich in diesem Abschnitt die wichtigsten Kundgebungen der russischen Regierung zur Regelung der öffentlichen Rechtslage ihrer jüdischen Unterthanen. Als besonders wichtig seien aus diesem ersten Teil die Gutachten und Entscheidungen des dirigierenden Senats und des jüdischen Komitees im Ministerrat genannt. Von bedeutenden Staatsmännern lernen wir die amtlichen Aeußerungen von Männern wie Bibikow, Lieven, Korff, Schuwalow u. a. kennen. Gleich interessant sind die Gutachten höherer russischer Militärs über die Erfahrungen, die sie mit den Juden als Soldaten gemacht haben. Ein zweiter Abschnitt bringt Stimmen der Geistlichkeit, durchweg Predigten, Büchern oder Zeitungsartikeln entnommen. Neben den ersten Kirchenfürsten Rußlands, Metropoliten Erzbischöfen und Bischöfen, kommen auch Landpriester zu Worte, die mit der jüdischen Bevölkerung in unmittelbaren Verkehr getreten sind. Ein dritter Abschnitt bringt Gutachten hervorragender Schriftsteller, gleichfalls sämtlich ihren Werken entnommen. Die russische Judenfrage wird hier von den verschiedensten Standpunkten und nach den verschiedensten Richtungen beleuchtet: Historisch wie politisch, ethnographisch wie als Kulturfrage, namentlich aber auch in volkswirtschaftlicher Beziehung. Hier hören wir Männer wie Aksakow, Turgenjew, Fürst Demidow, Korolenko, Saltykow, Granowski u. a., also thatsächlich die bedeutendsten Dichter, Gelehrten und Volkswirte Rußlands. Von gleich großem Interesse ist ein vierter Abschnitt, der die Stimmen der Presse wiedergiebt. Auch hier ist die Presse aller Richtungen berücksichtigt, der offizielle „Russische Invalide“ wie das konservative Katkowsche Blatt und der liberale „Golos“. Ein fünfter Abschnitt endlich bringt öffentliche Kundgebungen über die Juden und zwar Erklärungen russischer Schriftsteller-Vereine und kaufmännischer Gilden. Das Resultat läßt sich dahin zusammenfassen, daß die Beurteiler, auf welch unendlich verschiedenem Standpunkt sie stehen mögen, doch insgesamt dahin übereinstimmen, daß eine Lösung der russischen Judenfrage nur durch allmähliche oder radikale Aufhebung der Sondergesetze über die Juden möglich ist, und es muß namentlich im höchsten Maße interessieren, daß gerade die panslavistischen und konservativ gesinnten Männer dafür im Interesse der russischen Nationalität eintreten. Das Buch wird allen, die sich für Ethnographie und Kulturgeschichte interessieren, von großer Wichtigkeit sein.

— Neue Gedichte von Ludwig Fulda. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachf., 1900. Ludwig Fuldas erste Sammlung „Gedichte“ ist vor etwa einem Jahrzehnt erschienen und, wie von der gesamten Kritik, die ihre Aufgabe ernst nimmt, auch von einem Beurteiler in dieser Zeitschrift sehr warm begrüßt worden; in der That war sie in formaler Hinsicht eine geradezu glänzende, aber auch im Inhalt beachtenswerte Gabe; die früh gereifte, ernste und geschlossene Weltanschauung des jungen Dichters, seine selbständige Art der Lebensbetrachtung, der Witz und der Gedankenreichtum seiner Epigramme sicherten der Sammlung ihren Wert. Daß sie geringere Verbreitung fand, als sie verdiente — sie hat bisher keine neue Auflage erlebt — lag gewiß nicht so sehr an inneren als an äußeren Umständen; der gewichtigste dürfte die Konkurrenz gewesen sein, die der Dramatiker Fulda dem Lyriker machte; er galt nun dem Publikum wie der Kritik als Dichter des „Talisman“ und anderer Bühnenwerke, mit denen man sich schon aus Rücksicht auf ihren Erfolg beschäftigen mußte, er hatte nun seine Marke, und daß er daneben auch ein Lyriker sei, brauchte man nicht von Pflichtwegen zu wissen, — wie man eben leider in diesen „weitesten Kreisen“ die Pflicht gegen die strebenden, schaffenden Dichter der Zeit aufzufassen pflegt. Ob sie anläßlich dieser „Neuen Gedichte“ eine andere Auffassung von ihrer Pflicht gewinnen und sich nun auch mit Ludwig Fulda, dem Lyriker, auseinandersetzen werden, bleibt abzuwarten; uns genügt es, daß die Sammlung dies reichlich rechtfertigen würde. In der Form hat ja Fulda kaum noch etwas hinzuzulernen gehabt; aber an Wärme und Innerlichkeit der Empfindung steht diese Sammlung weit über der ersten; sie erweist in schöner, erquicklicher Art, wie viel der Dichter innerlich erlebt, wie viel er an großen Freuden und Leiden erfahren und vor allem auch, wie viel er an sich selbst gearbeitet hat. Schon die erste Abteilung: „Herzensfrühling“ enthält Gedichte von einer Wärme der Empfindung, einer Glut der Leidenschaft, wie man sie in der ersten, in ihrer Liebeslyrik etwas kühlen und glatten Sammlung vergeblich suchen würde; wir nennen nur, um das Beste von dem Guten hervorzuheben, „Verwandlung,“ „Epistel,“ „Ungeduld,“ „Verlöbniß,“ „Dein Einzug,“ „Weihnachten“; nicht ganz vollwichtig sind kaum zwei oder drei Kleinigkeiten: („Uebertroffen“ z. B.); alles andere ist ganz und gar erlebte Lyrik, wirkliche Glut, von einem Dichter empfunden und in Worte gefaßt. Gleich schön, aber womöglich noch inniger, noch tiefer, so recht im allertiefsten Herzen empfunden, sind die Lieder des Leids und Kampfes im „Melancholischen Liederbuch“; auch hier nennen wir nur eben, was uns das Beste scheint, denn echte, nicht etwa gemachte Poesie ist hier alles: „Wohl ihnen!“, „Frost,“ „Warum?“, „Mißklang,“ „Morgen und Abend“. Die Abteilungen „Zwischenspiel,“ die vorwiegend humoristische und satirische Gedichte enthalten, „Feiertage,“ eine Auswahl aus den Gelegenheitsgedichten, „Leitsterne“, eine Art Glaubensbekenntnis des Autors als Mensch und Dichter, bringen gleichfalls viel Hübsches, ab und zu auch Schönes; neue Züge in der Physiognomie des Lyrikers Fulda, wie die beiden Cyklen, die wir zuerst hervorgehoben haben, enthüllen sie nicht. Ebenso ist ja Fuldas Witz- und Gedankenreichtum, wie er auch hier in den „Sprüchen“ und „Parabeln“ zu Tage tritt, längst anerkannt, nur daß die Form noch gefeilter als früher, die Auslese noch strenger ist. Alles in Allem ein schönes, erfreuliches Buch.

— Faustine, der weibliche Faust. Tragödie in sechs Aufzügen nebst Vorspiel und Prolog von Wilhelm Schäfer. Zürich, Emil Cottis Witwe. — Wir haben nur etwa dreißig Seiten gelesen, weil uns während der Lektüre immer unheimlicher wurde; wir fürchten, der Autor ist ein kranker Mann. Nicht so krank, um nicht sein Werk auf eigene Kosten drucken lassen zu können, aber krank genug, um jenseits aller Kritik zu stehen. Da wäre Kritik, Tadel oder gar Hohn schlecht am Platze.

Neue Bücher.

Nachstehend verzeichnete Bücher sind der Redaktion zur Recension zugekommen:

Himmelbauer, Franz. Waldsegen. Prosadichtungen. Linz 1900. Oesterreichische Verlagsanstalt.

Bienenstein, Karl. Die Heimatscholle. Volksstück in drei Aufzügen. Linz 1900. Oesterreichische Verlagsanstalt.

Mayerhofer, Hermann. Anna Weber. Ein Schauspiel in zwei Akten nach einer Novelle Paul Heyses. Dresden 1900. E. Piersons Verlag.

Fraungruber, Hans. Ausseer G'schichten, Erzählungen und Schwänke. Linz 1900. Oesterreichische Verlagsanstalt.

Schwalbe, Georg. Vielleicht? Leipzig o. J. Wilhelm Friedrich.

Ettmayer, Karl, Adolf. Monologische Dichtungen. Linz 1901. Oesterreichische Verlagsanstalt.

Wrede, Fürst Friedrich. Die Goldschilds. Kulturgeschichtlicher Roman aus der zweiten Hälfte des XIX. Jahrhunderts. Berlin 1900. Ernst Hofmann & Co.

Redigiert unter Verantwortlichkeit des Herausgebers Karl Emil Franzos in Berlin. — Nachdruck auch im Einzelnen ist untersagt und wird strafgerichtlich verfolgt. — Verlag der Concordia Deutsche Verlags-Anstalt in Berlin. — Druck von W. & S. Loewenthal, Berlin C.

Scherzgedichte.

Von Josef Willomitzer.*)

Der Genius.

Jüngst kam mein Genius zu mir.
„Schreib," rief er, „ich diktiere Dir!"
Ich sprach: „Was wird's denn wieder sein?"
Lud ihn nicht mal zum Sitzen ein.
Er aber nimmt gemächlich Platz
Und lacht: „Was soll's denn sein, mein Schatz?
Ein Scherzgeschichtchen, nett und blank,
Ein frischer, anspruchsloser Schwank." —
„Ach, anspruchslos!" sprach ich mit Groll —
„Warum nicht endlich anspruchsvoll?
O Genius, nimm's nicht so leicht,
So wird der Nachruhm nicht erreicht.
Ich schreib' mir fast die Finger krumm
Und finde doch kein Publikum,
Das mir tiefinnerst aufgeregt
Den Lorbeer um die Stirne legt.
Wer kennt mich denn in Temesvar —
In Gibraltar und Sanzibar?
Wer spricht von mir in Reykjavik,
In Neuruppin und Mozambique?
O Genius — und welcher Hahn
Kräht denn nach mir in Teheran?
Vom Geldpunkt, nämlich vom Ertrag
Ich vollends gar nicht reden mag!
O Genius, Du trägst die Schuld
Mir fehlt's an Fleiß nicht und Geduld.
Mir fehlt auch nicht der Freundeskreis,
Der liebreich mich zu fördern weiß.
Freund Fritz, der einen Vetter hat
Beim Gogelheimer Wochenblatt,
Lobt mich in mancher Recension
Und dennoch hab' ich nichts davon.
Mir fehlt auch nicht der Wagemut
Zu schreiben ganz genau so gut
Wie Goethe, Schiller und Shakespeare,
Daß ich's nicht kann, liegt nur an Dir —
An Dir, daß ich's nicht einmal kann
Wie Gerhard Haupt- und Sudermann . . ."
Bei diesen Worten unterbricht
Mich ernst mein Genius und spricht:
„Leicht pflanzt sich das Kaninchen fort —
Beim Löwen grenzt es schon an Mord,
Sobald er brünstig seiner Braut
Die Pranken um die Flanken haut.
Und ringen muß und kämpfen muß
Der Mensch mit seinem Genius,
Wenn er den höchsten Ruhm erstrebt,
Der ihn bis an die Sterne hebt.
So einer wälzt sich in der Nacht
Auf seinem Lager, daß es kracht.
So einer geht bei Tag einher
Geknickt, betäubt und sorgenschwer.
So einer hat es gar nicht gut,
Schier sprengt ihn seine inn're Glut.
Und daß das schwere Werk gelingt,
Gilt keineswegs ganz unbedingt,
Oft wird erzeugt vom Genius
Im Kampf ein mus ridiculus.
Dann hat man sich umsonst geplagt
Und weder Glück noch Ruhm erjagt.
Mit Dir zu ringen liegt mir fern —
Ich hab' Dich wirklich viel zu gern.
Genug, daß Dir manch' Lied gelang,
Das fröhlich der und jener sang,
Und mancher Scherz und mancher Hieb,
Der auf dem Gegner sitzen blieb.
Du sollst mein Freund sein — nicht mein Knecht!"
Ich dachte nach und gab ihm Recht
Und brachte eine Flasche Bier.
Da trank er stillvergnügt mit mir.

Das alte Lied.

Belache nicht dies schlichte Lied:
Das Buch, woraus es stammt, ist heilig,
Und aus dem Buch durch's Leben zieht
Dies Lied sich hin vieltausendzeilig. —
Sieh dort: es stieg der Mond empor,
Und er verbarg das stille, blasse
Antlitz im dunklen Wolkenflor;
Jetzt zeugt den Amon der Manasse.

Und wieder war's in einer Nacht —
Ein and'res Bild und doch dasselbe.
Des Mondes Antlitz wieder lacht,

*) Wie bereits im letzten Hefte angekündigt, bringen wir aus dem eben zur Ausgabe gelangenden Nachlaßbande des Dichters: „Letzte Geschichten und Gedichte" (Berlin, Concordia Deutsche Verlags-Anstalt), diesmal eine Auswahl seiner Scherzgedichte. Sein Bestes, die Tendenzdichtung, die politische Satire, mußte dabei freilich leider nach dem Programm dieser Zeitschrift unvertreten bleiben; aber auch die Gedichte, die wir bringen können, werden erweisen, was unser toter Freund auf diesem nicht eben kärglich, aber wahrlich von wenigen Berufenen gepflegten Gebiete wert war. Beigefügt ist als Ergänzung der Proben, die wir im letzten Hefte geboten haben, noch eine Scherzgeschichte in Prosa, sowie eine Studie über Willomitzer, die dem Nachlaßband beigegeben ist und — deß sind wir gewiß — auch unseren Lesern willkommen sein wird. Denn Josef Willomitzer hat selbst dafür gesorgt, daß er ihnen einen liebenswürdigen Freund bedeute, von dessen Leben und Schaffen man gerne hört. D. Red.

Das stille, halbverhüllte, gelbe.
Der Wohlgeruch von Blütenzweigen
Vermischt sich mit dem Duft von Gras —
Ringsum geheimnisvolles Schweigen:
Der Amon zeugt den Josias.

Vorüber ging die Flucht der Jahre.
Horch! Eine süße Stimme lacht,
Wie Silberklang ging's durch die klare
Und duftverfüllte Zaubernacht.
Und Zelt an Zelt steht in der Runde,
Im Traume reckt sich ein Kameel,
Still, still! Jetzt zeugt im Hintergrunde
Des Josias Sohn den Salathiel.

Dasselbe Bild. Ein Vöglein sang
In milder Nacht. Das war ein Singen.
So wundervoll, so süß und bang,
Als wollt' vor Lust ein Herz zerspringen.
Der Mond verbirgt sein Angesicht,
Müd schließt das Vöglein seinen Schnabel.
In Blütenduft und Dämmerlicht
Zeugt Salathiel den Zorobabel . . . .

Belache nicht dies schlichte Lied:
Das Buch, woraus es stammt, ist heilig,
Und aus dem Buch durchs Leben zieht
Dies Lied sich hin vieltausendzeilig
Und wird zum großen Menschheitssange,
Glaub mir: So lang in Mondenschein
Und Duft ein Vöglein singt, so lange
Wird dieses Lieds kein Ende sein!

Seelenbündnis.

Ich öffne zögernd ihren Brief.
Der kleine Brief, was thut er kund?
Vielleicht nimmt es Mathilde schief,
Daß ich sie lieb' aus Herzensgrund?
Vielleicht hat sie mein Fleh'n erhört?
Vielleicht ist all mein Glück zerstört?
Ich seufzte tief,
Bevor mein Blick das Blatt durchlief . . .
Sie schreibt: „Wir wollen Freunde sein
Wie Goethe und die Frau von Stein!“

Da ruf ich jubelnd: Frisch voran,
Dem Glück will ich entgegenzieh'n!
Im Flug trägt mich die Pferdebahn
Zu meiner Göttin Tempel hin.
Komm an mein Herz, du süßes Glück!
Ruf ich ihr zu. — Sie weicht zurück
Und staunt mich an:
„Wie könnt Ihr mir so stürmisch nah'n?
Wir wollen doch nur Freunde sein
Wie Goethe und die Frau von Stein!

Und nun erzählt sie mir genau,
Was sie gelernt in Pensionat
Vom Seelenbündnis jener Frau
Mit Goethe, dem geheimen Rat,
Wie tadellos und einwandfrei
Der zarte Bund gewesen sei.
Mathilde schau —
Was Du da sagst, ist mir zu blau.
So wird es nicht gewesen sein,
Denn Goethe, der war nicht von Stein!

Da widersprach sie hochgemut.
So ging die Rede hin und her.
An Worten gab es eine Flut,
Ein weites, sturmbewegtes Meer.
Es schwoll die Flut, es wuchs der Zank,
Bis blutig flammend die Sonne sank —
Und kurz und gut:
Dann küßten wir uns in wilder Glut
In dunkler Kammer ganz allein
Wie Goethe und die Frau von Stein.

Fontana di Trevi.

Es singen die Geister im rauschenden Wasser,
Fontana di Trevi.
Sie nehmen Dein Sinnen und Sehnen gefangen
Und führen zurück Dich aus weiter Ferne
Immer wieder ins herrliche Rom,
Wenn Du von diesem Wasser getrunken.
Sie lassen Dich nimmer. Und nimmer entrinnst Du
Dem freundlichen Zauber der Geister im Wasser,
Fontana di Trevi . . . .
So geht die Sage. Mich aber halten
Geister schlimmerer Art im Bann.

Mitternacht war's und die runden Köpfe
Der kettenverknüpften Marmorblöcke
Glänzten im Lichte der säulengetragenen
Beiden Laternen zur Rechten und Linken.
Über dem dunklen Becken des Brunnens
Die Prachtgestalten des steinernen Meergotts,
Seiner Tritonen und seiner Rosse.
Rauschend zwischen den Felsenblöcken
Stürzt hernieder die schimmernde Flut.
Und ein wandelnder Zeitungsverkäufer
Läßt seinen klagenden Ruf ertönen:
„Tribuna!“ — „Tribuna!“ — „Tribuna!“ . . . .

Seltsam fühlt' ich mich angeweht,
Heulen hör' ich mein eig'nes Verhängnis,
Das mich zurück aus dem Lande der Träume
Ruft zum Frohndienst des Zeitungsschreibers
Und zur schnöden Papier-Tribüne.
Nimmer frommt mir ein Abschiedstrunk
Aus dem Brunnen Fontana di Trevi.
Gegenüber die Osteria
Öffnet sich mir, und den Wein von Frascati
Bringt der Padrone herbei. Da kommt
Eine dicke Katze geschlichen,
Springt auf die Bank und setzt sich zu mir,
Schmiegt sich mir an, und aus grünen Augen
Blickt mich ihr fragendes Mitleid an.
Fernher aber heult es verhallend:
„Tribuna!“ — „Tribuna!“ — „Tribuna!“

Das Tröstliche.

Erzählung von Georg Bormann.

(Fortsetzung.)

Am anderen Morgen, als kaum der junge Tag über die Berge schaute, war der junge Offizier, trotz einer kümmerlichen Nachtruhe, schon wieder auf einem einsamen Spaziergange. Er war mit wüstem Kopfe erwacht, und, nie gewohnt mit sich Umstände zu machen, war er aufgesprungen, um in der Morgenkühle Haupt und Seele einem erfrischenden Bade auszusetzen.

Er war mit sich unzufrieden; er hatte sich gehen lassen. Durch einen unbedeutenden Vorfall, der allerdings sein ganzes Seelenleben in stürmische Erregung versetzt hatte, war seine Phantasie zügellos geworden und hatte ihn in Kombinationen verstrickt, die er heute kühler zu betrachten suchte. Er wollte vernünftig sein; er durfte sich nicht wieder solchen Erschütterungen wie gestern Abend überlassen. Er sagte sich das kühl und entschieden. Er fühlte, daß sein ganzer Organismus einmal der Ruhe bedurfte nach einer langen arbeitsüberlasteten Zeit. Er wußte, daß ihm solche Zeit wieder bevorstand, und er wollte als ein gesunder, zu jeder Leistung fähiger Mensch zurückkehren. So sagte er zu sich, und er war gewohnt, klar gefaßte Entschlüsse konsequent durchzuführen.

Aber wunderbar! Indem ihm bei diesen Überlegungen Sicherheit und Frohsinn zurückkehrten, indem er sich eifrig neuen Reisevorbereitungen hingab und entschlossen war, sich jedem bedeutenden Eindrucke zu öffnen, der ihm in der Berührung mit einer großen Natur oder mit anderen Menschen entgegenkommen würde — eine uneingestandene Hoffnung trug doch alle diese Entschlüsse.

Lange, lange Jahre, die ausgefüllt waren von strengen dienstlichen Anforderungen und eifriger Fortarbeit für sich selbst, hatten diese Erinnerungen geschlummert, hatte er der Gestalten, die jetzt so lebendig geworden, nur wie geliebter Toter gedacht. Aber seit Antritt dieser Reise, seit jenes Gespräch mit seinem Obersten ihm die Jugendzeit zurückgeführt hatte, ging etwas Geheimnisvolles an seiner Seite, dessen Nähe er unausgesetzt fühlte und das doch nicht angerufen sein wollte. Er hatte es angerufen — da war es seine Schuld, daß er die nächtlichen Stunden in Gram und Verzweiflung hatte zubringen müssen. Nun wollte er leben, wie er sollte und wie der Tag es brachte; vor allem aber wollte er still sein, damit er das geheime Etwas an seiner Seite nicht wieder erzürnte oder gar verscheuchte. Geduldig mußte er werden; nur lauschen durfte er auf die geheimnisvolle Stimme.

So im Stillen getragen von einer seltsamen, von Jugendmut belebten Hoffnung auf etwas Ungewöhnliches, wie wir sie bei starken Wünschen alle einmal erfahren haben, die aber bei ihm noch verstärkt wurde durch den Vorgang auf der Alm und die sich daran knüpfenden Kombinationen, gewann er wieder die alte Elastizität und führte nun seine Reise durch, wie er es sich vorgenommen.

Beim nächsten Morgengrauen hielt ein leichter, mit zwei kräftigen Braunen bespannter Wagen vor der „Post“, der ihn direkt durch das oberbayrische Land nach Rosenheim, an der München-Salzburger Eisenbahnlinie brachte. Und nun drang er von Salzburg auf der Giselabahn in die Herrlichkeit der Alpenwelt ein.

Aber lange konnte ihn selbst das idyllische Zell am See nicht festhalten; seine Natur verlangte nach Thätigkeit und kräftiger Bewegung. Und als er in ein paar österreichischen Kameraden kundige und sichere Männer fand, die geeignet und gewillt waren, ihn mit den Wundern der Hochalpenwelt und besonnener Überwindung ihrer Schrecken und Gefahren bekannt zu machen, schloß er sich ihnen gern an und hatte es nicht zu bereuen. So wurde ihm die Kette der Hohen Tauern und der Zillerthaler Alpen bekannt; der Norddeutsche lernte in den Österreichern Menschen ganz anderer Lebensauffassung, aber in ihrer Fröhlichkeit und Aufgeschlossenheit ihm gerade jetzt willkommene Gefährten kennen, und der Abschied wurde beiden Parteien, nachdem man

sich durch Wochen hindurch in so mancher kritischen Situation kennen und schätzen gelernt hatte, herzlich schwer.

Das Leben der letzten Zeit hatte ihn so erfrischt, daß er beschloß, auch allein unter guter Führung, soweit es ihm noch vergönnt war, die Oetzthaler Gruppe kennen zu lernen. Und wenn er nun auch die heiteren Kameraden entbehrte, so setzte er doch mit großer Befriedigung eine Übung fort, die in gleicher Weise den Körper stählte, den Geist belebte und die Seele erhob. Aber gleichviel, ob beim Wandern und Steigen immer neue Bilder an ihm vorüberzogen oder ob er im Angesicht der überwältigenden Hoheit und Stille der Bergwelt ausruhte, immer vernahm er den leisen, verheißenden Zuruf „Warte!“ — Und wenn er wieder hinabstieg von kühner Fahrt und manches schöne Auge freundlich auf ihm ruhte, wenn er sich wieder unter die Menschen mischte, teilnahm am heiteren Gespräch oder sie wie ein buntes Schauspiel an sich vorüberziehen ließ: durch alles Geräusch vernahm er leise und doch deutlich: „Warte!“

Als er vor der Abreise die letzten Sachen in seinen Koffer packte, war er musternd an seinen Büchervorrat getreten, um an einem Regentage auch eine Lektüre gehaltvolleren Inhalts nicht entbehren zu müssen. Nach kurzem Besinnen hatte er ein kleines Buch ergriffen, mit dem er jetzt oft, wenn er seinen Ausflügen Ruhetage einschaltete, still im Walde saß.

Der seltsame Mann hatte eine Lektüre seiner Jugend wieder aufgenommen, die einst auf der Schule seine Phantasie lebhaft angeregt hatte. In seinen Händen lag Simrocks Übersetzung des deutschen Heldenliedes „Gudrun“. Es schien ihm nicht darum zu thun, schnell vorwärts zu kommen, denn wenn er ein halbes Kapitel gelesen, lag das Buch oft lange in seinem Schoß. Dennoch schob er es immer wieder, ehe er seinen Spaziergang antrat, in seine Tasche.

In ihren großen Linien war ihm die Dichtung noch im Gedächtnis. Er erinnerte sich, mit welchem Vergnügen und mit welcher Spannung er den Abenteuern der Hegelingen-Helden und dem Ausgange des Kampfes zwischen ihnen und den Normannen gefolgt war. Und schon damals rührte ihn das Schicksal der edlen königlichen Jungfrau, die eine dreizehnjährige Gefangenschaft bei den Normannen erdulden muß, aber trotz aller Demütigungen doch in Geduld und hochgemutem Sinn sich selbst und ihrer königlichen Abkunft treu bleibt.

Jetzt kam es ihm weniger auf die Handlung als darauf an, den starken, einfachen Empfindungsgehalt der Dichtung auf sich wirken zu lassen, doch besonders liebevoll trug er mit Gewissenhaftigkeit Zug um Zug in das Bild Gudruns, bis es in all seiner keuschen Klarheit und Hoheit wieder lebensvoll vor ihm stand.

Eines Tages, körperlich gekräftigt und die Seele voll unvergeßlicher Eindrücke, aber schon wieder mit dem Zuge nach Norden im Herzen, befand sich Heß in Innsbruck. In dem vornehmen Hotel, in dem er abgestiegen, hatte man ihm bei seinem geringen Gepäck und anspruchslosem Auftreten ein sehr bescheidenes Zimmer im dritten Stock, wenn auch nach vorn hinaus, angewiesen. Als man ihm am anderen Tage einen Wechsel in dieser Beziehung anbot, wies er ihn zurück, weil er in der That, bei seiner vielen Bewegung im Freien, kein Bedürfnis danach fühlte. So war er auch am heutigen Nachmittage wieder von einem längeren Spaziergange heimgekehrt.

Es hatte ihn nach Schloß Ambras hinausgezogen. Und über den Iselberg, meist im Walde hin, so daß er zur Linken immer den Blick auf das weite, fruchtbare Innthal genoß, hatte er die Burg erreicht, wo einst Maximilian I. in weiser Erkenntnis jenen Pergamentband niederlegen ließ, der auch das Gudrunlied auf die Nachwelt bringen sollte. Es war gewissermaßen ein Akt der Pietät, den Heß seiner Lieblingsdichtung darbrachte, wenn auch Ambras schon lange nicht mehr den alten Schatz zu hüten hatte. Aber auf dem einsamen Rückweg, vielleicht, weil er das Letzte absolviert, was als „Pflicht“ auf seinem Reiseprogramm stand, fiel er seit langer Zeit wieder in Grübeleien.

War es nicht etwas ganz Allgemeines, etwas Selbstverständliches, wonach er sich sehnte, dem er nachzog wie einem fernen, verlorenen Klange, den er immer wieder hörte und doch nicht erreichen konnte?

Da kamen ihm doch Bedenken. Auch Sehen, Hören, Gehen ist den meisten gegeben, aber nicht allen. Selbstverständlich ist kein Glück, so allgemein es auch scheinen mag! Und er erstrebte nicht einmal das allen Gemeine, sondern was er suchte, er fühlte es wohl, war etwas Hohes, sollte ihm Tröstung, Ausgleichung, Krönung des Daseins sein.

Es war, als er in sein Hotel zurückkam, doch noch zu früh, um das Abendbrot zu nehmen, und so stieg er in sein Zimmer hinauf. Da es in dem öden Raum unbehaglich war, trat er an das offene Fenster und sah auf die Straße und die gegenüberliegenden Häuser. Die Straße war nicht breit,

und bald nahm das Haus vis-à-vis ausschließlich sein Interesse in Anspruch. Es war ein dreistöckiges hübsches Mietshaus. Er konnte bequem durch die geöffneten Fenster in ein Zimmer der zweiten Etage hineinsehen.

Trotz der Dämmerung sah er deutlich an der Wand zur Linken einen Herrn an seinem Schreibtisch beschäftigt, der, über seine Arbeit gebeugt, das allmähliche Schwinden des Lichts nicht zu bemerken schien. Kurze Zeit darauf trat auch ein sauber gekleidetes Dienstmädchen herein, zündete eine Hängelampe über dem Mitteltisch und eine andere auf dem Schreibtisch an und entfernte sich wieder.

Heß sah jetzt so deutlich in das behaglich ausgestattete Arbeitszimmer, daß er sogar einzelne Kunstgegenstände unterscheiden konnte. Aber der schreibende Mann war unruhig geworden. Er sah bald rechts, bald links, bald hinter sich auf die Erde, als ob ihn etwas genierte oder nervös machte. Es war vielleicht zugleich mit dem Mädchen etwas Störendes in das Zimmer eingedrungen, aber dem Beobachter war es nicht möglich, die Ursache der immer mehr gesteigerten Unruhe des Schreibenden zu erkennen. Endlich sprang derselbe auf und rief wohl durch ein Glockenzeichen das Mädchen wieder herein. Denn im nächsten Augenblick erschien dieses und bückte sich, — und nun konnte Heß die Ursache all der Bewegungen erkennen, denn die Herbeigerufene hatte plötzlich ein Kind auf dem Arm, das sie hinaustrug, und das mit vernehmbarem Klagegeschrei seinen Unwillen über die ihm angethane, unbegreifliche Behandlung bekundete. Dann wurde es wieder still: der Herr kehrte zu seiner Arbeit zurück.

Heß stand noch eine ganze Weile und sah hinüber. Als sich aber nichts veränderte, schüttelte er wie unwillig den Kopf und ging hinunter, denn es war Zeit zu Abend zu essen.

Als er wieder in sein Zimmer zurückkam, sah er den Mann noch immer am Schreibtisch, und er wollte eben das Fenster schließen und selbst Licht anzünden, als das Bild drüben ein anderes wurde.

Die Thür that sich auf, und eine junge Frau trat herein. Sie trug das Kind auf dem Arm, das vorhin die Störung verursacht hatte. Obgleich die Eintretende wartend am Mitteltische stehen geblieben war, den Blick auf den arbeitenden Mann gerichtet, so geschah doch von dessen Seite nichts, das bekundete, daß er den Eintritt der Frau bemerkt habe. Oder wollte er nur nichts gehört haben?

Da klang ein lauter Schrei zu Heß hinüber. Das kleine Wesen auf dem Arm der jungen Frau, noch nicht so an Geduld gewöhnt wie seine Mutter, hatte ihn ausgestoßen, um sich dem Vater bemerkbar zu machen. Das hatte auch geholfen, aber nun verbarg das Kind den blonden Kopf ängstlich an der Schulter der Mutter, denn es war sich seines Vergehens wohl bewußt. Der Mann aber war aufgestanden, nahm das Kind vom Arme seiner Frau und trug das nun jauchzende ein paarmal um den Tisch. Als er wieder vor seiner Frau stehen blieb, legte sie ihm die Hand auf die Schulter und sprach eindringlich zu ihm hinauf. Wenn's aber eine Strafpredigt war, die sie hielt, so schien sie ziemlich milde ausgefallen zu sein, denn der Mann nickte nur, lächelnd zustimmend, und gleich darauf verließen beide Arm in Arm, der Vater immer noch den kleinen Schreihals tragend, das Zimmer.

Heß hatte den höchsten Anteil an der kleinen Scene genommen, er wußte selbst nicht warum. Denn er stand noch immer und sah hinüber, als sollten die handelnden Personen zurückkehren. Aber er starrte nur in das leere Zimmer, und plötzlich erschien das Dienstmädchen, löschte die Lampe auf dem Schreibtisch des Herrn, schloß die Fenster und ließ die Vorhänge herunter. Heß zog sich fast betreten zurück und setzte sich, noch immer im Dunkeln, auf das Sofa. Es war ihm, als wenn ihm etwas entzogen worden wäre. Und allmählich stieg ein, ihm bis dahin unbekanntes Weh in ihm auf. Es würgte ihn am Halse, es nahm von seiner ganzen Person Besitz. Es schüttelte ihn, so daß er sich selbst nicht mehr in dieser Weichmütigkeit erkannte und froh war, daß er hier drei Stock hoch auf dem Sofa saß und es um ihn her dunkel war.

Hatte er vielleicht, der keine Heimat hatte, der eigentlich nie eine gehabt hatte — Heimweh?

Er erinnerte sich daran, in welche rauhen Verhältnisse er als Soldat gestoßen: wie oft er andere im Feldzuge bemitleidet und getröstet hatte, junge Kameraden, junge Untergebene, die, aus gesicherten freundlichen Verhältnissen gerissen, am Weihnachtsabend oder bei einer gelegentlichen Erinnerung an zu Hause, von diesem übermächtigen Schmerz ergriffen wurden, dem der Deutsche den Namen Heimweh gegeben Ihm war dieses Gefühl fremd geblieben, denn erst in seinem Soldatenberuf hatte er seine Heimat gefunden. Und nun? — Blitzschnell zog noch einmal an seinem inneren Auge alles vorüber, was, wie das Verhängnis selbst, auf einen Punkt in seinem Leben gewiesen hatte, und da — leuchtete ihm mit einem Male eine Notwendigkeit ein, so daß er nicht begriff, wie er bis-

her daran hatte vorübergehen können. Er faßte den Entschluß, den Rest seines Urlaubs, drei Wochen, in seiner Geburtsstadt Potsdam zu verleben. Warum? — Nun, er genügte ja so am besten dem beim Abschied ausgesprochenen Wunsche seines Obersten. Er war in unmittelbar erreichbarer Nähe für jeden Befehl. Dann aber hatte er die Stadt seit seiner Kindheit nicht wiedergesehen, und im übrigen — er mußte eben hin. Taghell war es mit diesem Entschluß in seiner Seele geworden, und er fühlte das Pulsieren eines neuen Lebensstromes in seinen Adern.

Er zündete Licht an. Er stieß von neuem das Fenster auf. Er klingelte nach dem Kellner, ließ sich noch eine Erfrischung heraufbringen und erkundigte sich nach den Frühzügen. Dann packte er mechanisch seinen Koffer, denn er fühlte sich in dem Gedanken an dies letzte Ziel seiner Reise wie berauscht. — — — —

Nun war er in Potsdam. Aus der Uebermächtigkeit der Berg- und Gletscherwelt hineinversetzt in die märkische Flachheit, aus der Altertümlichkeit und Romantik tirolischer Städte in die Nüchternheit, Geradlinigkeit und Dürftigkeit dieser Soldatenstadt. Und dennoch erfüllte ihn vom ersten Augenblicke an, wo er eine kleine Wohnung in der Schloßstraße fand, ein Gefühl tiefer Befriedigung. Jeden Morgen, wenn ihn die von Jugend auf vertrauten Töne des Glockenspiels der nahen Garnisonkirche weckten, pries er den Gedanken, der ihn zum Schluß seines Urlaubes hierhergeführt. Dankbar fühlte er sich von allem Schönen einer großen, fernen Wunderwelt gesättigt; jetzt aber entfesselte sich in ihm auf Schritt und Tritt ein nicht minder gewaltiger Strom tiefen Heimatgefühls, und bei seinem ununterbrochenen Rauschen wurde ihm unendlich wohl und still zu Mut.

Ja, wie hatte ihn alles Große, was er draußen gesehen, gepackt, erschüttert; wie hatte er in Staunen, Bewunderung, Andacht gestanden! Aber hier — hier liebte er; hier fühlte er sich allem verwandt, hier sprach alles zu seinem Verständnis: Dieser breite, kräftig vorwärtsdrängende Strom mit den großen gleichförmigen Segeln seiner Lastschiffe, diese flache märkische Landschaft mit ihren niedrigen Höhenzügen und ihrer verdämmernden Ferne! Und mit welchen Augen sah er heut als reifer Mann auf den nackten Sand des Exerzierplatzes dort vor seinem Fenster, der sich zwischen Schloß und Lustgarten erstreckte! Schon über sein Knabengemüt war es wie Achtung und Bewunderung gekommen, wenn er die Ruhelosigkeit dieser Uebungen mit dem Ziele höchster Präzision und Fertigkeit sah. Und wie damals, so übten noch heute die Kompagnien und Korporalschaften des ersten Garderegiments. Es war aber nicht die Freude am Soldatenwesen im gewöhnlichen und jugendlichen Sinne, die ihn jetzt erfüllte. Dieser Platz mit den übenden Grenadieren war ihm nur das Bild der unaufhörlichen, nie ermattenden Arbeit der Hohenzollern, um ihrem unter Not und Anfeindungen langsam erstarkenden Staat die militärische Sicherheit zu geben. Und am Ende dieser Betrachtung erfüllte ihn das Glück, daß er selbst gewürdigt worden war, teilzunehmen an dem größten Erfolge der Waffen seines Vaterlandes, durch den unter Preußens Führung Deutschland endlich wieder den ihm gebührenden Rang im Rate der Völker gewann.

Wie war's denn nun aber mit jenem Zauber, der ihn auf der Reise umsponnen hatte? Hatte ihm die Sehnsucht nur einen Streich gespielt, und hatte er etwas gesehen und mit anderen Vorgängen und Personen verknüpft, was nur in seiner Einbildung gelebt und vor der Wirklichkeit nicht bestehen konnte?

Daß er hier in Potsdam war, bewies ihm, welcher Glaube an Wunder in seinem thörichten Herzen saß. Aber diese gerade Antwort gab er sich doch nicht; er wich ihr aus. Er erwartete wirklich immer noch mit einer schüchternen Kindererwartung und mit einem bemitleidenswerten, aber felsenfesten Vertrauen das Eintreten von etwas Ungewöhnlichem. Und wenn er dagegen angekämpft hätte, was er nicht that, er hätte es nicht aus seinem Herzen reißen können.

Das geheimnisvolle Etwas, das während der ganzen Reise verheißend, tröstend und zur Geduld mahnend an seiner Seite gewesen, es hatte ihn auch in dieser nüchternen Stadt nicht verlassen, und er hütete sich ängstlich, es durch Ungeduld zu verscheuchen: er wußte, dann würde es nie wiederkehren, und er konnte jetzt — jetzt seine beglückende Nähe am allerwenigsten entbehren. Er empfand sie in den Klängen des alten, geliebten Glockenspiels, in einem geheimnisvollen Wehen, das ihn auf seinen einsamen Spaziergängen in den Parks und in den weiteren Umgebungen Potsdams begleitete und in ermutigenden Stimmen seines eigenen Herzens.

Manchmal vernahm er sie stärker, und er glaubte, dem ersehnten Ziele schon nahe zu sein: ein anderes Mal, durch Tage hindurch, wurden sie so leise, so fern, daß er fürchtete, er würde bald von allem Trost verlassen sein, als wenn er einer großen, niederschmetternden Enttäuschung, dem Abschied einer letzten Erwartung entgegenginge.

Nie kam ihm der Gedanke, den Grund dieser Vorstellungen in dem Auf und Ab einer bis zur Thorheit festgehaltenen Hoffnung zu suchen: die tiefe, verborgene Leidenschaft seines Herzens machte ihm dies alles zur Wirklichkeit. Aber ein kühler Beobachter hätte keinen Zweifel daran gehegt, daß das Erwachen aus diesem Zustande nur mit einem Zusammenbruch der ganzen Persönlichkeit enden konnte.

Einmal war er an jenem Hause „am Kanal“ vorübergegangen, wo er seine Jugendjahre verlebt hatte, dann nicht wieder. Dagegen durchstreifte er mit Vorliebe die königlichen Gärten, und unter diesen bevorzugte er wieder den sogenannten „Neuen Garten“, jenen schattenreichen Park, der in gleicher Weise den mit der Havel in Verbindung stehenden „Heiligen See“ wie den großen Strom selbst berührt. Die Nähe des Wassers, die Stille der Wege und die Verborgenheit der Ruheplätze zogen ihn hierher.

Eines Nachmittags, als er einen Weg eingeschlagen hatte, der ihn dicht an dem eben genannten See hinführte, wurde seine Aufmerksamkeit durch einen kleinen Vorgang in Anspruch genommen.

An einer Stelle, die ein wenig in den See vorsprang, gewahrte er ein kleines Mädchen, das, mit der Hand auf das Wasser deutend, mit schluchzender Stimme einer Dame zurief: „Da, da!“ —

Es dämmerte schon. Der junge Mann konnte nicht sogleich erkennen, um was es sich handelte; wohl aber sah er, wie die junge Dame, sich auf ihren Schirm stützend, einen gewagten Sprung in einen alten Kahn that, der nahe dem Ufer an einen Pfahl geschlossen war.

Im nächsten Augenblick war er selbst zur Stelle, sah etwas hilflos im Wasser plätschern, was die junge Dame vergebens zu erreichen strebte, gab dem Kahne einen kräftigen Stoß und hatte nun, fest zugreifend, einen ermatteten kleinen Hund am Fell, den er mit gelindem Schwung ans Ufer setzte. Es schien ein altes Tier, das wohl die Stelle verloren, wo es hineingegangen und nun, das dichte Schilf vermeidend, in Todesangst sich an den Wänden des Kahns vollends ermattet hatte.

Das Rettungswerk war so schnell vollzogen, daß Heß kaum den Dank der Dame vernommen, die mit seiner Hilfe wieder das Ufer gewonnen und sich nun an der Seite des ihr offenbar fremden Kindes entfernte.

Der junge Mann ging in derselben Richtung, und er sah, wie die Dame sich mit tröstlichem Zuspruch von Zeit zu Zeit zu dem immer noch erregten Kinde niederbeugte.

„Sie sollten lieber nach Hause gehen, mein Fräulein, und sich trockene Füße machen,“ dachte Heß ärgerlich. „Der alte Köter hat sich ja schon wieder erholt, und einen Schnupfen ist die Geschichte nicht wert.“

Trotz seines Verdrusses blieb er aber, der jetzt hätte abbiegen müssen, hinter der Gruppe, mit der er soeben ohne seinen Willen in Beziehung gesetzt worden war, und in der ihn eine Gestalt immer mehr zu ärgern und zu interessieren begann.

„Nun setzt sie sich gar noch auf eine Bank!“ dachte er und sah, etwas zurückbleibend, mit gesteigertem Unwillen dem unverständigen Treiben der jungen Dame zu.

Die aber hatte nur den einen Gedanken, das Kind, das den unteren Ständen anzugehören schien, zu beruhigen. Es stand vor ihr, weinte noch immer und sagte: „Er gehört dem Hauswirt. Er ist mitgelaufen, ohne daß ich es wollte; nun bekomme ich tüchtige Hiebe. Mutter hat schon einmal gesagt, ich soll ihn nicht mitnehmen, er wäre schon zu alt und fände sich nicht mehr zurecht; und die Leute hätten sich doch so mit ihm!“

„Ehe Du nach Hause kommst,“ tröstete die junge Dame, „ist er trocken, und niemand erfährt etwas davon. Aber ein andermal folge der Mutter, und sorge dafür, daß er im Hause bleibt“.

Sie strich begütigend über den blonden Scheitel des Kindes, dessen Thränen auch unter dem freundlichen Zuspruch allmählich versiegten und geleitete es dann noch bis zu einer Stelle, wo es dem Ausgange des Parkes nicht mehr fern war. Nun erst schien sie zu bemerken, daß Schuhe und Kleid durchnäßt waren, denn sie wandte sich jetzt um und ging mit eiligen Schritten in den Park zurück.

(Fortsetzung folgt.)

Winternacht.

Und über uns ein dunkles Wipfelweh'n.
Das Mondlicht rieselt in den weißen Zweigen.
Wir fühlen, wie die Wünsche schlafen geh'n
Und wie die Lider schlummerschwer sich neigen.

Nun sind wir ganz im tiefen Thal verschneit.
Fern, fern die Stadt und vieler Sehnsucht Rauschen.
Nur eine Glocke durch die Einsamkeit.
Wir steh'n, geneigt das Haupt — und lauschen, lauschen.

Paul Wertheimer.



Wäscherinnen.

Im schwarz und grau gestreiften Felde liegt
Ein müß'ger Pflug, den sie vergessen haben,
Im leichten Nebeldampf, der ihn umfliegt.

Im Takte hört man in die Runde dringen
Der Wäscherinnen Klatschen dort am Graben
Und zu der Arbeit tönt ihr langsam Singen:

— Die Winde sausen und die Flocken stieben,
Noch lenkst Du nicht zur Heimat Deine Schritte.
Wie einsam bin ich hier zurückgeblieben!
Wie dort die Pflugschar in des Brachfelds Mitte.

Aus dem Italienischen des **Giovanni Pascoli** von **Paul Heyse.**

Novembersonne.

Noch einmal flammt die Sonne müd' und hold
Auf dieses Gartens still verträumten Wegen,
Wildschwäne wandern fernem Lenz entgegen,
Vom Lindenbaum rinnt sacht das Raschelgold.

Die Nelken blüh'n in heißem Duftgelüst
Dem Sommer nach, der früh vorbeigegangen,
Und Astern starren, bunt, in tiefem Prangen,
Dort wo sich einst zwei Herzen lang geküßt.

Auf Menschen, die vergessen nicht gekonnt
Den Jugendtraum, den ersten, hoffnungskühnen,
Senkt oft sich spät ein also süßes Grünen,
Daß sie gleich Kindern wandeln, glückbesonnt.

Sie spüren tief, in Offenbarungsglanz
Ein frisches Rauschen ihrer Jugendbronnen,
Ein ew'ges Leuchten ihrer Liebessonnen —
Doch Dichtern nur winkt solch Verheißungskranz.

Emil Schoenaich-Carolath.

Traum.

Ich war im Traum im Himmel; gold'nen Schimmers
Ergläntzte unvergänglich Saal an Saal,
Glückseligkeit lag auf den sanften Fluren
Und Licht war ringsum, Licht und goldne Sonne,
Drin hell erklang der Engel Jubilieren.

Doch ich schlich scheu und traurig durch die Hallen
Gesenkten Hauptes hin und suchte, suchte,
Daß ich aus all dem Glanz den Ausgang fände.
So sah Gott Vater mich und schaute fragend
Mich an mit seinem milden Herrscherauge.
Da stürzt' ich plötzlich flehend ihm zu Füßen:
„Gott Vater", sprach ich, „laß, o laß zur Erde
Mich wieder zieh'n!" Verwundert zog die Brauen
Empor der Gott: „Du sehnst zurück zur Erde,
Zur Erde Dich, die Dir das Herz zerriß
Mit Pein und Qualen mancherlei?" — „O Gott,
Ich habe dort ein Weib, zwei süße Knaben . . . .
Was sind mir Deine Himmel ohne sie?"

Karl August Bückinghaus.

Weihnacht in der Fremde.

Aus dem strahlenden Weihnachtssaal
Trete hinaus ich ins Freie:
Schweigend lagert über dem Thal
Heilige Nacht der Weihe.
Selbst des Mondes silberner Glanz
Und der Sterne Gefunkel
Sind gewichen dem Wolkenkranz —
Stille ringsum und Dunkel.
Dort, am festlich gezierten Baum,
Welch' beweglich' Geflimmer!
Hier im ewigen Weltenraum
Kein erhellender Schimmer.
Und der fröhlichen Lieder Schall
Bleibet im Haus verschlossen,
Draußen hat sich nun überall
Tiefe Ruhe ergossen.
Tiefe Ruhe, dich such' ich auf,
Schweigen, einsames Schweigen,
Du belebst der Gedanken Lauf
Jetzt erst bin ich mir eigen.
Wo sich nirgends ein Lüftchen regt
Ahne ich höheres Walten,
Und die Einsamkeit wird bewegt
Von geliebten Gestalten.
Herzlich reichen sie mir die Hand,
Heißen mich froh willkommen,
Bruder werd' ich und Freund genannt,
Wie ich es lang' nicht vernommen.
Einen lange entbehrten Ton
Hör' ich aus dem Getriebe:
„Komme ans Herz mir, mein Sohn, — mein Sohn!"
Das ist die Stimme der Liebe.
Hab' ich träumend ein Bild geschaut?
War mir der Blick verschleiert? —
Nein! im Herzen jubelt es laut:
Weihnacht hab' ich gefeiert.

Anton Schaeffer.





Das Amulett.

Eine Scherzgeschichte von **Josef Willomitzer.**

An einem Sommervormittag gab es auf einem Landgute in einer Gartenlaube folgendes Zwiegespräch:

„Fräulein Agnes, ich habe Ihnen im Vertrauen etwas mitzuteilen. Wissen Sie, was mein Besuch hier bedeutet?"

„Uns bedeutet er jedenfalls ein Vergnügen . . ."

„Lassen wir die Höflichkeit beiseite, Fräulein Agnes. Ich bin ein ehrlicher Mensch und halte es für meine Pflicht, Ihnen reinen Wein einzuschenken. Hören Sie denn: mein Besuch ist das Ergebnis einer Verschwörung zwischen meinem Onkel und Ihrem Papa. Sie und ich, wir sollen einander heiraten."

„Aber das ist ja sehr . . . interessant."

„Interessant mag es sein, aber es ist unmöglich. Ich will Ihnen ein Geheimnis anvertrauen, aber Sie müssen mir versprechen, es nicht zu verraten."

„Meine Hand darauf, ich werde schweigen."

„Glauben Sie an Gespenster?"

„Gewiß. Meine Großmama hat jahrelang an Gespenstern gelitten. Sie war viermal verheiratet gewesen, und ihre vier Männer pflegten ihr nachts als Geister zu erscheinen."

„Ich selbst, Fräulein Agnes, habe lange nicht an Gespenster glauben wollen, aber ich habe daran glauben müssen. Das kam so. Einer meiner Bekannten, der Turnlehrer Wendelin Müller, hatte sich's lange Zeit hindurch in den Kopf gesetzt, mich im Turnen zu unterrichten. Vor einem halben Jahre treffe ich ihn eines Tages in einer Gesellschaft. Nun kam er wieder auf dieses Thema, und als ich mich sträubte, da that er einen Schwur, nicht eher zu ruhen, als bis er einen strammen Turner aus mir gemacht haben würde. Anderen Tages erfuhr ich zu meinem Schrecken, daß mein lieber Wendelin in der Nacht plötzlich gestorben sei. Und in der Nacht nach dem Leichenbegängnisse Müllers werd' ich aus dem Schlafe gerüttelt. Wer steht vor mir? Der tote Turnlehrer!"

„Schrecklich!"

„Mit hohler Grabesstimme ruft er mir zu: ‚Ich kann nicht eher Ruhe finden, als bis ich meinen Schwur erfüllt habe. Raus, Junge, es geht los!' Da half nichts, ich mußte aus dem Bette heraus und es gab eine regelrechte Turnstunde. Eins, zwei drei — Eins, zwei, drei — Armestrecken, Kniebeugen, so wurde ich herumgehetzt von Zwölf bis Eins."

„Furchtbar!"

„Und in der nächsten Nacht, Schlag zwölf Uhr kam das Gespenst wieder, und ich mußte wieder raus aus dem Bette. Diesmal hatte der tote Turnlehrer Stab und Hanteln mitgebracht, und ich mußte wieder turnen eine ganze Stunde lang."

„Gräßlich!"

„So ging es fort Tag für Tag. Ich suchte dem Gespenst zu entfliehen und blieb nachts außer Hause. Die Folgen waren fürchterlich. Der verstorbene Turnlehrer bestrafte mich in der nächsten Mitternachtsstunde mit Püffen und Rippenstößen und drohte mir den Hals umzudrehen, wenn ich je wieder eine Turnstunde versäumen sollte."

„Aber das alles ist ja unglaublich!"

„Und doch ist es wahr, mein Wort darauf. Wenn ich auf die Reise gehe, reist das Gespenst mir nach und turnt nachts mit mir im Hotelzimmer. Die heutige Nacht war wieder gräßlich. Ich soll jetzt immer über den Tisch springen und bringe es nicht zustande."

„Aber lassen Sie doch einen Diener mit im Zimmer schlafen, der Sie beschützt."

„Alles umsonst, alles schon versucht. Das Gespenst verjagt jeden mit Püffen und Ohrfeigen, der mir nachts im Schlafzimmer Gesellschaft leisten will. Sie begreifen, Fräulein Agnes, daß es mir unter diesen Umständen ganz unmöglich ist, zu heiraten."

„Ich begreife das vollkommen."

„Und sehen Sie, Fräulein Agnes, ich kann doch meinem guten Onkel, der mich so sehr liebt,

dieses schreckliche Geheimnis nicht verraten. Ich will meinen Kummer allein tragen."

„Das ist sehr edel von Ihnen."

„Andererseits ist mein Onkel so eigensinnig, daß ich ihm unmöglich sagen durfte: Deine Idee, lieber Onkel, daß ich dieses Fräulein Agnes Gärtner heiraten soll, behagt mir nicht. Er verlangt von mir blinden Gehorsam, und ich bin von seinem Gelde abhängig. Der Form wegen muß ich unter allen Umständen um Sie anhalten, Fräulein Agnes, und ich wäre Ihnen außerordentlich dankbar, wenn Sie die Güte hätten, mir die ablehnende Antwort schriftlich zu erteilen, damit mein Onkel sieht, daß ich thatsächlich . . ."

„Ich verstehe vollkommen. Sie wünschen also, daß ich Ihnen schreiben möge: ‚Lieber Herr Holm, es thut mir sehr leid' . . ."

„Ganz richtig: ‚Es thut mir sehr leid' . . ."

„Aber ich muß doch auch irgend einen Grund für die ablehnende Antwort angeben."

„Ja, schreiben Sie ruhig, daß ich Ihnen nicht genug sympathisch wäre."

„Nein, das kann ich nicht schreiben, das wäre gegen die Höflichkeit, und gegen die . . . Wahrheit. Ich will Ihnen lieber schreiben, mein Herz wäre nicht mehr frei."

„Ausgezeichnet."

„Das also wäre erledigt, und im übrigen wollen wir gute Freunde bleiben."

„Ja, das wollen wir, Fräulein Agnes."

„Wissen Sie, daß ich ein sicheres Mittel gegen Gespenster habe? Ich will es Ihnen bringen."

Sie eilte davon und der junge Herr aus der Großstadt begann darüber nachzudenken, ob diese ländliche Unschuld wirklich so einfältig sei, wie sie sich gab.

Bald war sie wieder da, und überreichte ihm eine silberne Schaumünze mit schwarzer Schnur. ‚Das ist doch rührend,' sagte sich der junge Mann, ‚offenbar hat sie das Ding soeben noch selbst am Halse getragen, es ist ja noch ganz warm, kuhwarm möchte man sagen.' — „Und das wollen Sie mir überlassen, Fräulein Agnes?"

„Sehr gern. Es wird Ihnen gewiß helfen. Es ist ein geweihtes Bild. Pater Blasius hat es aus Palästina mitgebracht. Wenn Sie es auf der Brust tragen, werden Sie von allen Gespenstern und bösen Anfechtungen befreit sein."

„Aber Sie berauben sich dessen . . ."

„Ich leide nicht an Gespenstern . . ."

„Wohlan, tausend Dank, Fräulein Agnes."

Herr Holm legte die Schnur um den Hals und ließ das Anhängsel durch den Hemdkragen an seiner Brust niedergleiten. Er empfand dabei ein eigentümliches Wohlgefühl.

Nachmittags unternahmen Agnes und Holm einen Spaziergang zur Friedelmühle. Am Teiche vorbei, den waldigen Hügel hinan, dann hinunter in die Felsenschlucht führte der Weg. Es war ein prächtiger Tag. Dem jungen Herrn aus der Stadt wurde immer seltsamer zu Mute. Er fühlte das Amulett an seiner Brust und empfand es als den Quell einer verjüngenden Kraft, die ihn durchstrahlte. Nie war der Himmel so blau gewesen wie heute, nie der Waldgeruch so herzhaft und erquickend. Alles erschien ihm frisch und neu. Er pflückte einen Halm, ein Blatt, eine Blume und betrachtete das feine Geäder der zarten Pflanzenteile mit frohem Staunen. Er bröckelte ein Stück moosbewachsener Rinde vom Baume und zerlegte es in die einzelnen Schichten. Agnes mußte ihm alles benennen: die Bäume, die Blumen, die Vögel, deren Stimmen man vernahm. Holm erinnerte sich einer Erzählung des guten alten Christof Schmid, die er als Kind gelesen. Es war die Geschichte des kleinen Knaben Heinrich von Eichenfels, der seinen Eltern aus der Wiege gestohlen wird und, ohne das Tageslicht zu sehen, in der Felsenwohnung einer Räuberbande heranwächst. In dieser Bande giebt es einen jungen braven Räuber, der dem kleinen Heinrich von der Sonne und den Bäumen und den Blumen und anderen Herrlichkeiten der Welt erzählt. Eines Tages, als die Räuber abwesend sind, gelingt es dem kleinen Heinrich, einen Gang zu entdecken, der ihn ins Freie führt. Nun sieht er zum erstenmale, was er bisher nur vom Hörensagen kannte: die Sonne, die Bäume, die Blumen. Beiläufig so wie dem kleinen Heinrich von Eichenfels war Herrn Holm zu Mute, als ihm jetzt alles in eine ganz neue, kräftige, wunderbare Beleuchtung gerückt wurde.

Sogar dieser Grasaffe, dieser Laubfrosch, dieses Fräulein vom Lande gewann jetzt immer mehr Reiz und Bedeutung. Allerliebst wußte Fräulein Agnes zu plaudern. Namentlich wußte sie tausend und eine Geschichte von irgend einem Herrn Rudolf. Am Teiche erzählte sie, wie sie einmal aus dem Kahne ins Wasser fiel und von Rudolf herausgezogen wurde. Auf dem Waldplateau zeigte sie eine Stelle, wo Rudolf eine Kreuzotter erschlagen hatte. Kurz, es gab auf Schritt und Tritt ernste und lustige Rudolf-Erinnerungen.

‚Ich verstehe,' sagte sich Holm, ‚Fräulein Laubfrosch will mich zur Eifersucht reizen mit ihrem unaufhörlichen Rudolf.' Und in heiterem Über-

mute begann Holm nun mit seinen eigenen Erinnerungen herauszurücken. Er erzählte von seiner Freundin Elise, von ihrer pikanten Erscheinung, von ihrem alten ahnungslosen Manne, von heimlichen Zusammenkünften. Mit fröhlichem Freimut, wie berauscht von der frischen würzigen Waldluft, erzählte er alles dies.

Agnes schüttelte den Kopf, und während sie einen Ameisen-Heereszug betrachteten, der sich über den Waldpfad bewegte, sagte sie: „Nein, diese Geschichte glaube ich nicht. Die Gespenstergeschichte, die Sie mir vormittags erzählten, kann man allenfalls noch glauben, wenn es sein muß. Aber was Sie mir von Ihrem Verhältnis mit jener verheirateten Frau erzählen, ist gewiß ein Märchen. Es mag ja Frauen geben, die so schlecht sind, ihren Mann zu bestehlen, allein Sie selbst . . .“

„Wer spricht denn vom Stehlen?“

„Sagten Sie nicht, daß diese Frau von dem Gelde ihres reichen alten Mannes lebt?

„Allerdings, allein . . .“

„Sie würden sich gewiß niemals zum Mitwisser und Genossen einer solchen Diebin herabwürdigen. Sie würden einer solchen Frau, wenn Sie an ihr Gefallen fänden, einfach sagen: ‚Komm mit mir, wir wollen in ein fernes Land ziehen und uns durch eigene Kraft forthelfen. Ich will für Dich arbeiten‘ . . .“

„Ach, liebes Kind, Sie haben gar keine Ahnung von den Bedürfnissen eines verwöhnten weiblichen Kulturmenschen.“

„Wenn die Frau diesen Bedürfnissen nicht entsagen kann, dann muß sie dem Geliebten entsagen und dem Manne, der diese Bedürfnisse deckt, treu und dankbar bleiben. Aber sehen Sie doch diesen Überfall!“

Eine Wespe war zu dem Ameisenzuge herangeflogen und hatte sich eine Ameise aus der Menge herausgeholt. Der große Heinrich von Eichenfels folgte mit Interesse diesem Schauspiel, das sich dann noch mehrmals wiederholte.

Auf dem Wege abwärts zur Mühle blieb Holm plötzlich stehen, blickte Agnes an, zog das Amulett hervor und küßte es mit Inbrunst. Agnes wurde rot und wandte sich ab mit einem Lächeln, das halb schamhaft und halb spöttisch war. —

Zurückgekehrt fanden sie Briefe und Zeitungen vor. Für Holm war vor allem ein aufdringlich rotes Briefchen da. Ein Blick auf die frech-lustigen Buchstaben der Adresse offenbarte ihm die Herkunft dieser Epistel.

Holm zog sich in sein Zimmer zurück und las mißmutig den stark parfümierten roten Brief. Dasselbe langzackige, buntscheckige, tolle französisch-deutsche Geschreibsel. Sonst war es ihm entzückend gewesen mit seinem Durcheinander von Liebkosungen, Erinnerungen, Verheißungen und Scherzen. Diesmal kam es ihm widerwärtig vor. Widerwärtig diese ganze Elise. Die Unnatur, die Gefallsucht, die Sittenlosigkeit dieses Weibes treten ihm abstoßend ins Bewußtsein. Er holt das Amulett hervor und küßt dessen halbverwischtes Gepräge.

Und dann setzt er sich hin und schreibt einen langen Brief an Frau Elise. Ein Tag der freien Atemzüge in Gottes freier Welt, so ungefähr begann der Brief, läßt mich der ganzen Erbärmlichkeit, Nichtsnutzigkeit und Verworfenheit unserer Lebensweise inne werden. Und nun fing die Moralpredigt an. Der Schleier der Lüge müsse zerrissen werden. Der Betrug, der Diebstahl, der bisher von Elise an ihrem Manne verübt worden, müsse ein Ende nehmen. Er und sie müßten einander für immer verlieren, um sich selbst wiederzufinden. Kurz, es war ein sehr hochsinniger, wenn auch stellenweise sehr unhöflicher Brief. —

Mit dem Amulett an den Lippen schlief Holm ein. Er schlief vortrefflich. In den Morgenstunden hatte er einen schönen Traum. Der handelte von Zimmergymnastik, zu zweien, aber der verstorbene Turnlehrer war nicht dabei. Auch nicht Frau Elise.

Am nächsten Vormittag frühstückten Holm und Agnes wieder in der Gartenlaube. „Ja,“ sagte Holm lächelnd, „Sie haben mich zu größtem Danke verpflichtet. Das Amulett hat seine Schuldigkeit getan. Das Gespenst ist ausgeblieben.“

„Es wird überhaupt nie wiederkommen, verlassen Sie sich darauf. Die Wunderkraft dieses Amuletts ist erprobt.“

Wieder zog Holm die Schnur mit dem Anhängsel hervor, um es zu küssen. Wieder wandte sich Agnes ab mit einem Lächeln, halb spöttisch, halb verschämt.

„Und haben Sie schon daran gedacht, Fräulein Agnes, daß meine Befreiung von dem Gespenst mir erlauben wird, zu heiraten? Und wissen Sie, daß ich ein ganz anderer Mensch geworden bin, seit dieses Amulett an meinem Herzen ruht? In der Berührung mit dem heiligen Bilde bin ich gereinigt worden und habe alle bösen Anfechtungen siegreich überwunden. Noch gestern abends habe ich an Frau Elise geschrieben und von ihr Abschied genommen für immer. Ich habe mir alles zu eigen gemacht, was Sie mir gestern sagten, Fräulein Agnes. Ich habe ihr geschrieben, daß eine untreue

Frau ihren Mann in schamloser Weise besticht. Ich habe ihr geschrieben, daß wir einander entsagen müssen, weil wir, nicht sie noch ich, die Kraft besitzen, uns zu befreien und ein neues Leben der Arbeit und Entsagung zu beginnen. Dies alles habe ich ihr mit mutiger Offenheit ans Herz gelegt, und ich glaube, es ist mir wunderbar gelungen, die richtigen Worte zu finden. Ich fühlte mich dabei gehoben von einem Zauber jungfräulicher Unschuld, der mich durchströmt, und der von dem Herzen ausgeht, an dem das Amulett früher geruht hat."

Wieder lächelte Agnes halb spöttisch, halb verschämt. „Von einem Zauber der Unschuld," sagte sie, „kann in diesem Falle doch eigentlich nicht die Rede sein."

„Aber Sie selbst trugen doch das Ding am Halse . . ."

„Sie irren. Nicht ich, sondern Großmama. Ich habe Ihnen schon gesagt, daß Großmama sehr an Gespenstern zu leiden hatte. Oder genauer ausgedrückt, sie litt an bösen Träumen. Sie war vierfache Witwe, und ihre verstorbenen Männer pflegten ihr nachts als Gespenster zu erscheinen, manchmal einzeln, manchmal korporativ. Pater Blasius, dem sie einst ihr Leid klagte, gab ihr das Amulett, das sich, wie ich schon sagte, glänzend bewährt hat. Die alte Frau blieb, seit sie das Amulett an der Brust trug, von dem Besuche ihrer verstorbenen Ehemänner verschont. Großmama trug das Amulett bis in ihr neunundachtzigstes Lebensjahr. Dann starb sie, und durch ihren letzten Willen kam es in meinen Besitz. Ich aber ließ es in einer Schublade verwahrt, da ich bisher nicht an Gespenstern leide, und — da ich außerdem bereits ein Amulett am Halse trage . . ."

Sie nestelte an der Brust herum, brachte ein Medaillon zum Vorschein, öffnete es und hielt es dem verblüfften Gaste hin: — ein Lichtbild, das Bildnis eines jungen Kerls mit einem großen Schnurrbart. „Das ist Rudolf," sagte Agnes verschämt. „Er macht jetzt sein Freiwilligenjahr, und seinetwegen war gestern mein Papa so schlechter Laune. Als mir nämlich gestern Papa mit Andeutungen kam im Sinne des Vorhabens Ihres Herrn Onkels, da sagte ich ihm, noch bevor ich eine Ahnung von Ihrem verstorbenen Turnlehrer hatte, daß mein Herz bereits an diesen Rudolf vergeben ist."

„Mich also weisen Sie zurück?"

„Sie haben mich ja selbst darum ersucht . . . Pardon, ich hatte ganz vergessen: Sie wollten es auch schwarz auf weiß besitzen, hier ist der Brief. Ich glaube, so wird er Ihren Wünschen entsprechen."

Holm las: „Geehrter Herr! Ich bedaure lebhaft, Ihren ehrenvollen Antrag dankend ablehnen zu müssen. Ich unterschätze durchaus nicht das Glück der Verbindung mit einem Manne von Ihren Eigenschaften, allein — um es kurz zu sagen: mein Herz ist nicht mehr frei . . ."

Holm rannte ins Dorf hinab zum Postamte. „Ich bitte, Herr Postmeister, kann ich den Brief noch zurückbekommen, der gestern abends aufgegeben wurde?"

„Bedauere sehr, den hat jetzt ohne Zweifel schon der Adressat."

Hoch oben!

Komm', Phantasie, Du holde Lenzgestalt,
Und trage mich aus diesen Felsenklüften
Hinauf zu Deinen golterfüllten Höhen!
Hier ist's so kalt, im Thale herrscht der Tod.
Die Mauern düstern, und das Himmelslicht
Dringt nie hinein, um Leben zu erwecken!
Was soll ich hier mit meinem heißen Herzen,
Mit meinem ungestümen Sonnensehnen?
Komm', Phantasie, und trage mich hinauf!
Da duften Blütenzweige mir entgegen,
Da singen wunderbare, bunte Vögel
Von nie erlebten, nur ersehnten Wonnen,
Da schweben schillernd meiner Jugend Träume,
Und werfen lachend sich mit roten Rosen!
Doch plötzlich weichen sie erschreckt zurück,
Und hängen schen die lichtgetränkten Flügel.
In ihren Reigen tritt ein fremdes Kind,
Und schaut aus großen, tiefen, müden Augen
In diesem Zauberland sich staunend um.
Dann hebt es bittend seine schmalen Hände:
Es möchte singen können, wie die Vögel,
Es möchte schweben können, wie die Träume!
Vergebens ist sein Flehen. Immer ferner
Entweichen die Gestalten jener Höhen. —
Da weint es leise vor sich hin und flüstert:
„Was trugst Du mich, o Mutter, hier hinauf,
Was ließest Du nicht drunten, tief im Thal
Dein einsamkeitgewöhntes, stilles Kind?"
Ich zitterte, und sah dem Kind ins Auge,
Und sah: Es war das meine, war der Schmerz!
Und warm und zärtlich nahm ich's an mein Herz,
Und flog mit ihm hinunter zu den Tiefen,
In jenem dunklen Felsenthal zu bleiben,
Darinnen Sonne nicht, noch Freude wohnt! —
Nun liegt das Frührot über fernen Hügeln,
Die Sehnsucht rüstet sich zum frohen Flug —
Ich aber binde ihr die starken Schwingen,
Und neige mich zu meinem Kind — und weine! —

Marie Krönig.



Den Bühnen gegenüber Manuskript.

Der Herzog.

Schauspiel in fünf Aufzügen von Adolf Wilbrandt.

(Fortsetzung.)

Robert.

Mir schwindelt so in Kopf und Brust.
Ich leb' im Traum! Ich träume Tag und Nacht:
So zwischen Elend, Schmach und Lust.
Wie süß die Maid -- daß meine Seele lacht;
Der edle Landgraf — Gold war jedes Wort.
's ist Wonne . . . Und doch reißt's mich fort!
Graf Philipp will mein Land! O Gott,
Der Du bis heut mich vaterstreng geführt,
Den ich in aller Not und aller Schmach gespürt,
O mach mich nicht zum Kinderspott!
Laß mich nicht wirklich betteln gehn,
Laß mich das Land der Väter wiedersehn!
O Heimat! Liebe Stadt, am Berg hinauf!
Das Herzogsschloß als Krone drauf!
Der Bergfried, der in die Wolken dringt;
Die Glocke, die zum Himmel klingt!
Und rings auf weichen Höh'n der Wälder Nacht,
Drin feuchter Westhauch säuselt, Nordsturm kracht,
In hoher Eichen feierlichem Rauschen
Wir ahnend, Gott, auf Deine Stimme lauschen.
O laß mich, laß mich —! — (einlenkend) Doch nicht vor der Zeit.
Nicht eh' ich mich Dir ganz geweiht;
Nicht eh' ich alles lernte, was ich muß:
Geduld! Entbehren! Schweigen! Teufelsgruß
Des Weins vermeiden, Teufelszorn bezwingen,
Ins tiefe Herz des Ärmsten, Letzten dringen,
Knecht mit dem Knecht — und so aus Knechtsgestalt
Aufreißen wieder zu des Herrn Gewalt! —
O all die Jahre lernt' ich nicht so viel,
Wie hier in einem Mond. Von Vater und —
Und Tochter . . . O mein Herz. — Doch Gottes Mund,
An dem ich harrend häng', gieb Du mir kund,
Wenn's Zeit ist, sprich: „Steh auf! Du bist am Ziel!"

(Er will hinter den Schuppen gehn. Elisabeth kommt von rechts, aus dem Schloß, mit einem zinnernen, vorsichtig getragenen Becher und einer Schüssel, auf der etwas Kuchen liegt.)

Elisabeth.

Mutus! (Er steht still.) Komm her. Du spieltest heut so gut.
Sollst auch einmal von meiner Tafel essen.
Ich bring' Dir was, das besser thut
Als Dein — (Er schüttelt den Kopf, wehrt ab.)
Du willst nicht?
(Er deutet nach dem Schuppen.)
Du hast schon gegessen? —
So trink den Wein noch, iß den Kuchen. Nimm! —
Willst nicht gehorchen? Was? Du bist so schlimm?
Zu mir?

(Er verneigt sich tief, küßt dann ihr Gewand; sie sieht dem sehr verwundert zu. Darauf nimmt er Becher und Schüssel und stellt sie auf einen Sessel; drückt durch Geberden aus, daß er beides nicht nehmen wird.)

Wirst nicht gehorchen? Nie?
(Er blickt zum Himmel auf, verneigt sich wie vor Gott.)
Seltsamer Mensch. — Du hast so Augen, die —
(mehr für sich) Die mich erinnern. — Sag. Es ging
Dir einst wohl besser? Warst nicht immer so?
(Er schüttelt den Kopf.)
Warst auch gescheiter? (Er lächelt, nickt.)
Und vergnügt und froh?
Hatt'st liebe, gute Eltern? (Er nickt.) Armes Ding. —
Sag, Mutus! Bist Du fromm und gottergeben,
Oder haderst Du mit Deinem Gott?

(Er verneint. Er beugt sich vor dem Himmel. Sie sieht dem andächtig zu; nickt dann.)

Wie gut. (Will gehn; kommt wieder näher.)
Noch eins. Und hat's 'ne Zeit gegeben,
Wo Du auch eitel warst? (Er kann sich nicht enthalten, zu lächeln; lächelt gegen seinen Willen fort. Sie betrachtet ihn sehr erstaunt.)
Dies Lächeln —! Fast wie Spott.
Willst Du wohl —!

(Sie schlägt ihn auf die Hand. Er nimmt ihre Hand und beugt sich auf sie, um sie zu küssen. Stolz empört zieht sie sie fort.)

Mutus! Du! — Das darf nicht sein.
Tolpatsch! — — Ich will Dir's diesmal noch verzeihn,
Weil Du so'n armer Narre bist;
(streng) Doch darfst Du mir's nicht wieder thun.
(nach kurzem Schweigen, wieder sanft)
Hast Du's gehört? (Er nickt. Sie will fort; bleibt stehn.)
Ob nun die Fischlein ruh'n?
Ob auch das ruppige nun geduldet ist?
(Sie kniet am Beckenrand und schaut hinein.)
Im Mondlicht sieht man's schlecht.

Robert (hingerissen, spricht mit ein wenig Stimme).

Ich halt's nicht aus.
Wie ist sie hold und gut!

Elisabeth (steht auf, verwundert horchend).

Wer sprach da eben? —

War das der — — Mutus! — Ich hab's doch gehört.
Hast Du gesprochen?
(Er schüttelt, wie mit Schmerz, den Kopf.)
Wie die Nacht bethört.
Es klang doch grade so. — Das arme Leben:
Er kann ja nicht. — — Ich muß ins Haus.
(**Theophrastus** kommt von rechts, aus dem Schloß.)

Theophrastus (erstaunt lächelnd).
Die junge Gräfin wieder hier? — Frau Mutter
Ging schon zur Ruh.

Elisabeth (etwas verlegen, erröthend.)
Sie ging schon?

Theophrastus.
Eben jetzt.

Elisabeth.
Es war — ich dachte —

Theophrastus.
Daß die Nacht so schön ist.

Elisabeth.
Das nicht. Ich wollt' ihn prüfen, diesen Mutus,
Und bracht' ihm Wein. Doch er —

Theophrastus.
Hat gut bestanden?

Elisabeth.
Sehr gut. Er nahm ihn nicht. Da steht er noch.
Er bleibt beim Wasser!

Theophrastus.
Ein Diogenes! —
Ich will ein wenig noch im Mondschein wandeln,
Mutter Natur behorchen. — Eben kam
Ein Bot' und meldete: ein Gast wird kommen,
Der Ritter Ehrenfried. Ihr saht ihn ja
Im Frühling bei der Herzogin.

Elisabeth.
Gewiß.

Robert (erregt für sich).
Was will hier Ehrenfried?

Elisabeth.
Geh schlafen, Mutus;
Bewach' Dornröschen und Schneewittchen gut.
(Robert nach ehrfurchtsvollem Gruß links vor dem Schuppen ab.)
Habe gute Nacht!

Theophrastus.
Gott segne Euren Schlummer.
(Elisabeth rechts ab, ins Schloß.)
Wär' dieser „Hurlebusch“ so männertoll,
Daß sie mit diesem Unhold —? — Schwer zu denken! — —
Sie löschen schon die Lichter. Unser Landgraf,
Der Frühaufsteher, macht auch frühe Nacht.
Wenn meine süße, hingeschmolzne Fürstin —
(Anna erscheint an einem offenen Fenster des Gartensaals.)
Da steht sie! — Nun Glück auf!
(Sie tritt langsam in das Dunkel des Saals zurück, verschwindet.)
Schon fort. Doch daß
Sie da war, sagt wohl: Lieb' und Wunsch kann kommen! —
Ob sie die Thür schon aufschloß? Oder ob
Sie unverschlossen blieb? — Wenn das, so schlüpf'
Ich jetzt hinein!
(Während er, behutsam zurückschauend, zur Gartenthür des Saals geht, tritt **Robert** hinter dem Schuppen hervor und stellt sich vor die Gartenthür. Theophrastus erblickt ihn, bleibt befremdet stehn.)
Was ist — ? Wie kam der Wicht
Vor diese Thür? (nach kurzem Nachdenken, halblaut)
Geh schlafen. — Geh zu Bett.
(Robert rührt sich nicht.)
Was? Nicht? — Hast Du ein Schelmenbein im Rücken,
Daß Du nicht geh'n kannst? (zornig) Wart! so helf' ich Dir!
(Will ihn an den Schultern packen.)

Robert (mit gedämpfter Stimme.)
Rührt mich nicht an!

Theophrastus.
Um Gott —! Der Unhold spricht!

Robert.
Ja, Euer Unhold einst — der „wilde Herzog“ —
Den Ihr zum Sprechen zwingt. Ich hab' vorhin
(nach dem Schuppen deutend)
Euch reden hören, weiß, was Ihr begehrt.
Die Thür ist heilig und für Euch verschlossen.
Geht! Gute Nacht!

Anna.
(halbversteckt wieder am Fenster, angstvoll, für sich).
Wer spricht da? (Horcht.)

Theophrastus.
Herzog Robert!
Ihr! Ihr! Ich fass' es nicht! — Doch laßt Euch sagen,
Daß nur ein harmlos Tändeln —

Robert.
Ja, ich hört' es.
Durch schöne Worte habt Ihr das Gewissen
Der Fürstin eingelullt. Doch kenn' ich Euch;
Ich saß ja lang' genug in Eurer Schule.
Seid Ihr erst drinnen, hofft Ihr Schritt für Schritt,
Eurem Weltschöpfer Teufel gleich —

Theophrastus.
Mein Herzog!

Robert (in plötzlich zuckender Wildheit.)
Sprecht nicht ein Wort mehr! Sonst mit diesen Händen
An Eurer Kehle —
(Bricht ab, sich besinnend. Greift sich an der Brust ins Gewand, schüttelt sich, wie sich zähmend.)
Nein, nicht so.
(nach einem kurzen Aufblick nach oben, gebieterisch aber mit Hoheit)
Verlaßt
Den Garten; und am Morgen dieses Haus.
Ich bin hier Diener eines Herrn, und will
Dem edlen Herrn auch Ehr' und Haus beschirmen.
(**Elisabeth** tritt in die Schloßthür.)

Elisabeth.
Bei Gott! der Mutus spricht!

Anna (erschrocken, für sich.)
Das Kind! (Verschwindet.)

Theophrastus (für sich.)
Die Kleine!
Jetzt heißt es: rette Dich! (Hinter dem Schuppen ab.)

Elisabeth (tritt näher).
Nun weiß ich's sicher;
Ich hab's gesehn. Du sprachst! — Mit wem? —
Gieb Antwort!

(Der Landgraf kommt aus dem Schloß mit Ehrenfried, dem ein Diener folgt.)

Landgraf.
Kind, wohin läufst Du noch? Hör, was es giebt.
Hör, was er bringt, der Junker Ehrenfried.
Graf Philipp — Herzog!

Robert (wie von einem Blitz durchzuckt, für sich.)
Nein!

Elisabeth.
Graf Philipp!

Landgraf.
Hat
Sich auf den Thron gesetzt. Der junge Herzog
Sei tot; und damit gut! — Noch faß' ich's nicht.
Wie konnt' er das behaupten?

Ehrenfried.
Gnäd'ger Herr,
Sie lügen Bretter durch! — Ertrunken sei
Der Herzog Robert, und sein Hut gefunden.
Dann wieder schrei'n sie, für des Grafen Geld:
Und wär' er nicht ertrunken, hätt er doch
Erklärt durch sein Verschwinden und Verschallen:
„Ich bin des Throns nicht wert! Nehmt den zum Herrn,
Der würdig ist!“ Und rennen durch die Gassen:
„Heil unserm Herzog Philipp!“ — — Gnäd'ger Herr,
Vom Kaiser und vom Reich ist nichts zu hoffen.
Drum flehn wir Euch an. Wir Getreuen bitten:
Helft uns zum rechten Herrn!

Robert
(bis dahin mit seiner mächtigen Bewegung kämpfend, horchend, tritt vor.)
Der hilft sich selbst. —
Herrgott, Du rufst mich! Das ist Deine Stimme! —
Ja, Landgraf Bernhard, schaut mich an; ich bin's;
Bin Herzog Robert. Kann Euch jetzt nicht sagen,
Wieso, warum.
(reißt sich ungestüm Schnurrbart, Kinnbart, falsches Haupthaar ab, wirft alles ins Becken hinunter)
Das Schicksal ruft so laut.
Ein falscher Herzog sitzt auf meinem Stuhl.
Gebt mir ein Schwert, ein Schwert! Er muß herunter!

Landgraf.
Ihr seid's! Der Mutus! — Nein! — Gebt mir die Hände,
Damit ich's glauben kann. — Herzlieber, toller,
Närrischer Herzog! — Glaubt mir, wie ich kann,
Will ich Euch helfen —

Robert.
Gebt mir nur ein Schwert,
Zwei schnelle Rosse! durch die Nacht zu reiten.
Mein treuer Ehrenfried! Du lachst —

Ehrenfried.
Vor Wonne —.

Robert.
Ich auch. Willst mit mir reiten? Bis zur Grenze,
Und bis zum Herzogsschloß, und durch das Thor?

Ehrenfried.
Auch in die Hölle, mein geliebter Herzog.
(Kniet vor ihm, huldigend.)

Robert (mit strahlendem Lächeln.)
Mein erster Unterthan! — Den küss' ich.
(Zieht ihn empor, umarmt ihn.)
So.
Nun in die Nacht hinaus!

Landgraf.
Ihr Zwei? Ihr kämt wohl
Nicht weit —

Robert.
Bis auf den Thron! Ein rechter Herzog
Ist wie der Schneeball, der vom Hochrand fällt,
Und als Lawine donnert er hinunter.

Landgraf.
Herzog! In diesem Kleid?

Robert.
Das will ich tragen
Als Gottes Knecht, bis ich zu Hause bin.
Laßt mich! Gott ruft mich! Gott begnadigt mich
Mit dieser letzten Schmach! Graf Philipp sitzt
Auf meinem Stuhl. Den muß ich niederreißen.
Mit diesen Händen! (zu Elisabeth) Gute Nacht!
(Stürmt nach rechts, ins Schloß hinein.)

Landgraf (ihm mit Ehrenfried und dem Diener nacheilend.)
Das ist
Ein toller Herzog!

Elisabeth (kniet nieder.)
Mutter Gottes, schütz' ihn!

(Der Vorhang fällt.)

(Fortsetzung folgt.)



Geheimnis.

Tiefdunkle Schatten schweben . . .
Tiefdunkle Rätsel weben . . .
Und welche Rätsel ruh'n in Welt und Leben
Und Schatten! —
Das Mondlicht streift die Matten
Und an der Fensterscheibe
Das Antlitz einem Weibe,
Das liebt und plötzlich weiß,
Wie tief es liebt, wie heiß!
Ein aufgeflammtes Licht . . . so steigt
Die Treibhausblume still am Glas hinan,
Bis plötzlich sie den Kelch, weit aufgethan,
Dem Monde zeigt.

Rudolf Knussert.

Der Ton.

Geh' ich mit Dir, liegt fort und fort
Ein tiefer Klang in meinem Ohr,
Wie ein Wunsch aus versunkener Götterzeit,
Wie ein Harfenton, den ein Engel verlor.
Ich will ihn halten und lausche gebannt
Und möchte ihn bilden zu einem Lied!
Meine Seele öffnet sich dürstend, weit —
Er lockt und jauchzt und verklingt und — entflieht.

Maria Schneider.

Esaus Grab.

Als seine Sara war gestorben,
Bei Hebron Abram hat erworben
Als Erbgruft einen Höhlenraum,
Davor ein Terebinthenbaum.
Darunter saß er manchen Tag,
Bis selbst er in der Höhle lag.
Dann folgte Isaak, und zuletzt
Ward Jakob auch hier beigesetzt,
Den Josef aus Aegyptenland
Einbalsamiert zurückgesandt. —
Da kam aus Edom, krank und alt,
Gen Hebron Esau hergewallt.
Mit Schild und Schwert hat er bewacht
Die Erbgruft jede neue Nacht
Und in der letzten unterm Baum
Sich selbst gegraben seinen Raum. —
Ob Jakobs Wahl den Herrn gereut?
Die Terebinthe grünt noch heut'.

Th. Vulpinus.

Mitternacht.

Zwölfmal schlug vom Turm die Uhr —
Hör' den letzten Schall noch schwingen,
Hör' ihn zitternd dumpf verklingen,
Mitternacht, der Dich gebar! —
Bald in Lust und bald in Leid,
Oft bei schaffensfreud'gem Hoffen
Hast Du mich schon wach getroffen,
Heil'ge Stunde, Mitternacht! —

Meiner Lieder bunte Schaar
Gab mir Mitternacht verstohlen —
Wie den Duft den Nachtviolen,
Nachtigallen den Gesang.

Rudolf Gärtner.

Ein Tag.

Zwischen Traum und Traumes Spende
Falt' zuerst ich meine Hände,
Wartend auf die Wundergabe,
Die im Schlaf erschaut ich habe,
Wartend, ob sie sich als Segen
Will auf meine Wege legen.
Und in diesem Gott-Erwarten
Schmückt sich schon des Herzens Garten.
Siegend flammen über Tiefen
Samen, die in Sehnsucht schliefen.
Hell enttaucht ein Tag dem Grunde,
Der mir giebt von Schönheit Kunde,
Die zuvor ich nicht empfunden
— Als ein Kranz stets reich' an Stunden.
Glaube, Liebe, Hoffnung fangen
Wie das Lenzgrün an zu prangen
Und mit göttlicher Geberde
Malt sich Himmel mir und Erde . . .
Neugestärkt beginn' die Pflichten
Neuen Tag's ich zu verrichten
Und allmählich, bis zum Greifen,
Seh' ich gold'ne Früchte reifen . . .
Überschau' zur Abendstunde
Ich des Tag's und Traumes Funde,
Seh' ich — wie der Gottheit Güte
Werden läßt des Wunders Blüte:
Leis, doch sicher kommt der Segen,
— Wenn sich Herz und Hände regen!

Karl Ernst Knodt.

Waldeinsamkeit.

Heilig tiefe Einsamkeit
Spinnt mich ein mit grünen Gittern,
Glockentöne fern verzittern,
Tief im Forst ein Vogel schreit . .
Durch verschwiegen dunklen Tann
Auf dem goldgeschirrten Zelter
— Betend grüßen Wald und Felder —
Reitet Träumerei heran.
Hebt mich zärtlich auf ihr Roß,
Führt mich über bunte Weiten,
Und in gold'nen Träumen reiten
Wir zum fernen Märchenschloß.

Eifrig stiebt der Diener Troß,
Mich zum Prunksaal zu geleiten;
An der Elfenfürstin Seiten
Tag're ich als Tischgenoß.
Festdrommeten vom Altan
Schmettern ihre kecken Weisen,
Gold und Purpur schimmernd gleißen —
Da zerstiebt der holde Wahn . .
Heilig tiefe Einsamkeit
Spinnt mich ein mit grünen Gittern,
Glockentöne fern verzittern,
Tief im Forst ein Vogel schreit . .

Alexander Pache.

Die Mutter.

Es ist ein Glück gekommen,
Ein Glück auf dunkle Nacht.
Da ist in engen Mauern
Aus sorgenschwerem Trauern
Ein Herz im Jubel erwacht.

Es ist ein Brief gekommen
Von ihm aus Kampf und Krieg;
Er war schon lang verschollen,
Sie hat's nicht glauben wollen,
Nun meldet er fröhlichen Sieg.

Es ist ein Gruß gekommen
Vom Sohn im fernen Land.
Sie hört ihr Herz laut klopfen
Und brennende Thränen tropfen
Auf die bebende Mutterhand . .

Es ist ein Glück gekommen,
Ein Glück auf dunkle Nacht.
Da ist in engen Mauern
Aus sorgenschwerem Trauern
Ein Herz im Jubel erwacht.

Stefan Zweig.

Lethe.

Durchs Thor des Todes gleitet unser Kahn
Ins finstre Reich, dem nie ein Tag gegraut,
Dorthin, wo bleiches Asphodeloskraut
Auf Wiesen wächst, die nie die Sonne sah'n.

Und nebelduftige Gestalten nah'n
Dem Ufer, wo sie Charons Kahn erschaut.
„Aus Lethe's Quell trinkt“, ruft der Alte laut,
„Erst dann kann Euch der Seel'gen Land empfah'n!“

Die Schatten eilen all' in langen Reih'n
Der Stelle zu, wo aus dem Felsgestein
Hervor das Wasser des Vergessens bricht.

Wir zögern noch. Was oben wir besessen
An Glück und Leid, — wie könnten wir's vergessen?
Stoß, bleicher Fährmann, ab — wir trinken nicht!

Alexandrine Schnabl.

Liebeswerben.

Ich hebe meine müden Hände
So sehnsuchtsvoll zu Dir hinan,
Daß einmal ich Erhörung fände
In Deinem heil'gen, süßen Bann.
Dich sucht mein Blick in allen Dingen,
Dir schlägt mein Sehnen Tag und Nacht,
Und all mein Klagen, all mein Singen
Ist nur durch Dich, — für Dich erwacht.

Und soll ich hier im Staube liegen,
Bis mich die Qualen übermannt, —
Ich muß mich einmal furchtlos schmiegen
An Deine Hand, an Dein Gewand. —
Du wendest schalkhaft Dich zur Seite?
Doch halt, was zuckt in Deinem Blick? —
Kaum daß ich noch die Arme breite,
Da halt' ich lachend mein Geschick . . .

Friedrich Castelle.

Andacht.

Die Nächte sind lau und hangen voll Blüten! —
Die Säfte regen sich, schwellen und fließen.
Nun möge Gott unsern Garten hüten
Und den Wald und das Feld, wo die Saaten sprießen.

Schon rüsten sich die ersten Gewitter,
Die Winde fiebern am fernen Geländе . . .
Da lehn' ich am goldenen Gartengitter
Und breite aus meine betenden Hände.

Camillo Hoffmann.

Josef Willomitzer.

Von Alfred Klaar.

Ein Nachruf für Josef Willomitzer!

Das war die Meinung nicht, als wir vor kaum zwei Monaten — nach sonnigen Tagen des Beisammenseins, das uns ferne von der Heimat das volle Gefühl der Heimlichkeit gegeben hatte — im Gewühle der Weltstadt mit kurzem Gruß von einander Abschied nahmen.

Der Freundschaftsversicherungen bedurfte es nicht. Fühlte doch jeder von uns beiden, daß das aus den innersten Erlebnissen gewobene Band, das uns verknüpfte, durch keine Entfernung gelockert oder gar zerrissen werden konnte. Durch keine! Auch durch jene nicht, die nur von der liebevollen Erinnerung überbrückt werden kann!

Aber nichts lag mir ferner als die Vorstellung von solcher Trennung. Unter allen Männern, mit denen mich jemals gemeinsames Wirken und verwandtes Fühlen verband, weiß ich keinen, der mir, so ganz helle Gegenwart, froh bewußtes Leben, in sich beruhigte Kraft in das Dasein hineinleuchtete, wie der teuere Freund, an dessen lichtem, heiterem und ausgeglichenem Wesen mein schwerflüssiges und zur Sorge geneigtes Naturell so oft Halt und Heilung fand. Er war der Jüngsten einer mit seinen einundfünfzig Jahren, frisch im Schaffen und Genießen, froh im Bieten und Empfangen, frei von aller Müdigkeit und Blasiertheit. Alles in seiner Natur schien geschaffen, sich auszuleben und abzurunden.

Wenn ich von ihm als einem Dahingegangenen reden soll, liegt mir wahrlich die Wehklage näher, als die epische Ruhe, die nötig wäre, von seinem Wesen zu berichten. Aber mir ist, als wirkte er selbst in diesem Momente beruhigend auf mich ein. Denn in seiner Heiterkeit lag mehr als der leichte Sinn, der das Leben von der lustigen Seite nimmt; in ihr war der Ernst einer Lebensanschauung geborgen, in der die Freude am Dasein mit einer mutigen Entsagung verschwistert war. Er war ein Meister darin, sich zu bethätigen und sich zu bescheiden. Er wankte nicht im Windhauch des Lebens und betrachtete mit Wehmut das Wechselspiel von Sturm und Sonnenschein, dem der Einzelne erliegt und in dem die Saat der Menschheit reift. Seine Fröhlichkeit wurzelte in einer männlichen Festigkeit, die das Leben liebt und das Ende nicht fürchtet.

So mahnt mich seine Nähe — denn ich fühle mich ihm so nahe wie je zuvor — die Naturlaute des Schmerzes zurückzudrängen, ihn nicht zu beklagen, sondern ihn mit Teilnahme anzuschauen als innere Natur, die nicht sterblich ist und die wir durch keine Unbarmherzigkeit der äußeren verlieren können.

* * *

Josef Willomitzer trat im Jahre 1869, kaum 20 Jahre alt, in die deutschen Litteraturkreise Prags ein. Zu Bensen, am 17. April 1849 als Sohn eines Staatsanwalts-Substituten geboren, hatte er in seinem Heimatstädtchen und in Eger, wohin sein Vater bald als Beamter versetzt wurde, eine sorgliche Erziehung genossen; doch war das Milieu, in dem er aufwuchs, ein überwiegend ländliches. Er hatte als Knabe Berührung mit volkstümlichen Kreisen, lebte sich in die Egerer Mundart ein und erfreute sich zeitlebens an den lustig-derben volkstümlichen Weisen der nordböhmischen Heimat.

Für das Studium bestimmt, war er bis zur sechsten Gymnasialklasse aufgestiegen, als der frühe Tod seines Vaters einen Umschwung in den Familienverhältnissen herbeiführte. Die Nötigung, in das Erwerbsleben einzutreten, unterbrach das Studium und Willomitzer wurde zu dem Eger-Franzensbader Buchhändler und Zeitungseigentümer Gschihay in die Lehre gethan. In wieweit — gegenüber dem Zwange, so früh in eine praktische Thätigkeit einzutreten — seine eigene Neigung dabei thätig war, ihn gerade in den Bereich der Bücher und Zeitungen einzuführen, weiß ich nicht. Gewiß ist, daß der junge Buchhandlungsgehilfe die wenigen Jahre dieser Praxis ausnützte, um sie zu vollgültigen Bildungsjahren zu machen. Aus freiem Antrieb, von keiner Seite her angehalten oder gelenkt, las Willomitzer in jenen Jahren alles Gute und Gediegene, das ihm zugänglich war, und aus eigener Kraft erwarb er sich eine krystallhelle Reinheit des schriftlichen Ausdrucks. Und in diesen Lehrlingsjahren trat auch schon die Eigentümlichkeit seines Talentes, die Freude am lustigen Fabulieren und das humoristische Behagen seines Naturells hervor. Einige seiner Humoresken entstanden bereits in den Tagen, in denen er die internationalen Besucherinnen der Franzensbader Leihbibliothek bediente und sich dabei in aller Stille schalkhafte Gedanken über Welt und Leben machte. Seinem Chef blieb diese Begabung nicht verborgen, und die Egerer Zeitung brachte Beiträge des kaum dem Knabenalter entwachsenen jungen Mannes. Mit guter Laune erzählte Willomitzer später — in der Einleitung zu seinem Buche: „Lauter Unica“ — von dem Hochgefühl, das ihm der einzige Abonnent der Egerer Zeitung, der eine weitere geographische Verbreitung des Blattes verbürgte, „der Abonnent in Czernowitz“ bei seinen Arbeiten einflößte. Dieser Abonnent war freilich als geistiger Mittler nur eine heitere Phantasmagorie, aber die ersten journalistischen Leistungen für das kleine Blatt schlugen nichtsdestoweniger die Brücke zu einer schriftstellerischen Existenz. Auf Grund dieser Talentproben fand sich Franz Klutschak, der mit Willomitzers Vater befreundet gewesen war, bereit, den blutjungen Mann nach Prag zu berufen und in den Verband der von ihm geleiteten Zeitung „Bohemia“ aufzunehmen. Unter der Obhut dieses strengen und doch im Herzensgrunde gütigen Mannes that Willomitzer die ersten Schritte in eine größere Öffentlichkeit. Nach Klutschaks System wurde er zuerst zu allerhand Reporterdiensten verwendet und erst ganz allmählich zu Arbeiten, in denen sich Originalität und Talent bekunden konnten, zugelassen. Eine andere hochbegabte Natur hätte sich vielleicht gegen diese Art der Führung aufgelehnt, aber Willomitzers früh entwickelter Humor und die köstliche, ruhige Bescheidenheit seines Wesens fanden sich mit gutem Mute in die gegebene Lage.

In jene Zeit fällt meine erste Bekanntschaft mit dem Freunde. Das stille launige Wesen Willomitzers übte eine große Anziehungskraft auf mich aus. Eines Tages übergab er mir in seiner wortkargen Art ein stattliches Manuskript mit dem Ersuchen, ich möchte „das Ding“ lesen und ihm meine Meinung darüber sagen. Lebhaft erinnere ich mich des ganz merkwürdigen Eindrucks, den mir diese Arbeit machte. Mein Interesse wuchs von Blatt zu Blatt und ich

war so erfreut von der kecken frischen Originalität, die mir da entgegenlachte, und die ich in dem stillen, etwas scheuen jungen Manne, der, das blonde Schnurrbärtchen in dem frischen roten Gesichte zupfend, seine Worte so leise und langsam vorbrachte niemals vermutet hätte, daß ich meiner Empfindung sofort in einem enthusiastischen Briefe an den Autor Luft machte. Die Geschichte hieß: „Das Fatum von Gogelheim", war offenbar aus dem Egerer Milieu herausgestaltet, und behandelte die geheime Liebe zwischen einem angeblichen „Menschenfresser", der täglich — sehr gegen seine Neigung — an einem Stück Menschenfleisch in der Schaubude lecken muß und sich in die bürgerliche Existenz hinübersehnt, und einer Bürgermeisterstochter, die just in der ursprünglichen Kraft des vermeintlichen „Wilden" ihr Ideal verwirklicht sieht. Alles, was den Humoristen Willomitzer später für weite Kreise kennzeichnete, war in dieser kleinen Novelle bereits im Kerne gegeben: der Sinn für das Phantastisch-Groteske, die tiefe ursprüngliche Heiterkeit, die reiche Erfindung und die immer treffende und doch niemals verwundende Satire. Dieses köstliche Kapriccio und die Anerkennung, die ich dem Autor entgegenbrachte, begründeten meine nähere Bekanntschaft mit Willomitzer, und so darf ich wohl sagen, daß, wenn ich als Freund über ihn urteile, das Urteil älter als die Freundschaft, ja so recht eigentlich die Quelle der letzteren ist.

In der „Bohemia" erweiterte und erhöhte er bald durch die Kraft seines Talentes seine Stellung, so daß er gegen Ende der siebziger Jahre, als Klutschak sich auf die Herausgeberschaft zurückzog, der gegebene Mann war, um in Gemeinschaft mit dem Chefredakteur Joseph Walter das Blatt zu leiten; im Jahre 1889, als Walter aus dem Leben schied, wurde er mit der alleinigen selbständigen Führung des Blattes betraut. Unter seiner Leitung nahm die „Bohemia" jenen entschiedenen nationalen Charakter an, der ihr das Vertrauen des ganzen deutschen Volkstums in Böhmen erwarb, und empfing zugleich ein modernes litterarisches Gepräge, das dem Geiste der fortschreitenden Zeit entsprach. Was ihr Willomitzer aber über all dies hinaus gab, das war die individuelle Farbe einer hochbegabten Persönlichkeit, die in lebendigste Fühlung mit den Lesern trat und lange Jahre hindurch geistig anregend und sittlich führend auf diese einwirkte. Auch sittlich führend: denn so fern dem künstlerischen Naturell Willomitzer die lehrhafte Art des Vortrages lag, so entschieden sein Geschmack das Hochtrabende und Salbungsvolle ablehnte, so deutlich traten die ethischen Grundzüge seines Wesens in seiner politischen und belletristischen Thätigkeit hervor und spiegelten eine selbstständige Persönlichkeit, die die Meinung des Tages mitbestimmte, ohne sich selbst von ihr beirren zu lassen. Die lebhaften Empfindungen, die für die ethische Richtung seines Wesens den Ausschlag gaben, waren ein treues und stolzes Nationalgefühl und eine warmherzige, stille und tiefe Humanität, deren reine Quelle nie durch Eigensucht oder Wallungen der Gehässigkeit getrübt wurde. In den Dienst dieser Empfindungen stellte sich sein Scharfsinn, sein plastisches Ausdrucksvermögen und sein satirisches Talent, das er bei aller Neigung zum Volkstümlichen, Kräftigen, ja Derben, bei aller Freude an kecker Linie und wirksamer Karrikatur nach der Seite des Treffenden, wie des künstlerisch Zulässigen fein und sicher abzugrenzen verstand.

Alle diese Gaben bethätigte Willomitzer auch im täglichen Berufe des Journalisten; denn so rasch er kraft seines Talentes produzierte, so große Achtung hatte er vor der Druckerschwärze, so sehr war es ihm gegen die Natur, „mit Wasser zu kochen" und das, was man „im Handgelenke hat", der Oeffentlichkeit zu übergeben. Man kann wohl sagen, daß jeder Artikel, ja jede Notiz, die von ihm herrührte, das Gepräge seiner ethischen und geistigen Persönlichkeit an sich trug.

Inmitten dieser journalistischen Thätigkeit, die täglich starke Anforderungen an den Verbrauch geistiger Kräfte stellte, fand Willomitzers glückliches Naturell Muße und Stimmung zu einem rein künstlerischen Schaffen, das sich gerade in den Jahren, in denen die Verantwortung des Berufs am stärksten auf ihm lastete, am reichsten entfaltete. Daß ihm dies glückte, trotzdem die Sorge für die Leitung eines größeren Tageblattes auf seinen Schultern lag und trotzdem er täglich die geistige Beweglichkeit seines Naturells in den Dienst der oft tief verstimmenden politischen Kämpfe stellte, spricht schon für die geniale Veranlagung seines Wesens, dem die Hingebung an die Spiele der Phantasie kein Geschäft, sondern die Befriedigung eines inneren Bedürfnisses war. Im Gegensatze zum anschmiegsamen Talent, das sich leichter der überlieferten Formen und Maße bemächtigt und rasch den Weg zum Wohlgefallen und zur Gunst der Menschen findet, ist die starke und naive Begabung durch den selbständigen Sinn für das Wesentliche gekennzeichnet, der das Maß für die Dinge aus der eigenen Natur entnimmt und im Schaffen — ohne Abhängigkeit von Beifall und Förderung — ein stilles, sorgloses Selbstgenügen findet. An Willomitzer konnte man diese Seite genialer Anlage mit der innigsten Freude an der Persönlichkeit wahrnehmen und verfolgen. Seine dichterischen Bedürfnisse waren tief ursprünglich, seine Freude am Schauen und Gestalten hatte und behielt, so sicher er im Gebrauche der Kunstmittel war und so fein er die Wirkung abzuwägen verstand, einen erquickend kindlichen, im edelsten Wortsinne naiven Grundzug. Bescheiden in seinen Lebensansprüchen, dankbar für jede gütige Wendung des Geschicks und jede kleine Lebensfreude, niemals vom Krampf des Ehrgeizes und von der Sucht zu glänzen gequält, hatte er eine ehrliche Freude am Fabulieren, an der Ausspinnung phantastischer Einfälle, am Spiele des Witzes und an der satirischen Weltbeobachtung, der eine ausgesprochene Vorliebe für das Schlichte, Gerade und einfach Gute zu Grunde lag. Kaum, daß ihn der Tagesberuf losgelassen hatte, war er auch mitten drin in seiner Welt der schalkhaften Erfindung, in der die flüchtigen Ereignisse eine typische Form gewannen und der nächste Eindruck sich zum dauernden Bilde verdichtete. Auf einsamen Spaziergängen, auf dem täglichen Wege ins Bureau, frohgemut und nachdenklich, die Hände auf dem Rücken, einherschreitend, mitunter ein Liedchen pfeifend, ersann er seine köstlichen Schnurren, seine anmutigen Stachelreime, seine satirischen und psychologisch feinen Geschichten. Er produzierte leicht, aber niemals leichtfertig, stellte immer die strengsten Anforderungen an die Ausgiebigkeit des Einfalls und die Tadellosigkeit der Form und legte dem Geschaffenen trotzdem eher zu wenig als zu viel Wert bei; ja er verstreute lange Zeit, ein Krösus an Einfällen, seine kostbaren Scherze im täglichen Verkehr und in gelegentlichen Zusammenkünften, ohne an eine litterarische Verwertung zu denken. So genial wie diese Sorglosigkeit war seine Freude, sich im Nächsten zu bethätigen, das Beste anspruchslos im engen Kreise oder für diesen Kreis zu produzieren. Das Goethesche Wort: „Wer nicht die Welt in seinen Freunden sieht, verdient nicht, daß die Welt von ihm erfahre" wird zum indirekten Lobe, wenn es auf Willomitzers Wesen und

Wirken angewendet wird. Er sah die Welt in seinen Freunden und verdiente es, daß die Welt von ihm erfahre — lange bevor dieser Fall eingetreten war. Manches seiner Gedichte wurde nur handschriftlich verbreitet; das Lied „Schielen und Schauen", das eine große volkstümliche Bedeutung gewinnen sollte, war einem rasch verwehten Flugblatte zum Kaiser Josef-Kommers im Jahre 1880 gewidmet, einige seiner originellsten Novelletten waren lange Zeit nur einem engen Leserkreise bekannt.

Spät entschloß sich Willomitzer, einige seiner Skizzen und Novellen in einem Büchlein zu sammeln. Der Erfolg mehrerer Humoresken, die in den „Fliegenden Blättern" erschienen waren, war mitbestimmend für dieses Hervortreten. Das erste schlanke Heft erschien zu Beginn der 80er Jahre in einem kleinen Verlag in Leipzig und führte den Titel „Heitere Träume". Ein widriger Zufall — das finanzielle Scheitern dieses Verlags — hinderte die entsprechende Verbreitung und die volle Anerkennung in weiten Kreisen. Es enthält etwa ein Dutzend der liebenswürdigsten Schnurren, in denen der Sinn für das Grotesk-Wirksame mit der Feinheit der dichterischen Intention Hand in Hand geht. Drang jenes Büchlein auch nicht ins Weite, so fand es doch den vollen Beifall der Wenigen, deren Urteil schwerer wiegt als das der Menge. Ludwig Anzengruber nannte es „ein köstlich Ding", an dem er sich höchlich ergötzt habe.

Der materielle Mißerfolg des ersten Bändchens hatte zur Folge, daß längere Zeit keine neue Sammlung der Arbeiten Willomitzers erschien. Da übernahm es unser gemeinsamer Freund Karl Emil Franzos, den Verlag, der seine eigenen Werke vereinigt, zur Uebernahme von Willomitzers Schriften zu bestimmen. So haben erst im letzten Jahrzehnt Willomitzers gesammelte Novellen und Humoresken in den Händen eines vornehmen Verlags die entsprechende Form der Publikation und die ausgiebige Verbreitung, die ihrem Werte entspricht, gefunden. Rasch hintereinander erschienen die Bände „Ins Blaue hinein", „Lauter Unica", „Das unheimliche Gebiß und Anderes", denen sich nun eine Auslese aus der Hinterlassenschaft des genialen Humoristen würdig anreiht.

Eine der stärksten Seiten von Willomitzers Begabung lag von Anbeginn darin, sich nicht in schwachmütiger Selbstschau zu verlieren, sondern mit einem Gemische von Frohmut und scharfer Beobachtung in die Welt hinauszuschauen. Dazu kam freilich eine zweite ebenso stark entwickelte Seite des ursprünglichen Könnens, eine reiche Einbildungskraft, eine natürliche Freude an der Erfindung, die lustig ins Groteske hinüberspielte und dabei noch immer von einem fein komponierenden, ohne verstimmende Absichtlichkeit mitwirkenden Kunstverstande beherrscht wurde, so daß jedes Motiv seine klare Durchbildung und seinen abrundenden Abschluß erhielt. Mit diesen Gaben ausgerüstet, beherrschte er in seinen so anspruchslos auftretenden Geschichten ein weites Gebiet: das realistische Lebensbild von der Skizze bis zur durchgearbeiteten psychologischen Novelle; die phantastische Humoreske vom heitern Spiel mit Wunderlichkeiten und Täuschungen, die ihre überraschend witzige natürliche Erklärung finden bis zum ausgesprochenen Märchen, das die Wunder des Lebens sinnreich verdichtet. Der blanke Ton und die klare Erfindung bleiben immer selbständig, in ihrer Eigenart gekennzeichnet durch die Festigkeit des Strichs, durch die überschauliche Gliederung des Stils und der Darstellung und durch die glückliche Abgrenzung des Motivs. Die Ironie, die in allen Geschichten durchschlägt, wurzelt in einer Lebensanschauung, die wir bei den meisten deutsch-österreichischen Dichtern vertreten finden, in der Vorliebe für das Schlicht-Einfältige, die aber bei Willomitzer eine ganz besondere Färbung annimmt und zu einem ausgesprochenen Kultus jeder Art von Natürlichkeit wird. Abhold allen Äußerlichkeiten modernen Wesens, der Originalitätssucht und dem Spiel mit dunklen Andeutungen, ist Willomitzer darin durch und durch ein moderner Schriftsteller, daß er alles Angenommene, alles Affektierte, alles Haften am Schein und alle krampfhaften Versuche, sich über die eigene Natur hinauszustrecken, mit scharfer Satire bedenkt, und allen diesen ungesunden Ueberspannungen und Selbsttäuschungen das Glück der innern Ehrlichkeit, der naiven Selbstbescheidung, die freilich gerne ein einfaches Dasein mit dem Goldnetz märchenhafter Vorstellungen überspinnt, als liebenswertes Gegenbild an die Seite stellt. Diese Art, das Leben anzusehen, schlägt überall durch, in den Charakterbildern, in den Schnurren und in den breiter ausgesponnenen Erzählungen. Das Lachen über unfruchtbaren Gelehrtendünkel kichert aus der drolligen Spitzbubengeschichte „Das unheimliche Gebiß" hervor, die Satire gegen die Ueppigkeit, für die das Wohlthun nur ein Launenspiel der Blasiertheit ist, vertieft die Schnurre von der „Sturmnacht", und mit unverschleiertem Ernste, ja mit taciteischer Strenge bricht in der „Schlaflosen Nacht" das Gericht über die Korruption und das gewissenlose geschäftliche Strebertum herein. Mit einer merkwürdig herben Energie des Stils und einer bewundernswerten Schärfe der Beobachtung zeichnet der Humorist in zwei Nachtstücken, in den Skizzen „Goldene Herzen" und „Der Ahnherr", die moralische Verwilderung, die Neid und Genußgier in den Gesinnungspöbel hineinträgt, aber eine sonnige Milde der Heiterkeit ist über jene Geschichten aus dem Bereiche naiver Volkstümlichkeit gebreitet, die, wie z. B. der „Schwarze Fisch", die Bekehrung verirrter Gemüter darstellen. Am interessantesten zeigt sich die Skala der für Willomitzer bezeichnenden humoristischen und satirischen Stimmungen in der fein durchgebildeten Novelle „Ein Schauspiel für Götter", die in dem Bande „Ins Blaue hinein" enthalten ist. Mit souveräner Laune werden da die Schwächen des ungebildeten Parvenüs verspottet, aber zuletzt trifft der schärfste Hieb die rücksichtslosen Vertreter eines gewinnsüchtigen Raffinements, die die protzige Einfalt zugleich verhöhnen und ausbeuten wollen. Ein bezeichnender Zug Willomitzers, der mit seiner Vorliebe für das Volkstümliche zusammenhängt, ist auch sein Interesse für jede Art fahrenden Volks, das an der Grenze zwischen Kunst und Schaubuden-Kuriosität seine erstaunlichen Fertigkeiten zum Besten giebt. Die groteske, wehmütig angehauchte Lustigkeit dieser Kreise, an denen er immer Anteil genommen, spielt als ein besonderes Farbenelement in viele seiner Geschichten hinein. In seinen Arbeiten aus den letzten Jahren kann man verfolgen, wie in den Grundtönen, die der Dichter anschlägt, die weicheren: die mitleidige Empfindung, die mildere Lebensweisheit, die reine Freude am ursprünglich Guten, neben der Satire immer vernehmlicher anklingen, ja sich zu einem eigentümlichen wohlthuenden Akkorde mit der Satire verbinden. Aus der bunten grotesken Welt der Geschichten leuchtet das beseelte Auge des Beobachters, das allem echten Leide zugängliche und von gütigem Anteil bewegte Gemüt des Dichters wehmütig und wohlthuend hervor.

Im letzten Jahrzehnt gewannen auch die Humoresken in gebundener Rede einen breiteren Raum in Willomitzers Schaffen. Wie in den Prosastücken Willomitzers, so zeigte

sich auch hier immer wieder die Gediegenheit des kräftigen Einfalls; dazu kommt freilich eine ungewöhnliche Gewandtheit der Form, eine seltene Beherrschung der Sprache, die durch die Natürlichkeit der unerwarteten Wendung, durch die blanke Reimpointe ein besonderes Ergötzen gewährt. Wenn das Drastische Lachen erweckt, so stellt sich hinterher noch ein vergnügtes Lächeln über die Sicherheit des Kleinkünstlers ein, der den Spottvers und die parodierende Strophe, wie ein Goldschmied der Sprache, zu zierlichen, ungezwungen, anmutigen Ornamenten ausgeprägt hat. Ähnliches hatte Willomitzer schon lange in der „Bohemia“ geboten und in kleinen, nur engen Kreisen zugänglichen Blättern ausgestreut, wie in dem Prager Witzblatt „Hiddigeigei“, in dem er auch unter dem Namen Wilfred einen übermütigen, grotesk-phantastischen Roman veröffentlichte. Zwischendurch war im Jahre 1889 seine vielbesprochene Satire „Die Königinhofer-Handschrift“ erschienen, eine Parodie der gefälschten altslavischen Manuskripte, die in jedem Zuge die Form der alten Pergamente kopierte, den Ton der nachgeahmten Reimchronik anschlug und dabei mit keckem Humor von den traurigsten Heldenthaten der slavischen Politiker berichtete. Auch die Zeichnungen sind von ihm entworfen: sein genial künstlerisches Naturell bethätigte sich auch darin, daß er in den verschiedenartigsten Ausdrucksformen seinen humoristischen Vorstellungen Gestalt gab.

Die Begründung der Münchener „Jugend“ regte den Dichter an, die Epigramme und Scherzgedichte, die unter dem Eindrucke der öffentlichen Ereignisse so leicht und so reich aus der humoristischen Betrachtung hervorquollen, einer weiteren Öffentlichkeit zu vermitteln. Unter fünf Namen, unter seinem eigenen und den Pseudonymen Willo, Loki, Josephus und Bohemund arbeitete Willomitzer in den letzten vier Jahren rastlos an der vornehmen Münchener Zeitschrift mit. Zuweilen wurde telegraphisch ein Gedicht über ein Zeitereignis erbeten, das dann mit der Beschleunigung, mit der man sonst einen Zeitungsartikel erledigt, an die Redaktion nach München abging. Dennoch trägt keines dieser Scherzgedichte den Charakter flüchtiger Improvisation.

Der lebendigen Bühne hat sich der Dichter nur in einem köstlichen kleinen Schwanke „Die Kritik der reinen Vernunft“, der im Jahre 1881 im Wiener Stadttheater und später in Prag öfter gegeben wurde, genähert. Dagegen finden wir ihn noch auf einem Felde thätig, auf dem man den Humoristen und den mit der Tagesgeschichte beschäftigten Journalisten nicht vermuten sollte, nämlich als ernsthaften Jugendschriftsteller. Nach einem Jahre intimen Verkehrs mit dem bekannten Nordpolfahrer Heinrich Klutschak, dem Sohne seines väterlichen Freundes, faßte er im Einvernehmen mit diesem Forscher die Erlebnisse des letzteren in einem volkstümlich geschriebenen Büchlein zusammen, das gegen Ende der achtziger Jahre in der Rothaugschen Jugendbibliothek erschienen ist. Unter den Schriften dieser Art, wird sich nicht leicht wieder eine finden, die die Sachkenntnis so künstlerisch in plastische Darstellung umsetzt und das merkwürdige Erlebnis so köstlich mit dem Reize der Stimmung zu umweben weiß.

Was Willomitzers letztes Buch betrifft, das die Erinnerung an unsern teuren Toten dauernd festhalten soll, so ist es vor allem der Pietät des Freundes zu danken, der ihm den Weg in die weitere Öffentlichkeit bahnen half. Unmittelbar nach Willomitzers Tode (8. Oktober d. J.) faßte Karl Emil Franzos den Plan zu dem Buche, verschaffte sich von der Familie und der Münchener „Jugend“ das Material und traf die Auswahl. So kam das Buch in derselben Weise zu stande, wie die drei zu Willomitzers Lebzeiten bei der „Concordia“ erschienenen Sammlungen; auch zu diesen pflegte Willomitzer ein Bündel Manuskripte an Franzos zu senden, damit der Freund die Auswahl treffe. Über die Gesichtspunkte, unter denen er diesen Band zusammenstellte, teilt mir Franzos mit: „Bei der Auswahl der Scherzgeschichten war ich darauf bedacht, die verschiedenen „Humore“ Willomitzers vorzuführen, so weit es das noch nicht in Buchform vorliegende Material gestattete. Aus den Gedichten habe ich herausgegriffen, was mir von dauerndem Wert und ohne längeren Kommentar verständlich schien. Vieles, was er mir gelegentlich vorgelesen oder rezitiert hat, war leider nicht erreichbar; im Nachlaß fanden sich weder Abdrucke noch Abschriften davon vor; so ist das meiste in diesem Abschnitt der „Jugend“ entnommen, deren Verlag die Wiedergabe freundlich gestattet hat. Um das Verlorene und Verschollene ist es jammerschade, wenigstens um vieles davon — aber das brauche ich Dir nicht zu sagen; eben weil Du ihn seit dreißig Jahren kanntest (ich erst seit fünfzehn), habe ich Dich gebeten, von seinem Leben und Schaffen zu erzählen, statt es selbst zu thun. Vielleicht kommt nun noch Einiges zum Vorschein; es fände sich dann wohl noch die Gelegenheit, es nachträglich zu veröffentlichen. Als er mir zuletzt — zu Ostern dieses Jahres, als ich ihn in Prag besuchte — von seiner Absicht sprach, vielleicht auch seine Humoresken in Versen zu sammeln, meinte er: ‚Vieles ist verloren, was liegt daran, ich mache Neues!‘ Und nun ist er so früh dahingestorben.“

Zu früh! So recht auf der Höhe des Lebens und Wirkens wurde der Freund von der kalten Hand des Todes berührt. Litterarisch kam ihm endlich die volle Anerkennung entgegen, nach der er nie gedürstet hatte und die er doch als die natürliche Frucht eines reichen Schaffens mit Genugthuung auf sich wirken ließ. Man begann ihn unter den besten deutschen Humoristen zu nennen und würdigte vollauf seine Eigenart. In der Familie, die er sich gegründet hatte, umhegte ihn die zärtlichste Sorgfalt und eine beruhigte Gleichstimmung, die dem innersten Bedürfnis seines Wesens entsprach. Seine Gattin, eine Tochter des berühmten Bildhauers Emanuel Max von Wachstein, eine echt künstlerische Natur von großer musikalischer Begabung, trug in sein Leben und Schaffen die zartesten Anregungen hinein, in einem talentvollen Sohne sah er die Gaben der Künstlerfamilie verjüngt. Den Tüchtigen, der sich stets zu bescheiden wußte, riß eine unerbittliche Macht aus dem harmonischen Kreise voller Befriedigung hinweg. Ein beglückend heiteres Licht, das auf die Menschen und Dinge fiel, ist in diesem Auge erloschen, ein freundliches, heiteres Saitenspiel in diesem treuen Herzen verstummt. Aber der Strom der Helle fließt durch die Werke des Freundes fort und die originelle Klangfarbe seiner geistigen Stimme wird dem Gedächtnis der treuen Herzen, die seiner gedenken, niemals entschwinden.

Berlin, im November 1900.



Litterarische Notizen.

— Aus meiner Waldecke. Gedichte von Karl Ernst Knodt. Berlin. Concordia Deutsche Verlags-Anstalt. 1900. Ein Wahlverwandter Conrad Ferdinand Meyers bietet uns hier seine erste, seitab von den Wegen der modernen Welt in Bergeseinsamkeit gezeitigte Liedergabe. Höhenluft, Hauch der Stille und jene kristallne Tiefe, aus der das harmonische Kunstwerk erwächst, sind ihr Merkmal. Des Dichters Welt ist nicht die Welt der „Meisten“; er strebt dem reinen Reiche der Verklärung zu, in dem seine lichtdurstige Seele ihre Heimat sucht. Einfach, tief und wahr sind die Lieder dieses Waldpoeten, auf welche wir im Wogenschwall der neuen Strömungen der Zeit und Litteratur besonders hinweisen möchten. Sie bieten nichts „Zeitgemäßes“, weil sie dem nachringen, was über die Zeit erhaben ist, nichts am Boden haftendes, weil ihnen das große Leitmotiv: „Werde ganz, so wirst du stark“, zu Grunde liegt. Des Dichters ganze Seele, sein ganzes Leben und seine der Höhe zugewandte Sehnsucht liegen vor uns ausgebreitet in dem Buche da. Prinz Emil von Schönaich-Carolath, sicherlich selbst ein berufener Dichter, hat über dieses Bändchen des Pfarrers im Odenwald geurteilt: „Es ist nichts Erklügeltes in diesen Versen, nur ein starkes reines Empfinden. Mehrere dieser Gedichte sind wahre Perlen. Die schlichte Innigkeit, die Wärme, die Lust an der Natur, die aus ihnen wie Laub- und Schollengeruch hervorströmen, fesseln immer wieder. In der reinen, frommfröhlichen Stimmung ist Knodt den meisten unserer dichtenden Zeitgenossen überlegen, wie er auch der innigste Interpret der unstillbaren, sanften Sehnsucht nach dem Ewigen ist.“ Möchte das Büchlein vielen ein Freund werden, nicht nur zu flüchtigem Begegnen, sondern zu dauerndem Zusammensein im warmen, blühenden Bereich der Waldecke! H. G.

— Was Hugo Salus als Lyriker wert ist, wissen auch die Leser dieser Zeitschrift, wissen es sogar um etwa acht oder neun Jahre länger, als die anderen Freunde seiner anmutigen und dabei ins Tiefe gehenden Lieder, denn in der „Deutschen Dichtung“ sind ja von 1890 ab die ersten Gedichte des damals noch völlig unbekanten jungen Pragers erschienen; zudem wird eine neue, eben erschienene Sammlung seiner Lieder Gelegenheit geben, seiner Entwicklung als Lyriker auch an dieser Stelle die verdiente Beachtung zu widmen. Diesmal aber sei eine Dichtung von Salus gewürdigt, die einem ihm neuen Schaffensgebiete entnommen ist, dem Drama: „Susanna im Bade.“ Schauspiel in einem Aufzuge. (München, Albert Langen). Ein schmächtiges Heftchen, aber eine vollwichtige Talentprobe. Leicht hat es sich Salus hier wahrlich nicht gemacht. Die apokryphische Historie von der schönen Hebräerin zu Babylon, der ihre Schönheit zum Verderben wird, bis sie der Scharfsinn des jungen Daniel rettet, ist an sich ein fertiges Drama; nur setzt eben die Eigentümlichkeit der Situation, die Einfachheit der Lösung zunächst Eines voraus, ohne das scheinbar die Gestaltung überhaupt unmöglich ist: Naivetät des Dichters, Naivetät seiner Hörer. Es ist also wahrlich kein Zufall, daß die Geschichte der schönen Susanna in den Anfängen der dramatischen Dichtung — und nicht bloß in Deutschland — eine so große Rolle spielt; im Deutschland des XVI. Jahrhunderts ist sie ja bekanntlich geradezu einer der meist behandelten Stoffe; fast jeder Dramatiker dieser Zeit (Bartfeld, Frischlin, Herzog Heinrich Julius von Braunschweig, Hans Sachs u. v. a.) hat auch seine Susanna geschrieben; eine eigene Monographie (von Pilger, 1879) zählt all' diese Bearbeitungen auf, die sich eben nur durch das Talent der Dichter unterscheiden, nicht durch den Stoff, nicht durch die Behandlung, die immer eine naive, derb zugreifende ist, und nicht durch die moralisierende Tendenz. Dies aber ist das Zweite, was die unzähligen Bearbeiter anlockte: das faustdicke: „Fabula docet“; es ist sehr häßlich, wenn Greise lüstern sind, sogar jüngeren Leuten steht es nicht gut an, nackte Weiber im Bade zu belauschen und sich für die Zurückweisung durch Verleumdung zu rächen; schließlich kommt der Daniel und giebt sie der verdienten Strafe preis. So kam der Stoff allen Bedürfnissen der Menschen jener Zeit entgegen; man konnte sich unbefangen an der Schilderung der nackten Schönheit erfreuen und dann doch die volle Genugthuung über den Untergang des Lasters empfinden. Aber daraus ergiebt sich auch, warum der Stoff im XVIII., geschweige denn gar im XIX. Jahrhundert kaum einen Bearbeiter mehr fand (thatsächlich nur einen, K. L. Werther, 1855, das Drama ist uns nicht bekannt); der unbefangene Sinn war dahin, und so deutlich durfte die Moral auch nicht mehr werden. Daß nun Salus an der Schwelle des XX. Jahrhunderts den Stoff wieder zu behandeln unternimmt, ist sicherlich ein Wagnis; es scheint uns geglückt, weil er ein Dichter ist. Die äußeren Umrisse der Handlung sind der alten Quelle entnommen, aber das Ganze ist mit neuem Leben erfüllt, weil es psychologisch vertieft ist. Schon in der Schilderung der Empfindung der beiden Greise tritt das Menschliche ergreifend zu Tage; sie sind schuldig, sie haben für ihre Jahre Schmähliches begonnen, aber man versteht, was in ihnen vorgeht; der Gegensatz zwischen dem Naturtrieb und dem grauen Haar hat etwas tragisch Ergreifendes. Eine noch schönere Probe seiner Charakteristik hat Salus im Daniel gegeben: Daniel ist hier ein Dichter mit den Sinnen, aber auch mit dem Gewissen eines Dichters; auch er hat das schöne Weib fast enthüllt gesehen, aber eben darum sagt ihm sein Instinkt, daß sie unverderbt ist, eben darum treibt ihn sein Gemüt, sie zu retten. Wie er vor dem Volke von sich selbst und dann von Susanna erzählt, und durch die Macht des reinen Gemüts über die Anklage siegt, ist der Höhepunkt der kleinen, aber auch durch schlichte Schönheit und charakteristische Kraft der Sprache bezeichnende Dichtung. Nur ab und zu stört noch ein gewisser Wortreichtum (namentlich in der Eingangsscene); die Nebengestalten, auch Susanna selbst, erscheinen vielleicht eben darum nicht so scharf umrissen, wie die Greise und Daniel. An das Bedenkliche des Stoffs aber denkt man kaum; es erscheint dem gesund empfindenden Leser gar nicht bedenklich, weil er natürlich und das Nackte vom Schleier poetischer Empfindung umwoben ist. Es spricht nicht dagegen, daß das kleine Drama gleichwohl bereits von einigen Aufführungsverboten ereilt worden ist; diese Thatsache spricht vielmehr nur dafür, daß unsere Theater-Zensur einer Reform bedarf, die ihr — trotz aller Stöcker und Roeren in Deutschland — werden wird, weil sie ihr werden muß.

— Gedichte von Rosa Rübsaamen. Berlin. Concordia Deutsche Verlags-Anstalt. 1900. Die Verfasserin dieses, nebenbei bemerkt, mit erlesenem Geschmack ausgestatteten Büchleins gehört zu den wahrhaft begabten deutschen Dichterinnen der Gegenwart; freilich ist ihr Name bisher nur jenen engen Kreisen bekannt, die sich lebhaft für die deutsche Dichtung der Gegenwart interessieren. Die kleine, mit größter Sorglichkeit gesichtete Sammlung ist geeignet, die Wertschätzung ihres Talents auch in weiteren Kreisen zu sichern. Was die Lieder, welche die erste und reichste Abteilung der kleinen Sammlung bilden, fast durchweg auszeichnet, ist Musik der Form und Tiefe des Empfindens; das sind nicht allein tadellose Verse, sondern solche, denen eine innere Melodie gleichsam eingeboren ist, und das sind nicht gemachte, sondern erlebte Gedichte. Mit die schönsten sind die Lieder in der heimischen Mundart der Dichterin, der spröden Mundart des Siegerlandes, der sie die reichsten Töne zu entlocken weiß. Herb, keusch, kraftvoll, wie die meisten dieser Lieder, sind auch die Gestalten, Lebensbilder und Reflexions-Gedichte, welche die anderen Abteilungen bringen. Alles in Allem ein Büchlein, an dem man seine Freude haben kann.

— Indische Gedichte. Aus dem Sanskrit übertragen von Johannes Hertel. Stuttgart. J. G. Cottasche Buchhandlung Nachf. 1900. Die hübsche Sammlung hat den Zweck, „dem gebildeten Leser eine Vorstellung von den Schätzen zu geben, die ein Teil der Sanskritlitteratur in sich birgt.“ Gewählt wurden zunächst solche Gedichte, deren rein menschlicher Kern an sich verständlich ist, die nicht aus besonderen Verhältnissen des inneren Lebens der Inder hervorgehen und nur bei einer gewissen Vertrautheit mit diesen Verhältnissen voll wirken können. Aus demselben Grunde wurden für die deutsche Version durchweg moderne metrische Maße gewählt. Da so wenige indische Lyriker dem Namen nach bekannt sind — von den meisten sind eben nur ihre Gedichte in alten Anthologien erhalten geblieben — so wurde die Auswahl nach den

Stimmungen geordnet, was freilich neben manchem Guten auch das Bedenkliche hat, daß die Abwechslung fehlt und eine gewisse Monotonie platzgreift. Indes wiegt auch dies Bedenken nicht schwer, da sich innerhalb der einzelnen Abschnitte immerhin ein gewisser Reiz des Gegensatzes der einzelnen Stücke deshalb ergiebt, weil es wirkliche Dichter sind, die zu uns reden, und einen Dolmetsch gefunden haben, der ihrer nicht unwert ist. Johannes Hertel ist offenbar nicht bloß ein gelehrter Sanskritist, sondern auch selber ein Dichter. Wir haben uns ab und zu an Rückerts Uebersetzungskunst erinnert gefühlt, und das ist wahrlich kein geringes Lob, aber, wie wir versichern dürfen, auch kein unverdientes.

— Gestalten und Bilder. Dichtungen von Wilhelm Idel. Berlin, Concordia Deutsche Verlags-Anstalt 1900. In diesem Buche des rheinischen Poeten, der sich durch seine Veröffentlichungen in unseren vornehmen Zeitschriften einen Namen gemacht hat, aber mit einer geschlossenen Sammlung jetzt zum ersten Male erscheint, tritt uns eine ebenso interessante, als vielseitige Dichterpersönlichkeit entgegen. Während die modernen Gedichtsammlungen nicht selten nur auf einen Ton oder doch auf nur wenige Töne gestimmt erscheinen, begegnen wir in dem vorliegenden Bändchen einem Dichter, der über die ganze Skala der lyrischen, epischen und lehrhaften Dichtungen verfügt. Neben packenden Balladen voll dramatischen Lebens und anderen epischen Gedichten finden sich lyrische Dichtungen, die in den Duft zarter Stimmung getaucht sind; das reine Lied ist mit wenigen, aber desto schöneren Stücken vertreten, die es verdienen, von berufenen Meistern in Musik gesetzt und Gemeingut des sangesfreudigen deutschen Volkes zu werden, z. B. „Gretchen von Andernach", „Mein bergisches Land", „Heimatglocken", „Die letzte Rose", „Schön Ellen" u. a. Zu den Perlen der Sammlung gehören auch die in klang- und schwungvollen freien Rhythmen geschriebenen Seegedichte „Strandhymnen". Ebenso findet der Leser in den Distichen und Sprüchen manch Körnlein knapp und treffend zum Ausdruck gebrachter Lebensweisheit und Welterfahrung. Möge das interessante, gehaltvolle Büchlein, daß den Verfasser in die Vorderreihe der rheinischen Dichter stellt, die ihm gebührende Anerkennung und Verbreitung finden! Er verdient sie jedenfalls im höchsten Grade. Die Ausstattung verdient ein Wort besonderer Anerkennung; sie ist ebenso gediegen, wie geschmackvoll.

K. A. H.

— Goethe im 20. Jahrhundert. Ein Vortrag von Wilhelm Bölsche. Berlin, Dr. John Edelheim 1901. Eine geistvolle und glänzend geschriebene Schrift, die fast auf jeder Seite zum Widerspruch reizt, ab und zu Behauptungen aufstellt, die der Autor selbst bei ruhiger Erwägung nicht aufrecht erhalten kann, und der wir dennoch viele, recht viele Leser wünschen. Ein begeisterter, bis zur schroffen Unduldsamkeit gegen jede andere philosophische Ansicht einseitiger Vertreter der monistischen Weltanschauung spricht hier über Goethe und legt den Großen sich und seinen Lesern von diesem Standpunkt zurecht. Um dem Verfasser in der Zusammenfassung des Inhalts nicht Unrecht zu thun, um den eigenen Standpunkt nicht bei Wiedergabe des seinen unwillkürlich zu Wort kommen zu lassen, geben wir hier ausnahmsweise einige Sätze aus dem gedruckten Referat des Verlegers wieder, das ja gewiß vom Verfasser geschrieben oder doch gebilligt wurde. „Goethe wird geschildert als äußerster Jahresring, der alle Epochen der Kulturgeschichte in sich umschließt — zugleich aber als erster Sproß einer neuen Geistesepoche durch den Entwickelungsgedanken, der in ihm zuerst das ganze Denken und Bilden zu beherrschen beginnt. Der Idealbegriff als Resultat des Entwickelungsgedankens — darin liegt Goethes Bedeutung für das kommende Jahrhundert. Mit einer Kühnheit, die viele überraschen mag, erblickt Bölsche im Gesamtwerk Goethes eine fortlaufend ansteigende Beweisführung, wie der alte Begriff der Schuld abgelöst wird durch den höheren Begriff der Entwickelung. Goethe selbst, eine Menschheitsgestalt, wird zugleich ein Menschheitsideal. Er soll einwachsen und auferstehen in jedem von uns. „Am Tage, da das erfüllt ist, mag Goethe, der Große, der Gewaltige, getrost vergessen werden. . . Goethe fällt, weil wir alle Goethe sind."" Es würde nicht eine kurze Anzeige, sondern eine Broschüre dazu gehören, wollten wir darlegen, was alles wir dazu, und zum guten Teil dagegen zu bemerken haben; es soll hier nicht einmal versucht sein. Die Auffassung ist eine unhistorische, eine einseitige; sie erfaßt die große Individualität nicht, sondern thut ihr Gewalt an; sie übersieht, wie groß der Dichter Goethe neben dem Denker und Forscher ist und sucht zum guten Teil seine Wirkung auf unsere Zeit in Dingen, die mit dieser Wirkung nichts zu thun haben, statt sie vor Allem im rein poetischen Wert seiner Werke zu suchen. Aber dies alles macht die Schrift für den Gebildeten nicht minder lesenswert; in die Hände der Unreifen oder gar der Halbgebildeten gehört sie allerdings nicht.

— Erinnerungen von Willibald Alexis. Herausgegeben von Dr. Max Ewert. Berlin, Concordia Deutsche Verlags-Anstalt. 1900. Die vorliegenden Memoiren von Willibald Alexis, dem „deutschen Walter Scott", dem „dichterischen Biographen Preußens", bedürfen keiner Empfehlung, geschweige denn einer Anpreisung, am wenigsten für unsere Leser. Wir begnügen uns kurz zu verzeichnen, welchen Umständen wir die Erhaltung dieser wertvollen Beiträge zur politischen, Kultur- und Litteratur-Geschichte Deutschlands im 19. Jahrhundert verdanken und was sie enthalten. Zu verschiedenen Zeiten, noch während seines kräftigsten Mannesalters, ging Alexis, wie es bei einem Manne von so ausgeprägt historischem Sinn, der zudem so viel erlebt hatte, begreiflich ist, wiederholt an die Aufgabe, das eigene Leben und die eigene Zeit darzustellen, wurde dann freilich bei seiner Ueberbürdung mit den verschiedensten Berufspflichten zu Unterbrechungen genötigt, setzte dann jedoch die jahrzehntelang mit zäher Liebe und Ausdauer festgehaltene Arbeit fort, bis ihm jahrelanges Siechtum und der Tod die Feder aus der Hand nahmen. So schrieb er eine prächtige Schilderung seiner Kinderzeit und namentlich der denkwürdigen Tage der Belagerung von Breslau (1806), umriß dann in seiner unübertrefflich plastischen Art ein Bild der Befreiung Berlins von der französischen Invasion durch die Kosaken (1813), und setzte dann in dem längsten, aber zugleich wertvollsten Abschnitt dieser Memoiren dem Feldzug gegen Napoleon 1815, den er selbst als Freiwilliger mitmachte, ein litterarisches Denkmal, das durch das liebevolle Detail, die Macht und Kraft der Schilderung, wie die unbestechliche Wahrheitsliebe gleich hervorragend ist. Diese, sowie einige andere Kapitel ließ Alexis noch bei seinen Lebzeiten erscheinen, jedoch an so entlegenen Orten, daß selbst die Litteraturgeschichte nichts mehr von diesem Schatz wußte, bis der Biograph von Alexis, Dr. Max Ewert ihn nun neu ans Licht stellte. Sorglich revidiert, durch eine wertvolle Einleitung ergänzt und beleuchtet und durch eine Reihe kleiner Arbeiten vermehrt, machen diese Erinnerungen nun nicht allein den Eindruck eines nahezu einheitlichen, sondern vor allem auch den eines vortrefflichen Buches. Auch das litterarische Deutschland in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts, von der großen Lichtgestalt Goethes bis zu den mittleren Talenten hinab, wird hier vor uns hingestellt. Man merkt auf jeder Seite, daß Alexis nicht bloß einer unserer bedeutendsten Schriftsteller, sondern auch ein höchst interessanter Mensch war, und die Bilder, die er entwirft, wirken nicht nur durch das satte Kolorit und die Sicherheit der Zeichnung, sondern auch durch den Wahrheitsmut ihres Verfassers. Es ist ein Buch, das jedem Gebildeten in Deutschland Freude und Anregung bringen wird und der Forscherfleiß des Herausgebers hat unsere Litteratur um ein Memoiren-Werk von dauernder Bedeutung bereichert.

— Der Titel eines Buchs ist sehr häufig auch noch in anderem Sinne bezeichnend, als vor Aller Augen erkenntlich ist; er ist nicht bloß für den Inhalt des Werkes, sondern auch für den Geschmack, ja für das ganze Wesen des Autors charakteristisch. Nur selten aber mag dies so sehr zutreffen, wie bei dem folgenden Gedichtbändchen: „Von der Lotos-Insel. (Was mein Dämon singt.) Gedichte von Eugen Stangen." (Zürich, Cäsar Schmidt.) Die beiden seltsamen Doppeltitel, von denen jeder an sich schreiend genug wäre, sagen dem Kundigen sofort: der Verfasser ist ein Poseur, der durch allerlei äußere Mittelchen Lärm schlagen will; ob er was kann oder nicht, wollen wir erst sehen, aber ein Poseur ist er zweifellos. Dieser Eindruck des Titels steigert sich nur eben durch den Inhalt; „Stangen" — offenbar ein Pseudonym — kann wenig oder nichts, hat aber

Seite für Seite das Bestreben, das bischen, was etwa an Gedanken oder Empfindung vorhanden ist, durch gezierten oder geradezu bombastischen Ausdruck, durch Phrasen und Citate aufzuputzen. Hier eine Probe, eine der gelindesten:

Erinn'rung thut zuweilen auf die Grüfte:
„ein Tag im Jahr ist ja den Toten frei," —
Da zieht's durchs Herz wie süße Rosendüfte,
und Bild um Bild schwebt still am Geist vorbei.
Da brechen wieder auf die alten Wunden
und Worte wehen leise zu mir her,
dereinst gehört in frühlingsjungen Stunden:
„Oh, je vous aime de tout, de tout mon coeur."

Von acht Zeilen zwei Citate und die übrigen sechs so, wie oben geschrieben steht — kann die Gespreiztheit noch weiter gehen?! O doch! aber das sei, schon des Raumes wegen, nicht durch weitere Citate erwiesen, sondern durch eine einzige, unseres Wissens in der Geschichte der Lyrik beispiellose Thatsache. Auf Seite 5 singt Eugen Stangen Frau Hermione von Preuschen (kein Druckfehler, die Dame nennt sich jetzt wirklich so und nicht mehr Hermine) an: „Bei Dir bin ich ein andrer, — und willig lauscht mein Ohr, — Du führst den müden Wand'rer — zu reiner Höh' empor." Auf Seite 12 besingt Eugen Stangen die verlorene Geliebte: „Dann winkt sie und flüstert so traut und so leis — mir ist, als ob weinen ich müßt' — und dann, dann spüre ich Küsse so heiß, — so heiß, wie die Liebe nur küßt." Und auf Seite 24 singt Eugen Stangen: „Es steht eine alte Linde vor meines Vaters Haus — in ihrem Schatten ruhte ich oft als Knabe aus." Was also ist „Eugen Stangen"? — ein Mann oder ein Weib?! „Welche Frage!" wird man antworten, „natürlich ein Mann!" Aber auf Seite 47 berichtet Eugen Stangen von sich selber, wie er 1870 einen Franzmann gepflegt:

„Er war mein Feind" — ich sagt' mir's immer wieder,
Was half's, ich fühlte doch, ich liebte ihn —"

worauf zwischen Eugen Stangen und dem Franzmann auf Seite 48 „ein kurzes, heißes, wundersames Lieben" folgt. Und an Gedichten, die den Schluß aufdrängen, daß Eugen Stangen wohl eine Dame ist, fehlt es auch sonst nicht! Kurzum: wir wissen nicht, ob sich ein Mann oder ein Weib hinter dem Pseudonym birgt, aber das wissen wir, daß hier der Gipfelpunkt der Unnatur erreicht ist. Wir haben das Buch mit einer Empfindung aus der Hand ge- legt, die Einen gottlob nicht häufig anwandelt. K. B.

— Schlagschatten. Gedanken eines lachenden Denkers von Hans Roeder. Berlin, Concordia Deutsche Verlags-Anstalt. 1900. Ein kühnes, freies, geistvolles Buch, wie es von dem Verfasser der Novellen-Sammlung: „Frei Licht" und des bedeutsamen, viel befehdeten und noch mehr anerkannten Buches: „Erlöse dich selbst! Gedanken über Religion und Moral" wohl zu erwarten war. Es sind Aphorismen, die aus den verschiedensten Tonarten gehen; neben tiefen Gedanken und Empfindungen steht die derbe, echt volkstümliche Satire. Ebenso sind die Themen die verschiedensten, der Autor spricht über den Menschen, über Leben und Tod, Schule und Kirche, Sittliches und Unsittliches, Kunst, Wissenschaft und Litteratur u. s. w.; ein besonders hübscher und an stachligen Einfällen reicher Abschnitt ist der „Medizin, Juristerei und Theologie" und ihren Jüngern gewidmet. In ihrer Gesamtheit aber bieten diese einzelnen Gedanken das Bild einer völlig geschlossenen, höchst originellen Weltanschauung. Dies wird vielleicht schon aus den folgenden Proben ersichtlich sein, die wir auf gut Glück herausgreifen: „Wer als anständiger Mensch durchs Leben schreiten will, muß barfuß gehen. — Viele Menschen erschweren sich das Leben dadurch, daß sie es sich zu leicht machen. — Fußtritte verzeihen die Menschen eher als Wohlthaten. — Die Achillesferse der modernen Menschen ist ihr Portemonnaie. — In der Jugend sieht man das Leben durch ein Vergrößerungsglas, im Alter durch ein Verkleinerungsglas an. — Einen guten Kopf erkennt man zunächst daran, daß er bei seinen Mitmenschen Kopfschütteln erregt. — Gute Gedanken wollen auch gut essen und trinken. — Die tiefsten Gedanken sind die, die am flachsten aussehen. — Von allen Titeln ist Arbeiter der vornehmste. — Von niemandem werden die Arbeiter mehr ausgebeutet, als von ihresgleichen. — Gute Bücher werden mit Blut und Thränen, nicht mit Tinte geschrieben. — Die Güte der Gesetzbücher steht im umgekehrten Verhältnis zu ihrem Umfang. — Vor Ruhm und Rum soll man sich wohl hüten, denn beide sind giftig. — Wer das Spiegelbild der Menschheit sehen will, muß in einen Ocean von Thränen blicken. — Die feinste Blüte des Egoismus ist die Liebe. — Harte Hände betten dich am weichsten" u. s. w. u. s. w.

— Fremdlinge. Schauspiel in vier Aufzügen von Max Petzold. Leipzig, Philipp Reclam jun. Dem Stück ist eine gewisse Kraft der dramatischen Führung, auch ein — nicht allzu erhebliches — Talent der Charakteristik nicht abzusprechen, aber es arbeitet mit recht robusten Mitteln und der Konflikt leidet an einer unnatürlichen und darum unleidlichen Zuspitzung. Kein Sohn, auch wenn er Beamter ist, ist gesetzlich verpflichtet, seinen Vater ins Zuchthaus zu bringen, wenn dieser mit fremdem Gelde spekuliert hat, geschweige denn zu einer Zeit, wo noch gar nicht erwiesen ist, daß die Spekulation endgiltig mißglückt ist.

— Aus dem Sanatorium. Erzählung von Andrea Maria Birnbacher. Dresden, E. Piersons Verlag. — Sichtlich eine junge, noch ungeübte Erzählerin, aber sie stellt sich ihre Ziele nicht niedrig und strebt redlich nach psychologischer Vertiefung. Auch ist das Leben in einem Sanatorium für Nervenkranke im ganzen anschaulich und ohne Ueberhitzung geschildert. Alles in allem: man merkt sich den Namen und hofft für die Zukunft mehr.

— Berühmte Musiker. Erinnerungen von Ilka Horovitz-Barnay. Berlin Concordia Deutsche Verlags-Anstalt. 1900. Das ebenso liebenswürdige wie amüsante Buch schildert Franz Liszt, Anton Rubinstein, Johannes Brahms, Johann Strauß, Theodor Leschetitzky und andere berühmte Musiker in ihrer Häuslichkeit, ihrem persönlichen Wesen, ihrer Produktionsweise, wie in ihrem Verhältnis zur Musik überhaupt, und zwar durchweg aus eigner Anschauung; die Verfasserin, eine Schwester Ludwig Barnays, dem das Buch gewidmet ist, ist selbst eine begabte Pianistin und stand den oben genannten Musikern in Kunst und Leben nahe. Bei aller Pietät voll ernster Wahrheitsliebe, dabei mit scharfem Blick für das Charakteristische begabt, bietet die Verfasserin, einen so anspruchslosen Plauderton sie auch festhält, doch mehr als bloße pikante Plaudereien und Anekdoten, obwohl sie auch diese mit Recht nicht verschmäht, sondern das Büchlein bringt auch eine Fülle charakteristischer Züge; es stellt die Geschilderten wahrer und klarer vor uns hin, als manche anspruchsvolle Darstellung. Man lese nur, um mindestens auf Einzelnes zu verweisen, die gewiß ergötzliche, aber doch auch für den ganzen Menschen und Künstler bezeichnende Darstellung von Liszts Verhältnis zu seinen Schülern, oder wie sich Brahms im Familienkreise zu geben pflegte, oder von Rubinsteins nervöser Schaffenshast u. s. w. Alles in allem ein Buch, das gewiß keinen Leser langweilen, aber vielen daneben auch dauernde Anregung und wertvolle Orientierung bringen wird.

Neue Bücher.

Nachstehend verzeichnete Bücher sind der Redaktion zur Rezension zugekommen:

Hadwiger, Victor. Gedichte. Dresden und Leipzig E. Pierson. 1900.

Galli, Eug. Das Fräulein und Anderes. Köln 1900. J. G. Schmitzsche Buchhandlung.

Hoya, L. v. Junger Sang aus alten Tagen. Zweite vermehrte Auflage. Berlin 1900. Ernst Hofmann & Co.

Sawka, Michael. Die Künstler-Arche. Skizzen aus der Leipziger Bohème. Illustriert von Fritz Kleinhempel und Alb. Fiebiger. Linz 1900. Oesterreichische Verlagsanstalt.

Görbing, Hans. Weben und Streben. Gedichte. Halle a. S. 1900. C. A. Kaemmerer & Co.

Schäfer, Wilhelm. Wilhelm Shakespeare. Schauspiel aus der Renaissancezeit Englands in drei Aufzügen. Zürich 1900. Emil Cottis Wwe.

Redigiert unter Verantwortlichkeit des Herausgebers Karl Emil Franzos in Berlin. — Nachdruck auch im Einzelnen ist untersagt und wird strafgerichtlich verfolgt. — Verlag der Concordia Deutsche Verlags-Anstalt in Berlin. — Druck von W. & S. Loewenthal, Berlin C.

Aus fremden Zungen.

Otia Imperialia.

Von den Terrassen des Normannenschlosses
Sieht rings der schöne Schloßherr sich entfärben
— Ein grünes Lächeln zuckt im Westen auf —
Die Conca d'oro.

Denkt er des blonden Sueviens? Oder sieht er
Fern überm Meer die Türme von Nicäa?
Gesang von Vögeln schwirrt herab, die wandern
In hohen Lüften.

Ihr Vögel, fliegt, und ihr auch fliegt, ihr Träume!
Wie himmlisch ist das Sterben eines Tages
Im ersten Frühling, auf den ros'gen Höhen
Von Monreale!

Hier tönen weich die Lieder Occitaniens,
Vom Harfenton der Troubadours umklimpert:
Des Papstes Bannfluch dringt nicht ein in diese
Orangengärten.

Ein Volkslied aber zittert in den Schatten:
„Ein Paradies sind Deine schönen Augen,
Dein Mündchen haucht so süßen Duft, wie Cedern
Des Morgenlandes.“

Und Friedrich horcht, in Traum versunken, hin
Und sieht sie lauschen unterm Wall, die blonden
Deutschen Gefährten, die olivenfarb'nen
Ernsthaften Mauren.

Hoch, hoch schwingt mit den Tönen sich das Herz,
Fern, fern hin flieht's mit ihnen. O ihr Bilder,
Die ihr so zärtlich leuchtet! O du dunkle
Sehnsucht nach Frieden!

„Frieden ersehnt in dieser sanften Stunde
Die veilchenäugige Jungfrau dort am Rheine,
Frieden das Kind der Wüste in dem Schatten
Der Terebinthen.

„Ruft nicht nach Frieden auch dies Lied? Wie Stimmen
Von vielen Völkern, hier im ungeheuren
Schmelztiegel schon verschmolzen dieser Urne
Von grünen Fluren?

„O Mutterschoß der Völker, weites Thal,
Warum nur Knechte noch und Unterdrücker?
Sieh', schon für alle glüht empor im Westen
Der Stern der Liebe.

„Für alle Raum, für alle Brot auf Erden!
So mahnt sein Strahl. Ich seh' in ihm erglänzen
— Wenn, ach, nicht trüglich ist mein Sehergeist —
Fern einen Tag,

„Wo hieher zieh'n die Söhne aller Länder,
Fröhlich die letzte Weltzeit zu begehen.
Dies Eiland dann der Blumen und der Dichter
Wird zum Elysium.

„Was thut es, daß ich dann als Staub im Dome
Palermos werde ruh'n? Voran, voran!
Ich geh' dahin, ein Schatten unter Schatten,
Die Völker bleiben.

„Ihr Enkel, besser wohl als wir, ihr werdet
In diesen Fluren, wo jetzt Trauben bluten,
Unter dem allesschauenden Blick der Sonne
Euch dann umarmen.“

Aus dem Italienischen des **C. G. Boner** von **Paul Heyse.**

An * *

Voll Ruh und Anmut wandelst Du dahin,
So ohne Thrän' wie Lächeln, Freud' und Weh,
Gleichgiltig immer. — Gut bist Du und klug,
Doch rührt Dich nichts und nichts verlangst Du je.

Und schön bist Du! Doch diese Schönheit freut
Dich nicht und fremd ist Wunsch Dir und Begehr,
Tief ist Dein Blick, doch nicht gedankenvoll,
In seiner hellen Tiefe ist es leer.

So wandeln in Elysiums Gefild
In sanften Klängen Gluck'scher Melodie —
Anmut'ge Schatten, freud- und leidlos stets
Beschwingt dahin die Bahn . . . . Du bist wie sie.

Aus dem Russischen des **Iwan Turgeniew** von **Maria Salvi.**

Wenn die Finsternis über das Meer fällt.

Des Seehunds Gekläff vom grauen Strand
Hör' ich durchs Dämmer wie jammernd Gewimmer.
Ahndet er Sturm? — Sieh, der Wolken Brand
Blutet breit übern Himmelsrand.
Bald reckt das Dunkel die Hand,
Bald erstirbt in Schweigen der letzte Schimmer,
Bald schlägt die Nacht ihren Arm um Meer und Land.

Hörst Du das Meer aufstöhnen,
Stöhnen und seufzen wie Orgelgebraus, —
Horch in die wachsende Nacht hinaus,
Horch, wie zu übergewaltigen Tönen
Der Raum seine Harfe mit Sternstrahlensaiten bespinnt!
Ach, ein ins Dunkel verstoßenes Kind,
Bang' ich nach meines Glückes verfallenem Haus.

Doch in des Abends letzter
Flammender Glut überm steilen Meeresrund
Giebt mir inmitten gehetzter
Lichter, grau verendend im Klippengrund,
Wunderliche Gesichte ein der Nacht beschwörender Mund . . .

Sieh, wie sie liegen und starren,
Tief da drunten in Algen und schwankendem Schlingpflanzenblatt,
Alle die weißen Gerippe der riesigen Leichenstadt,
Alle die Opfer, mit denen das Meer Aeonen sein Leben geschürt —
Liegen, weiß auf des Grundes goldrotem Sand,
Träumen von Fahrten ins nie erlandete Morgenland,
Während die Knochen knarren,
Jedesmal, wenn ein Strom in der Tiefe sie rührt,

Aber über die Hände, die wehrlos schwachen,
Zauberten schimmernde Muscheln Perlmutterglast,
Öffnen und schließen das hohle Gehäus' ohne Ruh, ohne Rast.
Und dem Gewölbe der Brust hat sich die Fischbrut verschwistert,
Wimmelnder, zappelnder Schleim. — Das Meer aber flüstert,
Flüstert sein Wort von Leben, das jäh hier erblaßt.

Sieh, wie aus offener Kiefer leuchtenden Zähnen sie lachen,
Lachen aus Augenhöhlen, drin ewige Finsternis wohnt.
Oh, sie haben einmal auf andere Art gelacht,
Lächelnd in seligen Träumen auf schaukelndem Schiff gewacht,
Lächelnd auf ihrer Hoffnungen Rosenwolken gethront —
Wenn sie im Geist ihrer Heimat Mädchen sah'n,
Wie sie sanft und schwärmerisch über ihr Lager sich beugten,
Während ewige Sterne von ihrer Bahn
Durch die schlaff hängenden Segel hernieder äugten . . .
Nun ist der Traum vom Glücke geträumt und die Reise gethan.

Aber ihr Lachen steckt an, — daß es in mir mitlacht.
Ha, ihr Gerippe da drunten in eurem erstorbenen Glücke,
Ihr fromm Schlummernden da in Tod und Nacht —
Seht, ich werfe mein Haupt voll Trotz zurücke:
Lachen will ich wie Ihr; denn an der verbrannten Brücke
Meiner Jugend und meines Glückes halte ich Totenwacht.

Nun ist's verstummt, das kläffende, wimmernde Vieh,
Nun liegt alles in lautlosen Schweigens Leere,
Schwarz und schwer liegt die Finsternis nun überm Meere —
Aber die Nacht einer todestraurigen Seele ist tiefer als sie.

Aus dem Schwedischen des **Jakob Tegengren** von **Christian Morgenstern**.

Der Mohnland-Expreßzug.

Um sechs Uhr fährt der erste Zug
Nach dem Land, wo der Rotmohn steht,
Und Mütterchen ist der Maschinist,
Und der Passagier lacht und kräht.

Der Salonwaggon ist Mutters Arm,
Der Pfiff ein süßleiser Ton;
Der Passagier winkt und nickt und plinkt,
Und dann schläft im Zug er schon.

Um acht Uhr geht der nächste Zug
Nach dem fernen Mohnland hin;
Der Ruf erschallt aus Ohr alsbald:
„Sie sind All' im Schlafwagen drin."

Wie hoch ist's Fahrgeld zum Mohnland denn?
Zu teuer es nicht ist;
Ein Kuß so leis ist der ganze Preis,
Den empfängt nur der Maschinist.

So bitt' ich Ihn, der die Kinder nahm
Auf sein Knie in Güte sacht:
„Nimm täglich gut die Züge in Hut,
Die geh'n um sechs und acht.

Behüte die Passagiere zumal,
Da ein jeder mir teuer ist;
Und besonders bewacht, o Herr der Macht,
Sei der sanfte Maschinist!"

Aus dem Englischen des **Edgar W. Abbott** von **Max Kiesewetter**.



Das Tröstliche.

Erzählung von Georg Bormann.

(Fortsetzung.)

„Nicht nur Du wirst Dir etwas holen, sondern auch ich!“ brummte Heß, denn er begriff nicht, warum die Dame bei einbrechender Dunkelheit umkehrte. Aber trotz allen Ärgers kehrte auch er um und folgte ihr unbemerkt, was ihm jetzt nicht mehr schwer wurde. Da endlich — sie hatten den Garten schon wieder zu Dreivierteln durchmessen — verschwand die Dame, und Heß stand vor dem sogenannten „grünen Hause“, einem einstöckigen Gebäude inmitten des Parkes, in dem, so viel er wußte, Hofbedienstete und Gartenbeamte Wohnung hatten.

Als ihn am anderen Morgen die Klänge des Glockenspiels weckten, schienen ihm die vertrauten Stimmen noch freundlicher als sonst. Er erhob sich rasch, und als er die Fenster aufstieß, wehte ihm zum ersten Mal in diesem Jahre ein herbstlicher Hauch entgegen, der von der Havel und dem Lustgarten herüberwehte: in ihm aber war's wie Frühlingsahnung. Sein erster Gang war nach dem Neuen Garten und dem „grünen Hause“. Es war noch früh am Tage, und wenn auch die grünen Fensterladen allenthalben aufgethan waren, so lag doch das Haus in stiller Zurückgezogenheit wie immer, und kein Lebenszeichen war zu bemerken. Als der Ungeduldige ein zweites Mal vorüberstrich, kam ein alter Mann mit Gartengerät heraus. Es drängte Heß, eine Frage zu thun: aber ihm wollte in der Aufregung durchaus keine Form einfallen, die ihm unbefangen genug erschienen wäre. Er trieb sich noch den ganzen Vormittag in dem menschenleeren Parke umher, doch ohne auch nur eine Spur von der Unbekannten zu entdecken. Überdies mußte er lächeln, als er sich überlegte, daß er auch nicht den geringsten Vorwand zu einer Annäherung besäße, es sei denn, daß er sich nach ihrem Befinden erkundigte.

Nichtsdestoweniger verdarb dieser Mangel jedes Erfolges seine gute Laune nicht im mindesten. Es war etwas in der Erscheinung des jungen Mädchens gewesen, was, obgleich er ihr Gesicht kaum gesehen, ihn dauernd festhielt, beschäftigte, beglückte. Es war etwas in dem gestrigen Vorgang ihm entgegengetreten, was er so nur noch einmal in seinem Leben glaubte gesehen und erfahren zu haben; das war — das war — das Tröstliche ihrer Erscheinung. Er mußte sich gestehen, daß diese Bezeichnung, die ihm da unwillkürlich gekommen war, sprachlich nicht haltbar sei. Er wollte ja eigentlich nur das Gütige, Tröstende, Hülfsbereite zusammenfassen, das als ein wesentlicher Zug an ihr erschien; nun aber war er zu einem Ausdruck gelangt, der vielmehr den Wert, den ihre Persönlichkeit mit einem Male für ihn hatte, bezeichnete. Aber er blieb dabei.

Auch der Rest des Tages verging in vergeblichem Umherirren.

Am Nachmittage des folgenden Tages ging er nach der Meierei, jener Erholungsstätte der Potsdamer im Neuen Garten, die so reizend am Wasser gelegen ist. Da er die Tische vor dem Hause, die den unmittelbaren Blick auf die Havel und die gegenüberliegenden waldumsäumten Ufer gewähren, schon besetzt fand, so begnügte er sich mit einem Platz unter den Bäumen der höher gelegenen Terrasse, der ihm aber die bequeme Aussicht auf die unten Sitzenden gewährte.

Es war ein schöner Tag und die Gäste saßen dichtgedrängt. Er musterte Tisch für Tisch, ohne zu finden, was er suchte. Allmählich, obgleich ihm das Haus einen Teil der Plätze entzog, bemächtigte sich seiner eine tiefe Niedergeschlagenheit; er war heut mit der bestimmten Hoffnung hergekommen, das herrliche Wetter müsse auch sie aus dem benachbarten „grünen Hause“ hierher gelockt haben. Der Gedanke, daß die Gesuchte auch dort in einer Laube sitzen oder irgendwo spazieren gehen konnte, kam ihm gar nicht.

Verstimmt sah er in eine Zeitung. Als er wieder aufsah, bemerkte er zwei Damen, eine ältere und eine jüngere, die unten, dicht am Wasser, an der Balustrade standen und nach ein paar Segel-

booten hinüberfahen, die sich gerade der Meierei näherten. Sie mußten eben gekommen sein oder gehen wollen. In der jüngeren glaubte er an Figur und Haltung die zu erkennen, die er suchte.

Jetzt wandte sie sich um. Er konnte zum ersten Mal ihr Gesicht sehen und — wie eine große Enttäuschung kam es über ihn. Er sah in ein ernstes, blasses Antlitz. Aber so anziehend diese Züge waren, er fand darin nicht die, die seine Vorstellung ihm gegeben hatte. Er fand darin nicht die Züge seiner Jugendgespielin, ohne die er sich nun einmal „die tröstliche Erscheinung“ nicht denken konnte oder wollte.

Die Damen setzten sich wieder in Bewegung; er verdeckte sein Gesicht mit der Zeitung.

Da hörte er sich angeredet. Und bei den ersten Lauten dieser Stimme entfiel ihm das Blatt, und wenn er nicht die Notwendigkeit empfunden hätte, aufzustehen und mit Gewalt den letzten Rest seiner Kraft zusammengerafft hätte, so wäre er gelähmt sitzen geblieben.

Jetzt sah er in das schöne Gesicht der Unbekannten, das sich ihm mit freundlichem Lächeln zukehrte, und vernahm eine Stimme, die ihm so alles Blut zum Herzen trieb, daß er noch bleicher wurde als die, die mit ihm sprach.

Sie dankte ihm mit graziöser Unbefangenheit und mit einem süddeutsch gefärbten Anklang in der Sprache für seinen neulichen Beistand, indem sie ihm die Hand hinstreckte. Er aber hatte nur einen Gedanken, einen Entschluß: Diese Hand so lange festzuhalten, bis er eine Frage gethan, die Frage, ob sie nicht einst vor langen Jahren hier in Potsdam mit ihrer Mutter in einem Hause am Kanal gewohnt und einen Spielgefährten Namens Rudolf Heß gehabt.

Ob er diese Frage gethan, wie er Worte für sie gefunden, und ob er sie zu Ende gebracht, darauf konnte er sich mit aller Mühe nachher nicht mehr besinnen, denn Himmel und Erde hatten sich um ihn gedreht. Er mußte aber trotz all seiner Fassungslosigkeit verstanden worden sein, denn obwohl er nichts von sich selbst wußte, folgende Vorgänge hatten sich unverlierbar seinem Gedächtnisse eingeprägt und wurden immer wieder von ihm hin- und herbewegt.

In den tiefen Augen des jungen Mädchens hatte es bei seinen Worten wie freudiges Erkennen aufgeleuchtet, er hatte den unterdrückten Schrei „Rudi“ vernommen, und mit einem erstaunten, fast ungläubigen Lächeln hatte sie wohl den Mann da vor sich mit dem Bilde ihrer Erinnerung verglichen.

Aber aus ihrem hübschen festen Gefüge war die schlanke Gestalt nicht gekommen. Im Gegenteil! Ihre Wangen hatten sich mit einem natürlichen Rot gefärbt, sie hatte ihre abseits stehende Begleiterin herbeigerufen und „Rudi“ mit einigen erklärenden Worten vorgestellt, so daß die alte Dame auch freundlich gelächelt und genickt hatte, als hätte sie schon etwas von „Rudi“ gehört. Und dann hatte er noch folgende Worte vernommen, die er sich immer von neuem wiederholte, und die ihm die Pforte zu künftigem Glücke zu erschließen schienen.

Es wäre natürlich, hatte Claire gesagt, — mit diesem Namen nannte er sie fortan unbedenklich in seiner Erinnerung — daß man nach einem Wiedersehen nach so langer Zeit einen alten Bekannten gleich festhielte, aber das Leben stelle nun einmal seine unerbittlichen Anforderungen. Heute erwarteten sie noch unaufschiebbare häusliche Obliegenheiten, aber morgen, morgen nachmittag müsse er kommen; dann wollten sie der alten Zeiten gedenken und austauschen, was in der Zwischenzeit das Leben einem jeden gebracht.

Bei diesen letzten Worten war es wie Schatten über ihr Gesicht geflogen. Sie hatte dem Jugendgenossen noch einmal die Hand gedrückt und ihn mit herzlicher Freundlichkeit angesehen. Dann hatten die beiden Damen den Weg zum „grünen Hause“ eingeschlagen, wohin sie während der Sommermonate aus der Stadtwohnung übergesiedelt waren, und er hatte ihnen noch ganz betäubt nachgesehen, bis der letzte Schimmer von Claire's Gewand zwischen den Bäumen verschwunden war.

Das alles umgab ihn am anderen Morgen beim Erwachen wie ein wundervoller, nur allmählich in die Wirklichkeit übergehender Traum. Als er nachher voll innerer Bewegung und Erwartung, was ihm der neue Tag nun bringen werde, in seinem Zimmer auf und ab schritt und das Glockenspiel einsetzte, begleiteten alle Stimmen seines Herzens mit stürmendem Jubel die feierlichen Klänge. Doch mit dem letzten Ton blieb er stehen. Indem er jede Einzelheit der gestrigen Bewegung noch einmal an sich vorüberziehen ließ, ernüchterte ihn eine bestimmte Vorstellung in seinem Freudenrausch. Er erinnerte sich deutlich seiner Hülflosigkeit bei der gestrigen überraschenden Begegnung, aber auch zu gleicher Zeit des zwar herzlichen, aber durchaus gehaltenen Wesens Claire's, das sich, nach seiner Meinung, nicht viel unterschieden hatte von der Art und Weise, wie man einen gern gesehenen Bekannten begrüßt, den man zufälligerweise vier Wochen nicht gesehen hat.

Sollte er noch nicht so nah seinem Ziele sein,

wie er geglaubt hatte? Schlug ihm der Jugendfreundin Herz nicht so heiß entgegen wie ihr das seinige? Was berechtigte ihn auch zu der Annahme! Was hatte sich alles in der langen Zeit begeben können! Wer sagte ihm, daß ihr Herz und ihre Hand noch frei waren?

Gleich darauf verwarf er solche Bedenken. Wie hätte sie auch anders sein sollen an diesem Ort, in Gegenwart ihrer Begleiterin? Was verlangte er auch! Genug, daß er sie gefunden hatte, daß er heut ihr begegnen durfte. Im übrigen wollte er seiner Liebe und dem geheimnisvollen Zuge weiter vertrauen, die ihn hierher geführt hatten. Wie Sonnenschein fiel es ja nun auf seinen ganzen Lebensweg. Alles Herbe löste sich auf; alles Schwere schien nur dazu bestimmt gewesen zu sein, ihn zu diesem Ziele zu führen.

Als er zur bestimmten Stunde im „grünen Hause“ erschien, setzte man sich zum Kaffee in eine an der Giebelseite befindliche Laube, und er wurde veranlaßt, von seinem Lebensgange, von seinen Angehörigen, von seinen gegenwärtigen Verhältnissen zu sprechen. So sehr er sich bemühte, von dem allen nur die allgemeinsten Umrisse zu geben, trat doch ungewollt die immer größer werdende Vereinsamung seines Lebens, die Klage um den Verlust einer glücklicheren Zeit zu Tage. Er sah die Augen der alten Dame mit so mütterlicher Teilnahme auf sich gerichtet, daß er sich sagen mußte, er war hier nicht ein Vergessener gewesen. Und als sie sich in das Haus zurückzog und er mit der Jugendfreundin allein blieb, umhegt von Grün, wie verborgen vor der Welt, da mußte er sich immer daran erinnern, daß dies alles Wirklichkeit und nicht ein rasch verschwindender Traum sei.

„Aber nun sprechen Sie, liebes Fräulein,“ brach Heß ab, als sie allein waren, „und lassen Sie mich Erfreulicheres hören als ich berichten konnte.“

„Erfreulicheres?“ antwortete das junge Mädchen. „Erfreuliches werden Sie von mir noch weniger zu hören bekommen,“ und wieder fiel Heß, wie bei der ersten Begegnung, die Veränderung in den edelgeschnittenen Zügen auf, da sie der Vergangenheit gedachte. Sie sah mit diesem düstern Ausdruck, wie ihre Gedanken ordnend, vor sich nieder, dann erhob sie das dunkle Auge gespannt und forschend zu ihm, daß der junge Mann den Schlag seines Herzens fühlte. Denn dieser Blick sprach: „Bist Du noch heute mein Freund, und willst Du hören mit so teilnehmendem Ernst, wie ich ihn brauche, so will ich reden.“

Unwillkürlich reichte er auf diese stumme Frage seine Hand hin, die auch das junge Mädchen mit den Worten annahm: „Auch Sie hat das Leben nicht leicht geführt; so werden Sie mich verstehen wollen!

Mein Vater, eine stille Gelehrtennatur nach der Beschreibung meiner Mutter, war Gymnasiallehrer in Straßburg. Noch seiner definitiven Berufung harrend, wurde er meiner Mutter und mir entrissen. Mein Vater war aus einer alten, in Frankreich seit Geschlechtern begüterten Weinbauer-Familie, und schon sein Großvater hatte es zu einem ansehnlichen Wohlstande und später auch städtischem Grundbesitz im Elsaß gebracht, weil er von hier aus sein Produkt noch besser zu verwerten gedachte. Meine Mutter war arm. Sie wäre aber mit ihrem Kinde in dem Hause meines Großvaters sehr willkommen gewesen, da dort kein weibliches Haupt mehr dem großen Hauswesen vorstand. Eins aber hinderte sie dort einzutreten. Sie war vor ihrer Verheiratung von den stürmischen Anträgen des jüngeren Bruders ihres Mannes bedrängt worden, wo ihr Herz schon längst entschieden hatte. Das machte es ihr, bei ihrer jetzigen inneren Verfassung, unmöglich, den dringenden Aufforderungen ihres Schwiegervaters zu folgen, und führte eine Zeit lang eine gewisse Entfremdung zwischen ihr und der Familie ihres Mannes herbei. Denn der alte Herr, an Energie und Umsicht meinem Urgroßvater gleich, hatte es gut gemeint und verstand die tieferen Beweggründe der Ablehnung nicht. So mußte meine Mutter mit Zuhülfenahme des kleinen Kapitals, das mein Vater ihr hinterlassen hatte, auf eigenen Füßen zu stehen suchen, denn andere Mittel besaß sie wegen des frühen Hinscheidens meines Vaters nicht. Da folgte sie denn gern dem Rate einer älteren, auch verwitweten Freundin — derselben, die mich jetzt aufgenommen —, nach Potsdam, ihrem Wohnort, überzusiedeln, da sich hier wohl Gelegenheit böte, durch Unterricht im Französischen seinen Unterhalt zu finden.

Meine Mutter ging sofort auf diesen Gedanken ein und bereute durch viele Jahre hindurch ihren Entschluß nicht, bis mit einem Male durch Versetzung einiger einflußreicher Offiziersfamilien, die besonders für ihre Einführung gesorgt, ihre verhältnismäßig günstige Lage sich wieder verschlimmerte. Es war in der Zeit, da wir in das Haus „am Kanal“ übergesiedelt waren. Es wurde auch nur vorübergehend besser; immer wieder mußte die Mutter ihr kleines Kapital angreifen und sah täglich mehr mit ernstlicher Sorge in die Zukunft.

Da traf ein Brief aus der französischen Heimat

ein, der sie ein paar Tage in die widerstreitendsten Gefühle warf, bis sie am dritten Tage ihren Entschluß faßte.

Mein Großvater war schwer erkrankt. Mehr denn je fühlte er den Verlust seiner Frau, den Mangel jeder verwandtschaftlichen Leitung seines großen Hauswesens. Er wandte sich noch einmal mit herzlichen überzeugenden Worten an meine Mutter, die sie zwar auch diesmal zuerst erschreckten, dann aber durch die Umstände eine ernstliche Erwägung erfuhren. Sie konnte nicht leugnen, daß es immer zweifelhafter wurde, ob sie dem Lebenskampfe auf die Dauer gewachsen sein würde, denn auch ihre Gesundheit war ins Wanken gekommen. Auf der anderen Seite bot sich ihr eine ihr zusagende Wirksamkeit in dem nahe verwandten Hause; was sie zuerst zurückgehalten, trat jetzt, nach Jahren, in den Hintergrund. Sie durfte nicht mehr Nein sagen. Hier ging sie der Not entgegen, dort erwartete sie bei willkommenen Pflichten eine sorgenfreie Zukunft für sie und ihr Kind. Ihr Kind — das hat zuletzt den Ausschlag gegeben; aber das erfuhr ich erst später.

So siedelten wir nach dem Elsaß über, und für mich begann in der That eine Zeit fast ungetrübten Glückes. Ich wußte die Fülle neuer Eindrücke kaum zu bewältigen. Ich war auf einmal aus der Enge in das Weite, aus der Dürftigkeit in den Überfluß gerückt. Haus, Hof und Garten erfüllte ich mit meinen Spielen und mit meiner Lebhaftigkeit. Dabei schien ich niemand im Wege, weder dem Großvater, noch dem Onkel, weder Knecht, noch Magd. Jeder rief mich an und hieß mich willkommen, wo ich auch auftauchte, und half mir bereitwillig bei all meinen kindlichen Anliegen. Der Gegensatz war nach allen Richtungen für mich fühlbar. Sonst war zum Geburtstage und zu Weihnachten Puppe und Puppenstube notdürftig wieder hergerichtet worden; jetzt regnete es von allen Seiten Geschenke, daß ich mich die ersten Tage in der Fülle kaum zurecht finden konnte. Der Überfluß hätte auch seine schlimmen Seiten für mich haben können, wenn ich darnach geartet und nicht der Großvater auch nach anderer Seite für mich soviel gewesen wäre.

Er erholte sich nach seiner Krankheit noch einmal zu alter Rüstigkeit und Stattlichkeit, denn er war erst ein Sechziger, und wurde meine liebste Zuflucht, mein Spielgefährte, Berater und Freund. Er arbeitete mit mir, er beteiligte sich an meinen Spielen und war ein Helfer in allen Nöten; die nachhaltigste Einwirkung auf mich hatte aber der lebendige Mann als Erzähler.

Ich war in dem bildsamsten Alter, Verstand, Gemüt und Phantasie kamen seinen Bemühungen entgegen. Denn er bot mir nicht leere Erfindungen (auf Kosten einer Überwucherung meiner Phantasie), sondern es war ihm darum zu thun, mein ganzes seelisches und geistiges Leben zu wecken und zu entfalten.

Nie hatte sich mir jemand — nicht einmal meine Mutter — so ganz widmen können wie jetzt der Großvater. Was Wunder, daß ich ihm aufs innigste anhing, zumal seine ganze Persönlichkeit, selbst auf jeden Unbefangenen, einen Zauber ausüben mußte. Zwei Eigenschaften waren in seinem Wesen charakteristisch vereinigt und gaben auch seinem Äußern den Ausdruck: ruhige, beherrschende Sicherheit in allem, was er that und sagte und daneben eine innere Glut des Empfindens, die schon leuchtend aus seinem Auge sprach.

Er war ein Bewunderer des ersten Napoleon. Seine Jugend hatte des großen Korsen Aufgang, unbegrenzte Machtentfaltung und Sturz gesehen. Wenn er von ihm erzählte, sprach er immer nur in der Teilnahme des Augenzeugen an einem Weltschauspiel, und Napoleon I. war ihm der heroisch untergehende Held des erschütternden Dramas."

Während die Erzählerin noch fortfuhr zu schildern, mit wie glühenden Farben der alte Herr die ruhmreiche Zeit des ersten Kaiserreiches vor ihre junge Seele zu stellen wußte, bemerkte sie nicht, welch' eine Veränderung mit ihrem Zuhörer vor sich gegangen war. Während er vorher an den schönen, ausdrucksvollen Zügen der Sprechenden gehangen und ihr jedes Wort vom Munde genommen hatte, starrte er jetzt ins Leere, wie auf eine grauenhafte Vision, die ihm den Atem bedrückte, und die ihn doch nicht aus ihrem Banne ließ. Er sah auch etwas, alles in ihm zog sich in schmerzhaftem Krampf zusammen, daß er an sich hielt, um nicht alles zu erkennen.

Er sah, wie sich ein dunkler Arm zwischen ihn und die schob, die sein Herz je und je leidenschaftlich umschlossen gehalten. Und der Arm griff nach dem Becher, den er eben erst an die Lippen gesetzt, um nach langer Zeit einsamer, mühseliger Wanderung sich Erquickung zu trinken, riß ihm denselben vom Munde und schleuderte ihn zu Boden. Er aber wagte nicht in das Antlitz dieser furchtbaren Macht zu blicken, die den dunklen Arm gegen ihn erhob: er fühlte, ihr Auge würde ihn erstarren machen wie das Auge der Medusa, und die Hand würde auch nach seinem Herzen greifen, um es mit tödlicher Kälte zu füllen.

War diese Macht das Unabwendbare, das Schicksal? — —

Wie ein Ertrinkender sich an den letzten Halt klammert, der ihn noch tragen kann, so klammerte sich Heß an die, die er gesucht, gefunden — und die, wenn er sie jetzt lassen mußte, ihn versinken ließ in gähnende Leere. Und indem er so angstvoll an ihren Zügen haftete, nahmen dieselben einen freieren Ausdruck an, und sie spann den Faden ihrer Erzählung folgendermaßen weiter:

„Auf unseren weiten Fluren und Böden standen uralte Schränke, Kommoden und Truhen mit kunstvollem Schnitzwerk und Zierat und über denselben hingen Bildnisse von ernsthaften Männern und Frauen in vergangenen Trachten. Hierher zog ich oft den Großvater, der mir bereitwillig folgte, und Schränke, Truhen und Bilder erhielten durch seine Miteilungen geheimnisvolles Leben. Zuweilen hob er auch aus einem Kasten allerlei fremdartigen Kleinkram und breitete ihn vor mir aus oder nahm aus verborgenem Fach vergilbte Blätter und Briefe mit hinunter, um mir in der heimlichen Laube des Gartens daraus vorzulesen. Dann gesellten sich in dem gegenwärtigen Lichte des Tages die Gestalten der Urväter und -Mütter zu uns, und ich sah später mit scheuer Ehrfurcht zu ihren Bildnissen wie zu einer Art Ahnengallerie empor, denn nach und nach kannte ich jeden einzelnen und war mit seinem Geschick und mit seiner Bedeutung in der Familie vertraut. Unmerklich lernte ich den Zusammenhang der Geschlechter ehren, ich erkannte die Beziehung von Schuld und Leid in den Familien, aber auch wie gering unsere Kraft ist, und daß nicht immer auf heftigem Bemühen der Segen ruht."

„War der Großvater evangelisch wie Ihre Mutter?" warf Heß ein.

„Die ganze Familie war es, so lange wir zurückdenken können; auch der Großvater, obgleich er aus dem Thale der Garonne stammte. Damit mochte es zusammenhängen, daß namentlich frühere Geschlechter veranlaßt waren, ihren Aufenthalt jenseit des Rheins und in den Niederlanden zu nehmen; immer aber zog sie die Liebe zu der heimatlichen Erde nach Frankreich zurück.

An einem Herbstabend nun," fuhr Claire fort, „saßen der Großvater, die Mutter und ich in unserem traulichen Wohnzimmer. Ich saß, wie ich es so gern that, wenn mir ganz heimlich sein sollte, zwischen beiden mit einem Buche beschäftigt. Draußen pfiff der Sturm durch die Straßen, und der Regen prasselte stoßweise an die Fenster; nie war ich mir so geborgen wie heute vorgekommen. Großvater und Mutter sprachen leise miteinander, ohne daß ich, mit meiner Schularbeit beschäftigt, sonderlich darauf achtete, zumal ich das, was zufällig zu meinem Ohre drang, nicht verstand. Nachdem der Großvater wieder eine Weile ernst auf die Mutter eingeredet hatte, trat eine Pause ein, und die Mutter saß da, den Kopf in die Hand gestützt, nachdenklich, sorgenvoll. Der Großvater sah zu ihr hinüber.

‚Thu's doch, Cécile,' sprach er milde und überredend, ‚thu's doch, bietet sich denn nicht alles von selbst dar?'

Die Mutter blieb schweigend.

‚Sieh,' fuhr der Großvater bekümmert fort, ‚hätt' ich gewußt, daß Du's so schwer nimmst, hätte ich vielleicht noch geschwiegen, denn ich fürchte, kannst Du Dich nicht entschließen, daß Du auf den Gedanken kommen könntest, Du müßtest uns wieder verlassen. Thu' wenigstens das nicht! Betrachte, wenn Du nicht Ja sagen kannst, meine Rede und meines Sohnes Wünsche als unausgesprochen und nicht vorhanden.'

‚Gewiß, ich müßte gehen!' sagte meine Mutter laut und entschlossen.

Als ich diese Worte hörte, sah ich den Großvater fragend an und drängte mich furchtsam an ihn; er aber legte seinen Arm um mich und sah vorwurfsvoll auf die Mutter.

Da erhob sich dieselbe mit raschem Entschlusse und sprach zu mir gewandt mit zitternder Stimme: ‚Claire, willst Du, daß wir hier bleiben?'

Ich begriff dies alles nicht, wohl aber, daß meine Mutter eine ernste, entscheidende Frage an mich richtete. Eine große Bangigkeit überfiel mich. Ich klammerte mich an den Großvater und begann heftig zu weinen.

Da fühlte ich die Hand meiner Mutter auf meinem Haupte, und mit fester Stimme sprach sie die Worte: ‚Vater, ich bleibe. Teile Henri meinen Entschluß mit!'

Der Großvater drückte mich an sich. Als ich meine Thränen getrocknet hatte, war ich mit ihm allein im Zimmer.

Zu der Zeit waren wir im vierten Jahre in der neuen Heimat. Bald darauf fand, nur unter Zuziehung der nächsten Angehörigen, die Eheschließung zwischen meiner Mutter und meinem Onkel Henri, dem um einige Jahre jüngeren Bruder meines verstorbenen Vaters, statt. (Fortsetzung folgt.)

Indutiomar.

Im Wald der Ardennen wird's heimlich wach;
Bedeutungsvoll lispelts aus Bronnen und Bach
Und sirrt es und surrt es durch Ried und Rohr.
Die Gründe hinunter, die Höhen empor
Durchraschelts das Laub wie hastender Fuß,
Durchblinkt es den Busch wie metallener Gruß,
Die Thäler hinab und die Hügel hinauf
Da streben einzeln, da streben zu Hauf
Erzklirrende Männer durch's Dunkel fort,
Und Handschlag schallt und es hallt das Wort:
„Die Bärin schleicht, es kreist der Aar!
Was gilt der Spruch? — Indutiomar!"

Von Speereisen starrt der heilige Hain;
Das Opfer verblutet am blutigen Stein,
Und von dem Altar im dämmernden Licht
Auftaucht ein bleiches, ein hehres Gesicht,
Und unter das Volk ein Manneswort fährt,
Wie die Flamme versengend und scharf wie ein Schwert:
„Von Fremden verraten, vom Sohne verklagt,
Von römischen Hunden umkläfft und gejagt,
Zum Heucheln verdammt durch der Liebe Gebot,
Nicht länger trag ich die schmähliche Not;
Drum rief ich Euch her, und, vieltreue Schar,
Dir dankt, Dir dankt Indutiomar.

„Was schleichen wir scheu bei Nebel und Nacht,
Da wir doch die Herren und unser die Macht?
Was beten wir scheu mit bewaffneter Hand,
Da gültig die Gottheit und unser das Land?
Was flüstern wir scheu gleich sklavischem Schuft,
Da frei doch wir alle und unser die Luft?
Die Luft und das Wasser, der Wald und die Flur
Mit Hecht und mit Habicht, mit Bär und mit Ur,
Mit Hufe und Huf, mit Rübe und Rind,
Mit Knecht und mit Magd, mit Weib und mit Kind;
All unser? — Jawohl! — Gewesen, fürwahr!
Drum rief Euch, drum rief Euch Indutiomar.

„So recht uns zum Trotz in unserm Nest
Schwarzhaarige Gäuche setzten sich fest.
Sie kamen von Süden, ein stachlichter Schwarm,
Mit kurzen Schwertern und kürzerem Arm.
Der Kahlkopf, der Cäsar, der grausame Mann,
Er führte sie rasselnd im Taktschritt heran;
Und wo er die Adler pflanzte zur Schlacht,
Da ward die Freude zu Grabe gebracht,
Und wo er den Schild hochhob zum Gefecht,
Da wurde der Feigling zum Schalksnarrn und Knecht —
Durch unsre Schuld! — Vor diesem Altar
Den Ewigen klagt es Indutiomar.

„Weit stärker als all der Kohorten Kraft
Hat eigene Schwäche uns hingerafft,
Vom Stamme zu Stamme der leidige Zwist
Hat Heere geworben feindlicher List
Und schwerer als Siegessturmmarsch trat
In den Boden uns Neid und feiler Verrat.
Die römische Rüstung, das römische Gold
Sie lockten gar viele, ein gleißender Sold,
Und wie die Scheelsucht, zur ewigen Schmach,
Am heiligen Haupte die Treue brach,
Viel mehr als an allen ward's offenbar
An mir, an mir Indutiomar.

„So wär' es um uns für immer gescheh'n.
Wir Treverer müßten im Joche geh'n!
Wir müßten den Fremden uns neigen zum Gruß
Und hündisch dem Cäsar küssen den Fuß!
Ihr Männer, das thue, wer's tragen kann —
Ich seh' es lebendigen Leibes nicht an.
Und Ihr, die ich zu Freunden mir schuf,
Die treulich gefolgt sind dem werbenden Ruf,
Ihr klebt wohl, gemütlich schnarchend, zu Haus
Und liefert dem Feinde den Feldherrn aus?" —
Da hob sich ein Brausen: „Durch Not und Gefahr
Mit Dir, mit Dir, Indutiomar!"

„So hört denn, so hört denn! Die Stunde ist da,
Der sonnige Tag der Freiheit ist nah!
Durch Belgien wob ich mit heimlicher Hand
Von Stamm zu Stamm ein stählernes Band:
Ein Wort — und mit des Sturmwind's Getos
Das Schlachtroß der Eburonen schlägt los.
Ein Sieg — und es steht zum heiligen Streit
Ein Volk von der Maas bis zum Meere bereit.
Und wenn so der Mannesstolz Ketten bricht,
Wir Treverer gaffen und rühren uns nicht!"
Da hob sich ein Brausen: „Unwandelbar
Mit Dir, mit Dir, Indutiomar!"

Und siehe! ins Dämmer der Eichen herein
Fließt goldigflammender Morgenschein:
Die Speereisen blitzen: ein Lichterglanz
Umkränzt des Helden Stirne mit Glanz.
Der springt auf den Stein und schwingt seinen Stahl
Entgegen dem hellenden, quellenden Strahl:
„Ich grüße Dich, Sonne, Allsiegerin!
O führ' uns Freie zum Siege hin!" —
Da hob sich ein Brausen — es schüttert der Forst,
Erschreckt entrauscht der Geier dem Horst:
„Zur Sonne, zum Siege, Du fürstlicher Aar,
O führ' uns zur Freiheit, Indutiomar!" —

Im Wald der Ardennen wie Frühling wird's wach:
Es bricht durch die Bäume Geklirr und Gekrach;
Die Thäler hinunter, die Höhen hinauf
Fort stürmt es im waffenwuchtigen Lauf
Und aus der Wälder hochdämmerndem Chor
Da sprengt es mit Roß und mit Wagen hervor.
Blondmähnige Hünen mit Speer und mit Schild
Wie schreiten sie furchtbar, wie blicken sie wild!
Sie senken die Arme, sie strecken die Faust:
„Das Eis ist geborsten, der Märzsturm braust;
Nun wahre Dich, Römer, wir zahlen Dir's bar!
Hurra, hurra, Indutiomar!"

Die römischen Krieger vernehmen den Schrei,
Manch grauer Centurio erbleicht dabei;
Auch Cäsar vernimmt ihn; erst tobt er und schnaubt
Und streicht in Erregung sein lichtlockig Haupt,

Dann streicht er die Wangen so dünn und glatt,
Sitzt, sinnt, schreibt, schreibt und lächelt gar matt.
„Die Treverer", schreibt er, „empfangt mir sie gut;
Und keine Schonung, nur Blut, nur Blut!
Doch fällt mir zuerst mit tödlicher Wehr
Den Einen, der mehr mir gilt als ein Heer.
Ihr alle, Tribun und Legionar,
Fällt nur den einen Indutiomar!"

Die Weisung gallt. Durch Staub und Gestampf
Entstürmten die schweren Geschwader zum Kampf.
Die Gallier wehrten mit Speer und mit Beil
Zurückzutreiben den römischen Keil;
Ihr Feldherr wütete, trotzig und bleich,
Mit klingender Axt, dem Schlachtgotte gleich.
Doch Schwärme von Feinden umrückten ihn,
Doch Schauer von Schwertern umzückten ihn;

Da sank ihm der Helm, da wankte der Held,
Da schwankte vom Sattel auf's blutige Feld,
Der seinem Volk wie ein Heiland war,
Der Treverer größter, Indutiomar!

— Im Wald der Ardennen das Elend ist wach;
Wie Kindlein wimmerts aus Bronnen und Bach,
Und traurig tönt aus Ried und Rohr
Geknechteter Weiber Klagechor,
Und schaurig hallt die Mosel entlang
Verstümmelter Männer Wehgesang.
Das Land durchgeistert, ein irrender Stern,
Ein führerlos Roß, das schreit nach dem Herrn;
Auf einsamem Hügel, vor Leid fast versteint,
Sitzt kauernd die greise Drude und weint,
Und hilflos fleht's von der Sauer zur Saar:
„Indutiomar! Indutiomar!"

Nicolaus Welter.

Vagantenlied.

Du schönes Goldschmiedstöchterlein,
Was gilt Dir wohl dies Ringelein? —
„Ei nun, zwei Gülden Gold,
Wenn Ihr es nehmen wollt."

Du schönes Goldschmiedstöchterlein,
Was gilt Dir wohl dies Kettelein? —
„Ei nun, drei Gülden Gold,
Wenn Ihr es nehmen wollt."

Nicht dies, nicht das, Feinsmägdelein.
Doch was gilt wohl ein Küßchen Dein?
Ich kauft' es wohl! — Mit Gunst! —
„Ei nun — das ist umsunst!"

Alexander Pache.

Abend.

Den Kelch voll Müh' und Plage, den dieser Tag mir bringt,
Ich leer' ihn ohne Klage, denn wenn die Sonne sinkt,
Dann kommen stille Stunden, goldwolken-überhaucht
Gleich wie aus Blut und Wunden die Märtyrkrone taucht.
Am Herd, im trauten Heime, das tiefes Glück durchzieht,
Entspringen meine Reime und reihen sich zum Lied,
Zum Liede, das die Felder Elysiums, die Bucht
Und die Cypressenwälder des Lands der Seligen sucht,
Ein laubumkränzter Nachen, darin Guitarrenklang
Und schöner Frauen Lachen ertönt und Liebesfang....
Von Weib und Kindeswiege erklimmt zu jenen Höhn
Mein Lied die goldne Stiege, wo großer Genien
Gedanken ihre ferne Lichthimmelsstraße gehn,
Daran die ewigen Sterne als Meilenzeiger stehn.

Rudolf Knussert.

Briefe.

Briefe, viele Briefe
Dicht' ich in die Nacht —
An die ernste, tiefe
Flüsternde Maiennacht.

Doch am andern Morgen
Und in goldner Ruh —
Schreib' ich nur, verborgen:
— „Du, o Du."

Paul Wertheimer.

Ich weiß einen Garten still und tief ....

Ich weiß einen Garten still und tief,
Da blüht Weißdorn, da duften Syringen,
Die Nachtigall schlug, die Drossel rief,
Und regte die jungen Schwingen.

Durch den Garten wandelt' ich oft im Traum,
Über Kieswege, beschattet von Buchen,
Des steinigen Weges acht' ich kaum —
Denn ich muß ja suchen — suchen ...

Denn in dem Garten so still und tief
Träumt meine Jugend, da schlummert mein Glück —
Wie oft ich auch suchte — wie oft ich auch rief,
Bringt niemand doch mir sie zurück!

Alexandrine Schnabl.

Der treue Howora.

Es hielt ein großes Jagen der Herzog Jaromir,
Mit Hussarufen und Trara sprengt er durchs Waldrevier.
Es zählet sein Gefolge manch wackern Degen gut,
Manch hohen Gast mit Kette und stolzem Federhut.

Doch ihm zur linken Seite, da ritt der Howora,
Das war sein Jägermeister, der stets dem Herzog nah;
Schon manche tolle Birsche an diesem Platz er ritt
Und manche blut'ge Fehde, in der man tapfer stritt.

Es kam ein Hirsch gesprungen, ein selten schönes Tier,
Schnell folgte seiner Fährte der Herzog Jaromir,
Durch Wälder und durch Triften, bis man ihn nicht mehr sah,
Und wieder dem Herzog zur Linken der treue Howora.

Daß ihm der Hirsch entgangen, verdroß den hohen Herrn,
Leer zum Gefolge kehren mocht Jaromir nicht gern,
Drum gings, auf Beute hoffend, auf eignem Wege vor,
Obwohl man von den andern jedwede Spur verlor.

Doch sieh da! plötzlich sprengten von seither aus dem Tann
Ein Dutzend Reitersleute an Jaromir heran —
Sie reißen ihn vom Pferde, eh' er sichs drob versah
Und ebenso zur Linken den treuen Howora.

Das war'n die Verschworner, die einstens er bekriegt,
Die nimmer ihm verziehen, daß damals er gesiegt;
Sie hatten sich verschworen, zu töten ihn im Wald,
Und hielten sich verborgen im tück'schen Hinterhalt.

Kein Sträuben half, kein Wehren bei dieser Ueberzahl,
Der Herzog war gefangen, gefangen zum ersten Mal —
Und auch gewiß zum letzten — denn sieh, schon bindet man
Mit Howora, den treuen, an einen Baum ihn an.

Wie Kinder ihre Scheibe im frohgemuten Spiel,
So will man eben nehmen die Beiden sich zum Ziel,
Schon sind gespannt die Bogen, die letzte Stund' ist da —
Da bittet eine Gnade sich aus der Howora.

„Da ihr euch Ritter nennet, so übt auch Ritterpflicht
Und wehrt dem Todverfallnen die letzte Gnade nicht!
Laßt drei Mal mich noch blasen ein Stücklein auf dem Horn,
Dann nehmt seinen Herzog und Howora aufs Korn.

Ich hab' das Horn geblasen, wie ich noch Knabe war,
Ich blies es fort bis heute, drob wurde grau mein Haar,
Es jubelte und klagte, war meiner Seele Lied —
O reicht es mir noch einmal, eh mich der Atem flieht!“ —

Da sah'n die Verschworner im Kreis sich fragend an
Und nickten stumm Gewährung dem alten Jägersmann.
Sie lösten ihm die Fessel, die an den Baum ihn band
Und gaben ihm das Jagdhorn noch einmal in die Hand.

„Horch auf, mein Herzog! lausche heut' meinem letzten Ton,
Du hörtest oft mich blasen und gabst mir reichen Lohn;
Heut' ist's ein eigen Liedlein, ein banger Abschiedsgruß —
Wie heut' ich blase, bläst man, nur wenn man sterben muß!“

Er sprachs und führte kosend sein Instrument zum Mund
Und blies so warm und innig, daß alles schwieg im Rund,
Sogar den Verschworern ging seine Weise nah,
Sie lauschten wohlgefällig dem Horn des Howora.

Zwei Stücke sind verklungen, es hub das dritte an
Und noch stand alles ringsum als wie im Zauberbann;
Da rauscht es durch die Bäume, es wiehert, bellt und schallt —
Und macht vor unsrer Gruppe verdutzt und staunend Halt. —

Es kam das Jagdgefolge just noch zur rechten Zeit,
Bald war der Böhmerherzog und Howora befreit.
Es gab ein kurzes Kämpfen, dann tauschte man das Loos —:
Gebunden die Verschworer und die Gefangenen los!

Rudolf Gärtner.

Die Pflicht.

Vor mir die dunklen Gassen,
Wie liegen sie kalt und still!
Soll ich die Hand erfassen,
Die hier mich leiten will?

Es winkt eine goldene Pforte,
O, dahin zieht es mich!
Ich kenne die Zauberworte,
Vor denen sie öffnet sich.

Geschmückt mit roten Rosen
Mir dort das Leben lacht,
Und hier werd' ich gestoßen
In öde, kalte Nacht.

Soll ich die Hand erfassen?
Leis eine Stimme spricht:
„Du wirst mich nimmer lassen,
Ich bin es ja, die Pflicht.

Schlüg ich Dir tausend Wunden,
Ein Zauber in mir glüht,
Der Dich aus den seligsten Stunden
In meine Kreise zieht.“

Rosa Rübiamen.



Den Bühnen gegenüber Manuskript.

Der Herzog.

Schauspiel in fünf Aufzügen von Adolf Wilbrandt.

(Fortsetzung.)

Vierter Aufzug

Innerer Hof des herzoglichen Schlosses, auf und zum Teil an den Fels gebaut. Links ein Hauptgebäude, vorne etwas hervortretend; hinten (gemalt) Felsterrassen mit Mauern und Türmen; rechts eine Terrasse auf dem Fels, mit steinerner Brüstung und aus einem andern Schloßteil hervortretend, aus dem man durch eine Fensterthür auf die Terrasse gelangt. Vorne rechts ein offenes Thor, das zu einem gedachten äußeren Hof oder Vorhof führt. Am Fuß der Terrasse, gegen den Zuschauer zu, steinerne Ruhesitze, neben denen Kletterpflanzen emporranken.

Auf einem dieser Ruhesitze liegt der kleine **Ludwig**, mit offenen, aber müden Augen umherschauend; eine **Hofdame** sitzt neben ihm, eine **zweite** steht. **Bewaffnete** am Thor und auf der Mauer. **Hedwig** (vermählt und in vornehmer Kleidung) steht mit der alten Wärterin **Ida** links bei der Schloßthür.

Hedwig (halblaut).
Schau, was der Herzog thut!
(Ida ins Schloß hinein. Hedwig geht zu den Andern.)
Er schläft noch nicht?
(Die Hofdamen verneinen.)
Noch immer das großäugige Gesicht. (Kniet neben Ludwig.)
Lieb Kind! Warst heute früh so ruhelos,
Schliefst wenig, und auf meinem Schoß.
Hast nun genug den Himmel angeschaut?

Ludwig.
Ach, laß! — Der Vater ist so laut.

Hedwig.
Jetzt ist er still. — Die Äuglein sind so klein.

Ludwig (müde, gähnt).
Ach Gott, ich schlaf' nun nicht mehr ein.

Ida (die zurückkommt).
Lieb Kind —!

Hedwig (leise).
Laß nur. — Er ist schon weg. —
Die Kinder haben ihren eignen Steg
Ins süße Traumland! — — Sahst Du unsern Herrn?

Ida.
Er ruhte jetzt.

Hedwig.
Das hör' ich gern. (Seufzt.)
So wenig Ruhe mehr im Haus —
Und ihm!

Ida (nickt).
Man zittert, und man hält's nicht aus. —
Wär' Herzog Robert doch gewiß ertrunken
Und nicht mehr aufgetaucht!

Hedwig.
O sprich nicht so.

Ida.
Hab' ich doch recht!

Hedwig (starrt vor sich hin, nickt; für sich).
Ja, ja. Mein Glück versunken,
Seit er auftauchte. Hier wird's nie mehr froh.
(Schaut umher, auf alles.)
's ist wie ein Traum! Wie kam ich her? —
O daß ich doch noch die Waldblum' wär'!

Ida.
Klein Ludwig träumt.

Hedwig.
Wie süß! — Er spricht. (Horcht.)

Ida.
Doch was er sagt, versteht man nicht.

Hedwig.
Wie Vogelzwitschern. — Und es stirbt so hin.
(Wieder versinkend, für sich.)
O wär' ich im Kloster wie die Herzogin!

(**Graf Philipp**, im Herzogshut, kommt von links, aus dem Schloß; düster, mit gerunzelten Brauen. Als er aufblickt und die andern sieht, sucht er heiter zu lächeln.)

Graf Philipp.
Das ist ein lieblich Bild! Das Bübchen macht
Am hellen Tage süße Nacht;
Die holde Mutter, die den Schlaf bewacht.

Hedwig.
Mich freut es, wenn mein Herr so heiter spricht. —
Doch sollt' er länger ruh'n.

Graf Philipp.
Ich konnte nicht.

Hedwig (zögernd, heimlich bang).
Kam wieder Schlimmes?

Graf Philipp.
Nein. — Und das, was kam,
Ist alles falsch!

Hedwig (froh aufhorchend).
Du hörst —?

Graf Philipp.
Ich meine so.
Ein Knab' wie der, noch nichts als Schand' und Gram,
Der vor 'ner Unthat ins Vergessen floh,
Der kommt! im Bettlerkleid! mit wem? ein Paar!
Und der riss' alles zu sich durch das eine Wort:
„Ich bin der Herzog"?

Hedwig (schüchtern, bang).
Weil er's war.

Graf Philipp (wild).
Ich glaubt' ihn tot! mausetot! — Zwei Monde fort!
Wer konnt' noch denken, der wird wiederkommen! —
Doch hat er schnell, dem Mond gleich, zugenommen,
So nimmt er wohl auch wieder ab.
Die Heerschar, die ich ihm entgegenschickte,
Die gräbt ihm, hoff' ich, jetzt sein Grab.
Ich bin Graf Philipp, dem noch alles glückte.
Ein Pfeil ins Herz! ein Bolz in seine Brust!
So hat man übers Jahr nie was von ihm gewußt!
(**Gebhard** kommt von rechts, durchs Thor.)

Gebhard (niedergeschlagen). Gott zum Gruß, gnädiger Herr.

Graf Philipp. Bringst Du was, Alter?

Gebhard. Nicht viel Gutes, Herr. Euer schnellster Reiter, der Wilhelm, ist zurückgekommen —

Graf Philipp. Nur nicht winseln, bitt' ich. Das macht mir eine üble Haut. Frisch dran!

Gebhard. Verzeiht: daß ich gewinselt hätte, ist mir nicht bewußt. Also frisch dran: es ist schlecht gegangen. Mit der jungen Mannschaft, die der Ritter Lothar und andere dem jungen Herzog zugeführt —

Graf Philipp. Dem sogenannten!

Gebhard. Hat der sogenannte Herzog den Trupp, der ihm entgegenzog, überfallen und über'n Fluß geworfen; ein paar sind ertrunken, die andern — (Zögert.)

Graf Philipp. Die Elenden! Sind davongelaufen?

Gebhard. Nein, Herr Herzog: zu ihm. Daß er, der Unbärtige, im grauen Kittel, sie so ins Wasser gesprengt hatte, das nahmen sie als ein Gottesurteil. Sie liefen hin und schrieen: das ist unser Herzog! — Und so angewachsen, sagt Wilhelm, zieht er nun wie ein Sturm heran —

Graf Philipp. Waffen! Waffen! (Ruft nach links.) Bringt mir Panzer und Schwert! — Ich will's diesem unbärtigen Knaben zeigen; ich hab's noch jedem Graubart und jedem Jungbart gezeigt! — Schloßhauptmann! Schloßhauptmann! (Der gerüstete und gewaffnete **Schloßhauptmann** tritt rechts durch die Fensterthür auf die Terrasse.) Alles in Bereitschaft setzen zur Verteidigung; scharfe Wache halten. Die Hälfte der Mannschaft rückt vor's große Thor; sie soll mit mir zieh'n. Sobald Rotger zurückkommt, schickst Du ihn zu mir! (Der Schloßhauptmann geht zurück, ab. Von links, aus dem Schloß, Waffenknechte mit Graf Philipps Rüstung.) Schnallt mir den Panzer an; hurtig. „Zieht wie ein Sturm heran!" Da werden sich ein paar Gegenwinde treffen, daß es krachen wird. (Zu Gebhard.) Meine Reiter sollen aufsitzen! Keiner verläßt das Schloß! (Gebhard ab durchs Thor. Philipp läßt sich waffnen. Ludwig ist erwacht und blickt unruhig umher.)

Hedwig (schüchtern.) Der Bub' da ist aufgeschreckt.

Graf Philipp. Nun, so laß ihn wachen! Auch andere haben zu wenig Schlaf. (Rauh.) Nur mir nicht ängstlich nach den Augen schauen; Weiberfurcht! Kinderfurcht! — Ich hab' nie gewußt, was das ist. (Auf den Mauern erscheinen mehr **Gewaffnete**; desgleichen unten im Hof.) Ging es einmal schlecht, so dacht' ich: „Standmut! Das Glück will Neid haben!" So denk' ich auch heut'. Und Du faß Dich als Herzogin! (**Rotger** kommt durchs Thor, bleich, verstört, mit Armbrust und Schwert.)

Rotger. Gnäd'ger Herr! gnäd'ger Herr! Werft Euer Schwert nur hin; alles ist verloren.

Graf Philipp. Rotger! Das sagst Du? (Wie erstarrt.) Heiliger Gott. Was ist denn gescheh'n?

Rotger. Hinüber! Hinüber sind sie alle zu ihm — bis auf die hier im Schloß.

Hedwig. Gott im Himmel! (Verstummt mit einem scheuen Blick auf Philipp, läßt die jammernd gehobenen Hände sinken.)

Graf Philipp. Weiberklagegeheul! — Da flennt auch schon der Bub, Dir nach. — Heraus, Rotger! heraus aus Deiner verdammten Kehle mit Deinem Teufelsbericht! (Da Rotger ihn verletzt und finster anschaut, rasch.) Nein, guter Rotger. Du mein treuer Rotger. Das fuhr mir nur so heraus; hab' heut' wildes Blut. (Leiser.) Sag an, was geschehen ist. Aber leise, Rotger; (auf die im Hof sich sammelnden und horchenden Krieger deutend) damit die da nicht auch Hasenherzen kriegen. Sag's kurz und schnell wie der Blitz!

Rotger (halblaut, zwischen Graf Philipp und Hedwig, die allein ihn hören; Ludwig, durch Ida beruhigt, schläft allmählich wieder ein.) Also der Frau Herzogin Vater, Herr Udo, mit einem gewaffneten Haufen, der sich um ihn gesammelt hatte, denn sein Name gilt was, war ihm entgegengezogen —

Graf Philipp. Der wackre Udo!

Rotger. Lobt ihn nicht zu früh! — Der trat ihn also auf offenem Feld, gestern Abend, so an fünf Meilen von hier; ich war mit dabei. Da war aber mein alter Turm, in den war er gestiegen, der — wie sag' ich —

Graf Philipp. Der Auferstandene.

Rotger. Ja. Und zeigte sich, noch immer in seinem unfürstlichen Gewand, nur mit einem Schwert; und winkte und hub an zu sprechen, mit seiner jungen, schallenden Stimme. Er sei sündenwund gewesen, und er hab' Übles gethan; aber der höchste Arzt — so sagt' er —, der im Himmel droben, hab' ihm eingegeben: Du mußt büßen, sühnen; und so wie sie ihn sähen, in dem grauen Kleid, hab' er sich kasteit, und die Lust der Kreatur zur Ader gelassen — so sagt' er — und sein wütiges Gemüt gezähmt. „Und bin ich Euch nun doch nicht der rechte Herzog, dann sagt es, dann tretet die alte deutsche Treue nieder in den Staub!" Da fing Udo an —

Graf Philipp (erratend). Nein!

Rotger. Doch; da fing Udo an: „Habt Ihr das gethan, so seid Ihr unser rechter Herzog, durch Euer Blut und durch Gottes Willen!“ Und sie schrieen alle: „Das ist unser Herzog! Heil, Heil unserm Herzog!“ Und liefen alle zu ihm. Ich allein lief nicht. Ich wollt's ihnen wehren; da schlugen sie auf mich, warfen mich zur Erde. Ich kam noch mit dem Leben davon. Blieb die Nacht da liegen. Und als ich in der Früh' mich aufmachte, um hierher zu hinken, da zogen sie alle mit Fahnen und Trommelschlag und Trompetenschall durch die Dörfer hin, und sangen und riefen und „Heil! Heil! Das ist unser Herzog!“ und Männer und Weiber und Kinder überall mitgejauchzt: „Unser rechter Herzog!“

Graf Philipp. Verflucht dieser Alte! Der treulose alte Wolf, der Udo!

Hedwig (zusammenzuckend). Mein Vater!

Graf Philipp. Schande, daß er's ist! (Schmetternde Trompeten in der Nähe; Jubelgeschrei.) Nu, nu! Geht die Welt schon unter? (Zu Gebhard, der durchs Thor hereineilt.) Bringst Du noch was Gutes?

Gebhard (fast atemlos). Sie sind eingedrungen!

Graf Philipp. Unsinn! Wo denn?

Gebhard. Die Wächter haben sie eingelassen. Alles abgefallen. Nur schnellste Flucht, (nach links deutend) da hinaus, kann Euch noch retten!

Graf Philipp (auf Ludwig blickend.) Nehmt den Buben! Durch das Ausfallsthor und den Berg hinunter! (Geht nach links. Bleibt stehen; stampft auf.) Ich flieh'n! Herzog Philipp flieh'n! — Nein, nein. Ihm entgegen und fechtend fallen! (Da Hedwig, das Kind auf dem Arm, ihn mit fortziehen will.) Laß mich. Mein gutes Schwert diesem Knaben in die Brust —

Gebhard. Herr, Ihr versäumt die letzte Frist! (Sturmglockenläuten, Trompeten, Jubelrufe, Waffengetöse.)

Graf Philipp. Rotger! Steig' auf die Mauer — Du mein bester Schütz — und wenn er ins Thor will, schieß' ihm einen Pfeil ins Herz!

Hedwig (stürzt vor ihm auf die Kniee). Rette Dich und Dein Kind! Wirf Dein Schwert fort, laß mich für Dich um Gnade bitten!

Graf Philipp. So spricht 'ne „Waldblum'“. (Zu den auf dem Hofe stehenden Kriegern, die schon lange unter einander geflüstert haben.) Auf! Was maulafft Ihr da. Die Schwerter heraus und aus Thor! (Sie rühren sich nicht.)

Rotger (halblaut). Sie wollen zu dem andern.

Graf Philipp. Verfluchte deutsche Treue! Hündische, abergläubische, gottverdammte Treue! (Lärm wie vorher, aber näher, wachsend.)

Gebhard. Sie sind schon im Vorhof.

Graf Philipp. Ich hab' noch mein Schwert! Im Zweikampf —

Robert (draußen, laut rufend).
Wer schießt auf seinen Herzog?

Viele Stimmen (draußen).
Niemand! — Niemand!

(Robert tritt ins Thor, noch wie im dritten Aufzug gekleidet, in der Hand das nackte Schwert; hinter ihm Ehrenfried, Lothar, Udo, bewaffnetes Gefolge. Es wird still; nur noch eine Weile Glockenläuten.)

Robert (mit ernster, jugendlich majestätischer Hoheit).
Wo ist dieser falsche Herzog? — — Hier, Graf Philipp,
Steht Euer echter Herzog. Werft das Schwert weg.

(Graf Philipp, von Roberts Art und Stimme überrascht, überwältigt, noch eine Weile gegen diese Wirkung kämpfend, läßt sein Schwert fallen. Robert zu Ehrenfried.)

Nimm Du sein Schwert. (Zu andern aus seinem Gefolge.)
Nehmt ihr ihn selbst. Bewacht ihn.

(Zwei von Roberts Kriegern stellen sich mit gezogenen Schwertern rechts und links zum Grafen.)

Hedwig (die vorher den Knaben niedergelegt hat, tritt schwankend vor).
O Gnade! Gnade —!

(Will mehr reden, vermag nicht. Robert schaut sie einige Augenblicke schweigend an.)

Robert.
Bitte, laßt. Hernach;
Jetzt will ich erst zu meinem Volk hier reden.
Von der Terrasse — wo ich einst als Kind
Gespielt und — — (zu Udo) Komm Du mit!

(Zu Graf Philipps Wächtern, die ihn fragend anblicken.)

Graf Philipp bleibt noch
Und hört mich an.

(Er tritt links, neben der Terrasse, in das Gebäude ein; auf seinen Wink folgen außer Udo auch Lothar und Ehrenfried. Im Hof haben sich mittlerweile zu den Kriegern auch Unbewaffnete aus dem Schloß gesammelt, Diener, Weiber, Kinder. Durch das Thor kommen noch Krieger von Roberts Gefolgschaft.)

Graf Philipp
(der vor Erregung und Wut zittert, ringt nach Fassung; zu einem seiner Wächter, auf Rotger deutend).
Laß mich ein Wort mit dem —!
(verächtlich lächelnd, da der Wächter bedenklich zögert.)
Ich lauf Dir nicht davon.
(Stumme Einwilligung des Wächters. Graf Philipp zu dem herangewinkten Rotger, leise, rasch.)
Mein guter Rotger!
Steig' in den runden Turm. Und wenn er redet
Auf der Terrasse, schieß' ihm in die Brust.

Rotger (erschrocken, leise).
Das kann ich nicht.

Graf Philipp.
Das kannst Du nicht für mich?

Rotger.
Herr, meine Ehre —!

Graf Philipp.
Ich vermehr' sie Dir.
Ich mach' Dich groß; zum großen Edelmann.
Nur — schieß ihn richtig tot!

Rotger.
Herr!

Graf Philipp.
Bist Du treu?

(Rotger nickt. Mit einer unscheinbaren Bewegung deutet Graf Philipp nach links.)

Rotger
(laut, wie auf einen Wunsch des Grafen antwortend).
Ich hol' das Buch, Herr.

Graf Philipp.

Gut.

(Rotger links ins Schloß ab. Auf der Terrasse sind eben Robert, Udo, Lothar und Ehrenfried erschienen. Robert tritt allein nach links bis zum Rande vor.)

Robert.

Ihr Mannen alle!
Da wir uns hier so friedlich wiederseh'n,
Mit Glockenläuten, ohne Schwerterklang,
Will ich, der Herzog, Euch drei Worte sagen,
Frei, redlich, Mann zu Mann: es war 'ne Zeit,
Da taugt' ich nicht, zu führen und zu herrschen.
Wär' ich geblieben wie zu jener Zeit,
So hätt' Graf Philipp, der hier steht, nicht Unrecht
Gehabt, statt meiner sich zum Herrn zu machen;
Denn er war wohlverdient um unser Land,
Und ich nicht würdig, andern zu gebieten.
Doch warten mußt' er! und die Zeit befragen:
Wird der des Teufels oder Gottes Knecht? —
Ihr deutschen Männer, die Ihr keine Furcht kennt
Als Gottesfurcht: auch ich hab' Gott gefürchtet,
Vor ihm gebüßt, was ich hier Schlecht's gethan,
Und meinen Feind, den Teufel, überwunden.
In diesem Bußkleid weit im Land umher,
Bei Hirten nächtigend unter Gottes Himmel,
Dann zum Landgrafen, diesem edlen Herrn
Mit Ehrfurcht dienend und viel Gutes lernend —
So fand ich meiner Väter Blut in mir
Und ihren reinen Sinn und hohen Willen,
Und hab' gelobt, ein rechter Fürst zu sein.
Mehr sagen kann ich's nicht; mein Thun muß sprechen.
Doch fühl' ich mich nun, Gott ins Angesicht,
Als Euren rechten Herzog!

Udo (der, tief feierlich ernst, zuweilen einen düsteren Mitleidsblick auf Hedwig und den Grafen hinuntergeworfen hat, tritt neben Robert vor.)

Ja, das ist er.
Heil unserm rechten Herrn!

Alles Volk

(auch Udo, Ehrenfried und Lothar, Hüte und Schwerter schwenkend).

Heil unserm Herzog!

Robert (neigt sich dankend).

So will ich weiter für mein hohes Amt
Mich weih'n und härten —

Udo (nach links hinausdeutend).

Dort! 'ne Armbrust! — Teufel!

(Springt vor, Robert zu schützen; zuckt dann mit dem getroffenen Arm; ein Pfeil fällt vor ihm nieder.)

Robert.

Udo! Getroffen!

Udo.

Nur am Arm.

Lothar (hinausdeutend).

Im Turm dort.
Im runden Turm!

Ehrenfried.

's war Rotger! — Er ist fort.

Volk (im Hof, wild durcheinander).

Fangt ihn! — Zum runden Turm!

(Viele stürmen links ab, hinter dem Vorbau des Hauptgebäudes. Die zurückbleiben, schauen fast alle auf Graf Philipp, auch Hedwig mit bangen, ahnungsvollen Blicken.)

Robert.

Mein wackrer Udo!
O das war Treue. Mich zu schützen, gabst Du
Dich selber — — Udo! Sei umarmt!

Udo (von Robert umarmt).

Ach was, Herr!
Nur so geritzt!

Ehrenfried.

Wie kam das? Gnäd'ger Herr,
Das that der Rotger nicht aus seiner Seele!

Lothar (auf Philipp blickend).

Den Pfeil, Herr, schoß ein andrer ab!

Robert (nach kurzem Schweigen).

Was sagt Ihr,
Graf Philipp? (Philipp schweigt.) Nun, wir hören mehr davon.
Dir soll zunächst Dein Arm verbunden werden;
(da Udo sich sträubt)
Ich will's! — Wir geh'n hinunter.

(Mit Udo und Ehrenfried von der Terrasse ins Haus.)

Hedwig (auf den finster in sich versunkenen Philipp starrend, für sich).

Mörder? Mörder?

Lothar (noch auf der Terrasse).

Sie haben ihn! Sie bringen ihn!

(Links aus dem Schloß kommen Gewaffnete und andere mit Rotger, den sie unsanft zerren und stoßen.)

Rotger.

Was wollt Ihr?
Mich gleich in Stücke reißen?

Robert

(tritt rechts unten hervor, mit Ehrenfried; Lothar folgt ihnen bald. Mit mehr Trauer als Zorn in der Stimme).

Rotger! Rotger!
So schändest Du uns diesen Tag? — Mich morden,
Mit dem Du jagen gingst, als ich ein Bub' war.
Dem Herzog Meuchelmord! Wie kam Dir das?
(Rotger schweigt.)
So wird man peinlich Dir die Frage stellen.
Zum Turm mit ihm!

Rotger.

Herr, Herr! Mein gnäd'ger Herr.
Eh' Ihr mich foltern laßt —! — Der hat's gewollt.
Mein Herr hat mir's geboten!

Volk (zum Teil vordringend und den Grafen bedrohend).

Mörder! Mörder!

Robert.

Graf Philipp! Ihr!

Graf Philipp.

Nun ja, bei allen Teufeln,
Ich hab's gewollt. Was liegt mir noch am Leben;

Das war verpfuscht, seit mir mein Herzogtum
So in den Kot fiel. Nehmt mein Leben hin!

Robert.

Das werd' ich thun. Das schuld' ich diesem Land.
Bei meinem Eid, ich hätt' Euch mild gerichtet
Für Euren Kronenraub; doch Meuchelmord
Hat keine Gnade. Ich, in dieser Stunde
Dein Richter, ich verhänge Dir den Tod,
Weil Du dem Herzog tückischen Mord bestelltest.

Hedwig.

Gott! Gott!

Robert.

Und eh' Du neue Tücke brütest,
Gleich jetzt vollstreck' ich's. Rotger stirbt mit Dir;
Im Vorhof dort. Wenn Ihr gebetet habt. —
Ist das gerecht gerichtet, alter Gebhard?

Gebhard.

O Herr! Gerecht! gerecht! — Verflucht die Stunde,
Da ich so blind, an Euch und Eurem Leben
Verzweifelnd, den zum Herzog annahm. Herr,
Verzeiht dem alten Gebhard! Laßt ihn Euch
In Treu' und Reue dienen! — — Tückebold! —
Und stirbt er diesen Augenblick, so stirbt
Er nicht zu früh!

Robert.

So leg' ich's denn auf Dich,
Als ersten Dienst (zu Ehrenfried) Und Dich. — Das
Richtschwert Beiden.

(Auf seinen Wink treten Gebhard und Ehrenfried zu Philipp, fordern ihn und Rotger auf, zu gehen.)

Graf Philipp (nicht ingrimmig).

Kommt! (Wendet sich zum Thor.)

Hedwig.

Philipp! Philipp! Gehst Du so von mir?

Graf Philipp.

Ich seh' nicht mehr; will nichts mehr sehen. Nur sterben.

(Rechts durchs Thor ab, mit ihm Gebhard, Ehrenfried, Rotger und, nachdrängend, fast alles Volk. Lothar und Einige bleiben bei Robert.)

Hedwig.

Er geht. Er hat nicht Weib noch Kind,
Er hat nur seine Sterbewut. (Wirft sich auf die Kniee.)
O Herr! Gebt Gnade! Gebt geschwind!
Eh' er gebetet! — Nehmt sein Hab und Gut.
Laßt ihm sein Leben!

Robert.

O steht auf.
Wie drückt es mir die Seele nieder.
(zögernd) Waldblum'! Daß ich Euch heute wieder
Muß weh' thun. Freud' und Glück zuhauf
Und alles, was Euch trösten mag,
Hätt' ich als Sühn' für jenen Tag
Mit Wonn' Euch dargebracht! (Sie hebt wieder flehend die Hände.)
Doch nicht
Für alles, was Ihr könntet geben,
Widerruf' ich dieses Strafgericht;
Ich fühl' zu tief, daß Gottes Wille spricht.
Nicht Haß! Der darf im Fürsten nicht mehr leben;
Nicht Rache! Die wär' Teufelsbrut.
Gerechtigkeit! Fließt kein sühnend Blut
Für solche Greu'l, die Himmel und Erde hassen,
Wen darf ich richten, oder richten lassen? —
Und vor so wilder Rachewut,
Die tief in seiner Seele wacht,
Giebt's keinen Schutz — Ihr selber wißt es gut —
Als raschen Tod, der ihr ein Ende macht.

Hedwig.

Herr! Keine Rettung?

(Robert senkt den Kopf, schüttelt ihn dann langsam.)

Ludwig (hängt sich in tiefer Bangigkeit an Hedwigs Hand).

Mutter Hedwig! Sag.
Was wird nun aus dem Vater?

(Hedwig fällt in Ohnmacht. Die Hofdamen und Ida fangen sie auf, lassen sie auf einen der Ruhesitze nieder. Ludwig, zwischen ihr und Robert stehend, schaut abwechselnd sie und ihn mit verstörten, scheuen, hilflosen Blicken an.)

Robert (voll Mitleid, tritt ihm näher; mit gedämpfter Stimme).

Ludwig! Bübchen!

Ludwig.

Du bist nun nicht mehr gut.

Robert.

Ich bin es, Liebchen.
Dir bin ich's, wie am ersten Tag.
O Du! Mein kleiner Spielfreund! Höre,
Was ich Dir schwöre:
Verlassen sollst Du nimmer sein.
Es wird sich Dir ein andrer Helfer geben —

Ludwig (hat zuletzt nicht mehr zugehört, blickt auf Hedwig).

Sie bleibt nicht tot?

Robert.

Nein, Liebchen, nein.
Gieb acht, sie wird sich bald erheben —

(Die Totenglocke beginnt draußen rechts zu läuten. Robert fährt zusammen; Hedwig regt sich, öffnet die Augen. Gebhard und Ehrenfried treten rechts ins Thor.)

Gebhard.

Sie sind gerichtet.

Hedwig (schreit auf; fährt empor).

Herrgott! Nimm mein Leben!

(Der Vorhang fällt.)

(Fortsetzung folgt.)



Abendbrief.

Ich muß Dir heute schreiben, Liebste, spät
Bei Lampenschein. Das Fenster mach' ich auf,
Daß mir der Abendwind ins Zimmer weht;
Der bringt mir allen kühlen Duft herauf,
Der in der Mainacht von den Blüten steigt,
Denn nahe meinem Fenster blüht's zu Hauf, —
Und wie er meine dunkeln Tannen neigt,
Seh' ich die fein zerzupften Wolken gehen,
Wozwischen da und dort ein Stern sich zeigt.
Die Nacht ist still und klar. Kaum ist zu sehen
In dunkelheller Luft ein Abenddunst;
Nur wie von sachtem Atmen fühl' ich's wehen.
So wie ein Meister einer großen Kunst,
Der wieder hat ein Werk für sich vollendet
Durch einer guten Arbeitsstunde Gunst,
Nun ruht, den Sinn noch still drauf hin gewendet,
Und nun erst seiner vollen Kraft bewußt,
Die frei ward, da die Arbeit jetzt beendet:
So fühlt, nach all der reichen Kraft und Lust
Des Frühlingstags am Abend die Natur
Im Dunkeln ihre Macht. So dehnt die Brust
Ein junges Mädchen, das bei Nacht die Spur
Des Tags zurückgeht; was er ihr gebracht,
Und was ihr heut' wohl Liebes widerfuhr,
Im Finstern wird's noch einmal durchgemacht,
Und noch viel schöner, als es war. Sie fühlt
Ihr Leben, da sie davon ruht, bei Nacht.
Und ich, vom Nachthauch angenehm umkühlt,
Belausch' der stillen Landschaft Herrlichkeit,
Die draußen nun im Dunkeln schlafen spielt
Und drüber einschläft. Und zu solcher Zeit
Fühl' ich, wie leise über allem hier
Wie eine Seele schwebt. Die Pracht von heut'
War mir so schön, weil sie ein Bild von ihr,
Die selbst ein heller lieber Frühling ist,
Und wo ich Frühling seh', erscheint sie mir.
Die junge warme Kraft, die innen ist, —
— Voll leichter Sonnendumpfheit, im Geheimen,
Und ohne daß sie von sich selber wüßt', —
Und wirkt, daß bald verstohl'ne Triebe keimen,
Bald helle Blüten aufgewacht sind, bald
Noch leise Wirrungen des Wachstums träumen,
Und überall die tiefe Allgewalt
Der Anmut, jener sonnenduftig reine
Beseelte Hauch an Farbe und Gestalt —:
Dies fühl' ich heimlich noch bei Sternenscheine,
Da Nacht noch träumt von Tageskraft erfüllt,
Und seh' in ihrem Traumbild noch die Eine. —

Sie glauben, die Natur sei schön und mild,
Daß ihrer Härte Nachgefühl nicht bleibe.
Ich aber weiß, es ist, damit das Bild
Recht ähnlich werde der, an die ich schreibe.

Hermann Mayerhofer.

Andacht.

Ein Altar ist in meinem Herzen aufgerichtet,
Der leuchtet mir, wenn sich der Morgen lichtet,
Und vor ihm sink' ich nieder.
Mit Blumenkränzen schmück' ich ihn, die nicht vermodern,
Rings zünd' ich Flammen an, die nicht verlodern,
Und singe heil'ge Lieder.

An jedem Tag empfang' ich so den reichen Segen —
Vom Altar strahlt Dein hohes Bild entgegen,
Aus dem mir Hymnen klingen.
Da fällt von mir in Staub der eitle Schmuck der Erden,
Die Seele strebt, Dir angetraut zu werden,
Es wachsen ihre Schwingen!

O, dann entfliehst auch Du verklärt den Bitternissen,
Die einst Dein lichtersehnend Herz zerrissen,
Und Dir das Glück zertreten,
Denn Du begegnest mir in dieser Weihestunde,
Mein überströmend Wort schließt Deine Wunde:
Es ist ein göttlich Beten!

Erna Ludwig.

Nacht im Gebirge.

Leise zieht mein Boot in blassen Wellen,
Die den Sternenreigen funkelnd spiegeln,
Breite, duftumhüllte Silberquellen
Strömen von den mondbeglänzten Hügeln.

Und der Nebel sinkt in faltenschweren
Lichtgewanden müde um die Bäume,
Dunkeltrotzig starren rings die Föhren
Wie versteinte, sorgenschwere Träume.

Und von wildgezackten Felsenwänden
Schwebt die Nacht behutsam durch die Stille
Und sät Frieden aus mit leisen Händen . . .
Lautlos zieht die blanke, schwanke Zille.

Lautlos schmiegen sich die weichen, feuchten
Bergseefluten an die helle Planke. —
Tiefe Ruh' . . . Nur fern ein Wetterleuchten
Wie ein wachgewordener Gedanke . . . .

Stefan Zweig.



Nach Weihnachten.

Von J. See.

Ein beladener Lastwagen fuhr an einem kalten Januartage langsam die Landstraße hinab. Der Wagen war bepackt mit Weihnachtsbäumen, die jetzt, nachdem sie ihrem Zwecke gedient, als Brennmaterial verkauft werden sollten. An allen Bäumchen waren noch die Holzbeine befestigt, auf denen sie gestanden hatten, und an manchem Ästlein war ein Zeuge vergangener Pracht hängen geblieben: hier ein Papierläppchen, dort ein Sternchen und an einem Zweig sogar ein vergoldeter Apfel.

Der Schnee begann zu fallen. Der Kutscher zog die Pelzmütze tiefer um die Ohren und trieb die Pferde zur Eile an. Er fuhr darauf los und hörte gar nicht, daß es hinter ihm lebhaft im Wagen zuging. Wahrscheinlich hätte er auch nichts verstanden, falls er gelauscht hätte, denn Bäume sprechen eine andere Sprache als wir Menschen, sie rauschen und rascheln ein wenig und verstehen sich dabei unter einander so gut, als hielten sie die längsten Reden.

Heute erzählten sie sich gegenseitig von ihren Erlebnissen, seit sie die Heimat verlassen, bis zu dem wichtigsten Momente ihres Lebens, wo sie als Christbäume geglänzt hatten. Sie waren ja alle zum gleichen Zweck gefällt und gekauft worden. Alle wurden sie geschmückt und fast zur selben Stunde hatten sie in derselben Stadt geleuchtet. Doch — ach — es giebt keine Gerechtigkeit und keine Gleichheit auf dieser Welt. Verschieden, wie alle irdischen Schicksale, sind auch die der Weihnachtsbäume. Jeder hatte anderes erschaut und erlebt und schwatzhaft, wie sie waren, gaben sie ihre Erfahrungen, die ihnen interessant dünkten, den lieben Mitbäumen zum besten.

Der erste Baum begann:

„Ich kann Euch leider nur von Enttäuschungen berichten. Ach, wie anders hatte ich mir solch ein herrliches Freudenfest in meinem Sinn ausgemalt. Der Anfang war allerdings viel versprechend. Man trug mich über marmorne Treppen in einen schönen Saal. Viele Menschen, die mir dienende Geister des Hauses zu sein schienen, schmückten mich mit allem, was es an kostbarem Weihnachtsschmuck giebt. Elektrische Ströme führte man an meinen Zweigen entlang, damit bunte Lichter hell erstrahlen sollten. Man hing mir ein gar schönes Kleid um die Schultern. Viele Schachteln und Kisten wurden ausgepackt und Geschenke auf die Tische gehäuft von einer Pracht, wie ich sie nie geahnt hatte. Endlich nahte die weihevolle Stunde der Bescherung, und mein Herz schlug höher.

Zitternd bereitete ich mich vor auf die Freude, den Jubel und die Seligkeit, die ich bei diesen glücklichen, auserwählten Menschen würde miterleben dürfen.

Es kam anders, als ich erwartet. Schon glühten hell alle elektrischen Flammen auf meinen Zweigen, schon hatte die Familie sich versammelt und sich gegenseitig beschenkt, aber Zeichen von Seligkeit und Freude konnte ich nicht erblicken. Ein kleiner, müder Mann, dem die Lider matt über die Augen fielen, schenkte seiner Gattin ein kunstvolles Geschmeide. Die Gattin war eine dunkle Brünette, deren Züge ebenso beweglich waren, wie die seinen erstorben schienen. Um ihre Mundwinkel zuckte es nervös, als sie den Schmuck aus seinen Händen empfing: ‚Vielen Dank, lieber Philipp, das Halsband ist viel zu kostbar für mich.‘ Das war alles.

Dann kam die Bescherung der Kinder an die Reihe. Das kleine Mädchen, das von seiner Gouvernante an der Hand geführt wurde, sprach nur englisch und ich konnte daher nicht verstehen, ob sie sich mit den vielen Geschenken freute, die sie empfing und vor allem mit der französischen Puppe, die ganz von selber singen, tanzen und laufen konnte, und mit all den schönen Kleidern und dem vielen Spielzeug. Sie sah nicht recht blühend aus, das kleine Mädchen, und erschien mir weniger lustig, als die Kinder, die daheim bei uns im Walde Beeren zu suchen pflegten.

Der kleine Knabe wurde von einer Wärterin noch auf dem Arm getragen und schrie so laut, daß er entfernt werden mußte. Das zahlreiche Gesinde

wurde auch beschenkt. Jeder, der Reihe nach, küßte der Gnädigen ehrfurchtsvoll die Hand, schien mir aber doch nicht recht befriedigt, obgleich alle viel Geld erhalten hatten.

Ich hatte noch gar nicht lange gebrannt, als ich schon den müden Hausherrn sagen hörte: ‚Löschen Sie die Lichter aus, Jean. Die Kinder sollen zu Bette gehen. Du, Louise‘, wandte er sich zu seiner Gemahlin, ‚mach' jetzt rasch Toilette, sonst kommen wir zu spät zu dem Diner bei Deiner Mutter, und Du weißt, wie leicht beleidigt sie ist.‘

So wurden die Lichter verlöscht. Ich blieb allein im dunklen Saale, allein mit dem Mißvergnügen des Hauses.

Ihr seht, meine Lieben, ich hatte alle Ursache enttäuscht zu sein, denn ich hatte es mir anders gedacht im Hause der Reichen."

*

„Bei den Armen ist es nicht etwa besser", quiekte ein kleinwinziges Bäumchen, das man gar nicht beachtet und respektlos in die Ecke geworfen hatte. Die Kleinen werden eben im Leben nicht beachtet. Nun drängte es sich hervor, erhob sein dünnes Stimmchen und erzählte sein Erlebnis.

„Mir ist es auch recht schlecht ergangen. Allerdings war ich vom Hause aus zu keinen großen Ansprüchen berechtigt, denn wie Ihr seht, bin ich zurückgeblieben im Wachstum und auch etwas dürftig geraten, es hätte aber trotzdem nicht gar so schlimm kommen müssen. Hört nur und bemitleidet mich!

Im Norden der Stadt, weit draußen, stand ich auf dem Weihnachtsmarkte und schon dachte ich, ich würde übrig bleiben. Niemand hatte mich gekauft, und am großen Tage selbst lehnte ich noch am Nachmittage beschämt an meiner Mauer und war betrübt, daß ich meiner Häßlichkeit wegen ausgestoßen war und vernachlässigt, denn fast alle andern Bäume waren längst verkauft.

Als es schon dunkelte, kam in letzter Stunde ein armes Weib des Weges. ‚Habt Ihr noch ein billiges Bäumchen?‘ frug sie, ‚so ein ganz, ganz billiges?‘ Der Verkäufer zeigte auf mich und nannte eine Summe, die selbst für mich beschämend klein war. Das Weib handelte noch lange mit dem Verkäufer, dann einigten sie sich. Sie holte ein altes, schmutziges Lederbeutelchen hervor, zählte ihre kleine Baarschaft, zählte noch einmal, erlegte die wenigen, elenden Groschen, nahm mich gleich auf den Arm und trug mich rasch mit sich fort.

Es war ein weiter Weg, den wir beide wanderten und himmelangst wurde mir dabei. Die Frau drückte mich so fest an ihr Herz und die Arme, die mich trugen, waren starr vor Kälte, sodaß es mich fror bis ins innerste Mark. Auch konnte ich in dieser engen Umarmung deutlich verstehen, was dieses Herz mit seinem Pochen mir enthüllte. Ich verstand seine Sprache. Ich erfuhr, wie viel es gelitten, wie es fast stumpf geworden in all dem Kummer, wie viele Thränen schon auf dieses Herz gefallen, wie oft es Narben erhalten und tiefe Risse, bis es hart und starr geworden.

Gottlob, jetzt war es hart, denn wäre es nicht fühllos geworden, wie hätte es überhaupt noch schlagen können? Ist es nicht zuviel gewesen des Kummers? Bedenket nur die Jahre der ewigen Not und der bangen Sorge um das Brot. Hatte es nicht umsonst auf einen Hoffnungsschimmer, auf eine frohe Stunde gewartet? All dieses erzählte mir das arme, klopfende Herz und noch vieles andere.

Immer grauer war das Elend geworden, immer größer der Jammer. Der Mann, der doch damals, als sie freiten, ein hübscher, flotter Bursche gewesen, war früher als die Frau zusammen gebrochen unter der Last der Sorgen. Für ihn gab es keinen Halt mehr und keinen Gott Ein einziges Mittel kannte er nur, das die Schmerzen stillt und die Sorgen verscheucht. Wenn der Rausch ihn überkommt, der Branntweinrausch, dann ist alles Leid vergessen, dann schläft er und träumt selig bis der Morgen graut.

Die Kinder waren gekommen und gegangen, kräftig waren sie nicht gewesen, sie wären vielleicht gediehen, wenn Geld für die Pflege da gewesen wäre. Dreimal war die Mutter schon dabei gestanden, als man sie zur Ruhe bestattet, dreimal hatte sie Erde auf das frische Grab eines Kindes geworfen. Vielleicht war es besser so. Wohl ihnen! Sie kannten doch kein Weh mehr, keinen Hunger und keine Pein.

Zwei Kinder waren ihr geblieben: Lene und Fritzl. Die Älteste und der Jüngste. Lene war jetzt schon ein fast erwachsenes Mädchen. Sie hatte Beschäftigung gefunden in einer Blumenfabrik. Früh morgens ging sie fort und spät abends kam sie heim, allzu spät, dünkte es oft der Mutter. Dann frägt sie: ‚Lene, wo bleibst Du so lange?‘ Und da giebt es eine freche Antwort. Man verdient eben schon sein eigenes Brot und wenn man es der Mutter nicht recht macht, so braucht man eben gar nicht mehr nach Hause zu kommen.

Da ist die Mutter dann still.

Mit Fritzl ist die Sache aber ganz anders.

Ach Fritzl, der Kleine, der Liebling! Jetzt fühlte ich deutlich, wie die Frau lebhaft wurde bei dem Gedanken an das Kind. Er ist ja noch klein, erst fünf Jahre alt, und den ganzen Tag sitzt er still in seinem Stühlchen und schnitzelt an einem Stückchen Holz. Er kann nicht viel laufen, er hat krumme Beinchen und besonders klug ist er auch nicht, aber so lieb, ach so lieb! Immer küßt er die Mutter mit seinem weichen Mäulchen und streichelt ihre harte Hand mit seinen kleinen Fingern. ‚Gutes Mutti, Du!'

Für ihn allein hat sie den Baum gekauft und so schrecklich viel Geld dafür ausgegeben. Zwei Kerzchen hatte sie auch schon erstanden und zwei Aepfel dazu.

Wie wird sich Fritzl freuen!

Es ist dunkel geworden während unserer langen Wanderung. Wir machen Halt vor einem großen Hause, eine steile Treppe schlüpfen wir hinab nach dem Keller und kommen in eine unsaubere Stube. Heimlich werde ich versteckt.

Eine Stunde später brennen meine beiden Lichter, die beiden Aepfel liegen auf dem Tisch. Der eine war für Lene bestimmt, aber Lene ist nicht heim gekommen am Weihnachtsabend. Der Vater ist jetzt zu Hause, er wirft die nassen Stiefel in die Ecke. ‚Frau, was soll der Unsinn mit dem Baum?' schreit er sie an und schimpft, daß sie das Geld verschwende auf solch thörichtes Zeug. Da wäre es ja natürlich, daß man nie einen Groschen im Hause hätte.

Die Frau wird nun ihrerseits heftig und wirft ihm sein Wirtshausleben vor. Sie zanken weiter den ganzen Abend.

Fritzl allein hat sich mit mir gefreut."

*

Das Bäumchen schwieg. Ergriffen hatten alle Genossen gelauscht. Nach einer kleinen Pause forderten sie sich gegenseitig auf, fort zu fahren mit ihren Berichten und der Dritte ergriff das Wort.

„Lieben Freunde," begann er, „auch ich kann Euch leider von keinem fröhlichen Feste erzählen. Bei uns ging es gar still zu. Mich versetzte das Geschick in eine anständige, bürgerliche Stube. Da sah es ganz furchtbar ordentlich aus. Die roten Sammetmöbel standen steif auf ihren Plätzen, geziert mit gehäkelten Deckchen, die sicherlich niemals schief gerückt wurden, das Album, das auf dem Tische lag, war wohl lange nicht geöffnet worden und die Blumen am Fenster sind künstliche Blumen. Nichts rührte sich, nichts regte sich.

Ich weiß nicht recht, woran es liegt, aber hier fehlt etwas, denke ich in meinem Sinn. Bald wurde ich aufgeklärt.

Eine schlanke, dunkeläugige Frau putzte meine Zweige, legte still und lautlos einige Geschenke zu meinen Füßen nieder. Sie bewegte sich ohne Hast und hielt die bleichen Lippen fest geschlossen.

Die Bescherung war klein, denn nur Wenige nahmen daran teil. Mann und Frau und ein Dienstmädchen bildeten die ganze Gesellschaft und nun wußte ich, was in diesem Hause fehlte! . . . Das Mädchen hatte sein Geschenk schon in Empfang genommen und sich knixend entfernt. Die beiden Gatten waren alleine.

Sinnend standen sie beide vor dem Baum. Vielleicht lasen sie sich gegenseitig die Empfindungen aus der Seele. Die Frau lehnte ihren dunklen Kopf an die Schulter des Mannes und weinte leise. Er strich ihr mit der Hand über die nassen Augen.

‚Noch immer nicht verschmerzt?' fragte er leise, ‚wir haben doch schon seit Jahren jede Hoffnung aufgegeben.'

‚Wie könnte ich verschmerzen, was meines Lebens Kränkung ist,' . . gab sie zurück. ‚An einem Abende wie dem heutigen, empfinde ich das Weh doppelt und dreifach. Was ist die Ehe, wenn die Kinder fehlen? Das niedrigste Weib ist gesegnet, nur ich bin nicht zur Mutter bestimmt. Wie lange habe ich gehofft und gewartet und mir ausgemalt, wie schön die Zukunft sein würde, wenn einst holde Kinder um uns spielten. Nun ist der Traum ausgeträumt. Wir gehen dem Alter entgegen, aber es ist leer geblieben bei uns. Das Leben aber wird so allmählich wertlos für kinderlose Menschen. Bei der Arbeit fehlt der Segen, in der Häuslichkeit die Freude. Gieb Dir keine Mühe zu leugnen, ich weiß es nur allzu genau, daß Du es ebenso schmerzlich empfindest wie ich.'

Der Mann schüttelte traurig sein Haupt. ‚Ich will nicht leugnen, was zu bekennen keine Schande ist,' erwiderte er. ‚Doch muß man sich ergeben lernen in das Unabänderliche. Es ist Frauenart, mit dem Schicksal zu hadern. Denkst Du, die Erkenntnis fällt mir leicht, unnütz gelebt und unnütz gewirkt zu haben? Manchmal träume auch ich und wenn ich mittags den Heimweg antrete aus meiner Fabrik, da male ich es mir aus, wie das sein müßte, wenn mein Junge jetzt neben mir ginge. Der Kerl wäre ja schon groß, mindestens Sekundaner und klug müßte er natürlich sein und stets der Erste in seiner Schule. Er erzählt mir von dem schweren griechischen Extemporale und auch einiges von seinen tollen Schulstreichen. Ich drohe lachend mit dem Finger. ‚Höre, mein Junge, diesmal lasse ich es noch dabei bewenden, aber das nächste Mal

sollst Du den strengen Vater in mir kennen lernen.‘ Wir kommen nach Hause. Ein lieber Backfisch öffnet uns die Thüre und fällt mir stürmisch um den Hals. Der blonde Zopf ist zerzaust, die Wangen glühen und freudig ruft sie: ‚Komm Mutter, komm schnell, der Vater ist da!‘ .... ‚Na, Weib, weine nicht, laß es gut sein, es hat eben nicht sollen sein.‘

Mann und Frau reichen sich die Hände und betrachten noch lange sinnend den Baum.

Ich aber, liebe Freunde, sage Euch, daß man es nicht gut hat als Weihnachtsbaum bei einem kinderlosen Ehepaar.“

*

„Auch anderswo kann's traurig zugehen, selbst wenn das Kinderlachen nicht fehlt,“ hebt das vierte Bäumchen zu erzählen an. „Es hat fast den Anschein, als hätten wir alle nur Trübes erlebt. Wenn man reden hört von dem schönen, heiligen Abend, stellt man sich die Sache allerdings ganz anders vor. Ist man aber erst selbst dabei beteiligt, ja dann — sieht es eben minder schön aus.

In einem Dachkämmerlein stand ich am Weihnachtsabend auf einem wackligen Tisch. Es war eine saubere, kleine Stube, aber sehr, sehr dürftig sah es darin aus. Eine Nähmaschine mit einem Stuhl davor, der Tisch auf dem ich stand, ein Bett und neben dem Bett eine Wiege, bildeten die ganze Einrichtung. Bei uns war es auch einsam, denn außer einem Mädchen und meiner Wenigkeit war niemand in der Stube. Das Kind, das in der Wiege lag, kann doch nicht mitgezählt werden.

Das junge Weib ist trotz der armseligen Kleidung, die sie trägt, schön und stattlich; eine hohe, üppige Gestalt; ein Kranz von herrlichem, braunem Haar liegt um das frische Antlitz mit den schimmernden Blau-Augen.

Sie geht an die Wiege, wo ein kleiner, pausbäckiger Kerl vergnüglich spielt, hebt ihn auf den Arm und zeigt ihm die brennenden Lichterchen. Das Kind ist schön und blühend, wie die junge Mutter, es sieht ihr auch ähnlich und ist doch anders geartet. Seine Augen sind dunkel, sein Gesichtchen ist schmal und merkwürdig zart sind die Gliederchen.

‚Sieh mal, mein Bübchen,‘ sagt das junge Weib und hebt ihn hoch. ‚Dieses Bäumchen ist unser ganzes Fest für heute. Wir schenken uns gegenseitig nichts. Ich habe nichts für mein Kindlein und mein Kindlein hat nichts für mich. Wir beide bleiben allein am heiligen Abend. Wer sollte uns auch haben wollen? Daheim bei den Eltern giebt es wohl heute ein schönes Fest, einen großen Baum für die Geschwister und gutes Abendbrot mit Fischen und Kuchen. Die Eltern wollen mich nicht sehen, weil ich Dich im Arm halte, mein süßes Büblein. Er, Dein Vater, er will uns auch nicht, ihm bist Du auch einer zu viel.

Weißt Du, Kind, einst war es anders, da wollte er mich wohl, da rannte er hinter mir her, wenn ich morgens zur Arbeit ging, da stand er vor der Thüre, wenn ich abends heim gehen wollte. Da hat er mir täglich gesagt, wie schön ich sei, wie heiß er mich liebe, wie er nur mich lieben wollte und nie mehr eine Andere. Hörst Du es, Kurtchen, nur mich, Deine Mutter, liebte er.

Siehst Du, Kind, da bin ich eines Tages mit ihm gegangen, wußte wohl, daß es Unrecht war und konnte doch nicht widerstehen. Das ahnst Du eben nicht, wie lieb ich ihn hatte, wie fein und wunderschön er war. Da hab ich denn eine Zeit verlebt, wo ich so glücklich war, daß es genug Glück für mein ganzes Leben ist. Ganz unglücklich kann ich nun nie mehr sein.

Ewig hätt' ich so fort leben mögen, aber man sagt doch, nichts dauert ewig auf dieser Welt. Kurt war meiner bald überdrüssig, ich sah es deutlich und konnt' es ihm eigentlich nicht verdenken, wenn es mir auch bitter weh that. Weißt Du, mein Kind, Dein Vater war eben viel zu klug und viel zu fein für mich. Seine Küsse verstand ich wohl, aber seine Worte oft nicht. Blieb ich die Antwort schuldig, so strich er mir lächelnd über's Haar und sagte: ‚Du liebes, stummes Kind!‘

Ich fühlte es genau, wie er sich weg sehnte von mir, und als Du erst erschienst, mein Bübchen, da wurden wir ihm Beide zur Last. Eines Tages erklärte er mir, wir müßten uns nun trennen. Die Rücksicht auf seine Familie geböte das, auch müsse er daran denken, sich zu vermählen. Vergessen würde er mich niemals und wolle auch in Zukunft für uns Beide reichlich sorgen.

Siehst Du Bübchen, diesmal habe ich seine Worte gleich verstanden und noch am selben Tage bin ich mit Dir fort gegangen. Zu sorgen braucht er nicht für uns, ich schlage mich schon mit Dir durch. Laß Dir's nicht bange sein, Kurtchen.‘

Das Kind lachte fröhlich auf, als sollte dies seine Antwort sein auf die Reden der Mutter. Diese herzte und küßte es, tollte mit ihm, dann gab sie ihm sein Abendbrot, brachte ihn zur Ruhe und sang ihn in den Schlaf.

Die wenigen Lichtchen waren längst abgebrannt auf meinen Aesten und still war es im Stübchen. Das junge Weib saß an der Nähmaschine und

keinen andern Laut konnte man vernehmen, als das gleichmäßige Schnurren des Rädchens. Sie nähte ohne Unterbrechung fort, nur ab und zu hob sie ihre Augen von der Arbeit und sah auf die Photographie, die in einem schönen Rahmen an der Wand vor ihr hing. Das Bild stellte einen jungen, eleganten Mann im Reitkostüm dar und quer über die Photographie stand in großer, moderner Schrift geschrieben: ‚Zur Erinnerung an Kurt von Elming!‘“

*

„Kurt von Elming,“ rief der fünfte Baum erstaunt aus und schüttelte erregt seine mächtigen Aeste. „Mit dem Leben dieses jungen Mannes hat der Zufall mich in merkwürdiger Weise in Berührung gebracht. Wie sonderbar ist dieses Zusammentreffen! Hört nur!

Ich kam als Weihnachtsbaum in ein schönes, vornehmes Haus. Den Namen der Familie, der das Haus gehörte, habe ich vergessen, doch waren es feine und reiche Leute. Die Räume waren schön, dabei äußerst behaglich eingerichtet, alles bewies einen gediegenen Geschmack. Unsereins ist am besten in der Lage, die Verhältnisse zu beurteilen. Man erkennt sie eben an den Geschenken, die auf den Tisch gebreitet werden.

Zwei Damen besorgten den Aufbau, sie liefen geschäftig hin und her und ordneten alles ganz allein. Wie ich später erfuhr, waren die Beiden Schwestern und die Töchter des Hauses. Die Eine, kleinere, war verheiratet an einen Baron von T., die Andere war Fräulein Gertrud.

Das Fräulein war mir recht sympathisch, aber hübsch hätte ihr bester Freund sie nicht nennen können. Für meinen Geschmack war sie allzu schlank und ich wurde auch nicht klug daraus, ob sie schon verblüht, oder noch nicht voll entwickelt sei. Es war so etwas Farbloses in ihrem Gesicht, aber sie hatte kluge Augen und Züge, die keineswegs unangenehm genannt werden konnten.

Die beiden Schwestern unterhielten sich sehr ernsthaft. ‚Trude‘, sagte die Baronin, ‚ich bin überzeugt, daß er sich heute erklären wird. Die Eltern erwarten es auch, Du mußt doch bemerkt haben, wie aufgeregt sie sind und fühlen, daß etwas Ungewöhnliches in der Luft liegt. Trudel, sag' mir ehrlich, ob Du ihn auch gerne magst. Sei mir nicht böse, daß ich Dich so offen frage, aber sieh' mal, wenn man selbst schon einige Jahre verheiratet ist, da weiß man erst, welch' ein toller Sprung in's Unbekannte solch' eine leicht geschlossene Verlobung eigentlich ist‘.

Das Mädchen öffnete die schmalen Lippen, als zögere sie mit der Antwort. Endlich sagte sie: ‚Ich bin entschlossen, den Sprung zu wagen. Er gefällt mir. Ob ich ihn liebe, weiß ich nicht. Ich glaube, die Sache mit der heißen Liebe, die liegt mir nicht recht, wenn es denn überhaupt wahr ist, daß es eine giebt. Ich bin eben leider eine kühle, skeptische Natur. Ich will fort aus dem Hause. Du weißt es doch am besten, wie wenig glücklich ich mich hier fühle. Die Eltern meinen es gewiß gut, verstehen mich aber nicht und haben mich nie verstanden. Für sie ist die Welt und die Gesellschaft alles. Sie ahnen nicht, wie grenzenlos ich mich langweile in diesem Kreis und wie oft ich eine Empfindung des Ekels bekämpfen muß. Ja, Dir kann ich es ruhig gestehen, ich ekelte mich, wenn ich sah, wie sie alle mich umwarben, trotzdem ich häßlich bin, trotzdem mein Weibgefühl mir deutlich verriet, daß keiner, auch kein einziger die geringste Empfindung für mich hegte. Genug, genug, ich will nicht davon reden.‘

Sie preßte die Lippen zusammen, als fürchte sie, sich von ihren Worten hinreißen zu lassen. ‚Gertrud‘, wandte die ältere Schwester zaghaft ein. ‚Sage, ist Elming besser oder anders als die Andern? Woran liegt es, daß Du, die Zweiflerin, die kühle Denkerin bei ihm plötzlich alle Bedenken fallen läßt?‘

Eine leichte Röte stieg in das bleiche Antlitz des Mädchens. ‚Du hast Recht‘, sagte sie. ‚Nein, er ist wohl nicht besser und nicht anders als die Andern. Der ganze Unterschied liegt nur darin, daß er eben mir gefällt. Warum sollte ich mich schämen, Dir das zu gestehen? Ich will und muß wohl mich schließlich doch verheiraten. Wenn Kurt nicht besser ist, so ist er gewiß auch nicht schlechter, als die Mehrzahl der jungen Leute. Ich bin nicht gesonnen, mich übertölpeln zu lassen vom Leben. Er gefällt mir und ich nehme ihn mir, bin der Hammer auf diesem Amboß.‘

‚St, st‘, flüsterte die Baronin. ‚Es kommen Leute, man könnte uns hören.‘

Das Gespräch der Schwestern war unterbrochen und ich konnte nichts Interessantes mehr vernehmen.

Zwei Stunden später erstrahlte ich in vollstem Glanze. Viele Menschen waren um mich versammelt, viele Stimmen schwirrten durcheinander. Geschenke wurden verteilt nach allen Seiten. Man dankte, man lachte, man plauderte. Ich kannte niemand außer den beiden Schwestern. Das Fräulein Gertrud schien mir noch bleicher am Abend als am Nachmittage. Unter den Gästen fiel mir ein hübscher, junger Mann besonders auf, der beständig nervös

an seinem schwarzen Schnurrbärtchen zupfte und überhaupt etwas befangen zu sein schien.

Gerade hatte ich ihn etwas aus den Augen verloren, als er plötzlich mit dem Fräulein Gertrud dicht vor mir stand. Die beiden waren allein, die ganze übrige Gesellschaft hatte sich in dem großen Saale zerstreut. Ob dies mit Absicht geschehen war oder aus Zufall, weiß ich nicht.

‚Mein gnädiges Fräulein‘, begann der junge Mann und zog ein Päckchen aus der Tasche. ‚Ich habe mir erlaubt, ein kleines Weihnachtsangebinde für Sie zu wählen. Sie würden mich sehr glücklich machen, wenn Sie es annehmen wollten.‘

Gertrud öffnete das seidene Schächtelchen, das er ihr überreichte. ‚Ein Ring‘, rief sie erstaunt aus und steckte das Reiflein an ihren Finger. ‚Vielen Dank, Herr von Elming. Sehen Sie nur, wie vortrefflich er mir paßt.‘

Er nahm die Hand mit dem Ringe und beugte sich darüber. ‚Fräulein Gertrud, es ist unmöglich, daß Sie den Sinn dieses Spieles nicht erkennen sollten. Wenn Sie diesen Ring von mir annehmen, so geben Sie mir gleichzeitig das Recht, ihn zur gegebenen Stunde selbst an Ihren Finger stecken zu dürfen. Ist es nicht so, Gertrud?‘

Seine Stimme klang warm, doch ohne jede Erregung. Hier standen eben zwei Menschen, die entschlossen waren, sich vom Leben nicht übertölpeln zu lassen. Gertrud erwiderte den Druck seiner Hand. ‚Ich habe den Sinn wohl verstanden, mein Freund.‘ Sie nahm seinen Arm, trat mit ihm in die Mitte des Raumes und sagte mit fester Stimme: ‚Eben habe ich mich verlobt mit Kurt von Elming.‘“

*

Nach dieser Erzählung herrschte einige Zeit tiefes Schweigen unter den Bäumen. Sie sannen wohl alle nach über die verschiedenen Geschicke der Menschen. Nach einer längeren Pause begann der sechste Baum zu sprechen: „Du hast zuletzt von einer Verlobung berichtet,“ hub er an, „und mich ließ merkwürdiger Weise der Zufall einen tiefen Blick in ein Eheleben werfen. Hört nur!

Ich leuchtete als Weihnachtsbaum in einer Familie S. . . Der Name thut übrigens nichts zur Sache. Während der Nachmittagsstunden hatte ich mich orientiert über meine Lage und war recht zufrieden mit meinem Geschick gewesen.

Ich stand in einem hübschen, kleinen Salon, der zwar nicht auffallend elegant, aber doch recht nett eingerichtet war. Der Raum verriet den sogenannten guten Mittelstand der Bewohner, vielleicht sogar einen höheren Stand, denn das Zimmer war mit einer gewissen Koketterie eingerichtet. Frische Blumen, die doch im Winter nicht billig sein konnten, füllten die kleinen Vasen und die einfachen Mullgardinen waren mit rosa Schleifen graziös zurückgehalten. Der Duft von einem unnennbaren Etwas, das doch kein richtiges Parfüm war, umschwebte mich.

Auf dem kleinen Schreibtisch und den Wandschränkchen standen überall Photographieen. Merkwürdigerweise stellten alle dasselbe Original dar. Überall erblickte ich eine junge, hübsche Frau mit mittelgroßer, weicher Gestalt, einem pikanten Gesichtchen mit Stumpfnäschen, vollen Lippen und hoch gebauschtem, welligem Haar. Sie gefiel mir ausnehmend gut und gefiel sich wohl auch selbst, denn in allen denkbaren Arten war sie abgebildet. Einmal sah ich sie in Straßentoilette und kokettem Hütchen, dann im Ballkleide, tief dekolletiert mit reizendem Nacken und Armen, dann, offenbar von einem Kostümfest kommend, als oberösterreichische Bäuerin, dann im einfachen Sommerkleidchen, den Strohhut in der Hand haltend u. s. w. u. s. w. Ich hatte mich so recht in den Anblick der hübschen Photographieen vertieft, als ich das lebende Original zu sehen bekam. Sie war noch reizender, als ich Sie mir vorgestellt, denn ihr Gesichtchen hatte blendende Farben, schöne Augen und das üppige Haar, das den schlanken Nacken frei ließ, war von jener modernen Farbe, die man eben so gut braun wie rot bezeichnen könnte.

Geschäftig lief das kleine Frauchen hin und her, ordnete Päckchen, die sie alle zierlich mit rosa Bändern umwunden hatte (rosa schien offenbar ihre Lieblingsfarbe zu sein), rückte hin und her, lief wieder weg, um noch das Letzte zu holen und musterte dann vergnügten Blickes die nun fertig arrangierte Bescherung. Ich war ganz stolz darauf, daß das hübsche Persönchen alles eigenhändig besorgte und sogar selbst auf den Stuhl stieg, um die Lichter anzustecken.

Nun war alles fertig. Sie eilte zu dem Spiegel, zupfte an ihrem Haar, fuhr mit einer kleinen Puderquaste über das Näschen und musterte ihr Kleid, das einfach war, aber tadellos saß und ihren Wuchs zur vorteilhaften Geltung brachte. Nun schien sie endlich zufrieden mit dem Spiegelbilde, klingelte lustig mit einer kleinen Schelle und öffnete weit die Thüren.

‚Nur herein spaziert, meine Herrschaften, bitte nur herein zu spazieren!‘

Als erste erschienen zwei niedliche Kinder, zwei kleine Mädchen, dann kam ein etwas wohlbeleibter,

kahlköpfiger, aber noch junger Herr, der offenbar der beneidenswerte Gatte des reizenden Frauchens und der Vater der allerliebsten Kinder war. Ihm folgte ein junger Mann, den ich als Maler A. . . und Freund des Hauses kennen lernte, und den Schluß bildeten, wie üblich die beiden Dienstmädchen.

Natürlich wurden die Kinder zuerst beschenkt; sie jubelten laut und fielen der hübschen Mama ein um das andere Mal um den Hals. Dann packte der würdige Gatte seinerseits seine Gaben aus. Er hatte seiner Frau allerlei nette, praktische Sachen für den Haushalt gekauft. Diese schien auch sehr erfreut und umarmte ihn herzlich dafür. Nun aber wollte sie ihm ihr Geschenk, die Überraschung des Tages, überreichen. Sie hatte sich nämlich für den Gatten von dem anwesenden Künstler malen lassen und heute erhielt der Erfreute das Bild. Sie zog die Decke weg und nun stand das Bild da. Es war sehr gelungen und zeigte die junge Frau, wie sie in einem losen weißen Gewande in einem Lehnstuhl saß und sinnend vor sich hin blickte. In der Hand hielt sie einen Strauß roter Rosen.

Das Bild wurde belobt, besprochen und gepriesen. ‚Gnädige Frau‘, sagte der Maler und überreichte eine kleine, eingerahmte Skizze, ‚ich habe nur eine kleine Gabe für Sie, nehmen Sie die schlechten Pinselstriche gütigst von mir an. Ich habe mir erlaubt, sie Ihnen zu verehren. Hoffentlich erkennen Sie die Laube wieder an Ihrem reizenden Häuschen in Schlachtensee.‘

Die junge Frau nahm aus seiner Hand das Bildchen, das ein Stückchen Garten mit einer blühenden, mit roten Rosen umsponnenen Laube darstellte, und um ihre Lippen zuckte es, doch faßte sie sich rasch. ‚Wie reizend, wie entzückend Sie das wieder gemalt haben‘, rief sie. ‚Empfangen Sie meinen wärmsten Dank für Ihre zarte Aufmerksamkeit. Sieh nur, lieber Adolf, wie sinnig uns unser Freund beschenkt hat.‘

Sie reichte dem Maler die Hand, die er ehrerbietig küßte und lehnte sich an die Schulter des Gatten, um gemeinsam mit ihm das Bildchen genauer zu betrachten. Sie sah lieblich dabei aus. Die Kinder drängten sich auch an die Eltern und ich freute mich der schönen Familiengruppe, die so friedlich schien. Oft bekommt man ähnliches nicht zu sehen in dieser häßlichen Welt.

Etwas später begleitete der glückliche Vater die Kinder in ihre Stube. Die Dienstmädchen hatten sich längst entfernt. Die junge Frau und der Maler waren allein mit mir geblieben.

‚Hast Du verstanden?‘ flüsterte er leise und heiß. ‚Ja‘, gab sie ebenso rasch und leise zurück. ‚Wie soll ich Dir danken, daß Du zu Deinem Bilde die Laube gewählt hast, in der wir uns zuerst geküßt haben. Ich danke Dir, mein Geliebter!‘

Der Gatte kehrte zurück.“

*

„Ja, ja, der Schein trügt“, meinte der siebente Baum. „Wie soll unsereins, das sein Lebtag im einsamen Walde gestanden, die Sitten und Unsitten der Menschen verstehen und ihre listige Art kennen? Von ihnen kann man allerdings lernen. Von außen sieht alles so schön aus. Manch einer, der auf der kalten Straße unten steht und oben in den Fenstern die Lichter brennen und den Weihnachtsbaum erglänzen sieht, mag neidvollen Herzens denken, wie glücklich und wie friedlich die sein müssen, die hinter den erleuchteten Fenstern hausen. Ja, Prosit! Ihr irrt, meine Freunde da unten. Das Licht seht Ihr wohl, jedoch nicht den Schatten.

Du erzähltest von einem jungen Weibe, das den Gatten betrog, ich aber hatte Gelegenheit, den Blick in eine Welt zu werfen, wo es gerade entgegengesetzt zuging. Eigentümliche Situationen belauschte ich durch Zufall.

Die Frau Kommerzienrat, in deren Salon ich die Ehre hatte, aufgepflanzt zu werden, war offenbar eine stolze Dame. Sie bemühte sich nicht gerne selbst. Wozu auch? Man hat doch genug Leute zur Verfügung. ‚Liebes Fräulein, Sie sind wohl so freundlich und sorgen dafür, daß alles heute in bester Ordnung ist, daß die Kinder und das Gesinde sich pünktlich um 8 Uhr um den erleuchteten Baum versammeln können.‘

So sprach die Frau Kommerzienrat zu dem Fräulein Elise Schmidt. Ich betrachtete die beiden Damen. Die gnädige Frau hatte sicherlich große Vorzüge und viele glänzende Eigenschaften, aber ein angenehmes Äußere konnte nicht mit dazu gezählt werden. Sie war klein und unmäßig korpulent, ihre Äuglein blickten scharf und stechend aus einem wenig liebenswürdigen Antlitze.

Da gefiel mir das Fräulein Schmidt schon besser. Das Fräulein, das jetzt allein geblieben war und geräuschlos hantierte, besaß eine schlanke, hohe Figur von herrlichstem Ebenmaß, das in dem unscheinbaren, grauen Kleide voll zur Geltung kam, und ihr üppiges, volles Haar umrahmte ein bleiches, interessantes Gesicht.

Fräulein Schmidt war Gouvernante in kommerzienratlichen Hause und ihre Aufgabe war es, über die sorgfältige Erziehung der beiden halb erwachsenen,

wenig schönen Töchter zu wachen. Sie leitete die geistige, seelische und körperliche Ausbildung. Die Frau Kommerzienrat vertraute ihr vollkommen, betonte es aber oft, daß man nach dieser Richtung nicht mißtrauisch genug sein könne.

Als das Fräulein so recht damit beschäftigt war, die vielen Geschenke auf den verschiedenen Tischen mit großem Geschmack zu ordnen, öffnete sich vorsichtig eine kleine Tapetenthüre und ein eleganter Herr trat ein. Er war ein Mann in den sogenannten besten Jahren, schlank und mittelgroß mit leicht ergrautem Haar, das eigentümlich abstach von dem Gesicht, das jung erschien durch die lebhaften Farben und die sinnlichen Lippen.

‚Ich sehe, daß wir allein sind, und das trifft sich ja ausgezeichnet, liebes Kind', sagte er gedämpften Tones. ‚Ich habe später gewiß keine Gelegenheit, Dir meinerseits ein kleines Geschenk zu verehren. Du sagtest doch neulich, Du hättest in dem Fenster eines Juwelengeschäftes Unter den Linden eine Broche aus Türkisen gesehen, die Dich so sehr entzückte. Hier ist sie, hoffentlich gefällt sie Dir.' Er überreichte ihr ein Etui aus weißem Atlas, in dem die kostbare blaue Broche ruhte.

Die Freude der Beschenkten war naturgemäß groß. Sie murmelte etwas von allzu reichem Lohn und ewiger Dankbarkeit, wurde aber in ihrem Herzenserguß durch den Eintritt eines verstohlen lächelnden Dieners unterbrochen.

Pünktlich um 8 Uhr, wie die gnädige Frau es gewünscht hatte, ertönte die Glocke als Signal, daß die Familie sich zur Weihnachtsbescherung versammeln solle. Hell erstrahlten die Lichter auf meinen Zweigen. Die Freude über die erhaltenen Geschenke war allseitig eine große. Jeder war in passender Weise bedacht worden, so auch das Fräulein, das von der Frau Kommerzienrat mancherlei praktische Dinge erhielt, z. B. warme Strümpfe, einen Regenschirm und einen festen, dauerhaften Stoff für ein Kleid. Sie küßte der Gnädigen dankbar die Hand und meinte, alle ihre Wünsche wären erraten worden. Die Dame ihrerseits war gerührt von so viel Dankbarkeit und Bescheidenheit. Huldvoll lächelnd meinte sie: ‚Mein liebes Fräulein, ich schenke prinzipiell nur nützliche Dinge. Was soll Ihnen denn wertloser Kram? Ich hoffe, daß wir auch im kommenden Jahre den Weihnachtsabend gemeinsam verleben und daß Sie sich mit so gutem Erfolge wie bisher der Erziehung meiner Töchter widmen werden.'

Die Frau Kommerzienrat erhielt vom Herrn Gemahl ein Etui aus weißem Atlas und als sie es öffnete, war sie hoch erfreut, denn jetzt besaß sie, was sie sich seit langer Zeit gewünscht: eine Broche aus Türkisen.

Türkisen hatten ihr in ihrer reichen Schmucksammlung stets gefehlt!"

*

Die Bäume lachten, denn die meisten fanden die letzte Erzählung komisch, nur ein Einziger meinte zaghaft, eigentlich wären solche Sachen mehr tragisch zu nennen.

Es entstand nun eine kleine gezierte Pause. Keiner wollte nun mehr sein Erlebnis zum Besten geben. Genau wie die lebendigen Tischredner wollten auch unsere Bäumchen etwas gebeten werden, um schließlich dem Drängen der Versammelten nachzugeben.

So geschah es auch hier. Nach längerem Sträuben begann endlich der achte:

„Freunde", sprach er „Eure Erzählungen klingen alle recht traurig. Hört man Euch, so wäre man fast versucht zu denken, es gäbe auf dieser Welt wirklich kein Glück und keinen Frieden. Ihr habt tief hinein geblickt in das innerste Leben von Hoch und Niedrig, von Arm und Reich und was ihr zu sehen bekommen, war wahrhaftig nicht erfreulich. Ich habe von Euch allen am wenigsten erlebt und doch will es mir scheinen, daß ich der Einzige bin, der ein freundliches Bild entrollen kann. Meine Geschichte ist eigentlich gar keine Geschichte, es kommt nichts besonderes darin vor und alles verlief in alltäglicher, herkömmlicher Weise, wie es sich schickt für einen ehrwürdigen, bürgerlichen Weihnachtsabend.

Die Stube, in der ich prangte, war nicht schön und nicht häßlich, aber jedenfalls war sie sehr behaglich. Die Bewohner schienen mir nicht arm und nicht reich zu sein. Ich schloß auf anständigen Mittelstand und habe mich darin nicht geirrt. Die Hausfrau war eine rundliche, kleine Frau, so etwa um die Mitte der vierzig herum. Den ganzen Nachmittag war sie überaus beschäftigt, putzte, ordnete und wirtschaftete und prüfte immer wieder stolzen Blickes die Geschenke, die sie auf den Tisch sorglich ausgebreitet hatte.

Na, großartig fand ich die Sachen eben nicht. Man hat doch auch im Leben schon was gesehen und versteht sich auf Luxus und feinen Geschmack. Schüsseln, gehäuft mit Aepfeln, Nüssen und Pfefferkuchen gab es in Hülle und Fülle, aber die Geschenke waren doch recht mager. Da gab es Schulbücher und dunkle Anzüge für die Knaben, einen warmen Mantel und eine Puppe für das kleine Mädchen, ein Stück derber Leinwand und einige bunte Schürzen für das Dienstmädchen: gestickte

Hausschuhe für das Haupt der Familie. Den Luxus in dieser einfachen Bescherung vertrat ein rosa Ballkleid, dem man auf den ersten Blick ansehen mußte, daß es für ein Backfischchen bestimmt war und recht geschmacklos im Hause fabriziert worden war. Neben das Ballkleid legte die Hausfrau eine Brieftasche, auf der ein sinniger Kranz Vergißmeinnicht in blauer Seide gestickt war und es dünchte mir, daß sie absichtlich die Brieftasche recht nahe an das rosa Ballkleid heran schob, als ob sie die Beide verbinden wollte.

Viel Unruhe gab es im Hause ob des kommenden Festes. Es wurde gebacken und gebraten und der angenehme Duft von fetten, knusprigen Gänsen und frischem Kuchen drang bis zu mir. Endlich war es Abend und der feierliche Augenblick nahte, in dem ich erstrahlen sollte im Glanze meiner billigen, bunten Lichter.

Die Familie, die recht zahlreich zu sein schien, versammelte sich im Nebenzimmer. Es wurde ein Weihnachtslied mit Klavierbegleitung gesungen, dann die Thüre geöffnet und die Familie trat und stürzte zu mir herein. Außer der Mutter lernte ich noch einen stattlichen, älteren Mann kennen, der der Vater war, dann zwei Schuljungens, die mir recht rüpelig erschienen, ein kleines dickes Mädchen von sechs Jahren, den erwachsenen Sohn, der eben sein Freiwilligenjahr abdiente und schmuck in der Uniform aussah, und ein allerliebstes, dunkelhaariges achtzehnjähriges Töchterchen mit keckem Stumpfnäschen, das sich sofort mit Ausrufen des Entzückens auf das Ballkleid stürzte.

Auch der Eigentümer der gestickten Brieftasche meldete sich. Es war ein gesund aussehender, junger Referendar, Vetter der Familie, der sonst auf dem Lande lebte und jetzt zahlender Gast des Hauses war. Trügten nicht alle Zeichen, so war die Annäherung der Brieftasche an das Ballkleid nicht vergeblich gewesen und es war fast voraus zu sehen, daß hier ein Hausball mit einer Verlobung enden würde.

Bei uns gab es heute Jubel und Freude ohne Ende, selbst die dicke Magd mit den knallroten Armen war überglücklich. Wahrlich, meine Freunde, es war ein gemütlicher Weihnachtsabend. Die Eltern waren erfreut über die Freude ihrer Kinder und blickten mit Stolz auf ihre zahlreiche Nachkommenschaft. Mit besonderer Zärtlichkeit ruhten die Augen auf dem schmucken Soldaten und dem niedlichen Töchterchen, das eben dem Vetter schmollend vorwarf, sie hätte sich fast die Augen verdorben über der mühseligen Stickerei.

Der Vater legte den Arm um die Schulter der Mutter. ‚Na, Alte', fragte er, ‚bist Du heute zufrieden? Ich denke, wir können es wohl sein; gearbeitet und gesorgt haben wir beide uns gerade genug schon im Leben. Lange war Schmalhans unser Küchenmeister. Weißt Du's noch, wie wir kämpften? Denkst Du daran? Jetzt in unserm Alter haben wir die Freude und den Segen der Arbeit und das frohe Bewußtsein, stets unsere Pflicht gethan zu haben. Schließlich kann kein Mensch mehr als das von sich behaupten. Na, Alte, nur nicht weinen, nur keine Rührung! Kinder, kommt zum Abendbrot!'"

Liebe Freunde, meine Erzählung ist zu Ende und Ihr werdet gefunden haben, daß sie uninteressant war. Nachdem wir alle unsere Beobachtungen ausgekramt haben, komme ich zu der Schlußweisheit, daß diejenigen Menschen am besten daran sind, die wenig vom Leben fordern und die still ihren Weg gehen, ihre Pflicht erfüllen, ihren Teil an Arbeit leisten und bescheiden ihre Ernte halten, in der Familie ihr Glück suchen, sich nicht entfernen vom Wege der Pflicht. Bei ihnen findet man den Frieden.

Die Reiche.

Es saß ein Weib zur Mittagszeit
Am Waldessaum, geflickt das Kleid,
Die Hände schwielig, gebräunt das Gesicht,
Im irdenen Topf nur ein einfach Gericht
Und klares Wasser als Labung dazu.
Zwischen Frohn und Frohn bemessene Ruh'.

Doch hielt sie ein Kind auf ihrem Schooß,
Mit Haaren so goldig, mit Augen so groß,
Mit Lippen so schwellend und lächelnd voll Lust,
Das saugte sich Leben aus ihrer Brust.
Sie hat ihn geboren, den rosigen Leib —
Und es dünkte sich arm das thörichte Weib!

F. Ottmer.

Die Burg zu Salzwedel.

In den Bechern schäumet des Weines Gold,
Das Trinklied jauchzt und der Würfel rollt.

Der Wendenfürsten viermalzehn
Darf Albrecht der Bär als Gäste seh'n.

Die letzten sinds, deren trutziger Mut
Dem Bekehrungswerke noch Einhalt thut.

Es haben die Kämpen unverzagt
Sich in des Bären Höhle gewagt.

Der Kopf wird schwer, der Würfel irrt,
Auf Gängen und Sälen es eisern klirrt,

Ein Wende ruft: „Der Wein ist gut!
Doch nimmer herrscht Wein über Wendenmut.

Und wenn Ihr glaubt, das er uns bekehrt,
Herr Markgraf, seid eines Bessern belehrt.

Die Wenden jauchzen, der Markgraf lacht
Ein Lachen, wie Wetterstrahl in der Nacht.

Der Kopf wird schwer, das Auge irr.
Näher erdröhnt der Waffen Geklirr.

Auf springt die Thür; Bewaffneter Flut
Erstickt der verratenen Wenden Wut.

Der Fürstenleichen viermalzehn
Kann der blutige Bär sich zu Füßen sehn. — —

Die Jahre kommen, die Jahre zieh'n,
Achthundertundfünfzig flohen dahin

Seit jener That. Noch heute zu seh'n
Ist das Blut in dem Saal, da der Frevel gescheh'n.

Daß es möglich war, daß ein deutscher Mann
Den Gastfreund verriet, die Burg zeigt es an.

Das deutsche Eichenholz war zu rein,
Es sog das verratene Blut nicht ein.

Wenn ein Deutscher verrät, er verbirgt es nicht:
Die deutsche Erde bringts zu Gericht!

Rudolf Brandt.

Sommernacht.

Im Silberlicht glänzet die Nacht.
Inmitten des flimmernden Sees,
Getragen vom Wellengespiel
Wiegt sanft mich mein schaukelnder Kahn. — —
Wie leicht ist mir!
Was Leben, was Traum?
Was Welle, was Schaum? —
In Seligkeit treib' ich dahin. —
Rings um mich erzittert die Flut.
Leis singt mir der Nachtwind sein Lied;
Im Tanze trägt mich mein Kahn,
Im Tanze zu seinem Gesang.
Vergessen hab' ich die Zeit.
Geschah mir denn jemals ein Weh? —
Ich weiß es nicht mehr.
O Glück des Vergessens, Glück des Verschmerzens,
Was dankt Dir mein zitterndes Herz! — —
O silberne, selige Nacht!
Wie leicht ist mir!
Auf tanzenden Wellen trägt mich mein Kahn,
Auf schaukelndem Schicksal mein schaukelndes Glück.

Hugo Sachse.

Der Sturm.

Die Nacht ist gekommen; da riß sich der Sturm
Von seiner Ruhstatt los.
Der Vogel verbarg sich im Nest; der Wurm
Tief in der Erde Schoß.

Die knorrige Eiche am bergigen Hang,
Der Wald auch stöhnte auf.
Die Wellen im Flusse herrauschten bang,
Vom Sturm gehemmt im Lauf.

Mit züngelnden Blitzen erhellte er rings
Das nachtbedeckte Land.
Mit krachenden, rollenden Donnern gings
Von Wand zu Felsenwand.

Im hohen Gemache der Zweifler ließ sein
Den Zweifel wie den Spott.
Ihm fielen vergessene Worte ein:
„Verschone mich, o Gott!"

In niederer Hütte sind Eltern und Kind;
Sie beten ruhevoll:
„O Herr, Du gebietest dem Sturm und Wind
Und wenn er schweigen soll."

Hans M. Grüninger.

Litterarische Notizen.

— Spemanns goldenes Buch der Weltlitteratur. Ein Handbuch für Jedermann. Berlin und Stuttgart, W. Spemann 1901. Der stattliche Band ist die, im einzelnen allerdings noch nicht einwandfreie, aber doch mit anerkennenswertem Streben und Geschick durchgeführte Ausführung eines guten Gedankens: dem großen Publikum zu bescheidenem Preise eine Uebersicht des Wichtigsten zu bieten, was Jedermann aus dem Bereich der „Weltlitteratur" im Goetheschen Sinne, also aus den einzelnen Litteraturen aller Völker zu wissen braucht. Das Buch erfüllt schon in dieser ersten Gestalt seinen Zweck insoweit, daß es mit gutem Gewissen empfohlen werden darf, aber es ist zu wünschen, daß es in den folgenden Auflagen immer brauchbarer und zuverlässiger werde, und darum begleiten wir die Empfehlung des Buches mit einigen wohlgemeinten Hinweisen darauf, was daran der Besserung bedürftig erscheint. Es ist durchaus verständig, daß für jedes Kapitel ein Fachmann herangezogen wurde, der der betreffenden Materie bereits anderweitig seine Kraft gewidmet hat, nur ist dabei nicht immer die richtige Persönlichkeit gewählt worden. So ist z. B. gleich das erste Kapitel: „Werden und Bildung der Poesie" an einen Bearbeiter geraten, der freilich über Alles, und zwar in des Wortes vollster Bedeutung Alles schreibt, was irgend in das Gebiet der Philologie, Aesthetik und Litteraturgeschichte schlägt, und zwar über Alles mit sehr wenig Gründlichkeit, sehr wenig Sachkenntnis und sehr wenig Geschmack; er hat auch schon eine „Poetik" geleistet, aber dies Buch nimmt doch sogar auch unter seinen Büchern noch eine Sonderstellung ein; es ist das flüchtigste und mit geringster Sachkenntnis abgefaßte in der ganzen stattlichen Bibliothek, die dieser Schriftsteller von beispielloser Behendigkeit der Produktion seit fünfzehn Jahren auf den Büchermarkt geworfen hat. Besagter Schriftsteller ist der Privatdocent an der Universität Kiel, Professor Dr. Eugen Wolff, der „Diktator der deutschen Litteraturgeschichte", wie er kürzlich irgendwo genannt worden ist, weil seine Geschichte der deutschen Litteratur sich in ihrer ganzen Flüchtigkeit und Geschmacklosigkeit nur dadurch erklären lasse, daß er sie binnen wenigen Wochen diktiert habe. Der Witz ist nicht eben zart und geschmackvoll, aber die litterarische Art des Herrn Wolff — und nur mit dieser haben wir es hier zu thun, und nicht mit der Persönlichkeit dieses Autors, von der wir ohne weiteres alles Beste glauben — ist es auch nicht, und für das große Publikum ist diese litterarische Art geradezu ein Schaden. Denn Herr Wolff wendet sich fast immer an das große Publikum, auch in Fällen, wo der Fachgelehrte doch zunächst nach löblichem Brauch die Fachgenossen orientiert. Hier ein Beispiel. Herr Dr. Wolff glaubte vor einiger Zeit Gründe zu haben, zwei anonym erschienene Lustspiele keinem Geringeren, als Heinrich von Kleist zuzuschreiben. Wie nun hätte da ein anderer Gelehrter gehandelt? Er hätte zunächst die einschlägige Litteratur eingehend zu Rate gezogen, was im vorliegenden Falle vollauf genügt hätte, von diesem Glauben zu lassen, oder er hätte doch wenigstens in einem Fachblatt die Notiz veröffentlicht, welchen Fund er gemacht zu haben glaube, und dann die Beurteilung seiner auf den Autor bezüglichen Hypothese seitens der Fachkollegen abgewartet. Statt dessen aber veröffentlichte er in einigen großen Tagesblättern Bruchstücke aus den Lustspielen mit der kategorischen Versicherung, es handle sich um unbekannte Werke von Kleist. Daß die Redakteure diese interessanten Reliquien — man denke: unbekannte Lustspiele von Kleist! — bereitwilligst aufnahmen und gewiß glänzend honorierten, kann ihnen nicht zum Vorwurf gemacht werden, der Herr Einsender ist ja Docent an einer deutschen Universität. Aber als nun der kritische Apparat des Herrn Wolff erschien, da war auch die ganze Entdeckung ins Blaue zerronnen; die Lustspiele sind nicht von Kleist, können es aus inneren und äußeren Gründen nicht sein, und von wem sie nun wirklich seien, wußten die Kundigen bald auch zu sagen In diesem Falle trifft der Schade allerdings weniger das Publikum, als den Ruf, den gelehrte Arbeit sonst mit Recht in Deutschland genießt. Aber in anderen Fällen ist diese Art doch auch im Interesse des Publikums zu bedauern. Herr Dr. Wolff hat ein Buch über Goethe, die bereits erwähnte Litteraturgeschichte und die gleichfalls bereits kurz charakterisierte Poetik geschrieben — die Bücher sind flüchtig, nicht sorglich genug gearbeitet, entsprechen nicht dem gegenwärtigen Stande der Forschung. Wie aber soll dies der Laie wissen und beurteilen können? Er kann höchstens über Stil und Behandlungsweise urteilen, bezüglich der Gediegenheit des Inhalts verläßt er sich auf den Stand des Autors. Es fällt uns, die wir keinerlei persönliche, nur sachliche Gründe haben, uns gegen Herrn Wolffs Art der Popularisierung der Wissenschaft zu wenden, nicht leicht, dies auszusprechen, aber angesichts dieses Kapitels in einem Buche, das eine „Hauskunde für Jedermann" sein soll, erscheint uns dies als Pflicht, nicht zum geringsten Teil auch als Pflicht gegen den Verlag, der hier mit großem Wagemut etwas Gutes und Nützliches anstrebt. Wir geben zu, es ist keine leichte Aufgabe, einen gründlich orientierten Gelehrten zu gewinnen, der mit der vollen Sachkenntnis auch die Gabe verbindet, über „Werden und Bildung der Poesie" (nebenbei bemerkt ist schon der Titel recht kurios; „Bildung" im Sinne von „Entstehung", „Gestaltung") auf 18 Seiten in allgemein verständlicher Form zu berichten; aber das muß doch versucht sein; denn dieses erste Kapitel darf in einer neuen Auflage nicht so oder ähnlich wiederkehren. Um dies des Näheren zu begründen, würden wir annähernd denselben Raum brauchen, den das Kapitel einnimmt. Wir bemerken daher nur kurz: dies Kapitel könnte geradezu als Muster dienen, wie populäre Darstellung nicht sein soll; denn es besteht in buntem Gemisch aus Ansichten und Hypothesen, von denen man immer wieder im Zweifel ist, ob sie der Autor selbst nicht verstanden oder nur nicht verständlich auszudrücken gewußt hat, ferner aus individuellen Meinungen des Verfassers, von denen die Wissenschaft nichts weiß und schwerlich jemals etwas wird wissen wollen, und endlich aus unglaublichen Plattheiten und Gemeinplätzen. Hier einige Beispiele: „Unregelmäßigkeiten (in der Entwicklung der Sprache nämlich), also scheinbare Ausnahmen erklären sich durch Analogiebildung (psychologisch), indem eine Form statt nach den organischen Lautgesetzen nach der Analogie eines anderen, als verwandt gedachten Wortes gebildet wird, z. B. Präteritum mittelhochdeutsch: ich galt — wir gulten, nach Luther; ich beiß — wir bissen, inzwischen ist Angleichung durchgedrungen; oder Genitiv Annas Claras nach Analogie des Maskulinum und Neutrum." Wir fragen: versteht dies „Jedermann", kann er's verstehen?! Aber das ist doch nur unverständlich ausgedrückt, in der Sache unvollständig und zum Teil auch erst Ansichtssache, aber es ist doch mindestens nicht durchaus falsch. Falsch aber ist, wenn wir z. B. über unsere sogenannte „deutsche Schrift" lesen: „Sie ist nicht nur bei den Dänen und Schweden, vielmehr auch bei den Böhmen u. a gebräuchlich." Das versteht „Jedermann", muß „Jedermann" für richtig halten, denn es steht im „Goldenen Buch" und ein Professor sagt es, und dennoch ist es nicht richtig. Einige Zeit gebrauchten diese Nationen, so lange ihr geistiges Leben unter vorwiegend deutschem Einfluß stand, auch die „deutsche Schrift", aber sie thun es heute und thaten es seit einem halben oder vollen Jahrhundert nicht mehr; nur in Dänemark wird die Schrift noch heute ab und zu gebraucht, wenn auch sehr selten; herrschend ist nun auch dort die lateinische Schrift, die „Antiqua." Lernt hier „Jedermann", wenn er sich aus dem Buche Rats erholt, etwas Falsches, so ist ihm mit anderem, was er darin findet, gewiß nicht gedient. So, wenn er eine Charakteristik des Lustspiels sucht und Herr Wolff ihn belehrt: „Immer sucht das Lustspiel die heiteren Seiten des menschlichen Treibens, ja sucht ihm geflissentlich eine heitere Seite abzugewinnen." Um solche Banalitäten zu erfahren, wird der wissensdurstige „Jedermann" nicht mit Unrecht bemerken, brauchte ich doch meine Nase nicht erst in ein Buch zu stecken. Und wie enttäuscht wird er sein, wenn ihm der Abschnitt „Theorie der Dichtkunst" gar keinen, auch nicht den dürftigsten Versuch einer belehrenden, orientierenden Begriffsbestimmung der Poesie bringt, sondern sich nur in dem weisen und tiefen Wort erschöpft: „Zu einer Begriffs-

bestimmung, welche für die gesamte Poesie in ihrer ganzen Tiefe nach all ihren Gattungen aus allen Epochen gültig ist, läßt sich nur durch systematische Betrachtung der gesamten Weltpoesie (nicht nur der Weltlitteratur) gelangen." Was der Kundige dazu sagen wird, ist unschwer zu erraten; ihn wird diese fröhlich-zuversichtliche Art, sich um die wichtigste Aufgabe, die in dem Kapitel überhaupt zu lösen war, herumzudrücken, sicherlich amüsieren, auch daß Herr Wolff von der „gesamten Betrachtung der Weltpoesie (nicht nur der Weltlitteratur)" spricht, also die Weltpoesie für den weiteren, die Weltlitteratur für den engeren Begriff hält, wird ihn nicht wundern; an derlei Stilblüten hat uns Herr Wolff längst gewöhnt. Auch darüber, warum Herr Wolff die Begriffsbestimmung nicht bietet, in der das ganze Kapitel gipfeln sollte, und ohne die es thatsächlich zum unberechtigten Torso wird, wird sich der Kundige nicht lange den Kopf zerbrechen; er findet die anmutige Lösung des Rätsels in der Anmerkung zu dem Kapitel, denn nach einem Hieb auf Scherers „Poetik" heißt es dort wörtlich: „Die Gesetze der Poesie aus einer geschichtlich zusammenhängenden Betrachtung der Weltpoesie unter Berücksichtigung ihrer dauernden Wandlung und Entwicklung abzuleiten, versuchte schließlich Eugen Wolff. („Poetik. Die Gesetze der Poesie in ihrer geschichtlichen Entwicklung");" Nun also! . . . Aber der Unkundige?! „Alle Wetter", wird er sagen, „was ist das für eine Fopperei! Ich bin ja nur eben ein „Jedermann", ich kann nicht die „gesamte Weltpoesie systematisch betrachten"; sondern dazu, um u. a. auch zu erfahren, was Poesie nach dem heutigen Stand der Aesthetik ist, habe ich mir eben das „goldene Buch" gekauft, und nun erhalte ich statt dessen nur eine Warnung vor Wilhelm Scherers und eine Empfehlung von Eugen Wolffs „Poetik". Das ist doch eigentlich nicht der Zweck eines solchen Buches." Man sieht, es giebt sachliche Gründe zu wünschen, daß der Abschnitt bei einer zweiten Auflage des Buches einen anderen und besseren Bearbeiter finde. Anders die meisten folgenden Abschnitte: „Orient und Antike", von Professor Dr. Hermann Schiller, „Englische" und „Amerikanische Litteratur" von Eduard Bertz, sind gute, gediegene populär-wissenschaftliche Arbeiten, nicht minder die Uebersicht der holländischen Litteratur von Lina Schneider, der italienischen und französischen von Dr. Gustav Körting, der spanischen und portugiesischen von Dr. Gustav Diercks, der russischen von Wilhelm Henckel, der ungarischen von Dr. Gustav Heinrich; sie sind nicht alle gleich gut geschrieben, aber alle verläßlich gearbeitet und durchaus zweckdienlich. Ist uns beim Blättern im Buche und bei einzelnen Stichproben hier ein zu überschwengliches, dort ein zu nüchternes Urteil begegnet, so sind dies nur eben subjektive Ansichten, die gar nichts mit der Brauchbarkeit des Buches zu thun haben; auch kleine sachliche Randglossen, die wir zu machen hätten, wiegen nicht schwer. Zwei andere Abschnitte haben uns weniger befriedigt, der über die polnische Litteratur von Josef Graf, weil er gar zu trocken ist, und statt lebensvoller Charakteristik endlose Namensreihen enthält, womit „Jedermann" gewiß nicht gedient ist, und der über die „Kleineren Litteraturen" von einem Anonymus, der sehr weise gehandelt hat, sich nicht zu nennen, denn er schöpft offenbar aus anderen Kompendien, und hat sich dabei oft, sehr oft vergriffen und verschrieben. Auch ist, wenn die Serbo-Kroaten genannt sind, nicht einzusehen, warum die Kleinrussen, die doch ein Genie wie Szewczenko aufzuweisen vermögen, warum ferner die Bulgaren, die Armenier u. a. fehlen. Ein Abschnitt dieses Buches aber, der gleichfalls in diese Reihe gehört, ist deshalb bisher unerwähnt geblieben, weil er viel wärmeres Lob verdient, als alle anderen: es ist die Übersicht der deutschen Litteratur von Professor Dr. Georg Witkowski. Das ist eine vortreffliche Arbeit, geradezu ein Muster- und Meisterstück populär-wissenschaftlicher Darstellung, in der gesamten Anordnung und Behandlung des Stoffs ungemein klar und übersichtlich, in jedem thatsächlichen Detail — wir haben zahlreiche Stichproben vorgenommen — unbedingt zuverlässig, in der Auswahl der Materie taktvoll und verständig, im Urteil gerecht und maßvoll. Es ist eine Arbeit, die jedem Kundigen den höchsten Respekt vor dem Können und der Gewissenhaftigkeit des Verfassers abnötigen muß, und genau das ist, was „Jedermann" braucht, aber dabei im edelsten Sinn populär; Witkowski steigt nicht zu dem belehrungsbedürftigen Leser herab, sondern zieht ihn zu sich empor. Natürlich verhehlt Witkowski seinen eigenen Standpunkt nicht, er neigt zur „Moderne", aber er ist, was auch der Litterar-Historiker nicht entbehren kann und vielleicht gerade dieser von allen Geschichtsschreibern am wenigsten, ein Mann von ausgeprägt historischem Sinn. Seine anspruchslose Arbeit vermag das Publikum besser zu orientieren, als mancher dickleibige, anspruchsvolle, geistreiche oder geistreichelnde Wälzer, der trotz allen Geistes mehr Fehler und Ungerechtigkeiten als Seiten enthält. Die Verlagshandlung wird gut thun, bei künftigen Auflagen diesen Abschnitt zu erweitern, hingegen den über „Das Buch" einzuschränken. Von den drei Kapiteln dieses Abschnitts kommt nur das erste: „Die Hausbibliothek", einem Bedürfnis entgegen, erfüllt es aber auch nur bei entsprechendem Ausbau, jetzt ist es zu dürftig; die folgenden Kapitel: „Der Buchhandel" und „Die Buchtechnik" sind unseres Erachtens in diesem Buche entbehrlich. Die Abschnitte über „Publizistik" von Dr. Ludwig Salomon, und „Das Theater" von Dr. Robert Hessen sind brauchbare Arbeit; hingegen machen die paar Aphorismen über „Dichter, Bücher und Leser" das Kraut nicht fett; fehlt es an Raum, so mögen sie lieber ganz wegbleiben. Der letzte, gleich dem ganzen Buche mit zahlreichen Porträts geschmückte Abschnitt über „Schriftsteller der Gegenwart" hat offenbar unter der Hast der Zusammenstellung gelitten; die Behandlung ist eine recht ungleichmäßige; bei dem einen Autor fehlen die bibliographischen Notizen ganz, bei dem anderen werden sie vollständig, bei dem dritten lückenhaft gegeben; das Gleiche gilt von den kritischen Notizen. Auch wird der Bearbeiter dieses Teils, Herr Victor Ottmann, dem es ja gewiß an Fleiß und gutem Willen nicht fehlt, bei künftigen Auflagen immer daran denken müssen: es ist eine „Hauskunde für Jedermann". Wenn sich „Jedermann" z. B. über Julius Wolff orientieren will, und bei Witkowski ein maßvolles, unseres Erachtens zutreffendes, aber ablehnendes Urteil, bei Ottmann einen Dithyrambus findet, was fängt er damit an?! Auch in der Auswahl der Porträts wird einiges zu bessern sein; ein unbedeutender Wiener Feuilletonist, Herr Balduin Groller, schien Herrn Ottmann dieser Auszeichnung würdig, aber Max Dreyer nicht. Alles in Allem aber: Möge es bald zu einer zweiten Auflage kommen; das Buch verdients.

Neue Bücher.

Nachstehend verzeichnete Bücher sind der Redaktion zur Rezension zugekommen:

Jacobowski, Ludwig. Glück. Ein Akt in Versen. Minden i. Westf. J. C. C. Bruns Verlag. 1900.

Gunt-Herr, Gernot. Heidelberger Lieder. Stuttgart. J. B. Metzlerscher Verlag. In Kommission. 1900.

Itzenott, Marie. Argarè. Aus einem Tagebuche. Minden i. Westf. J. C. C. Bruns o. J.

Paulus, Eduard. Drei Künstlerleben. Tilmann und Riewenschneider. Erwin von Steinbach. Michelangelo. Dichtungen. Stuttgart. J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger. 1900.

Warncke, Paul. Snurrig. Süd. Snaksche Snurren ut Stadt un Land. In Runals. Leipzig. R. Voigtländer's Verlag. o. J.

Bruns, Max. Laterna Magica. (Ein Anti-Phantasus.) J. C. C. Brun's Verlag. Minden 1901.

Bleibtreu, Karl. Byrons Geheimnis. Drama in 5 Akten. Zürich und Leipzig. Th. Schröter. 1900.

Hamerlings Werke. Ausgewählt und herausgegeben von Dr. Michael M. Rabenlechner. Lfg. 1. Hamburg. Verlagsanstalt und Druckerei A.-G.

Schumacher, Tony. Was ich als Kind erlebte. Stuttgart und Leipzig. Deutsche Verlags-Anstalt. 1901.

Redigiert unter Verantwortlichkeit des Herausgebers Karl Emil Franzos in Berlin. — Nachdruck auch im Einzelnen ist untersagt und wird strafgerichtlich verfolgt. — Verlag der Concordia Deutsche Verlags-Anstalt in Berlin. — Druck von W. & S. Loewenthal, Berlin C.

Gedichte

von

Gertrud Klett.

Traum meiner Liebe . . .

Traum meiner Liebe du — dich will ich träumen,
Wie man Erlösung träumt und Ewigkeiten
Und einen Gott, deß Name Friede ist.

Vorüber an meinem Traum
Geh', Tag, mit deinem schmerzenden Licht,
Und Leben mit deinem Rausch!
Sind wir nicht alle, wir Erdentstammten,
Blindgeboren — von fühllosen Händen
Blinden Geschickes gezerrt und gestoßen
Über Höhen und Tiefen — durch Nacht und durch Sonne?
Sind wir nicht alle Schläfer?
Was bleibt uns vom Leben, dem unverstand'nen,
Dem unfaßbaren und unerfahlen,
Wenn nicht der gold'ne Duft des Traums?

Traum meiner Liebe du — dich will ich träumen,
Wie man Erlösung träumt und Ewigkeiten
Und einen Gott, deß Name Friede ist!

Wer hat mich geweckt?

Heut' früh, im ersten Morgengrauen,
Da hat's mich aus dem Schlaf gerissen.
Ich sah den Mond durchs Fenster schauen,
Sein müder Schein schlich über die Kissen —,
Es war so einsam im stillen Zimmer,
Und doch ein seltsam gespenstischer Schimmer —
Mein Herz, das klopfte wild und erschreckt:
Wer hat mich geweckt?

So heiter hatt' ich die Augen geschlossen —
So ruhgetragen — so voller Frieden.
Und alles Heil, das ich einst genossen,
Und alles Leid, das mir je beschieden,
Und alles Wünschen und alles Verlangen
War schlafen gangen.

Und das Erwachen! Das fahle Dämmern,
Des Herzens angstgequältes Hämmern,
Ein Schmerz, als wollt' er mich ersticken,
Und alles im Schweigen der Nacht versteckt —
Ich such' umher mit wirren Blicken:
Wer hat mich geweckt?

Und plötzlich kommt es über mich!
Du bist's — Dich konnt' ich vergessen — Dich!
Ich dachte, mein Leben flöße zu Ende,
Still, wie im Herbst die Blätter fallen —
Und vergaß meines Schicksals herrische Hände —
Und hörte nicht durch das Dunkel hallen
Den unablässigen, ewigen Ruf
Des Willens, der mein Dasein schuf!

Nun stehst Du dort, in der finstersten Ecke —
Lautlos, die Maske vor dem Gesicht —
Und wie ich bäume, und wie ich mich recke,
Ich entgehe Dir nicht — ich entfliehe Dir nicht!

Du grausame Liebe — bist Du gekommen,
Einzufordern was Dir gehört?
Und hast mir meine Ruhe genommen,
Und hast mir meinen Frieden zerstört!
An Dich gerissen hast Du mein Leben
Und hüllst in Schweigen und Dunkel die Beute.
Das Rätsel, das Du mir aufgegeben,
Ich löst' es nicht gestern, ich lös' es nicht heute
Ewig bleibt es im Dunkel versteckt:
Wer hat mich geweckt?

Nachtwanderung.

Rastloses Sehnen treibt mich durch die Gassen —
Rastlose Glut durchloht mich Schritt um Schritt —
Die Himmelslichter ziehn, die stummen, blassen,
Gleich müden Seelen auf der Irrfahrt mit.
Ich wand're ohne Ziel durch Nacht und Schweigen
In blindem Suchen zog mein Sehnen aus.
Und wenn die Sterne sich dem Morgen neigen,
Find ich, wie immer, mich vor Deinem Haus!

Der Stern.

Es löste ein Stern sich aus goldenem Reigen,
Er sank — und verlöschte in Dunkel und Schweigen.

Wer bist Du? Ein stolzer Prometheusgedanke,
Der droben zerschellte an ewiger Schranke?
Ein Traum, der sich glühend zum Himmel erhoben,
Ein leuchtend Phantom, beim Erwachen zerstoben,
Ein Liebesverlangen, das heiß sich erfüllte
Und heimlich in nächtige Schleier sich hüllte,
Ein irrendes Seelchen, das, matt und verwundet,
Im Tode zur endlichen Ruhe gesundet?
Oder ein Nichts, das in tändelndem Spiel
Den lässigen Händen des Schicksals entfiel —?

Es löste ein Stern sich aus goldenem Reigen,
Er sank — und verlöschte in Dunkel und Schweigen.

Genesung.

Still und hehr — auf weißen Schwingen
Schwebst Du zu der Erde nieder —
Senkst Dich, süß, wie Gottesodem,
Auf die tränenkranken Lider.

Quell aus Gottes heiligem Herzen,
Liebe, Licht vom ewigen Licht —
Führst mich aus der Welt der Schmerzen
Vor Allvaters Angesicht.

Breitest Deine weißen Schwingen
Heilend über alle Wunden,
Und durch meine Seele flutet
Mild ein seliges Gesunden.

Ahasver.

Friedlos und rastlos durch die Welten suchend
Die Rast, die er dem Welterlöser wehrte,
So wandert Ahasver, der gottverfluchte.
An seinen Sohlen brennt der heiße Staub
Zertretener, zerschmetterter Geschlechter,
Und über Schatten ungezählter Seelen,
Aus denen, wie aus seiner eignen Pein,
Das kranke Seufzen nach Erlösung steigt,
Peitscht unbarmherziger Fluch den matten Fuß.

In seinen Augen glüht der heiße Brand,
Der thränenlose, ungezählter Thränen,
Um jene Eine große Schuld vergossen,
Die unsühnbar das schwarze Haupt erhebt.

So wandert Ahasver, der weltverfluchte. —

Sprich, Seele, stand vor Deinen dunkeln Thoren
Nicht einstens auch der große Welterlöser?
Und heischte Einlaß mit des Lichtes Stimme?
Und stand und harrte vor den dunkeln Thoren,
Die dunkel blieben, dunkel und verschlossen?
Sein Bild entschwand im Licht des ewigen Tages.
Er, der Erlöser, steht auf gold'nem Thron
Und hält die Sonne über alle Erde.
Dich aber peitscht das Suchen durch die Nacht —
Du tastest blind durch Welt und Ewigkeit
Und suchst vergebens.

Und mußt so rast- und friedlos ewig wandern,
Und Deine Thränen löschen nicht die Schuld
Die unsühnbar das schwarze Haupt erhebt.

Schweigen.

Müd und dunstig ist die Sommernacht,
Schwerer Schlummer liegt auf allen Zweigen,
Nicht ein Himmelsauge auf der Wacht.
Wie ertrag ich Dich, Du großes Schweigen?

Da noch Licht und Glanz auf Erden lag
Hob ich meine Hände auf zum Tag.
Er versank und sprach im Niedersteigen:
Harre, Sehnsucht, auf das dunkle Schweigen!

Und ich barg die Gluten still und tief,
Sah des Lichtes Fakel jäh sich neigen,
Sah, wie sonnenmüd der Tag entschlief,
Eingewiegt von feiertrunk'nem Schweigen.

Und nun steh ich einsam auf der Wacht,
Harrend, daß die Götter sich mir zeigen,
Ach, vergebens meine Liebeswacht,
Und kein Laut dringt durch das große Schweigen!

Nachtgedanken.

Hinter Wolken ist der Tag versunken;
Sterne steigen auf in hellen Funken.

Durch das Dämmer kommts mit schwerem Hauche;
Weiße Blüten stehn am schwarzen Strande.

Dunkel rauscht die Flut. Die Wogen schwellen.
Weiße Schwäne zieh'n auf schwarzen Wellen.

Also zieh'n durch meines Lebens Kranken
Meiner Liebe leuchtende Gedanken;

Also spielen durch die Nachtgelände
Meiner Seele Deine weißen Hände.



Das Tröstliche.

Erzählung von Georg Bormann.

(Fortsetzung.)

War es doch, als ob der Großvater noch dies hätte beschicken müssen, ehe er ruhig von hinnen gehen konnte. Eines Mittags erhob sich der anscheinend Gesunde von Tisch, wie es schien, von einem leichten Unwohlsein befallen. Er legte sich nieder, um nicht wieder aufzustehen. Nach wenigen Tagen berief er uns, meine Eltern und mich, an sein Sterbebett, in dem er aufrecht mit klarem Auge und klaren Sinnen saß. Er legte noch einmal seine Hand auf die geschlossenen Hände meiner Eltern, sah meine Mutter innig dankend an und küßte mich ein letztes Mal auf die Stirn. Dann bat er uns, ihn allein zu lassen; er wolle ein wenig schlafen. Als wir wieder eintraten, war er in eine andere Welt hinübergeschlummert.

Claire mußte innehalten; nach einer Weile erst fuhr sie fort: „Nun meine Mutter das entscheidende Wort gesprochen hatte, war sie ihrem Manne die beste Frau. Dankbarkeit und ein starkes Pflichtgefühl erleichterten ihr ihre Aufgabe. Sie war rastlos von früh bis spät thätig, und ihre körperlichen Kräfte konnten wohl kaum dem inneren Antriebe Genüge thun. Des Abends fand ich sie oft todmüde, wenn ich sie zuweilen in kindlichem Egoismus noch für mich in Anspruch nehmen wollte, und ich sah doch auf Schritt und Tritt, wie gerne sie mir den Großvater ersetzt hätte.

Ich war schon wieder ein Jahr älter geworden und beobachtete manches, was mich heiß wünschen ließ, mehr und mehr die Gehülfin der Mutter zu werden, da wurde mir ein Bruder geboren, dem ich nun, mit der Mutter vereint, meine herzliche Sorgfalt zuwandte. Die Mutter blieb lange schwach, und meine früher gehegten kindlichen Vorsätze wurden auf eine ernste Probe gestellt. Als sie aber wieder ganz genesen war, hatte gerade diese Zeit ein neues festes Band um uns geschlungen, das nun auch den Bruder mit umfaßte. Die Mutter schien jetzt wieder, in ruhigeren Zeiten, wenn sie uns beide neben sich hatte, wie von einem Strahl des Glückes verklärt. Heut weiß ich wohl, was im Grunde ihrer Seele ruhte: sie konnte meinen Vater, ihren ersten Mann, nicht vergessen.

Trotzdem war ihre zweite Ehe nicht etwa eine unglückliche. Mein Stiefvater that alles, was er ihr an den Augen absehen konnte und wußte die treue Obhut zu schätzen, in der er jetzt Haus und Hof lassen konnte, wenn er fern war: und das geschah oft. Aber eine verhängnisvolle Eigenschaft bestimmte zuweilen seine Entschlüsse — die auch wohl schon dem Großvater Sorge gemacht — eine wie aus einem Vulkan aufsteigende Leidenschaft, die deshalb um so gefährlicher wurde, weil sie sich unter Umständen zu einer Hartnäckigkeit verdichtete, die jeden anderen mildernden Einfluß zurückwies. Und meine Mutter war das Maß selbst. Während mein Großvater, obgleich er eine Herrschernatur war, wie ich schon sagte, eine Milde und Abgeklärtheit zeigte, die gewiß nur zum Teil eine Folge seines Alters war, erschien sein jüngerer Sohn, auch in seinem Äußeren, ihm ganz unähnlich.

Mein Großvater steht mir noch heut vor Augen als der den Dingen der Welt gegenüber ruhig in sich gefaßte, in jeder Lebenslage zuverlässige Mann. Mein Stiefvater wurde leicht aus dem Gleichgewicht geworfen, und sein unruhiger Thätigkeitsdrang wählte dann oft falsche Wege, um das Bedrohte zu schützen oder das Verlorene wieder einzubringen. Er war mit seiner dunkeln Gesichtsfarbe, dem schwarzen Haar und Bart der Typus des Südfranzosen, und die Leidenschaft seines Geschlechtes, von der dasselbe im guten und bösen Sinne in seiner Geschichte Zeugnis gegeben hatte, schien sich in ihm noch einmal gesammelt zu haben. Vielleicht gerade um des Gegensatzes willen liebte er meine Mutter so, die seiner Zeit gerade durch die Heftigkeit seiner Werbung abgestoßen worden war.

Das alles haben mir erst zurückgelassene Briefe erklärt, denn ich habe nur einen gütigen Vater gekannt, und meine Mutter hat uns nie einen anderen kennen gelehrt. Aber das Ende der sechziger Jahre

brachte, durch verhängnisvolle äußere Umstände veranlaßt, die ersten Erschütterungen unseres Haus- und Familienfriedens.

Ich war schon längst die Freundin meiner Mutter und mein Bruder ein hübscher Knabe voll Heiterkeit und guter Gaben geworden, als der Vater wieder einmal lange Zeit von Hause abwesend blieb. Wir hörten von Mißernten auf unseren Weingütern, hervorgerufen durch nicht zu bekämpfende Krankheit der Rebe. Der Vater kam düster und niedergeschlagen zurück, die Mutter ging sorgenvoll umher. Das aber war erst der Anfang unseres Leids. Es wurde das kommende Jahr nicht besser; ich fürchte, es traten verfehlte Spekulationen zu dem Verlust der vorhergehenden Jahre, und die Neigung des Vaters, sich in solchen Zeiten zu betäuben, wurde durch manche Gewohnheit der Geschäftspraxis begünstigt und machte der Mutter schweren Kummer. Sie litt in dieser Zeit sehr, zumal sich dazu noch das drückende Bewußtsein gesellte, daß jetzt manches geschah, was ihr verheimlicht blieb, denn der Vater vermied mehr und mehr eine deutliche Aussprache mit ihr in dem Gefühl, nicht mehr wie früher im Besitz ihres Vertrauens zu sein. Endlich erfuhr sie, daß er in Verbindung mit anderen Männern, denen er besser fern geblieben wäre, einen neuen Spekulations-Ankauf gemacht, auf den er nun in seiner aufschnellenden Hoffnungsseligkeit alles Vertrauen setzte.

Die Mutter war wenigstens froh, zu wissen, um was es sich handelte, denn die eingeleitete Unternehmung schien in der That auf gesunder Grundlage zu ruhen. Da tauchten plötzlich Kriegsgerüchte auf, und der eben mühsam gewonnene Frieden unseres Hauses erschien von neuem bedroht. Der Vater ging in furchtbarer Aufregung umher. Die Kriegserklärung traf ihn wie ein Donnerschlag, denn die Berechnungen für die nächste Zukunft brachen dadurch in einem Augenblick zusammen. Nach einem kurzen thörichten Siegestaumel auf französischer Seite waren wir in den Grenzlanden schon von einem Einmarsch des Feindes bedroht; die nächsten Tage konnten blutige Entscheidungen herbeiführen. Der Vater, der in dumpfem Brüten dagesessen, sprang auf und bestimmte in einer Weise, die keinen Widerspruch duldete, daß wir Kinder und die Mutter uns mit dem nächsten Zuge nach Basel begeben sollten. Mit Mühe erlangte die Mutter, die den aufgeregten Mann nur zu genau kannte, daß mein Bruder an seiner Seite bleiben sollte. Sie hoffte von ihm, dem der Vater sehr zugethan war, einen beruhigenden Einfluß auf ihn. War doch wenigstens jemand da, mit dem sich der fieberhaft erregte Mann in jedem Augenblick aussprechen konnte, auf dessen Nachrichten vom Stande der Dinge wir von Stunde zu Stunde rechnen durften.

So kamen wir in übereilter, fast fluchtähnlicher Fahrt in Basel an, wo wir froh waren, alsbald in einer düsteren Straße der alten Stadt, nahe dem Rhein, ein Unterkommen zu finden. Die Mutter war von den Aufregungen der letzten Zeit aufs äußerste erschöpft, so daß ich zunächst froh war, mich mit ihr in diesem Winkel geborgen zu wissen. Ach, ich wußte ja nicht, was dieser unselige Krieg mir noch alles rauben würde!"

Wieder hielt das junge Mädchen inne, von furchtbaren Erinnerungen bewegt, und Heß saß vor ihr, traurig in die kummervollen Züge blickend und wagte kaum zu atmen. Was würde noch kommen? Jetzt, wo er, wie nie in seinem Leben, zu helfen wünschte, sollte ihm zu bleiben und zu helfen nicht vergönnt sein? —

„Am Morgen des 4. August waren wir an unserem Ziel," fuhr Claire in ihren Mitteilungen fort. „Noch an demselben Tage kamen erst unsichere, am anderen aber überzeugende Nachrichten zu uns von einem Siege des Kronprinzen von Preußen über die Unsrigen bei Weißenburg. Die arme Mutter geriet in namenlose Aufregung. Wenn wir auch nicht an ein weiteres Vorrücken des deutschen Heeres glaubten, wie mochte es jetzt zu Hause aussehen? Der Krieg mit all seinen Schrecken war nun über unsere Lieben und unsere Heimstätte hereingebrochen!

Und von jetzt ab blieb es bei den unsicheren, aber um so aufregenderen Gerüchten, die sich oft gänzlich widersprachen. Vom Vater, von unserem Knaben, um den wir beide in Herzensangst bangten, kam keine Nachricht. So vergingen die beiden folgenden Tage in namenloser Qual, in einem Auf und Ab von Befürchtungen und Hoffnungen, das fast schlimmer war, als eine furchtbare Gewißheit. Wenn die Mutter erschöpft ruhte, bin ich dann von Zeit zu Zeit auf wenige Minuten hinuntergeeilt, um vielleicht eine neue Nachricht zu erhaschen. Welche Erquickung war es mir dann, ein paar Atemzüge auf der Rheinbrücke zu thun und mit meinen Augen dem unter den Pfeilern dahinschießenden Strom zu folgen, der mit Gewalt und Tosen aus der Enge der Stadt wieder hinausstrebte ins Freie. Am dritten Tage hörten wir von neuen französischen Niederlagen, bis wir endlich die Siege des deutschen Heeres bei Wörth und Spichern und die vollständige Auflösung der französischen Armee unter Mac Mahon nicht mehr bezweifeln konnten.

Wenn die Mutter dazu im stande gewesen wäre, wir hätten versucht, nach Hause zu kommen. Das aber verbot sich von selbst, und am Abend des achten hatten wir auch endlich eine Nachricht von zu Haus. Es waren nur wenige Worte von der Hand eines alten Freundes meines Großvaters, der, vom Geschäft zurückgezogen und alleinstehend, nur wenige Häuser von unserem väterlichen Grundstück wohnte. Er schrieb: „Komme übermorgen selbst und bringe Antoine mit; alles andere mündlich. Wenn irgend möglich, nehme ich Euch dann mit hierher!"

Die kurze Nachricht gab uns neue Lebenskraft. Wir würden ja nun hören; wir konnten zurückkehren, und unser Knabe kam selbst. Diese Nachricht war für die Mutter die beste Arznei. Daß der Vater jetzt nicht abkömmlich war, bedurfte keiner Erklärung.

Am Abend des zehnten, als wir sie kaum mehr erwarteten, trat unser alter Freund mit dem Bruder bei uns ein. Der Knabe hing lange wortlos am Halse der Mutter; er war ebenso erschüttert wie sie.

‚Und nun dankt Gott, Frau, daß Ihr ihn wiederhabt!' sagte jetzt der alte Mann mit ernster Stimme, der bis dahin nur ein stiller Zeuge des Wiedersehens zwischen Mutter und Sohn gewesen war. ‚Danket Gott,' sagte er noch einmal, ‚und füget Euch andererseits in das, was er Euch auferlegt hat. Es hätte leicht, bei eines Haares Breite, noch anders kommen können. Euer Haus, aus dem thörichter Weise auf die eindringenden Deutschen geschossen worden war, wurde vom Feinde gestürmt, und Euer Mann —'

‚Ist tot!' schrie die Mutter auf und sank dann weinend zusammen, indem sie sich an den Knaben klammerte, als wenn er ihr noch entrissen werden sollte.

‚Ist tot,' antwortete der alte Mann bestätigend, ‚und wir haben ihn schon begraben müssen. Er war nicht zu warnen,' setzte er traurig hinzu. ‚Die Leidenschaft riß ihn fort und steigerte sich bis zur Verwirrung, so daß er beinahe den Knaben mit in den Tod gerissen hätte.'

Und nun erfuhren wir in sich ablösenden und sich ergänzenden Mitteilungen des alten Freundes und meines Bruders die ganze entsetzliche Wahrheit der Vorgänge der letzten Täge. Lassen Sie mich kurz sein; die Erinnerung an die Einzelheiten zerreißt mir noch heute das Herz.

Der Vormarsch der feindlichen Heere im Zusammenhang mit den letzten Schlägen, die ihn schon durch den Ausbruch des Krieges betroffen hatten, trieben den Vater in eine bis zur Verzweiflung gesteigerte Wut. Als nun am Tage der Schlacht der Kampf um die Stadt eine Zeitlang unentschieden hin- und herschwankte, bewaffnete er sich mit anderen gleichgesinnten Einwohnern und leistete dem Feinde an der Seite der französischen Truppen hartnäckigen Widerstand. Bei einem erneuten Vordringen der Deutschen mit überlegener Macht wurde unser Haus als eines der ersten gestürmt. Der französische Offizier, der bis dahin die Verteidigung geleitet hatte, drängte die Männer, die nicht Soldaten waren, zur Flucht. Mein Vater eilte durch den Garten. An der Grenze desselben, als er eben die Landstraße überschreiten wollte, traf ihn eine feindliche Kugel und warf ihn zu Boden. Man fand ihn auf dem Angesicht liegend; der Tod muß sofort eingetreten sein.

So elend mußte der Vater enden, der doch im Grunde so gut zu uns war, und meinen Bruder hat nur ein Zufall und das Mitleid eines deutschen Soldaten oder, wenn Sie wollen, ein Wunder gerettet."

„Ein Wunder," sagt Heß leise und überzeugt, so daß Claire einen Augenblick zu ihm aufsah.

„Sie haben recht," sagte sie, „nur ein Wunder konnte ihn retten. Denn da wir von Basel in unser Haus zurückkehrten, fanden wir überall die Wirkungen eines barbarischen Angriffs."

„Nicht vielleicht mehr die Folgen einer unbesonnenen und nutzlosen Verteidigung?" wagte Heß der Zürnenden entgegenzuhalten.

Sie schien seine Worte zu überhören.

„Die furchtbaren Zeiten, die Erschütterungen, die wir hatten durchleben müssen, die Unsicherheit unserer Gegenwart und Zukunft und die vorderhand noch untilgbaren Spuren eines grausamen Zustandes in Haus und Garten und rings um uns her — das war zuviel für die Widerstandskraft der erschöpften Kräfte meiner armen Mutter. Sie verging uns, trotz aller Angst und Sorgfalt, unter den Händen — und sechs Monate später, im kalten Winter, fielen die harten Schollen auch auf ihren Sarg.

O dieser Krieg, dieser entsetzliche Krieg! Wie eine Faust ist er in mein Dasein gefahren und hat zerstört, woraus sich mein Leben und Hoffen erbaute. Der Vater so elend dahingerafft; die Mutter zerbrochen und tot; die Stätte, wo ich mit dem Bruder groß geworden, wo unsere teuersten Erinnerungen hafteten, verstört! Wir sind daraus vertrieben, der eine ist hier-, der andere dorthin geworfen; weiß Gott, wo wir uns je wieder zusammenfinden! Und glauben Sie nicht, daß ich es, trotz aller Schönheit der Natur an diesem Ort, oft bitter empfinde, daß ich gerade hierher, gerade

nach Potsdam durch mein Geschick verschlagen worden bin? — Wie habe ich schon als Kind bewundernd gestanden, wenn diese stolzen Garde-Regimenter des Königs von Preußen an mir vorüberzogen. Das Land, das ich mein Vaterland nennen muß, von dessen Schönheit und Machtfülle ich aus dem Munde des Großvaters so viel vernommen habe, weint um die verlorenen Provinzen, und mir ist es oft, wenn Augenblicke kommen, wo ich mich hier wie heimlich geborgen fühle, als ob ich mich schämen müßte. Ach, ich weiß, Jugendeindrücke sind ja so mächtig; sie haben mir auch dies Land, diese Stadt lieb gemacht, wo meine Mutter in ihrer Jugendfrische mir noch vor der Seele steht! Aber muß ich nicht, wenn ich mich hervorwage aus diesem Versteck, die Augen überall schließen, damit sie nicht, wie an einem Centralpunkt, hineinsehen in den großartigen Organismus einer Armee, die unsere Heere, eins nach dem anderen, niedergeworfen hat? —

Glauben Sie mir, mein Freund, dieser Zwiespalt meines Herzens ist oft ebenso schlimm wie die Trauer über meine jüngste Vergangenheit. Und niemand entreißt mich dieser Verwirrung. Meine gute, alte Freundin würde meine Gefühle kaum verstehen, und ich möchte nicht undankbar erscheinen. Darum danke ich Ihnen, daß Sie mir ein geduldiger Hörer waren. Mir ist leichter geworden, da ich einmal zu jemand sprechen konnte, der mich nicht nur hören, sondern vielleicht, aus alter Freundschaft, auch verstehen wollte.“ — — — —

Am anderen Morgen früh stand Heß noch wie in dumpfer Betäubung von dem, was er gestern vernommen, in seinem Zimmer. Draußen war wie sonst die ihn so anheimelnde kleinstädtische Ruhe, spannte sich wie gestern ein reines Blau über Lustgarten, Havel und die jenseitigen Höhen: aber der Hauch, der vom Fluß zu ihm herüberkam, konnte ihn heut nicht beleben. Seine innere Welt war durch einen unerwarteten Schlag zertrümmert, und dieser Schlag hatte auch ihn betäubt, so daß er fassungslos dem Unbegreiflichen gegenüberstand und sich nur mühevoll wieder zurechtfinden konnte.

Da mit einem Mal erhob er das Haupt und ließ es dann wieder tief sinken. Das Glockenspiel dort oben auf dem Turme forderte zum Lobe des Herrn auf, und die Worte der ehernen Zunge schlugen an seine Brust, ohne wie sonst den frohen Widerhall darin zu wecken.

Er beugte nur das Haupt noch tiefer.

Ihm war, als höre er den Schritt jener unfaßbaren Macht, die uns niederwirft und uns aufrichtet, die aber kein Warum duldet.

Soviel stand fest: Der Stern am Firmament seines Daseins, dem er nachgewandelt in einem seligen Traum — er war, da er am hellsten, am verheißungsvollsten zu leuchten schien, erloschen. Wo er gestanden war Nacht, und Nacht war ringsumher.

Alles, was er gestern gehört, legte sich trennend zwischen sie und ihn. Eine unselige Verkettung der Dinge schied sie für immer. Wenn sie sein Weib werden sollte, mußte er ihr gestehen, daß er es war, der, wenn auch ohne Wissen und unter dem Zwange von Beruf und Pflicht, mit gewaffneter Hand, seiner Schar voran, in das Haus ihrer Eltern gedrungen war. Er mußte sich ansehen als die unfreiwillige Ursache des Todes ihres Vaters, vielleicht auch ihrer Mutter, und der Krieg, den sie verabscheute, erfüllte ihn noch heut, in der Erinnerung, mit dem höchsten Lebensgefühl.

Aber er hatte ja den Bruder gerettet! —

Er hatte sich gestern wirklich, bei ihrer steigenden Erregung, an diese That geklammert, sie sich gut geschrieben und sie als einen Ausweg aus dem Labyrinth seiner immer tiefer sinkenden Hoffnungslosigkeit betrachtet, bis er zu erkennen glaubte, daß sie die Erhaltung des Bruders, wenn auch vom Zufall begünstigt, als nichts Besonderes ansah. Und er selbst sagte sich jetzt, kein deutscher Soldat hätte dem Knaben etwas Ernstliches zu Leide gethan. Um seinetwillen, allein um seinetwillen, hatte er das Ereignis nur zu willig auf einer höheren Linie erhalten.

Es ekelte ihn, und er erschrak, daß er daran hatte denken können, sich der Geliebten auch noch verächtlich zu machen.

Und endlich! — Mußte er sich nicht sagen, daß schon in dem Auseinandergehen ihrer Lebenswege, in der Aufnahme so verschiedener nationaler Anschauungen, die durch den großen Krieg und seine Folgen die schärfste Steigerung erfahren, sich eine nie zu überbrückende Kluft zwischen ihnen aufgethan? —

Dieser Wahrheit verschloß er sich am allerwenigsten. Dazu war er selbst zu sehr, bis in das innerste Mark hinein, das, was er war — preußischer Soldat und Offizier. —

Als sie gestern beisammen saßen, hatte sie ihn gefragt, ob er den Neuen Garten liebe, ob er ihn oft besuche. Bei der Bejahung der Frage hatte er sogar gewagt, ein bestimmtes Gebiet als von ihm bevorzugt zu bezeichnen. Nun steckte er ein Buch zu sich und trat hinaus in den klaren Sommermorgen, und alle Ueberlegungen, alle schmerzliche Erkenntnis

hielt nicht stand vor dem heißen Wunsche, sie wiederzusehen.

An seinem Ziele angelangt, nicht weit vom „grünen Hause“, dessen Nähe ihm schon wohlthat, setzte er sich an einer verborgenen, von hohen Bäumen umrauschten Stelle nieder. Die besuchten Wege liefen rechts und links, in einiger Entfernung, vorüber; er beherrschte sie von seinem Standpunkt. Aber hierher verirrte sich selten ein Spaziergänger.

Wollte er wieder das Orakel befragen? Vielleicht! Es lag nun einmal in seiner Natur.

Er saß Stunde um Stunde. Der Tag rückte vor. Er merkte, es wurde wärmer; er wußte aber nicht, wie lange er schon gesessen hatte.

Niemand kam.

Er hatte nur noch ein paar Seiten bis zum Schluß des Buches, aber er rückte nur langsam vorwärts. Bald legte er das Buch neben sich auf die Bank und sah auf den Weg, bald nahm er es wieder auf. Wenn er hätte sagen sollen, welche Gedanken ihn beschäftigten, er hätte es schwerlich vermocht.

(Fortsetzung folgt.)

Heimkehr.

Ich kam nach Haus auf einen Augenblick,
War alles noch im Dorf wie einst geblieben.
Wie von der Reise müd' kehrt' ich zurück
Zu meinem Vater, meinen toten Lieben.

Ich sah die Stätten, wo ich einst geweint;
Wie mir belächelnswert das Weinen scheint!
Ich sah die Stätten, wo ich früher lachte —
O, wie dies Lachen mich jetzt traurig machte!

Sehr froh und sehr betrübt auch fühlt' ich mich,
Ein stummes Wohl und Weh. — Wo ist Mama? —
„Ein bischen Essen stellt' ich warm für Dich.“ —
O Mutter! — Doch sie selber war nicht da.

Aus dem Italienischen des **Giovanni Pascoli** von **Paul Heyse**.

Kirchgang.

Das ist die rechte Sonntagsfeier: auf hohem Bergesgipfel steh'n,
Geheimnisvoll durch Wolkenschleier des ew'gen Gottes Antlitz seh'n,
Und in des Windes leisem Mahnen und in des Sturmes wildem Lied
Des Allgewalt'gen Stimme ahnen, der alles weiß, der alles sieht.

So waren oft in fernen Tagen der liebe Gott und ich allein,
Wo hoch die Tannenwipfel ragen des schwarzen Wald's im Abendschein,
Und nimmer schied ich ohne Segen, der Heiland selber war mir nah
Und führte mich auf seinen Wegen von Bethlehem nach Golgatha.

Nun bin ich längst zu Thal gezogen, das letzte Wanderlied klang aus,
Heut' spannt um mich die weiten Bogen von Menschenhand ein Gotteshaus.
Es lauscht mein Ohr der frommen Weise, vom Altar schimmert Kerzenschein
Und meine Seele wiegt sich leise in weltvergess'nen Schlummer ein.

So fühl' ich nichts als Gottes Nähe, mir sind verloren Zeit und Raum,
So weiß ich nichts von Glück und Wehe, denn alles eint ein süßer Traum.
Ein letztes „Amen!“ hör' ich sagen, das Licht fällt durch die off'ne Thür —
Wovon ich träumte, willst Du fragen? Vom lieben Gott und Dir und mir.

Hugo Münkel.

Spätherbst.

Die kahlen Wälder gleichen
Jetzt einem Totenhain.
Die Buchen sind die Leichen,
Der Winter sargt sie ein.

Ich lobe mir die Tannen,
Die bleiben immer grün.
Zog auch der Lenz von dannen
Und wenn die Veilchen blühn.

Sie sagen mir: „Beklage
Nicht, daß Dein Lenz vorbei,
Und daß in Deine Tage
Der Herbst gekommen sei.

Der Dir ein Herz geschenket
Zu zagen und erglühn,
Hat auch darein gesenket
Der Hoffnung Immergrün.“

Hans M. Grüninger.

Unlöschbar.

Hast Du Dich über eines Brunnens Rand
Schon je gebeugt?
Die Sonne strahlt auf seinen Spiegel hin,
Ihr Antlitz zeugt
Geflimmer und Gefunkel. Doch sie geht
Und er liegt da
Als ob — so kühl ist er und ohne Glanz —
Er nie sie sah.
Doch wirfst in seine tiefste Tief' hinab
Du einen Stein,
Und stehst nach Jahren wieder, wo Du standst,
Du wirst den Schein
Gespenstisch durch die Wasser dringen sehn,
Still, ohne Wank,
Als ob er in den feuchtverschwiegnen Schoß
Erst gestern sank.

Und so sind Augen: Glück zieht drüber hin
Wie Morgenrot,
Doch Leid blickt stumm aus ihrem dunklen Grund
Bis in den Tod.

F. Ottmer.

Nächtliche Fahrt.

Hinein in die gähnenden
Nächtlichen Thore
Rasselt der Zug. —
Glühenden Auges
Sucht seine Wege
Ein rasender Renner.
Eisen erklirrt
Zerissener Fesseln.

Langgestreckt,
Geschmeidig sich windend
Stampft er den Boden,
— Ein Geisterroß!
Es schnauben die Lungen,
Es fauchen die Nüstern
Sprühende Funken.
Hoch in die Lüfte
Wehen vom Nacken
Schimmernde Strähnen
Der Mähne empor.

Durch Felder und Thäler —
In wetterndem Sturme
Donnert das Roß.

Nun stürmt es hinein
In engende Dämme,
Brandend entweichen
Die Lüfte im Anprall
Dem ehernen Bug —

In kreischendem Jubel
Grüßt es den wilden
Flücht'gen Genossen,
Der kreuzt seine Bahn.

Dann stürmt es dahin
Durch stille Gefilde
Freieren Laufs.
In grauender Ferne
Tanzen im Reigen
Irrende Lichter. —
Flecken und Märkte
Schlummern in Frieden, —
Aber geweckt
Von gellendem Aufschrei
Schrecken sie auf — und sinken zurück dann.
Dämmer verschlingt sie. —

Weiter wettert der Lauf durch die Schatten,
Rastlosen Gleichklangs.
Zeiten und Räume versinken und schwinden,
An der Völker Grenzen und Schranken
Rüttelt verwegen
Die Kraft des Centauren —
Menschlichem Geiste
Beugt sie sich doch!

Mit blendenden Strahlen
Schmückt sich der Tag.
Dächer umfließt er und Kirchen und Brücken —
Der Zügel ruht in fester Menschenfaust —
Ein Knirschen kracht, ein Ächzen stöhnt,
Es zuckt noch einmal durch den Eisenleib —
Bezwungen liegt,
Erstarrt, das Ungeheuer,
Und lächelnd schaut der Mensch,
Ein Sieger, den es trug
Auf seinem Rücken,
In andrer Menschen
Andrer Sitten
Neue Welt! — —

Otto Kindt.

Seedämmerung.

Leise die Wasser singen
Hoch von der Sonne Glut.
Schwäne mit leuchtenden Schwingen
Furchen die ruhende Flut.

Schüchtern aus dämmriger Ferne
Hebt sich nun Licht um Licht,
Das die Mutter der Sterne
Schweigend ins Haar sich flicht.

Theodor Hänlein.



Den Bühnen gegenüber Manuskript.

Der Herzog.

Schauspiel in fünf Aufzügen von Adolf Wilbrandt.

(Fortsetzung und Schluß.)

Fünfter Aufzug.

Platz neben der Hauptkirche der Stadt. Links ein Seitenschiff der Kirche rechts und links vom reich gothischen Portal zwei Nischen, in der vorderen ein Sandsteinbild der heiligen Jungfrau, in der andern ein Sandsteinbild des Heilands. Rechts Häuser von Bürgern, mit Erkern. Auf dem Platz Grabmäler von rotem Sandstein und Trauerweiden. Rückwärts sieht man das auf einem Hügel aufragende herzogliche Schloß und einen Teil der darunter aufsteigenden Stadt.

An einer Weide gelehnt steht **Udo**, finster traurig; einige **Bürger** neben ihm. Auf dem Platz verstreut oder während des Folgenden auftretend **Volk**, besonders **Frauen** und **Kinder**. Ein **Herold** kommt von rechts, vor ihm ein **Diener**, der die Trommel schlägt; vor der Kirche bleiben sie stehen. Die Trommel verstummt.

Herold. Ihre fürstlichen Gnaden der Herr Herzog thun dem getreuen Volk dieser guten Stadt kund und zu wissen: nachdem des weiland Grafen Philipp Übelthaten durch einen raschen und gerechten Tod gesühnt worden sind, sollen seine guten Thaten, durch die er sich um das Reich und das Herzogtum wohlverdient gemacht, nicht vergessen sein; und in Gottes geweihtem Haus — hier in dieser Kirche — soll sein geschmückter Katafalk von jedem frommen Christen nach seines Herzens Begehr gesegnet und für den Toten das heilige Meßopfer dargebracht werden, um Gott den Herrn zu versöhnen. So wünscht der Herr Herzog, im Angesicht seiner erlauchten, heute eingerittenen landgräflichen Gäste, allen seinen Getreuen zu verkünden, daß das Gute, das ein Mensch seinem Land gethan, länger leben mag als sein Unrecht und sein büßender Tod.

Udo (vor sich hin). Amen!

(Herold und Trommler ziehen weiter, vorne links ab; ein Teil der Menge zieht mit. Nach einiger Zeit hört man noch einmal gedämpften Trommelschlag. — Während der Herold sprach, sind von rechts **Ehrenfried** und **Lothar** mit ein paar jungen **Edelleuten** gekommen und haben mit Zeichen der Mißbilligung zugehört.)

Lothar. Hm! — Wem gefällt das?

Ehrenfried. Mir nicht.

Lothar (zu Udo). Ihr sagtet ja wohl Amen dazu.

Udo. Weil ich's im Herzen und in der Kehle hatte.

Ehrenfried. Einen Verräter und Mörder so zu ehren! vor Gott und den Menschen! — Mich dünkt, unser junger Herzog hätt' seine Freunde befragen können, eh' er das beschloß und verkündete.

Lothar. Er hat wohl einen andern befragt, guter Ehrenfried; den, der eben Amen dazu sagte.

Ehrenfried. Ja, ja! Aus Dankbarkeit für den aufgefangenen Pfeilschuß — und weil der Verräter sein Eidam war —

Udo (finster). Ihr Herren, Ihr irrt. Mich hat der Herzog so wenig befragt, wie die Steinbilder dort. Der geht, wie der junge Rhein zwischen den Felsen durch, seinen eignen Weg!

Ehrenfried (halblaut). Das merkt man.

Lothar (zu Udo). Mit Vergunst, ich glaub' Euch nicht so ganz. In diesen drei Tagen, seit Euch der Herzog umarmt hat, tretet Ihr so feierlich daher, fühlt Euch offenbar so groß! — Und wo wart Ihr denn, (auf Ehrenfried deutend) als der zum Landgrafen ritt?

Ehrenfried (auf Lothar und die andern Edelleute deutend). Und als die dem Herzog entgegen zogen, um ihm sein Land wiederzugewinnen?

Lothar. Da dientet Ihr dem falschen Herzog —

Ehrenfried. Und hieltet ihn für den rechten, weil die Waldblum' Herzogin hieß!

Udo. Ihr Herren, reizt mich nicht, ich bitt' Euch. Mir ist übel und weh genug. (Vor sich hin.) Mein verlassenes Kind!

Lothar. Was verteidigt Ihr dann, uns ins Gesicht, dieses herzogliche Gebot?

Udo. Weil's gerecht und gut ist.

Ehrenfried. Euch, alter Herr; uns nicht. Wir möchten auch unserm Lande nützen, möchten auch Dank und Ehre haben; aber was soll man uns denn anthun, (auf die Kirche deutend) wenn das für Herzogsmenchler geschieht? Haben wir darum Gut und Leben gewagt für unsern rechten Herrn, daß er nun den falschen in einer Weihrauchwolke zu Gottvater hinaufschickt?

Lothar. Und daß die Ganztreuen weniger bei ihm gelten als die Halbverräter?

Udo (greift ans Schwert). Junger Herr! Ich seh's, Ihr wollt mein oder Euer Blut!

Lothar. Lieber Eures, wenn ich wählen darf.

Udo. „Halbverräter“! Nicht ein Viertel, nicht ein Zehntel war je falsch in mir. Hütet Ihr Euch lieber, daß Ihr nicht aus trotzigem Übermut an Eurem Herzog zum Verräter werdet —

Lothar. Das Ihr uns? (Zieht sein Schwert).

Ehrenfried (auf die Bürger neben Udo blickend, die Miene machen, den Alten zu verteidigen). Die wollen ihm gar beistehen, scheint mir. (Zieht sein Schwert). Teufel auch, da

heißt es: die besten Schwerter heraus! (Gebhard kommt eilig von rechts).

Gebhard. Um Gott, um Gott! Ihr lieben und werten Herren! Kaum Frieden, und schon wieder nackte Schwerter! vor der Kirchenthür! (hinter sich deutend) da eben der Herzog kommt; ich bin bei dem Lärm vorausgerannt. Mit seinen erlauchten Gästen kommt er. Schwerter in die Scheide, ich beschwör' Euch, Ihr edlen Herren!

(Sie stecken die Schwerter verdrossen ein. Von rechts kommt Robert, jetzt in fürstlicher Tracht, mit dem Landgrafen, der Landgräfin und Elisabeth, dazu herzogliches und landgräfliches Gefolge).

Robert
(betrachtet eine Weile schweigend die noch aufgeregten Gesichter; mit verhaltenem Zorn).

Hier waren blanke Schwerter; in der Sonne
Hab' ich sie blitzen sehn. Das nimmt mich Wunder:
(auf die Landgräflichen blickend)
An diesem Ehrentag und Feiertag. —
Dein Antlitz glüht. Was giebt's denn?

Ehrenfried.

Herr, uns will
Nicht recht gefallen, daß wir ehren sollen,
Was wir verachten.

Robert (erratend, sich noch mühsam beherrschend).

Bitte, laß mich hören,
Was Du da meinen kannst.

Ehrenfried.

Wir meinen nur,
Daß wir den Meuchel-Herzog nicht zum Teufel
Geschickt, um ihn zum Himmel aufzuheben!

Robert (in jähem Grimm).

Das sagst Du mir ins Antlitz? dreist und patzig,
Als säßen Zwei wie Du beim Becher? Du
Emporgeschoßnes Unkraut —
(Hält inne, mit sich kämpfend, auch nach oben blickend).

Landgraf (hinter Robert, leise).

Mutus!

Robert (wendet sich, erzwingt ein tapferes Lächeln. Leise).

Dank' Euch. —
Ich war schon unterwegs; doch besten Dank.
(laut) Nimm's nicht für ungut, guter Ehrenfried:
Du kennst den Teufel, der mein Blut bewohnte;
Dem trafst Du auf den Fuß. So sprach ich anders,
Als ich zu Dir, mein Helfer, sprechen will.
Gott werf' mich dort aus meinem Schloß kopfüber
Vom höchsten Turm herunter, wenn ich je
Vergesse, Deine Treue Dir zu danken!

Ehrenfried.

Das ist ein gutes Wort.

Robert.

Doch Gott verwerf' mich auch,
Wenn ich Dir nicht getrost und furchtlos sage:
Hast eben tüchtig ungesund gesprochen.

Ehrenfried.

Ich? ungesund?

Robert.

Ja. Will ich denn im Grafen
Den Übelthäter ehren? Hast Du nicht
Den Herold reden hören? Sünder sind
Wir alle, weißt Du; möchten wir auch alle
Uns so 'nen guten Namen machen, der,
Wenn wir mit unsern Sünden niederfahren,
Auf unserm Grab sitzt wie ein guter Engel.
Ich hab' den Mann im Leben kalt bewundert
Und heiß gehaßt; nun ehr' ich ihn im Tod!

Ehrenfried.

Vergebt. Das war, wenn ich nicht irrig bin,
Sonst nicht der Brauch hier.

Robert.

Geh mit Deinem Brauch
Ihr könnt so leicht 'nen Affen geigen lehren,
Als mich zur Puppe machen, die nur immer
Kopfnickend sagt: das war so, muß so sein!
Mit neuen Tagen kommen neue Bräuche.
Ich lag bei Nacht, in Gottes Willen mich
Versenkend, wie ich konnte; da entbrannt' es
Und leuchtete in mir: so mußt Du's mit
Graf Philipp halten. Und so halt's ich' nun!

Ehrenfried (auf den Landgrafen blickend).

Hm!

Robert.

Ah, Du meinst wohl, guter Freund, ich thu's,
Weil mir's mein hoher Gast, der Landgraf, anriet.
Nun ja, gut anstehn würd' mir's allezeit
Und herzlich lieb sein, von dem edlen Herrn,
Bei dem ich meinen neuen Menschen fand,
Auch weisen Rat und Zuspruch zu empfangen.
Doch heute irrst Du. Dies kam ganz aus mir. —
Mein tapfrer Ehrenfried! Ihr treuen Freunde!
Wollt Ihr 'nen guten Fürsten — und wie je
Ein Mensch ersehn' ich, solch ein Trost zu werden —
Dann säu'rt und bittert nicht mein junges Herz!
Schießt nicht in jeden löblichen Gedanken,
In jedes Hochgefühl den gift'gen Pfeil
Des Trotzes mir hinein, davon sie schwären;
Und rüttelt nicht mit ewig wilden Fäusten
Am Gitter, hinter dem ich meinen Teufel
Gefangen halt'; macht ihn nicht los und ledig!

Landgraf (lächelnd).

Das, denk' ich, fürchtet Keiner mehr. Den haltet
Ihr nun wohl fest.

Robert.

Meint Ihr? Wann warf ich ihn
Denn in den Käfig? Da rumort er gern noch;
Wie ich vom alten Heidengötzen las,
Dem feueraugigen, hundertköpfigen Typhon,
Der auch ein böser Feind war; endlich warf ihn
Gott Zeus ins tiefe Loch, den Aetna drüber;
Doch speit der Schuft noch immer Feuer aus.

Lothar! Ihr alle! Da nun unser Tag
Ist angebrochen — laßt uns ihn so recht
Wie Sonnenkinder mit einander leben.
O möchten wir in Frohsinn, Thatenlust,
Gemeinsinn recht einträchtig vorwärts wandern,
Bis Gottes Stunde ruft!

Landgraf.

Das walte Gott! —
Ihr wißt wohl, edle Herrn, ich zog hierher,
Um meinem Freund, dem Herzog, beizustehn,
Wenn's nötig wäre. Doch es that nicht Not,
(sich gegen die Edelleute verneigend)
Ihm halfen seine eigenen Getreuen,
Zu ihrem hohen Ruhm. So will ich wenigstens
Dem Herzog Robert eine Liebe thun,
Dem toten Feind die letzte Ehre gönnen;
Ich mit den Meinen. Darum stehn wir hier
(zu Ehrenfried, herzlich, freundlich)
Und geht Ihr mit hinein?

Ehrenfried *(sich verneigend)*.

Ja, gnäd'ger Herr.

Lothar.

Wir alle, denk' ich.

Robert.

Segn' und lieb' Euch Gott
Für dieses gute Wort! — Und Euch, Herr Landgraf,
Für alles Gute, das Ihr an mir thut;
(lächelnd) Dort an dem Stummen, hier am Plapp'rer, der
Vor Freude schwatzt und schwatzt. Noch heute wird
Auch meine Mutter aus dem Kloster kommen.
Es ist ein Tag des Glücks!
(Blickt Elisabeth an, die ihn viel und in stillem Wundern betrachtet; sieht dann Udo, der in düsterer Trauer links bei Seite steht. Vor sich hin)
Nicht ganz.
(Geht zu ihm, da eben die jungen Edelleute mit der landgräflichen Familie zu plaudern beginnen. Leise)
Mein guter,
Trübsinniger Alter. Nun, was sagt die Waldblum'?

Udo *(leise)*.

Herr, wie wir Menschen sind. Vergebt ihr: sie
Kann nicht vergeben.

Robert.

Hab's auch nicht gedacht. —
Die Zeit, so hört' ich alle Leute sagen,
Die Zeit lehrt alles und lehrt auch verzeihn. —
Hast Du ihr angesagt, daß sie mein Antlitz
Am Katafalk nicht sehen soll, daß ich nur
Hier draußen beten will?

Udo.

Ja, gnäd'ger Herr.
Drauf hat sie sich auch redlich überwunden,
Um ihres toten Gatten willen, den
Ihr ehren wollt, in Gottes Haus zu gehn
Und bei der Totenmesse mitzubeten.

Robert.

's wird gleich beginnen.

Udo.

Herr, sie bleibt nicht aus.
Denn früh — — Sie kommt!

Robert *(blickt, wie Udo, nach rechts hinaus. Tief bewegt)*.

Schwarz wie die Nacht. — Sie soll mich
Auch hier nicht sehn.

*(Er tritt hinter die zweite Nische des Portals. **Hedwig** kommt von rechts, schwarz gekleidet wie die ihr folgenden **Damen** und **Ida**, und durch schwarzen Schleier unkenntlich verhüllt. Ohne aufzublicken geht sie in die Kirche, ihre Frauen ihr nach. Glockenläuten beginnt. Udo folgt ihr zunächst, dann das Volk, die Edelleute, der Landgraf und sein Gefolge. Landgräfin Anna mit ihren Damen und Elisabeth bleibt noch zurück, zwei alte Bettler und eine Frau mit einem Kind auf dem Arm beschenkend. Robert ist wieder hervorgetreten; die Landgräfin erblickt ihn. Ein schamhaftes Widerstreben überwindend geht sie auf ihn zu.)*

Anna *(leise)*.

Herr Herzog, gönnt Ihr mir
Ein Wort? drei Augenblicke?

Robert.

Was Ihr wollt.
(Geht mit ihr weiter nach rechts.)

Anna.

Ihr gebt so gutes Beispiel; daran richt' ich
Mich auf und werde tapfer — was ich sonst wohl
Nur selten bin — und sag' Euch herzhaft Dank.
Ja, vielen Dank bin ich Euch schuldig worden;
(schamvoll) Für jene letzte Nacht. Da habt Ihr mein
Gewissen aufgeweckt . . . Ich hört' Euch reden;
Ich hörte jedes Wort. Und jedes schlug
Mir auf die Seele. Und ich schwor zu Gott — —
Ich kann's nicht sagen. Glaubt mir nur: ich halt' es!

Robert.

Ich glaub' Euch wahrlich.

Anna.

Er — der Feind — ist fort.
Ich sah ihn nur am Morgen noch beim Abschied —
Und werd' ihn nie mehr sehn. Ja, ja, mein Feind.
Mein böser Geist! Er gab mir Gift. Er hat
Mir Seel' und Blut vergiftet. Gott dem Herrn
Und Euch sei Dank, ich sterbe nicht daran.
Gelobt mir nur —! Ich bitt' Euch!

Robert.

Was?

Anna.

Zu schweigen;
Von heute bis ins Grab! — Um das zu flehn,
Bin ich gekommen; hab' nicht Ruh' gegeben,
Bis mich mein Herr mit auf die Reise nahm.
Und, ach! um mich vor Euch zu reinigen,
So weit ich's noch vermag. — Mein edler Herzog,
Gelobt Ihr mir's?

Robert.

Zu schweigen? Bis ins Grab.
Bei Ehr' und Seligkeit!

Anna.

Habt Dank. Habt Dank.
(Orgel und dann bald Gesang — beides gedämpft — beginnen in der Kirche.)

Nun tret' ich freier hin vor Gott. — Wir reden
Nie mehr vom bösen Feind!
(Wendet sich zur Kirche; erblickt ihre Damen und Elisabeth.)
Auch du noch hier?
's ist hohe Zeit! hinein!

Elisabeth.
Ich komme, Mutter.
(Sie bleibt, während Anna und ihre Damen in die Kirche treten, noch bei der Frau mit dem Kind auf dem Arme stehn; betrachtet teilnehmend das Kind, während sie ein Almosen giebt, streichelt ihm die Wange.)

Robert (tritt hinzu).
Mich dünkt, es steht Euch wundergut,
Almosen geben. Habt Ihr nicht noch eins,
Für ein arm Bettelkind?

Elisabeth.
Ich sehe keins.

Robert.
Es hieß einst Mutus. Dem würd' schlecht zu Mut,
Blieb' er hier einsam und allein;
Er darf nicht in die Kirch' hinein.

Elisabeth.
So soll ich mich als Almosen geben?

Robert.
So mein ich's, ja.
(Beschenkt die Frau und winkt ihr zu gehn; sie verschwindet vorne links).

Elisabeth.
Doch ich soll drinnen sein.

Robert.
Ihr habt noch Zeit. Sie fingen eben an.

Elisabeth.
Ich möcht' Euch heut' so ungern widerstreben.

Robert.
Dann bleibt! Ich bitte, wie ich kann! —
Was wundert Euch?

Elisabeth.
Ihr schaut mich doch
Noch immer wie ein Märchen an.

Robert (lächelnd)
Und bin's doch!

Elisabeth (lächelnd).
Ja, Ihr seid es noch.
Und seid doch schon der Dritte, den
Ich kennen lern'! Ich muß gestehn,
's ist schwer, die drei zusammenreimen.
Zuerst der wilde —

Robert.
Noch im Keimen —

Elisabeth.
Der stumme dann —

Robert.
Den Ihr so hold geletzt —

Elisabeth.
Und jetzt der — (Sie stockt.)

Robert.
Nun? Wie nennt Ihr den, der jetzt —?

Elisabeth (nach kurzem Schweigen).
Ich will ihn noch nicht nennen. Weiß noch nicht.

Robert.
Ich muß noch für den wilden bitten:
Gönnt ihm ein gnädiges Gericht!
Ihr habt wohl redlich unter ihm gelitten. (Sie nickt lächelnd).
Ich wollte zeitig eine Nessel werden —

Elisabeth.
Ich hab's gespürt; es ist mir so.
Oft brannt' es tüchtig!
(Schlägt auf ihr Herz, macht ihm scherzend wilde Augen).
Manchmal lichterloh!

Robert.
Gott straf' mich! Solch ein Schandfleck auf der Erden!

Elisabeth.
O flucht nicht so. Dann kamt Ihr bald
In Eurer zweiten, (heiter) frommeren Gestalt;
Da machtet Ihr vieles wieder gut.

Robert.
Was hab' ich denn so Lieb's und Gut's gesprochen?

Elisabeth.
Ihr spracht nicht eben viel in den fünf Wochen.
Doch hört' ich's manchmal rieseln leis' und pochen:
Das war wohl Euer edles Blut.
Und immer fühlt' ich: der ist gut!

Robert (glückselig).
Ist's wahr?

Elisabeth (durch Roberts Ton und Wesen etwas betroffen, abschwächend).
Ei ja.

Robert.
Ich will's erst werden; —
Doch ach! es thut sich schwer allein.
Soll ich mich immer gut und recht geberden (sie nickt),
So müßt' ich unter Euren Augen sein.
Ihr thatet mir so gut, in Eures Vaters Haus.

Elisabeth.
Und Ihr mir auch. (lächelnd) Kommt wieder hin!

Robert.
Als Mutus? — Weh! Nun kommt's heraus,
Daß ich ein schlechter Knecht gewesen bin.
Für Eure Kaninchen war ich angenommen —

Elisabeth (nickt).
Dornröschen — Schneewittchen —

Robert.
Mit dem roten Ohr.
Bin fortgeritten und nicht wiederkommen.

Elisabeth.
Ja! über Nacht!

Robert (wird ernster).
Mein höchster Herr erkor
Mir eine andre Herde, die
Ich hüten soll. Doch wenn ich nun — wenn Ihr — (Stockt)

Elisabeth.
Wenn was?

Robert
(deutet nach der Kirche, wo eben jetzt der öfter unterbrochene Gesang, von der Orgel begleitet, ergreifender anwächst).
Wie Himmelsmelodie
Erklingt es; feierlich. So ist auch mir,
Obwohl ich scherze, feierlich ums Herz;
Es quillt in mir wie Singen und Gebet
Und steigt und hebt sich himmelwärts
O liebe Herrin Elisabeth!
Schön war's in meinem Elend dort:
Wie ich aus meinem Winkel stumm
Euch sah und hörte fort und fort:
Ihr gingt so jugendsüß herum.
Und ohne Scheu vor Mutus, vor
Dem stummen Narren, trat hervor
Eure junge Seele, ahnungslos,
Unschuldig rührend frei und bloß,
Aufbrechend, wie die Knospe bricht
Im Maienmorgensonnenlicht.
So lernte wohl noch kein Herzog je
Die junge Fürstentochter kennen —

Elisabeth (befangen horchend).
Jetzt sind sie wieder still. O weh!
Ich steh' noch hier! (nach der Kirche blickend)
Wie werden die das nennen?

Robert (ernsthaft lächelnd).
's ist wahr, wir stehn noch immer hier —
Wie Bettler an der Kirchenthür.
Ich bin der Bettler! Reicher worden
Um ein gesegnet' Land — und doch noch bettelhaft.
So wie der Kompaß stets nach Norden
Hinweist, so alle meines Herzens Kraft
Nach Euch. Und wenn sich Herz und Herz nicht ganz —
(Er wartet auf ihre Antwort. Sie schweigt.)
Ich hab' Euch gar so lieb!

Elisabeth (leise, ohne ihn anzusehen).
Ich dacht', Ihr hättet
Die Waldblum' lieb.

Robert.
O mahnt mich nicht — —
Doch ja, mahnt mich nur fest an jene Zeit.
Da war ich ein vergeckter Wicht,
Das Herz noch eng, das Begehren weit.
Ich wußt' noch nicht, was Lieb' mag sein,
Ich sah noch schief in die Welt hinein;
Wollt alles haben, hatte nichts.
O süßes Aug' des lieblichsten Gesichts!
Das so lieb innig blickt, so neuen Lebens voll —
Nun weiß ich, was ich wissen soll:
Daß dem nur alles wird, der alles giebt,
Daß der die Welt hat, den die Eine liebt.
(Sie schaut ihn tief an; nickt ihm dann zu.)
O würdet Ihr mein Herzentrautgespiel!
Nicht morgen oder Montag zum Altar:
Wir sind noch jung. Doch fest im Aug' das Ziel — —
Ich glaub', wir passen gut!

Elisabeth (nach neuem stummem Anblicken, leise).
Ich auch.

Robert.
Ist's wahr?
O, dann gieb mir die Hand. — Den süßen, roten,
Geliebten Mund giebst Du wohl hier noch nicht —
(Sie schüttelt den Kopf.)
So laß uns, liebstes Angesicht,
So Hand in Hand hier beten für den Toten.
(Sie beten, stehend zur Kirche gewendet. Der Gesang endet, bald auch das Orgelspiel. Von hinten rechts kommt die **Herzogin**, in weltlicher, aber schwarzer Kleidung, mit einer **Nebeilin** und zwei **Nonnen**.)

Herzogin.
Da steht mein Sohn!

Robert.
Die Mutter!
(Wendet sich, eilt ihr entgegen, umarmt sie.)
Mutterherz!

Herzogin.
Ich hab' Dich wieder! Hab's nicht mehr gedacht.
Mein neugeborner Sohn! Mein tiefster Schmerz,
Mein höchstes Glück!

Robert.
Deine Lippe lacht,
Dein Auge weint.

Herzogin.
O Kind! Das weint wohl gern,
Wenn Freude wie ein Wunder kommt des Herrn.

Robert (leiser).
Es kommt noch mehr dergleichen, glaube mir.
Ich hab' nicht mehr den Teufel zum Genossen;
Dafür mit diesem Engel hier
Hab' ich 'nen stillen, guten Bund geschlossen.

Herzogin.
Ja, Kind, das mag wohl sein.

Robert.
Kein Segen? Wie?

Herzogin.
Was sagtest Du? Ich hab' nicht recht gehört.
Mir braust's in Kopf und Brust, wie nie;
Nur als ich Braut ward, war ich so bethört.
Doch was Du sagst, ist sicher alles gut.
O Du mein reinstes, himmelreines Blut!
(Die in der Kirche waren, kommen langsam zurück; voran das Volk, dann die Vornehmen.)

Robert.
Sie kommen von der Totenfeier.

Herzogin.
Und ist die Waldblum' Dir versöhnt?

Robert.
Noch nicht. — Mir wär' im Herzen freier,
Hätt' dieser Mißklang ausgetönt.
Doch wer könnt' außer Dir ihr Herz bezwingen? —
Willst Du —?

Herzogin (in überwallender Freude).
Ich kann was thun? — O Kind! Ich will! —
Sie kommt von hier?

Robert.
Ich denk's.

Herzogin.
Ich will recht in sie dringen.
(Tritt zur Kirchenthür. Gleich darauf tritt Hedwig hervor, der ihre Frauen folgen. Robert nähert sich ein wenig, behutsam.)

Hedwig (überrascht).
Frau Herzogin —!

Herzogin.
Steht, bitte, still.
(Führt sie zart am Arm weiter vor, nach links. Leise)
Gönnt mir ein Wort. — Ihr haßt mein Kind.

Hedwig (zusammenschaudernd, leise).
Den Mörder meines Gatten!

Herzogin.
Schaut ihn an.
Wenn so die rechten Mörder sind,
Dann ist wohl Mord und Meinthat wohlgethan! —
Könnt Ihr den hassen, der vollbracht,
Was nicht sein Vater, seine Mutter konnten,
Der wie die Heiligen, die in Gott sich sonnten,
Aufstieg aus seines Fluches Nacht?
Hab' Euch gebeichtet, wie's anfing,
Eh' ich von Euch zum Kloster ging.
Er aber trieb den Feind aus seinem Blut!
Was er nun thut, ist auch gerecht und gut.
Schaut ihn noch an; dann sagt mir ins Gesicht:
Ich hass' ihn noch!

Hedwig (in innerem Kampf)
Ich seh' ihn nicht.
Wo ist er hin?

Herzogin.
Dort sinkt er grad' aufs Knie.

Robert
(der Hedwig verstohlen beobachtet hat, ist, von einem raschen Gedanken ergriffen, vor dem Standbild des Heilands in der zweiten Nische niedergekniet; spricht mit vernehmlicher Stimme).
Mein Heiland! Herr! Ich hab' noch nie
Laut angebetet, wenn mich andre hörten.
Was mich die innern Stimmen lehrten,
Kam nur zu Dir! Doch heute bet' ich laut,
Vor meinem Volk Dir zu geloben:
Wie unsre Väter Dir dies Haus gebaut,
Daß Du es segnen mögst von droben,
So will ich Seel' und Leib Dir weihn,
Um einst ein Fürst nach Deinem Sinn zu sein,
Ein Heiland meinem Land, wie ich's vermag;
Fest, tapfer, milde jeder Herzensschlag! —
Und wie ich Den gerichtet, reuelos,
Der nach mir stach mit tückischem Mörderstoß,
Herr, so gelob' ich: seines Blutes Kind
Soll mir so lieb sein, wie es Brüder sind.
Wird mir ein Recht der Lieb' auf ihn geliehn,
Zum besten Ritter will ich ihn erziehn,
Der einst als flecklos reiner Edeltrieb
Den Makel tilgt, der noch am Vater blieb.

Hedwig
(schlägt den Schleier zurück, trocknet sich die Augen; kniet dann vor der Jungfrau Maria in der ersten Nische nieder).
O Mutter Gottes! reinste Du der Frauen!
Hör Du denn mild mein trauernd Beten an.
Mag Eure Huld auf Den herniederthauen,
Der ach! so weich die Seel' mir abgewann.
Ich kann nur weinen, ich kann nicht mehr hassen.
Ich will bei Seite gehn mit meinem Leid,
Ich will zu Dir, für Deinen Dienst geweiht;
Das Kind des Vaters will ich seiner Liebe lassen.

Robert.
Hab Dank, Erlöser, daß Du diese Seele
So mild erweicht hast. Segen Deinem Namen:
Heiland! — In Deine sanfte Hand befehle
Ich ihr verklärtes Elend.

Hedwig.
Amen!

Elisabeth (hinter Robert).
Amen!
(Robert wendet sich, blickt Elisabeth liebevoll an; sie ihn.)

(Der Vorhang fällt.)



Abend im Park.

In einer willenlosen Schwermut litt
Ich heute mit des Parks herbstlicher Seele.
Der welken Blätter bitt'rer Odem schnitt
Mir wie verhall'nes Thränenweh die Kehle.

Ich fühlte tief: Ich war's nicht mehr gewohnt,
Daß sich der Wald um mich so einsam dehnte — —
Und durch entlaubte Kronen sah der Mond
Auf einem Menschen, der sich nach Dir sehnte.

Christian Morgenstern.

Über Georg Büchner.

Von Karl Emil Franzos.

I.

Im Heft der „Wiener Rundschau“ vom 15. Dezember 1900 hat Karl Bleibtreu einen Aufsatz über „Marlowe, Grabbe und Lenz“ veröffentlicht, in dem er diese drei Dichter enthusiastisch anerkennt. Über Georg Büchner jedoch schreibt er:

> „. . . Wie naiv-oberflächlich aber der Kunstphilister nur nach äußerer Formsauberkeit urteilt, zeigt noch die übliche Gleichstellung und Zusammennennung Georg Büchners mit Lenz und Grabbe. Dieser frühreife Jüngling war nicht nur ein unfertiges Fragmentchen, sondern wesentlich formaler Nachahmer. Kein dichterischer Sturm und Drang will hier handeln, sondern nur ein Tagesraisonneur revolutionär mitreden: bezeichnend, daß Gutzkow „Dantons Tod“ entdeckte und herausgab. Geistreiche, doch unklar zerrissene Reflexion liegt zugrunde, Gestaltungsgabe fehlt völlig, die Milieu-Malerei aber wirkt anekdotisch, episodenhaft, ungleich dem zielbewußten Weltbild-Milieu in Grabbes Historien. Der Cynismus selber, Lenz und Grabbe abgelauscht, entbehrt ganz der inneren Nötigung echter, bitterer Leid-Satire, er steht sozusagen kokett vor dem Spiegel, Salon-Cynismus. Das sprunghaft Epigrammatische dieser historischen Genre-Szenen, nach Grabbe kopiert, hat nirgends die innere formale Natürlichkeit der Grabbeschen Lapidarschrift. Aber weil dieser geistig unreife Jüngling die Kraftgenialität mit sauberer Eleganz anstiftelte, deshalb sehen manche darin Genie im Gegensatz zu dem verpönten Grabbe und Lenz, und Büchner fand im allgemeinen Gnade bei den Litterar-Historikern, die seinen frühen Hingang beklagen, als ob hier Wunders was zu erwarten gewesen wäre.“

Als ich diesen Aufsatz las, habe ich der Versuchung, Georg Büchner gegen Herrn Bleibtreu zu verteidigen, leicht widerstanden. Es schien mir nicht nötig; dieses Verdikt war denn doch zu maßlos in der Form, zu ungerecht in der Sache, sagen wir: zu subjektiv. Die von mir herausgegebene Gesamt-Ausgabe der Werke Georg Büchners und meine Darstellung seines Entwicklungsganges liegen ja seit mehr als zwanzig Jahren vor; seither hat man sich wieder lebhaft mit ihm zu beschäftigen begonnen, und auf so verschiedenen Standpunkten auch seine Beurteiler stehen, ein „unfertiges Fragmentchen“, einen „formalen Nachahmer“, einen „Tagesraisonneur“, hat ihn bisher außer Herrn Bleibtreu niemand genannt. Im Gegenteil, ob ihm die einen enthusiastisch huldigen, ob ihn die anderen kühler betrachten, in der Anerkennung seiner großen und ursprünglichen Begabung, in der Überzeugung, daß sein früher Tod ein Verlust für unsere Litteratur war, sind alle einig. Dies Urteil steht fest und vor allem: die Werke liegen vollständig und in der Gestalt vor, die ihnen der Dichter selbst gegeben hat, und werben ihm immer neue Freunde. Da schien es mir auf die völlig absprechende Ansicht eines Einzelnen nicht anzukommen, selbst wenn er sie in maßvolleren Worten ausgedrückt hätte, als sie Herrn Karl Bleibtreu hier passend erschienen sind.

Seither jedoch hat Herr Hans Landsberg in Berlin, ein junger Schriftsteller, der vor Jahresfrist auf Grund einer Dissertation über Büchner den Doktorgrad erlangte, in dem letzten Hefte derselben Zeitschrift (vom 1. Januar 1901) eine Entgegnung auf Herrn Bleibtreus Aufsatz veröffentlicht. Er schreibt:

> „Eine langjährige Beschäftigung mit Georg Büchner, über den ich demnächst eine Monographie zu veröffentlichen gedenke, giebt mir wohl das Recht, der irrtümlichen Auffassung und Darstellung Bleibtreus energisch entgegenzutreten. Daß Büchner ein Nachahmer und Unempfinder ist, klingt sonderbar aus dem Munde des Mannes, der in der Einleitung seines Dramas „Weltgericht“ gegen Büchner loszog, um in dem Werke selbst bei dem geschmähten Dichter Anleihen zu machen. Wenn je ein Dichter voll reiner und reicher Empfindung war, wenn je einer seinen Werken den Stempel der eigenen, freilich noch unausgegohrenen Persönlichkeit aufgedrückt hat, so ist es Büchner. Er hat in „Dantons Tod“ das einzige Revolutions-Drama geschrieben, das aus der Fülle ähnlicher Darstellungen sich bis auf den heutigen Tag lebendig erhalten hat. Er fand selbst bei den Franzosen die höchste Bewunderung, und es gereicht den Deutschen nicht gerade zur Ehre, daß Büchners Werke in französischer Sprache offenbar mehr gelesen worden sind, als in deutscher. Nicht die Litterarhistoriker haben Büchners Bedeutung erkannt — außer Julian Schmidt hat ihn bisher noch jeder mit ein paar nichtssagenden Worten abgefunden oder gänzlich totgeschwiegen — es waren vielmehr die Vorkämpfer des jüngsten Deutschland, wie M. G. Conrad, Conradi, Bierbaum &c., die sich begeistert einem jungen Genie zuwandten, das in seinen — ich wiederhole es — noch unreifen Werken sie durch ganz modernes Fühlen und Denken überraschte. Man gehe einmal vorurteilslos an die Lektüre von Büchners Werken, die in den dreißiger Jahren entstanden sind, und man wird in der ganzen modernen Litteratur nichts Frischeres, nichts Gegenwärtigeres finden. Es soll nach Bleibtreu bezeichnend sein, daß Gutzkow es war, der Büchner entdeckte. Wenn man weiß, daß der junge Büchner das Manuskript seines „Danton“ an Gutzkow sandte und eine begeisterte Antwort empfing, so ändert dies doch die Sachlage sehr wesentlich. Schließlich hat Bleibtreu, von rein äußerlichen Gesichtspunkten beeinflußt, das alte Märchen der Litterarhistoriker aufgewärmt: Büchner dichte à la Grabbe. Hebbel giebt darauf die einzig richtige Antwort: „Grabbe und Büchner: der eine hat den Riß zur Schöpfung, der andere die Kraft.“ Und derselbe Hebbel schreibt über „Dantons Tod“: „Büchners „Danton“ ist herrlich. Warum schreib ich solch einen Gemeinplatz hin? Um meinem Gefühl genug zu thun!“ “

Der gute Wille für Büchner mag gerne anerkannt sein — aber war dies nun die richtige Antwort? Angriffe, wie der des Herrn Bleibtreu, können Büchners Ruhm nicht schädigen, aber es stände nicht gut um diesen Ruhm, wenn er mit keinen edleren und zweckdienlicheren Waffen verteidigt

werden könnte, als sie Herr Dr. Landsberg hier gebraucht. Ich glaube nicht, daß es der Nachweisung irgend eines Rechtstitels bedarf, um über Büchner mitzusprechen — dies Recht hat jeder, der seine Werke kennt — aber wer sich selbst so nachdrücklich ein ganz besonderes Recht darauf zuspricht, hat doppelt und dreifach die Pflicht, wohl zu erwägen, was er bei solcher Gelegenheit sagen darf.

Es scheint mir kein Beweis löblicher litterarischer Sitten, daß Herr Karl Bleibtreu von einem 1837 in seinem 24. Lebensjahre dahingeschiedenen Dichter, dessen Andenken noch heute Tausenden teuer ist, als von einem „unfertigen Fragmentchen“ spricht, und diejenigen verhöhnt, die seinen frühen Tod beklagen. Das würde selbst dann peinlich wirken, wenn Herr Bleibtreu irgend welche persönlichen Gründe zur Animosität gegen Büchner hätte, was ja ausgeschlossen ist. „De mortuis nil nisi bene“ — von Toten soll man nur würdig sprechen. Aber hält es Herr Bleibtreu anders, so schädigt das nur ihn, setzt nur ihn herab. Wer sich jedoch selbst zum berufenen Anwalt eines Toten ernennt und für ihn das Wort ergreift, hat sich vor ähnlichen Kampfmitteln zu hüten. Und es scheint mir auch nicht eben ein Kennzeichen vornehmer litterarischer Sitten, wenn Herr Dr. Landsberg sich auf den Standpunkt stellt: „Haust du ‚Dantons Tod‘, so haue ich dein ‚Weltgericht‘. Nennst du Büchner einen ‚Nachahmer‘, so sage ich dir, daß du selbst bei ihm ‚Anleihen‘ gemacht hast.“ Ich kenne Herrn Bleibtreus Drama nicht, ich habe es auch aus diesem Anlaß nicht gelesen, weil mir dies für die Sache nicht nötig erschien; ich weiß also nicht, ob Herrn Dr. Landsbergs Anklage gegen Herrn Bleibtreu berechtigt ist. Aber zweierlei weiß ich ganz genau. Wenn Herr Bleibtreu Büchner einen „formalen Nachahmer“ von Lenz und Grabbe nennt, ohne den Beweis dafür zu erbringen, so mag dies noch so schief und ungerecht sein — und meines Erachtens gehört es zu dem Schiefsten und Ungerechtesten, was sich überhaupt ersinnen läßt — aber schlechthin unerlaubt ist es nicht; der Vorwurf der „Nachahmung“ ist kein ehrenrühriger; zudem sind Lenz, Grabbe, Büchner berühmte Dichter, deren Werke jedermann zugänglich sind. Wenn aber Herr Dr. Landsberg Herrn Bleibtreu sagt: „Vorn schmähst du Büchner und im Buche machst du ‚Anleihen‘ bei ihm“, wenn er Herrn Bleibtreu also des *Plagiats* beschuldigt, ohne *gleichzeitig* den Beweis dafür zu erbringen, so ist dies glattweg unerlaubt, namentlich da es sich hier doch wahrhaftig um kein berühmtes oder allgemein zugängliches Buch handelt. Zweitens aber weiß ich, mit welchen Empfindungen sich Büchner von einem solchem Kampfmittel abgewendet hätte, und darum scheint es mir Pflicht, dies zu sagen. Ich weiß es, weil ich nicht allein die Werke Büchners kenne, sondern fast jede Zeile, die von ihm erhalten ist, wie jedes Zeugnis über ihn. Auf dieses Material gestützt, darf ich aussprechen: vornehmer mag selten ein Dichter empfunden haben, als er. Zudem — was hat Herr Dr. Landsberg damit beweisen wollen?! Angenommen, Herr Bleibtreu hätte wirklich bei Büchner „Anleihen gemacht“, was niemand eher glauben darf, bis es Herr Dr. Landsberg erweist, wäre damit auch schon erwiesen, daß Herr Bleibtreu Büchner mit Unrecht einen „formalen Nachahmer“ nennt?! Ich meine freilich, dies braucht nicht erst bewiesen zu werden. Aber wenn Herr Dr. Landsberg dies nicht meint, scheint ihm derlei ein wirksames und vor allem ein Büchners würdiges Beweismittel?!

Wie einer der vornehmsten, so war Georg Büchner einer der gerechtesten Menschen, die je gelebt haben. Jede Herabsetzung eines anderen, geschweige denn zu seinen Gunsten, war ihm ein Greuel. Und darum berührt es nicht angenehm, wenn nun zu seiner Verteidigung auch dieses Mittel angewendet wird. Herr Bleibtreu meint, Büchner habe Lenz und Grabbe „kopiert“. Meines Erachtens ist dies so unrichtig wie möglich; ich werde, da ich nun einmal über Büchner schreibe, meine Ansicht im nächsten Hefte zu beweisen suchen. Herr Dr. Landsberg hat sich diesen Beweis erspart; er hält es für wirksamer, wenn er kurz erklärt, dieses „Kopieren“ sei ein „Märchen der Litterarhistoriker“. Das ist nur seine Sache. Aber warum schlägt Herr Dr. Landsberg bei der Gelegenheit Grabbe mit einem Satz Hebbels tot?! Dieser Satz ist meines Erachtens höchst ungerecht, aber selbst wer ihn nicht dafür hält, kann deshalb doch der Meinung sein, daß man nicht immer den einen Dichter totschlagen soll, um den andern zu feiern. Lenz, Grabbe, Büchner — freuen wir uns doch, daß wir drei solche Kerls haben! Aber Herr Bleibtreu schlachtet Grabbe zu Liebe Büchner ab und Herr Dr. Landsberg Büchner zu Liebe Grabbe. Herr Dr. Landsberg entrüstet sich über die Kampfweise des Herrn Bleibtreu und gebraucht der Reihe nach dieselben Kampfmittel. Ich sage dies sehr ungern, denn es handelt sich um den Verteidiger eines Dichters, der mir sehr teuer ist, aber eben darum scheint es mir Pflicht. Auch fehlt bei Herrn Dr. Landsberg ein Milderungsgrund, den man gerechter Weise für Herrn Bleibtreu geltend machen muß: er ist ein Mann von unselig ungestümem Temperament, das immer wieder mit ihm durchgeht.

Zu diesen gemeinsamen Kampfmitteln gehört auch die Neigung zur Hyperbel. „Man wird in der ganzen modernen Litteratur nichts Frischeres, nichts Gegenwärtigeres finden“, als Büchners Werke. Und dabei war nach Herrn Dr. Landsbergs Meinung, die im nächsten Hefte nachzuprüfen mir auch nicht überflüssig erscheint, Büchner eine „unausgegohrene Persönlichkeit“, diese Werke selbst „unreif“! Es wäre doch ein leibhaftiges Wunder, wenn unsere Litteratur in 70 Jahren nichts hervorgebracht hätte, was diese Werke in den beiden, von Herrn Dr. Landsberg genannten Qualitäten nicht überbieten würde. Die Gerechtigkeit fordert es, zu bemerken, daß sich Herr Bleibtreu seinem Grabbe und Lenz gegenüber zu *solchen* Übertreibungen nicht hat hinreißen lassen. Wir aber wollen in Büchners Sinne bei der Wahrheit bleiben. Man kann in unserer Litteratur manches „Frischere“, manches „Gegenwärtigere“ finden, als Büchners Werke, so z. B. um nur ein einziges Drama der letzten Zeit zu nennen, Hauptmanns „Weber“. Aber deshalb bleiben Büchners Werke doch für alle Zeiten lesenswert.

Ferner aber: wer Thatsachen anführt, hat unter allen Umständen vorher ihre Richtigkeit nachzuprüfen; will er weitreichende Schlüsse daraus ziehen, so ist dies um so mehr seine Pflicht, und vollends, wenn er sich auf eine „langjährige Beschäftigung“ mit dem Dichter beruft — denn dann verlangt er ja besonderen Glauben. Nun ist aber an Herrn Dr. Landbergs Behauptung über die Verbreitung von Büchners Werken in französischer Sprache, an seiner Behauptung, daß Büchners Werke in Frankreich mehr gelesen worden sind, als in Deutschland, kein Wort richtig. Ich weiß nicht, ob Büchners „Werke“ also außer „Dantons Tod“ noch „*Leonce und Lena*“, „*Wozzeck*“ und „*Lenz*“ überhaupt in französischer Übersetzung er-

schienen sind; mir ist keine solche bekannt, ich habe nirgends eine bezügliche bibliographische Notiz gefunden, aber da es ja doch fast undenkbar ist, daß Herr Dr. Landsberg von der großen Verbreitung dieser „Werke" in französischer Sprache gesprochen haben sollte, während eine Übersetzung gar nicht existiert, so will ich bis auf weiteres annehmen, daß nur eben ich sie nicht kenne, glaube jedoch, daß Herr Dr. Landsberg nun die Pflicht hat, zu sagen, wer der Übersetzer war, wo und wann die Übersetzung erschienen ist. Mir ist nur eine in Paris in den achtziger Jahren erschienene Übersetzung von „Dantons Tod" bekannt, (das Exemplar ist mir leider abhanden gekommen, daher ich die Jahreszahl nicht genau, den Verlag gar nicht anführen kann); ich stand ihrem Verfasser, Herrn Auguste Dietrich, auf seinen Wunsch bei der Abfassung nach Kräften gern und freudig bei, aber eben weil ich in jenen Jahren mit ihm in Beziehung stand, weiß ich auch, wie gering trotz warmer Besprechungen der Absatz war. Schon dies genügt, um meine oben ausgesprochene Behauptung zu rechtfertigen; angenommen, daß auch jene drei anderen Dichtungen übersetzt sind, so ist doch ausgeschlossen, daß sie die Franzosen mehr interessiert haben könnten, als „Dantons Tod." Ich bin wahrlich kein Chauvinist, aber es scheint mir doch recht bedauerlich, daß ein deutscher Schriftsteller der Wahrheit entgegen eine solche Behauptung formuliert und dann ausspricht: „Das gereicht den Deutschen nicht gerade zur Ehre."

Was aber nun die Verbreitung von Büchners Werken in Deutschland betrifft, so ist Herr Dr. Landsberg auch darüber nicht richtig orientiert. Mit einer Logik, die unwillkürlich ein Lächeln abnötigt, behauptet er in dem einen Satze, daß „Dantons Tod" das „einzige Revolutions-Drama ist," das sich „bis auf den heutigen Tag lebendig erhalten" hat, und klagt in dem nächsten die Deutschen an, daß sie es nicht lesen. Wie kann sich ein Werk „lebendig erhalten", wenn es nicht gelesen wird, also tot ist?! Zum Glück war und ist dies bei Büchners Werken nicht der Fall. „Dantons Tod", 1835 erschienen, hatte einen recht guten Absatz. Auch die „Nachgelassenen Schriften" (1850) gingen in den ersten Jahren gut, dann freilich schwächer. Um 1870 hörte der Absatz fast ganz auf und der Rest der freilich nicht eben kleinen Auflage wurde bis auf wenige Exemplare makuliert. Diese Exemplare waren bald vergriffen, als sich vom Sommer 1875 ab zuerst in Oesterreich, dann auch in Deutschland die Nachfrage wieder regte — warum gerade damals, warum zuerst in Oesterreich werde ich im nächsten Heft darlegen. Da nun bei dem Verleger fortgesetzt neue Bestellungen einliefen, so entschloß er sich, die von mir besorgte „kritische Gesamt-Ausgabe" in Verlag zu nehmen. Sie erschien im Winter 1879/80; der hohe Ladenpreis und ein Umstand, den ich gleichfalls im nächsten Hefte darlegen werde, waren dem Absatz nicht eben förderlich, gleichwohl war er kein schlechter und die Ausgabe wird noch immer gekauft. (Diese Angaben stützen sich auf Mitteilungen der Verlagshandlung, die ich 1878 mündlich, in der Folge gelegentlich schriftlich erhielt.) Zudem darf man die Verbreitung von Büchners Werken nicht nur nach dem Absatz meiner Ausgabe bemessen. Das von mir entzifferte Fragment „Wozzeck" ist von der demokratischen, namentlich aber der sozial-demokratischen Partei-Presse sehr oft nachgedruckt worden; in Amerika ist eine billige Ausgabe von „Dantons Tod" erschienen, vor allem aber ist dies Hauptwerk Büchners durch die Aufnahme in „Meyers Volksbücher" zu einer höchst erfreulichen Verbreitung gelangt. Dies wenigstens hätte Herr Dr. Landsberg wissen müssen.

Ich habe leider aussprechen müssen, daß Herr Dr. Landsberg dieselben Kampfmittel gebraucht, wie der von ihm deshalb so verurteilte Herr Bleibtreu, aber die Übereinstimmung zwischen beiden geht noch viel weiter, und in einem Punkte verstehen sie sich ganz. Die Sache ist so drollig, daß sie ins volle Licht gestellt zu werden verdient. Nach Herrn Bleibtreus Meinung ist es dafür, daß in Büchners Hauptwerk „nur ein Tagesraisonneur revolutionär mitreden will", bezeichnend, daß Gutzkow „Dantons Tod" „entdeckte und herausgab." Ich habe nie für Gutzkow geschwärmt, sein Wesen als Mensch und Schriftsteller war mir immer wenig sympathisch, aber ich glaube, daß jeder, auch wer Gutzkow so kühl beurteilt, wie ich, gleich mir der Überzeugung sein wird, daß diese Ansicht des Herrn Bleibtreu über Gutzkow geradezu ungeheuerlich ist, eine maßlos ungerechte und darum gar nicht mehr ernst zu nehmende Unterschätzung eines der bedeutendsten deutschen Schriftsteller des abgelaufenen Jahrhunderts. Der Verfasser des „Uriel Acosta", der „Ritter vom Geiste" und des „Zauberers von Rom", der Redakteur der vortrefflich, mit feinstem Spürsinn für jedes Talent gleichviel welcher künstlerischen Richtung geleiteten Zeitschriften „Telegraph" und „Unterhaltungen am häuslichen Herd" — war das wirklich ein so tiefstehender Mensch, daß eine Dichtung von vornherein nichts taugen kann, wenn er sie „entdeckt und herausgegeben" hat? Daß schon dadurch der Beweis erbracht ist, es könne in diesem Werke „kein dichterischer Sturm und Drang handeln wollen"?! Begreife das, wer kann, ich verstehe es nicht. Aber Herr Dr. Landsberg versteht und billigt es, denn das Einzige, was nach seiner Auffassung „die Sachlage sehr wesentlich ändert", ist, daß Gutzkow das Manuskript von Büchner selbst erhalten und darauf eine begeisterte Antwort an Büchner gerichtet hat. Von einem Wort der Verteidigung für Gutzkow, von einer Abwehr der ganzen unglaublichen Konklusion keine Silbe! Und welche Logik! Angenommen, daß Herr Bleibtreu Recht hätte, daß Gutzkow nur ein „Tagesraisonneur" und Büchner auch nichts weiter war, dann wäre ja der, übrigens von Herrn Dr. Landsberg wahrheitsgetreu mitgeteilte Umstand, der „die Sachlage ändert", im Gegenteil nur eben ein Argument für Herrn Bleibtreu. Herr Bleibtreu findet es für die innere Verwandtschaft von Büchner mit Gutzkow „bezeichnend", daß dieser Büchners Werke „entdeckte" und Herr Dr. Landsberg antwortet: „Nein, es ist nicht bezeichnend, denn Büchner hat ihm das Manuskript selbst gesendet!" Das nennt Herr Dr. Landsberg Büchner verteidigen und Bleibtreu „energisch entgegentreten"! Die Wahrheit aber ist: Wer Georg Büchners Schriften, seine Charakter, seine Handlungen kennt, wird sich von dem Urteil, er sei ein „Tagesraisonneur" gewesen, etwa so angemutet fühlen, als wenn Jemand behauptete, Friedrich Schiller sei ein erzfrivoler Lüstling gewesen. Auch darüber soll im nächsten Heft noch Einiges gesagt sein. Für heute nur so viel: Büchner schickte sein Manuskript nicht deshalb gerade an Gutzkow, weil er sich diesem als „Tagesraisonneur" verwandt fühlte, sondern weil Gutzkow der ihm räumlich nächste Schriftsteller und Redakteur von Einfluß war. Denn Gutzkow lebte damals in Frankfurt a. M. und für Büchner war es im buchstäblichen Sinn des Worts eine Lebensfrage, für das Werk raschestens ein Honorar zu erhalten, um aus Darmstadt flüchten zu können, wo er von

Tag zu Tag seine Verhaftung als politischer Verschwörer befürchten mußte. Daß Gutzkow das in ihn gesetzte Vertrauen rechtfertigte und sich trotz der ungeheuren inneren Verschiedenheit für das Werk einsetzte, ist nur dafür „bezeichnend", daß er ein Kritiker von großem Feingefühl und damals, in seinen jungen Jahren, auch ein hilfreicher Mensch war. Und auch dies, meine ich, hätte Herr Dr. Landsberg wissen müssen.

Schließlich eine Bemerkung an dieselbe Adresse. Ich bin kein „Litterarhistoriker" von Beruf. Das ist natürlich nicht dahin zu verstehen, als ob ich mich nicht verpflichtet fühlte, litterarhistorische Arbeiten, wenn ich sie aus besonderem Interesse an einem Dichter unternehme, gewissenhaft zu erledigen. Aber ich gehöre nicht zu den Männern, die ausschließlich oder vorwiegend diesem Beruf leben, fühle mich also keineswegs persönlich getroffen, wenn gegen die „Litterarhistoriker" losgezogen wird. Aber sagen muß ich doch, daß ich die Mode Herrn Bleibtreus und vieler anderer, den „Litterarhistorikern" bei jeder Gelegenheit etwas am Zeuge zu flicken, wenig geschmackvoll finde; daß Herr Dr. Landsberg diese Mode mit sichtlichem Behagen mitmacht, daß er z. B. höhnisch von dem „alten Märchen der Litterarhistoriker" spricht, „Büchner dichte à la Grabbe", finde ich vollends nicht in der Ordnung. Denn Herr Dr. Landsberg ist, wie ich seiner Doktor-Dissertation entnehme, 25 Jahre alt; er hat bis vor sehr kurzer Zeit Litteratur-Geschichte studiert. Ihm würde es sich daher besonders geziemen, sich auf die Vorwürfe zu beschränken, die sachlich berechtigt sind; in der That haben nicht die Litterarhistoriker sondern die Dichter Büchners Bedeutung erkannt, aber jenes „Märchen" haben in Wahrheit Journal-Kritiker und nicht „Litterarhistoriker" zuerst aufgebracht. Auch war Robert Prölß, der wohl als Verbreiter des „Märchens" in erster Linie gemeint ist, kein Mann der Zunft.

Wie unhaltbar schließlich diejenige Ansicht Herrn Bleibtreus ist, auf die Herr Dr. Landsberg gar nicht einging, die von Büchners „Salon-Cynismus", will ich im nächsten Hefte zu erweisen suchen. Zunächst muß ich meine Erörterung über die Ansichten der beiden Herren, zwischen denen und mir keinerlei persönliche Differenz auszutragen war, die beide bezüglich der Thatsachen oder der Urteile zu berichtigen mich nur mein Pietätsgefühl für Büchner bewog, unterbrechen, um mich mit einer anderen Mitteilung über Büchners Werke zu beschäftigen, die freilich auch sachlich Wichtiges betrifft, aber ihre Spitze gegen mich persönlich richtet. Während ich an diesem Aufsatz schreibe, kommt zufällig nun erst eine im März 1900 veröffentlichte, gegen mich gerichtete Auslassung des Herrn Professor Alexander Büchner — er ist der jüngste Bruder Georg Büchners — zu meiner Kenntnis. Sie betrifft meine Arbeiten über Georg Büchner und macht mir ein näheres Eingehen auf diese Arbeiten zur Pflicht der Notwehr.

Der Sachverhalt ist der folgende. Vor mehr als Jahresfrist stand in der „Gegenwart" ein Aufsatz über die Familie Büchner, den ich auch heute noch nicht kenne, wie mir auch der Verfasser nicht bekannt ist. Ich weiß nur, daß dieser Aufsatz für die Familie „sehr schmeichelhaft" war, daß er aber die, übrigens sachlich berechtigte Bemerkung enthielt, „es sei verwunderlich, daß weder Ludwig Büchner noch Alexander Büchner die Herausgabe der Werke ihres Bruders Georg übernommen, sondern dieselbe einer fremden Hand" — eben mir — „überlassen hätten". Mit diesen Worten giebt Herr Professor Alexander Büchner den Inhalt dieser Bemerkung in einem Offenen Brief an die Redaktion der „Gegenwart" (Nummer 9 vom 3. März 1900) wieder und läßt dann die nachstehende „Berichtigung" folgen:

> „Dies ist ein Irrtum. Im Jahre 1850 haben wir beide (Ludwig und Alexander Büchner) die Nachgelassenen Schriften meines Bruders bei Sauerlaender in Frankfurt herausgegeben. Im Jahre 1879 erbot sich Karl Emil Franzos, in demselben Verlage eine **Volksausgabe** zu veranstalten, deren Erscheinen sich jedoch verzögerte, so daß Louis dieselbe selbst beendigen mußte. Wir haben also das Andenken des Verstorbenen in keiner Weise vernachlässigt oder anderen überlassen.
>
> Hochachtungsvoll
>
> Alex. Büchner.
>
> Professeur honoraire de l'Université de Caen.
>
> Omstreham s m. Calvados.

Ich habe mir in dieser Angelegenheit durch mehr als zwanzig Jahre die größte Reserve auferlegt; was mich zum Schweigen bewog, war ebenso meine Abneigung, Persönliches an die Öffentlichkeit zu bringen, wie meine Pietät für Georg Büchner. Nachdem jedoch der Herr Professeur honoraire diese Dinge in bewußt wahrheitswidriger Darstellung öffentlich behandelt hat, bin auch ich, ob ich nun will oder nicht, genötigt, zu erzählen, wie und warum ich der Herausgeber von Georg Büchners Werken wurde und wie es dabei zuging.

Ich werde mich auch in dieser Abwehr um meinetwillen zu keinerlei unparlamentarischen Ausdrücken hinreißen lassen, obwohl ich nur in Georg Büchners Sinne handeln würde, wenn ich hier sehr scharf würde. Denn nach Ludwig Büchners Zeugnis, das mit dem Aller, die ihn kannten, übereinstimmt, brachte ihn vor allem Eins aus der Fassung. Ich mag die Stelle — sie steht auf Seite CLXXIX, Zeile 11 v. o. meiner Ausgabe — nicht wörtlich zitieren; der Sinn ist der, daß Georg Büchner es mit den schärfsten Ausdrücken brandmarkte, wenn jemand aus Eitelkeit wahrheitswidrig sich ein Verdienst zusprach, das Anderen gebührte und das Verdienst dieses Anderen wegleugnete. Wie ich nachweisen werde, paßt dies Wort für Wort auf Herrn Prof. Alexander Büchners Erklärung.

Vorausschicken muß ich, daß schon die Behauptung des Herrn Prof. Alexander Büchner, er habe 1850 im Verein mit seinem Bruder Ludwig die Redaktion der „Nachgelassenen Schriften" Georg Büchners besorgt, mit allen Zeugnissen, die sonst darüber vorliegen, in denkbar schärfstem, unmöglich auszugleichendem Widerspruch steht. Hier diese Zeugnisse:

1. Die Vorarbeiten zu den „Nachgelassenen Schriften", Excerpte wie Manuskripte, sind mir von Ludwig Büchner, und zwar nach seiner Versicherung vollständig, soweit überhaupt erhalten, seinerzeit übersendet worden und noch heute in meinem Besitze. Sie sind teils von Ludwig, teils von Luise Büchner geschrieben; in der (mir wohlbekannten) Handschrift von Alexander Büchner liegt nichts vor. Herr Prof. Alexander Büchner wird vielleicht antworten, das sei Zufall, die Beweise seiner Mitarbeit seien eben verloren gegangen. Ich würde entgegnen: Möglich, aber das ist dann, da sonst so viel erhalten ist, ein seltsamer Zufall.

2. Die Skizze „Die Familie Büchner", die sich im Anhang meiner Ausgabe (S. 456 ff.) findet, ist nicht von mir, sondern von den Geschwistern Büchner verfaßt. Wie sie ins Buch kam, wer meine Initialen darunter gesetzt haben mag — sie ist mit „K. E. F." gezeichnet — davon später. Die Manuskripte, sämtlich eigenhändig, sind noch in meinem Besitz. (Nur das Manuskript von Luise

Büchner schickte ich im Herbst 1877 auf Ersuchen Ludwig Büchners an ihn zurück, als er mir mehrere Wochen vor ihrem Tode schrieb, ihr Ableben sei zu befürchten und er erbitte das Manuskript, um die Nekrologe für die Zeitungen rechtzeitig vorbereiten zu können.) Auf Grund der mir vorliegenden Manuskripte stelle ich fest: Die Einleitung, eine Betrachtung über die Bedeutung der Geschwister Büchner (S. 456—458), ist von Ludwig Büchner verfaßt, ebenso die Darstellung seiner eigenen Wirksamkeit und Bedeutung (S. 461—470); die Biographie Luise Büchners (S. 458—461) ist von Luise Büchner, die Würdigung Alexander Büchners (S. 470—472) von Alexander Büchner verfaßt. [Nun ist dieser Abschnitt allerdings nicht ganz so zum Abdruck gekommen, wie ihn Herr Prof. Alexander Büchner geschrieben hat, sondern es wurden einzelne Sätze, in denen Herr Prof. Alexander Büchner Herrn Prof. Alexander Büchners Schaffen und Bedeutung, sowie seinen Charakter sehr warm würdigte, gekürzt oder abgeschwächt. Aber der ursprüngliche Wortlaut ist noch heute lesbar, und so kann ich jederzeit beweisen, daß Herr Prof. Alexander Büchner in dieser Arbeit, die sogar einzelne seiner Journal-Artikel eingehend würdigt, nicht eine Silbe über seine Mitredaktion an den „Nachgelassenen Schriften" sagt. Ist es nun wahrscheinlich, daß Herr Prof. Alexander Büchner in dieser für den Anhang der neuen Ausgabe bestimmten Studie über sich selbst einzelne seiner Arbeiten im „Frankfurter Konversationsblatt" und ähnlichen berühmten Zeitschriften, darunter auch französischen, deren Namen in Deutschland völlig unbekannt sind, gewürdigt, hingegen die Thatsache, daß er Mitherausgeber der ersten Ausgabe der Werke seines genialen Bruders gewesen sei, verschwiegen haben sollte, also gerade diejenige Arbeit, die, wie immer es um die Zuverlässigkeit und die sonstigen Qualitäten dieser Ausgabe bestellt sein mag, doch noch immer die relativ verdienstvollste und bedeutsamste wäre, die er in seinem ganzen Leben vollbracht hätte? Es ist nicht wahrscheinlich, es ist fast undenkbar.

3. Aber damit nicht genug! In derselben Skizze erzählt Ludwig Büchner S. 463, er habe zu Beginn der fünfziger Jahre eine Studienreise nach Würzburg und Wien unternommen, „nachdem er noch vorher die „Nachgelassenen Schriften" seines Bruders Georg Büchner und die Lebensbeschreibung desselben als Einleitung dazu geschrieben hatte." Er allein also! Aber noch mehr! In den zahlreichen (weit über hundert) Briefen Ludwig Büchners an mich findet sich keine Andeutung, daß Herr Prof. Alexander Büchner die Redaktion mitbesorgt habe, wohl aber eine Reihe von Stellen, in denen Ludwig Büchner betont, er habe die Arbeit binnen kurzer Zeit ohne jede Mithilfe leisten müssen; seine Schwester Luise habe lediglich als Kopistin mitgethan (was auch die mir vorliegenden Manuskripte bestätigen.) Ich kann nicht glauben und niemand wird es glauben, daß Ludwig Büchner, der für die Schwächen seines Bruders Alexander, wie ich aus eigener Erfahrung weiß, zwar keineswegs blind war, ihn aber doch zärtlich liebte und bei jeder möglichen Gelegenheit herausstrich, konsequent, durch lange Jahre, öffentlich, brieflich und mündlich wahrheitswidriger Weise sich allein die Arbeit zugeschrieben, die Mitarbeit des Bruders totgeschwiegen haben sollte. Herr Prof. Alexander Büchner behauptet es nun, aber ich bin überzeugt, daß er damit dem toten Bruder, der immer so gütig gegen ihn war, unrecht thut.

So resumiere ich denn: Da sich in den Vorarbeiten keine Zeile von Herrn Prof. Alexander Büchners Hand findet, da Herr Prof. Alexander Büchner zu Lebzeiten Ludwig Büchners bei einer Gelegenheit, wo er diese seine angebliche Arbeit hätte nennen müssen, nicht davon gesprochen hat, da Ludwig Büchner stets seine alleinige Herausgeberschaft betont hat, also ein perfider Lügner wäre, wenn sich die Dinge so verhielten, wie Herr Prof. Alexander Büchner nun öffentlich erklärt hat, so muß jeder Unbefangene mit mir zu der Überzeugung kommen, daß nicht Ludwig Büchner perfid gelogen hat, sondern daß es vielmehr Herr Prof. Alexander Büchner ist, der sich hier aus „Irrtum", um das Wort seiner Erklärung zu zitieren, eine Arbeit zuschreibt, die er niemals geleistet hat.

Vorausschicken muß ich ferner Einiges über die „Nachgelassenen Schriften". Es wäre, sagte ich, noch immer die wichtigste und nützlichste Arbeit seines ganzen Lebens gewesen, wenn der Herr Professeur honoraire an der Redaktion mitgethan hätte, aber stolz brauchte er darauf wahrhaftig nicht zu sein. Die „Nachgelassenen Schriften" sind eine so mangelhafte, so flüchtig und unsorgfältig zusammengestellte Ausgabe, wie sie in Deutschland zu den Seltenheiten zählen. Zu entschuldigen ist dies nicht, aber aus der Entstehungs-Geschichte dieser Ausgabe zu erklären. Sie ist bisher nie berichtet worden, aber sie ist wahrlich interessant genug, um hier erzählt zu werden. Ich folge dabei zum Teil mündlichen wie schriftlichen Mitteilungen Ludwig und Luise Büchners, habe sie aber, so weit irgend möglich, nach anderen Quellen kontrolliert.

Unmittelbar nach Georg Büchners Tode (19. Februar 1837) erbot sich Gutzkow der Familie gegenüber, eine Gesamt-Ausgabe zu redigieren. Das Anerbieten wurde angenommen; über das Honorar wurde nichts verabredet. Das war nicht gut, weil beide Teile darüber von vornherein sehr verschieden dachten. Die — übrigens damals bereits wohlsituierte — Familie, mit den litterarischen Verhältnissen gänzlich unvertraut, daher auch begreiflicher und zu entschuldigender Weise das zu erwartende Honorar des Verlegers weit über-, die Mühe und den Zeitaufwand des Herausgebers weit unterschätzend, scheint angenommen zu haben, daß ihr hier, gleichsam als Erbe des Dahingeschiedenen, eine große Summe zufließen und Gutzkow sich mit einer Kleinigkeit begnügen könnte. Ganz anders stellte sich begreiflicherweise Gutzkow zur Sache; ein Schriftsteller in bescheidenen Verhältnissen, der durch seine Arbeit sich und die Seinen erhalten mußte, zudem wohl wissend, welchen Zeitaufwand die Herausgabe unter allen Umständen bedingte, und wie bescheiden nach Sachlage das Honorar des Verlegers ausfallen mußte, war er überzeugt, daß die Familie ihm das Honorar ganz überlassen werde.

Dieser Gegensatz der Anschauungen trat erst zu Tage, als Gutzkow bereits an die Arbeit gegangen war. Er hatte von der Familie den gesamten Nachlaß erhalten und sah nun erst, daß es weit mehr war, als er erwartet hatte, und daß zudem die Entzifferung der Manuskripte sehr viel Zeit kosten würde; was Georg Büchner hastig geschrieben hat, und er hat fast alle seine Dichtungen hastig geschrieben, ist überaus schwer lesbar. Der Dichter hatte seiner Braut Minna Jaeglé, wie seinem Freunde Dr. Wilhelm Schulz und dessen Gattin gegenüber auf sein Trauerspiel-Fragment „Wozzeck" ganz besonderen Wert gelegt; wie wir nun wissen, mit Recht. Dieses Fragment mußte ja nun gewissenhafterweise jedenfalls mitgeteilt werden, und Gutzkow schätzte allein dafür die

Arbeitsdauer auf einen vollen Monat. (Nebenbei bemerkt, hat er sie noch weit unterschätzt; mich hat die Entzifferung nahezu die doppelte Zeit gekostet und zudem hat sie — ich mußte die ganz verblaßte Schrift durch scharfe chemische Reagentien wieder hervortreten lassen, und, da die Schriftzüge mikroskopisch klein waren, immer mit der Loupe arbeiten — meine Sehkraft für Lebenszeit geschwächt.) Auch mit der Beschaffung des biographischen Materials ging es viel schwerer, als Gutzkow gedacht hatte. Er hatte eine öffentliche Aufforderung an Büchners Freunde erlassen, ihm Mitteilungen über des Dichters Leben, seinen Charakter 2c. zu senden. Aber dieser Aufruf in den Zeitungen blieb fast ganz ohne Wirkung, wie dies erfahrungsmäßig in derlei Fällen fast immer so ist. Selbst die Versendung eines gedruckten Zirkulars an bestimmte Adressen fruchtet nicht viel; die Leute wollen brieflich gebeten sein, bestimmte Fragen vorgelegt erhalten u. s. w. und selbst dann bleiben sie noch oft genug die Antwort schuldig. Dies alles sollte auch Gutzkow erfahren, und da er es bei dieser Gelegenheit zum ersten Male erfuhr, so verstimmte es ihn und machte ihn vor der endlosen Korrespondenz bange, die da nötig sein würde. Endlich aber sah Gutzkow mit Recht voraus, daß die Arbeit auch aus einem anderen Grunde schwierig und höchst zeitraubend sein würde: der Zensur wegen. Welche endlosen Verhandlungen mit dem Zensor waren der Veröffentlichung von „Dantons Tod" vorausgegangen! Andererseits aber war die Arbeit für Gutzkow wirklich Herzenssache. Und so sagte er sich: „Geht es ohne materielle Opfer meinerseits, so will ich's thun, wo nicht, so werde ich's nicht thun!" Ich habe in dieser Hinsicht in genau derselben Lage, wie ich im nächsten Heft darlegen werde, anders gedacht und gehandelt, aber ich finde Gutzkows Standpunkt durchaus begreiflich und berechtigt. Demgemäß unterhandelte Gutzkow zunächst mit J. D. Sauerländer: derselbe bot ein Honorar, so gut es das Buch irgend vertrug; mehr war ja auch unmöglich von ihm zu verlangen. Aber die Summe war geringer, als sie Gutzkow nach seinen Verhältnissen für die Arbeit verlangen mußte. Und so wünschte Gutzkow von der Familie einen kleinen Zuschuß; wie viel, hat mir Ludwig Büchner nicht erzählt. Gutzkow war vermutlich überzeugt, daß die Sache daran nicht scheitern werde; die Familie war ja in sehr geordneter Vermögenslage und auf ihren genialen Sprossen sehr stolz; dazu die Pietät für den so früh Dahingeschiedenen.

Nun, sie scheiterte doch daran. Übrigens keineswegs daran allein, ja nach Ludwig Büchners Darstellung, deren Richtigkeit ich in diesem Punkte allerdings nicht verbürgen kann, nicht einmal hauptsächlich daran. Andere sachliche wie persönliche Gründe haben aber zweifellos gleichfalls entzweiend gewirkt. Bezüglich der sachlichen Gründe habe ich Ludwig Büchner dahin verstanden, daß sein Vater, ein reaktionär gesinnter Mann, von Gutzkow eine Verherrlichung der revolutionären und sozialistischen Ansichten Georgs befürchtete, daß beide zudem über die Art, in der des unerquicklichen Verhältnisses zwischen Vater und Sohn gedacht werden sollte, nicht einig werden konnten. Ferner aber — und dies dürfte die Sache gegen Gutzkow entschieden haben — trat ein anderer Bewerber um die Arbeit auf, ein intimer Freund Georg Büchners, Georg Zimmermann, der sich in der Folge gleichfalls als Dichter versucht, auch ein Buch über J. H. Merck geschrieben hat. Für den noch sehr jungen Mann, der damals Theologie studierte, sprach, daß er eben Georg fast sein Leben lang persönlich sehr nahe gestanden hatte (in Darmstadt wie in Gießen), von ungemeiner Begeisterung für den Dichter erfüllt war und sich zudem mit der Summe begnügen wollte, die die Familie zuletzt Gutzkow bot, der Hälfte des Honorars, sogar mit noch weniger, wenn es sein müßte. Aus dem letzteren Grunde war der Vater für ihn; die Mutter aber, weil er ihren Lieblingssohn so genau gekannt hatte. Ausführlich berichtete Ludwig Büchner über Differenzen der Familie mit Gutzkow, die rein persönlicher Natur waren; ich mag sie hier nicht anführen. Zum Glück wurde die Verhandlung bei der Nähe der beiden Städte, größtenteils mündlich geführt; auch milderten bereits anderweitig bestehende freundschaftliche, ich glaube sogar, doch weiß ich dies nicht genau, entfernte verwandtschaftliche Beziehungen gleichfalls den Konflikt. Immerhin kam es eben zu keiner Einigung. Kurz darauf übersiedelte Gutzkow von Frankfurt nach Hamburg. Trotz des unbehaglichen Zwischenfalls blieb er mit der Familie in gewissen Beziehungen oder sie knüpften sich später wieder an; mit Luise Büchner hat er meines Wissens gerade in seinen letzten Lebensjahren sehr eifrig korrespondiert.

Daß Gutzkows Plan scheiterte, kann gewiß im Interesse von Georg Büchners Nachruhm nicht lebhaft genug beklagt werden. Vor allem: damals wäre auch die Frucht seiner letzten Lebenszeit, das Drama „Pietro Aretino" erreichbar gewesen; seine Braut, die das Manuskript besaß, war damals bereit, es veröffentlichen zu lassen. Als ich mich, fast vierzig Jahre später, an sie wandte, lehnte sie die Auslieferung des Manuskriptes ab. Aus zwei Gründen. Die geistvolle und thatkräftige Dame, die ihrem Verlobten zeitlebens die Treue hielt und ihr schweres Schicksal tapfer trug, hatte Trost in einem innigen Gottvertrauen gefunden; es ging ihr nun gegen das Gewissen, ein Werk veröffentlichen zu lassen, das atheistische Stellen enthielt. Dieses Hindernis hätte ich vielleicht — sie lebte in einer höchst gebildeten Familie voll lebendigen Anteils an der Litteratur — mit Hilfe ihrer Umgebung hinwegräumen können; ein anderes war unbesiegbar. Das war ihre tötliche Verfeindung mit der Familie Büchner; die Gründe sind mir bekannt, sie betreffen zum Teil auch litterarische Dinge und ich könnte sie getrost mitteilen, doch will ich dies nicht thun, wie ich denn überhaupt, obwohl so arg herausgefordert, doch nur berichte, was ich sagen muß, nicht was ich sagen könnte. Mir war dieses Verhältnis Minna Jaeglés zur Familie Büchner in der Zeit, da ich mich zuerst an sie wandte, nicht bekannt; Ludwig Büchner hatte mich nicht darüber orientiert, als er mir die Adresse der Dame mitteilte; so glaubte ich es denn recht zu machen, wenn ich mich ihr gegenüber auf die Familie Büchner und ihr moralisches wie materielles Interesse an meiner Ausgabe berief; in der That hatte sich die Familie ja diesmal, wie ich später erzählen werde, einen Anteil an dem sehr bescheidenen Honorar des Verlegers zu sichern verstanden. Aber gerade mit diesem Hinweis hatte ich ahnungslos Oel ins Feuer eines unsäglichen Grolls gegossen; ich fand ihn hinterdrein menschlich entschuldbar, so sehr mich seine Wirkungen betrübten. Ich kann es ja nicht bündig beweisen, aber ich habe allen Grund, fest davon überzeugt zu sein: hätte mich die Familie Büchner nicht durch Bitten veranlaßt (von einem juristischen Zwang konnte ja keine Rede sein, weil das Urheberrecht an Georg Büchners Werken damals bereits längst erloschen war), ihr von den 600 Mark, die mir der Verleger für die

Einleitung und die kritische Ausgabe bezahlte, einen beträchtlichen Teil abzutreten — verlangt wurde zunächst weit mehr, bis wir uns auf ein Drittel, 200 Mark, als Anteil der Familie einigten —, hätte ich also Fräulein Jaeglé gegenüber darauf hinweisen können, daß die Familie Büchner nichts an der neuen Ausgabe verdienen werde, sie würde nur das Manuskript gegeben haben. Aber diese Erklärung konnte ich ja, auch nachdem mir die Sachlage endlich klar geworden war, ihr gegenüber nicht abgeben; sie wäre ja wahrheitswidrig gewesen. Die Familie Büchner hätte sich bei dem Honorar für den „Aretino“, höchstenfalls 150 Mark, wohl auch mit einem Drittel begnügt; was Fräulein Jaeglé betrifft, so riet mir Ludwig Büchner immer wieder, ich möge „ihre Habsucht reizen“, und die 100 Mark hätte ich ihr auch gewiß gern ganz überlassen, sogar noch etwas aus Eigenem dazu gegeben. Aber das war ja nicht der Stein des Anstoßes; es war ja gar nicht die „Habsucht“ der Dame, die mir entgegenstand, sondern ihr Entschluß, ein Unternehmen, das die Familie materiell förderte, nicht zu unterstützen; selbst der Verzicht auf die neuen 50 Mark, angenommen, daß ich ihn bei der Familie Büchner durchgesetzt hätte, was noch sehr zweifelhaft ist, hätte nichts gefruchtet, die 200 Mark ließen sich ja nicht wegleugnen! So beschränkte ich mich denn der alten Dame gegenüber auf Gründe der Pietät, aber was immer ich vorbringen mochte, Fräulein Jaeglé blieb mir gegenüber höflich, aber sie blieb bei ihrem „Nein“. Nach ihrem Tode hat auf meine Bitte mein seither leider gleichfalls verstorbener Freund, Hubert Janitschek, der Kunsthistoriker, damals noch in Straßburg, über ihren Nachlaß sorgliche Erkundigung eingezogen; er enthielt auch nicht ein Blättchen von Georg Büchners Hand. Die alte Dame muß sein Manuskript wie seine Briefe verbrannt haben, als sie ihren Tod herannahen fühlte, denn kurz vorher scheint sie sie noch besessen zu haben. Gewiß ein psychologisch interessanter Vorgang; sie liebte Georg Büchner so sehr, daß sie trotz ihrer Scheu vor dem Inhalt das Manuskript aufbewahrte, aber sie brachte es trotz ihrer Liebe für den Menschen, trotz ihrer nie erkalteten Bewunderung für den Dichter doch übers Herz, dies Werk, von dem in der Familie Büchner die Sage geht, daß es sein bestes gewesen sei, zu vernichten!

Gewiß, schon um des „Pietro Aretino“ willen dürfen wir es tief beklagen, daß Gutzkows Plan scheiterte. Aber nicht deshalb allein. Damals war ja auch die Braut noch bereit, die sämtlichen Briefe des Dichters an sie drucken zu lassen; Gutzkow hatte die vollständigen, von ihr angefertigten Kopien bereits in Händen; er hat sie dann leider zum größten Teil bei seinen vielen Umzügen verloren. Das Wenige, was daraus bekannt geworden ist (vergl. meine Ausgabe, S. 371—380) läßt erkennen, wie berechtigt das Bedauern auch über diesen Verlust ist, nicht bloß vom Standpunkt des Biographen, sondern auch des Genießenden; es sind herrliche Briefe. Erwägt man, daß Georg Büchner überhaupt ein Briefschreiber war, wie wir auch unter den deutschen Dichtern nicht viele kennen, so wird man wohl sagen dürfen: es ist jammerschade, daß Gutzkow die bereits von ihm gesammelten Briefe wieder an die Adressaten zurückgeben mußte und sehr viele andere, denen er bereits auf der Spur war, fahren ließ; sie hatten ja nun für ihn keinen Zweck mehr. Aber zumeist lassen uns zwei andere Gründe bedauern, daß Georg Büchners Werke nicht bereits 1838 von Gutzkow herausgegeben worden sind. Wenn auch gewiß nicht mit der kritischen Akribie, die erst weit später auch bei derlei Ausgaben neuerer Dichter üblich wurde, so hätte er seine Ausgabe doch sicherlich gewissenhaft und unter Wahrung der litterarischen Gesichtspunkte erledigt; die „Nachgelassenen Schriften“ hätten sich dann nicht ereignet. Endlich aber — und dies ist das Wichtigste — hätte sich dann das ganze litterarische Schicksal Büchners anders gestaltet: er wäre zweifellos früher zu allgemeiner Anerkennung gekommen, und sie wäre vielleicht auch eine größere geworden, als sie es heute ist.

Als die Verhandlung mit Gutzkow endgültig gescheitert war, kam Georg Zimmermann an die Reihe und erhielt probeweise die härteste Nuß, das Manuskript des „Wozzeck“, zu knacken. Sie war ihm zu hart, schrieb mir Luise Büchner; er sei, meint sie, bei seinem „zerfahrenen Wesen“ überhaupt einer ausdauernden Arbeit nicht fähig gewesen. Nun hat aber Georg Zimmermann in der Folge recht viel gearbeitet, und darum dürften die materiellen Differenzen, von denen mir Ludwig Büchner sprach, wohl auch hier die Ausführung verhindert haben. Nach den Notizen, die ich gleich nach dem Gespräch mit Ludwig Büchner niederschrieb, wollte Sauerlaender 400 Gulden bezahlen, davon verlangte Zimmermann die Hälfte. Nun hatte er aber, als er noch die Konkurrenz Gutzkows zu fürchten hatte, erklärt, er wolle es eventuell noch billiger thun; darum bot ihm die Familie nun 100 Gulden. Zimmermann aber war, wie mir Ludwig Büchner klagte, „geldgierig“; er bestand auf der Hälfte; er sehe ja nun erst am „Wozzeck“, wie schwierig und zeitraubend die Arbeit sei. Entrüstet forderte die Familie die Manuskripte von ihm zurück und verkaufte zwei derselben, „Leonce und Lena“ und „Lenz“, durch Gutzkows Vermittlung an den Verleger des „Telegraph“ in Hamburg, in welcher Zeitschrift sie Gutzkow 1839 veröffentlichte. Der Plan einer Gesamt-Ausgabe schlief ein.

Zehn Jahre waren seitdem vergangen; es ist gewiß ein Beweis für die Wirkung, die „Dantons Tod“ zu üben vermag, daß dies eine Werk genügte, Büchner als Dichter lebendig zu erhalten. J. D. Sauerlaender, mit dem Absatz des Buches zufrieden, regte nun nochmals eine Gesamt-Ausgabe an und bot auch nun dasselbe Honorar, das er an Gutzkow hatte zahlen wollen. Und diesmal fand sich ein Herausgeber, der damit zufrieden war, von dem aber auch die Familie keinen Anteil verlangte. Das letztere war begreiflich, denn es war der Bruder Georgs, Dr. med. Ludwig Büchner, damals 25 Jahre alt. Und daß er sich dazu entschloß, war auch begreiflich; er hatte starken Familiensinn, der Ruhm Georgs lag ihm sehr am Herzen. Wenn er die Ausgabe löste, so brauchte es kein Fremder zu thun; der Ruhm blieb dann ganz in der Familie. So weit war ja Alles, ohne Ironie gesagt, in der schönsten Ordnung, und daran ändert sich auch nichts, wenn wir beifügen: Das Geld blieb dann gleichfalls in der Familie. Zudem hatte der junge Arzt das Geld nötig; das Honorar sollte ihm die bereits erwähnte Studienreise ermöglichen, die der Vater nicht bestreiten wollte. Ich wiederhole, Alles in Ordnung.

Aber zweierlei war gar nicht in Ordnung. Der junge Arzt hatte geringe ästhetische Interessen und keine Ahnung, wie man eine solche Edition anzupacken hat. Noch schlimmer aber, viel schlimmer war, daß er in dem Bestreben, an seine Studienreise zu kommen, die Arbeit auf Kosten der Korrektheit überstürzte.

Aus diesen beiden Gründen sind die „Nachgelassenen Schriften“ geworden, was sie sind: ein Muster, wie man

derlei nicht machen soll. Die Einleitung ist flüchtig geschrieben, sehr lückenhaft, in Einigem unzuverlässig. Vieles durfte Büchner allerdings mit Rücksicht auf die Zeit und aus Bangen vor dem Vater nicht sagen. Anderes aber gab er nicht, weil es ihn zu lange aufgehalten hätte. Daß dies der Grund war, ist nicht zu bezweifeln, denn über meine Einleitung urteilte er: das habe er ja natürlich auch alles gewußt, es sei auch nicht unwesentlich, nur habe er nicht die Zeit dafür aufwenden können. Rechnet man die zahlreichen Briefstellen ab, so steht auf den 50 Seiten wirklich nicht viel Wichtiges und für Georg Büchner Bezeichnendes. Am geringsten wiegt mir noch, daß der Autor keine ästhetische Würdigung gab; die konnte sich der denkende Leser selbst geben; zudem war der junge Arzt dazu nicht imstande. Aber sehr schwer wiegt, in welchem Wortlaut er da die Werke seines Bruders in die Welt hinausgehen ließ, denn dieser hätte sich bei einiger Sorgfalt, einigem Zeitaufwand unendlich korrekter herstellen lassen.

Ich will mich nicht mit der Behauptung begnügen, sondern beweisen, was ich in der Notwehr aussprechen mußte.

Für „Dantons Tod“ lag das Original-Manuskript vor; es war also möglich, festzustellen, was Alles in dem 1835 erschienenen, von Gutzkow und Duller redigierten Abdruck nicht von Georg Büchner herrührte und wie viel andererseits aus seinem Manuskript willkürlich oder durch das Machtgebot des Zensors weggelassen und verstümmelt war. Nun denn, die letzteren Stellen wurden trotzdem zum größten Teil nicht hergestellt, von den ersteren einige belassen! Und dabei versicherte die Einleitung ausdrücklich: „Das Drama „Danton“ (!) wurde nach dem Manuskript vervollständigt und korrigiert.“ Wie nun erklärt sich dies? Zum Teil aus Besorgniß vor einem Preßprozeß, zum Teil, weil Büchner sich scheute, Cynismen des Bruders drucken zu lassen, aber zum allergrößten Teil aus Flüchtigkeit. Ich fragte bei ihm an, wie es komme, daß er durchaus unverfängliche Sätze, die der Zensor belassen hatte, unterdrückt, andere Sätze, die entweder Duller oder Gutzkow oder der Herr Zensor persönlich gedichtet hatte, belassen hätte; das könne doch unmöglich Absicht gewesen sein? Antwort: Nein, aber darauf komme doch wenig an! Auf den 96 Seiten, die das Drama in den „Nachgelassenen Schriften“ füllt, stehen über 90 korrumpierte oder nicht von Büchner herrührende Stellen. Und dies Alles, wiederhole ich, obwohl das Original-Manuskript vorlag!

Ebenso lag das Manuskript des „Wozzeck“ vor. Ludwig Büchner wußte, wie teuer dieses Werk dem Bruder gewesen sei; gab er sich die Mühe, es zu entziffern? In seiner Einleitung berichtet er: „Was das erwähnte Trauerspielfragment anlangt, so ist dasselbe zum größten Teil mit blasser Tinte geschrieben und durchaus unleserlich; die einzelnen Szenen, die entziffert werden konnten, sind durch das Auffallende so wenig untereinander in Zusammenhang zu bringen, daß nichts davon in der Sammlung mitgeteilt werden konnte.“ Wozu sich plagen, Zeit verthun, die Augen verderben! Weil dies eine Lieblingsarbeit des toten Bruders war? Mag er ohne sie berühmt werden!

Indes, das hätte ja wirklich viel Zeit und Mühe gemacht, aber warum fehlen in „Leonce und Lena“, obwohl auch hier das Manuskript vorlag, im Abdruck ohne Sinn und Grund einige Szenen? Weil es der Herausgeber übersah. „Es ist schwerlich meine Schuld“, sagte er mir lächelnd, als die Rede darauf kam, „Luise wird im Abschreiben ungeduldig geworden sein und Szenen weggelassen haben.“

Doch auch damit ist leider noch nicht alles gesagt. Wenn auch erst nach nahezu dreißig Jahren, sind doch die bisher aufgezählten Flüchtigkeiten und Unterlassungen durch meine Ausgabe sämtlich berichtigt und gutgemacht worden. Aber vieles konnte ich nicht mehr gutmachen und zu stande bringen, das war auf immer dahin. Von den Briefen an Minna Jaeglé verfügte Ludwig Büchner 1850 nur noch über den Rest der Kopien, der Gutzkow verblieben war, und selbst diese druckte er nicht sämtlich ab, nur kaum ein Drittel. Warum gab er nicht mindestens alles, was er hatte?! Es unterblieb nicht aus Diskretion, denn sonst hätte er alles mitteilen können, nicht aus Raummangel, denn Sauerlaender beschränkte ihn nicht, nicht weil er die Briefe für unwesentlich hielt, denn er bedauerte dann lebhaft, daß ich sie nicht bringen konnte — aber warum er sie nicht brachte, habe ich nie erfahren. Ich aber konnte sie nicht veröffentlichen, weil sie inzwischen nach Ludwig Büchners Mitteilung bei einem Hausbrand zu Grunde gegangen waren. Ebenso die Briefe an die Familie, aus denen er in den „Nachgelassenen Schriften“ nur relativ dürftige Auszüge gebracht hatte. Diese beiden Briefreihen besaß er und brachte daher mindestens einiges, aber sich nach Gutzkows Beispiel um die sonstigen Briefe des Dichters, um Zeugnisse über sein Leben zu bemühen, fiel ihm gar nicht bei. Das habe er nicht thun können, das wäre denn doch zu zeitraubend gewesen, war die fast unwillige Antwort, als ich mich nach dem Grund erkundigte. Nach 26 Jahren, als ich auch dies nachzuholen bemüht war, war's natürlich zu spät; an Briefen konnte ich nichts, an Mitteilungen nur einiges auftreiben; der Dichter war ja nun schon 40 Jahre tot! Niemals wird ein volles, rundes Bild des Menschen Georg Büchner gegeben werden können. Auch dies ist nur dem Umstand zuzuschreiben, daß der Herausgeber der „Nachgelassenen Schriften“ zwar der Bruder des Dichters, aber auch ein Mann war, der weder die volle Eignung für diese Aufgabe hatte, noch auch — und darauf ist das Hauptgewicht zu legen — die nötige Zeit auf sie wenden mochte. Und wenn man Herrn Professor Alexander Büchner glauben könnte, so wären es eben zwei Brüder.

So steht es um die „Nachgelassenen Schriften“. Daß Herr Professor Alexander Büchner die Arbeit so beurteilt, wie mit mir alle Sachverständigen, die sie kennen, behaupte ich nicht, denn der Mann, der es nach vielfachen Versuchen, in anderen Berufen unterzukommen, schließlich in reifen Jahren zum „Professeur honoraire“ der „littérature étrangère“ an der „Université de Caen“ gebracht hat, ist nicht sachverständig, nicht im stande zu beurteilen, ob eine Ausgabe gut oder schlecht ist. Dies wird jeder gelten lassen, der seine eigene Arbeiten kennt. Ich kenne einige derselben; er hat sie mir mit recht dringlichen und demütigen Bitten um gütige, wohlwollende, anerkennende Anzeige übersendet; ich konnte gewissenhafter Weise seinen Wunsch nicht erfüllen, gelesen jedoch habe ich die Sachen, und darum lasse ich diesen Milderungsgrund für ihn gelten.

Aber dies genügt nicht, um ihn auch nur ein wenig zu entlasten, denn lesen kann der Herr Professor doch ohne Zweifel, und das ist das Einzige, was ich voraussetze, um seine Taktik nachzuweisen.

Lesen kann Herr Prof. Alexander Büchner und darum muß er wissen, welche Ausgabe die vollständigere ist, ob die „Nachgelassenen Schriften" oder die von mir besorgte kritische Ausgabe. Lesen kann er, und darum muß er wissen, daß ich mich nicht, wie er glauben machen will, um meine Beschäftigung mit der Arbeit als eine recht kurze erscheinen zu lassen, erst im Erscheinungsjahre meiner Ausgabe, 1879, dazu erboten habe, sondern daß diese Arbeit vier Jahre in Anspruch nahm. Lesen kann er und darum muß er wissen, daß meine Ausgabe nicht, wie er mit unerhörter Kühnheit behauptet, nur eine „Volksausgabe", sondern, wie auch auf dem Titelblatt gedruckt steht, die „erste kritische Gesamt-Ausgabe" ist. Lesen kann er und darum muß er wissen, daß an dieser Ausgabe, von der ersten bis zur letzten Zeile, niemand Anderer als Herausgeber einen Federstrich gethan hat, als eben ich; nur die Skizze: „Die Familie Büchner" ausgenommen — aber das kann der Herr Professeur honoraire doch schwerlich gemeint haben. . . .

Lesen kann Herr Prof. Büchner und darum muß er wissen, daß diese Ausgabe vollständig fertig und abgeschlossen ist, daß also niemand anderer nötig hatte, sie zu beendigen, und auch niemand anderer beendigt hat, weil ich das gethan habe. Lesen kann er und darum muß er wissen, wie ich dazu kam, die Werke Georg Büchners herauszugeben, warum die Familie sich entschloß, „das Andenken des Verstorbenen", wie sich unser feiner Stilist ausdrückt, mir „zu überlassen", welche sachlichen Differenzen sich dabei ergaben und ob ich oder die Familie Büchners darauf bestand, dem Toten sein Recht zu lassen und seine Werke nicht zu verstümmeln. Und weil er lesen kann, muß er auch schließlich wissen, warum meine Biographie trotz meiner Proteste, bevor ich sie beendigen konnte, als Torso gedruckt und barbarischer Weise dadurch „vervollständigt" wurde, daß irgend jemand — wer, wird noch zu erörtern sein — zu den von mir geschriebenen 166 Seiten — 14 Seiten aus der Einleitung der „Nachgelassenen Schriften" beifügte. War's wirklich Ludwig Büchner selbst, dann um so schlimmer! Dann war der Verleger, der in dem Vorwort der Ausgabe dies auf sein Conto nahm, nur eben der Sündenbock der Familie!

Dies alles, wiederhole ich, hat Herr Professor Alexander Büchner gewußt und dennoch öffentlich das Gegenteil erklärt, öffentlich die Arbeit und das Verdienst des Mannes, den Ludwig Büchner doch mindestens durch stete überschwängliche Versicherungen von dem Dankesgefühl der Familie Büchner zu beschwichtigen suchte, bestritten und herabgesetzt, ihn öffentlich wider besseres Wissen und Gewissen als einen Mann dargestellt, der sogar die geringfügige Arbeit, zu der er sich selbst erboten, hinterdrein nicht geleistet habe. Und dies alles, obwohl ich aus Pietät für Georg Büchner schwieg, und obwohl der Herr Professor durch nichts dazu herausgefordert war, als durch eine kurze, harmlose, sachlich berechtigte Bemerkung in einem sonst sehr schmeichelhaften Artikel über seine Familie in einer Zeitschrift! Wie er dies wagen konnte, ist unbegreiflich.

Indes, das ist seine Sache. Meine Sache ist es nun, eine eingehende, in jeder Einzelheit auf Briefe und Dokumente gestützte Darstellung all der Punkte zu geben, über die Herr Professor Alexander Büchner durchaus die Unwahrheit gesagt hat. Nachdem dies geschehen, werde ich mich wieder der erfreulicheren Aufgabe zuwenden dürfen, über Georg Büchner zu sprechen.

(Ein zweiter Artikel folgt.)

Litterarische Notizen.

— Es geht mit Marcel Prévost, dem ja auch in seinen besten Zeiten etwas Unmännliches, Zerfasertes, Perverses anhaftete, wie nach dem harten Sprichwort mit den Damen, denen in ihrer Jugend viel vergeben werden mußte: er ist auf seine älteren Tage fromm und keusch geworden; freilich ist er kaum 38 Jahre alt, aber das ist ja wohl auch bei den Damen dieses Schlages das richtige Alter zur Ein- und Umkehr. Die Skizzen „Pariser Ehemänner", die uns sein deutscher Verleger, Albert Langen in München, in „einzig berechtigter Uebersetzung" soeben bescheert hat, gehen noch aus der alten frivolen Tonart; wir wissen nicht, ob sie thatsächlich Prévost's letztes Buch dieser Art sind, aber das könnten sie wohl sein; denn diese kleinen Skizzen machen den Eindruck, das Erzeugnis erschöpfter Nerven und einer ausgepumpten Phantasie zu sein, die mühselig aufgestachelt wird, einem auch für sie gründlich erledigten Stoffkreis doch noch einige Variationen abzugewinnen. Von dem Guten, was Prévost nachzusagen ist: der scharfen Beobachtung, dem Reichtum an psychologischem Detail, der Kraft des Sarkasmus findet sich hier kaum ab und zu noch eine flüchtige Spur; von diesem Büchlein wird selbst der gläubigste Leser nicht mehr annehmen können, daß es ein Sittenschilderer geschrieben hat, der nichts dafür kann, wenn er so viel Schlüpfriges berichten muß, sondern — um es einmal ohne alle Verblümung auszusprechen — ein ausgepichter Pornograph, der Obscönitäten aussinnt, weil das sein selbsterwähltes trauriges Geschäft ist, von dem er lebt. Welcher Abstand von Maupassant, den banausische Kritik und banausisches Publikum zuweilen mit Prévost zusammengekoppelt haben! — der eine ein geschickter Schriftsteller, der andere ein Dichter voll poetischer Stimmung, gleichviel, was er behandelt, ein innerlicher vornehmer Mensch, wohin immer er geraten oder sich verirren mag. Mit der Kunst, mit der Litteratur hat dies neueste Buch von Prévost, das in Deutschland übersetzt worden ist, nichts mehr zu schaffen, nicht etwa, weil die Kunst die und jene Grenzen einhalten oder gar nur „moralisch" sein soll — der Künstler darf alles, was er kann — sondern weil es sich eben mit sehr wenigen Ausnahmen um flüchtig hingesudelte Obscönitäten handelt. Um dieser wenigen Ausnahmen willen („Léon", „Auch ein Fall", „Etienne"), wo es sich auch um dieselben Dinge handelt, wie in den anderen Skizzen, die aber zum mindesten in der Erfindung originell oder hübsch ausgeführt sind, hätte das Büchlein wahrlich noch lange keine Uebersetzung verdient. Wir geben zu, daß sich mit derlei Büchern vermutlich ein Geschäft machen läßt — unreife junge Leute und lüsterne alte Leute lesen sie ja so gerne! — aber ein Verlag wie der von Albert Langen sollte sich doch dafür zu gut halten. Daß es eine Frau ist, die das Buch übersetzt hat, und daß diese Frau auf dem Titelblatt ihren Namen nennt — F. Gräfin zu Reventlow — verzeichnen wir als einen Beitrag zu den litterarischen Sitten Deutschlands im zwanzigsten Jahrhundert. — Derselbe Verlag legt uns in ähnlicher Ausstattung ein anderes Buch vor, das einen Deutschen zum Autor hat: Mesalliancen. Zwölf Liebes- und Ehegeschichten von Korfiz Holm. Den Umschlag hat der geniale Künstler T. Th. Heine, die künstlerische Hauptkraft des „Simplicissimus", gezeichnet. Dieser Umschlag zeigt einen edlen Löwen, der trauernd auf ein gemeines Mutterschwein herabblickt, an das er durch ein Band gefesselt ist. Der Künstler hat also den Schriftsteller dahin verstanden, daß in den zwölf Geschichten ungleiche Paare vorgeführt werden, der Mann ein Löwe und das Weib ein Schwein. Er hat ihn nur zum Teil richtig verstanden; die Weiber, die uns Herr Korfiz Holm vorführt, sind wirklich zum größten Teil Schweine, aber die Männer sind durchweg keine Löwen, sondern zumeist genau das, was die Weiber sind. Was also in vielen dieser Skizzen zu finden

ist, wird man schon nach diesen Andeutungen wissen. Gleichwohl soll das Buch damit nicht abgethan sein: es enthält viel unreifes Zeug, viel Schmutz, viele unangenehme litterarische Manieren und Unmanieren, aber doch immerhin auch einige wirkliche Begabung. Wer im stande ist, Skizzen wie „Komödie" oder „Eisgang" zu schreiben, sollte sich für zu gut halten, mit so wertloser und mißduftender Ware zu kommen, wie „Der Retter", „Brautfahrt", „Redoutenabenteuer", das ist so plumper deutscher Prévost allerletzter Sorte! Andere Skizzen wieder streben doch mindestens Höheres an; hier ist Maupassant das Muster des offenbar noch sehr jungen und darum leicht zu bestimmenden Autors, so „Morgane", „Strandgut", „Das ältliche Fräulein." Neben den beiden eben genannten Skizzen sind es diese, die uns hoffen lassen, daß dieser trübe, trübe Most am Ende doch noch einen Wein giebt, gewiß keinen edlen Johannisberger, aber einen leidlich trinkbaren Tischwein. Vielleicht auch nicht, denn einiges stimmt auch für die Zukunft bedenklich. Ein Naturalist, der so geringen Respekt vor der Natur hat — das ist kein gutes Omen. Der junge Autor ist, wie er an mehr als einer Stelle sagt, ein Balte, der offenbar erst seit kurzem in München lebt; es ist also sehr begreiflich, wenn er vom Münchener Dialekt einen sehr geringen und vom Berliner gar keinen Dunst hat, aber dann lasse er doch gefälligst seine Gestalten nicht in diesen Dialekten reden; er bleibe so lange, bis er das deutsche Leben genügend beobachtet hat, auf heimischem Boden; in Riga wird es doch wohl auch liederliche Frauenzimmer geben! Ferner aber sind die Eitelkeit, die Selbstbespiegelung, die Selbstanbetung denn doch gar zu groß. Wir sind nach dieser Hinsicht sehr duldsam; es giebt Zeiten, wo die naive Selbstverherrlichung geradezu ein Kennzeichen der jüngsten Dichtergeneration ist, und wir stecken in einer solchen Zeit; wir verlangen von niemand, daß er von den Unmanieren seiner Zeit völlig frei bleibe. Aber alles mit Maß — und bei diesem jungen Menschen ist alles Maß überschritten. „Ich" und wieder „ich" und zehn Male „ich" — er ist fast überall die Hauptperson und was für ein interessanter, junger Mann! Nicht etwa das farblose „ich" der deutschen „Ich-Novelle", das nur eine Form ist, hier ist der leibhaftige Herr Korfiz Holm immer die Hauptperson, und läßt sich, nachdem er eine Liebesgeschichte aus seinem Leben erzählt hat, in seiner eigenen Novelle von einer seiner eigenen Figuren einer anderen mit Namen vorstellen: „„Hier, liebe Martha", sagte Pleskow, „mein Freund Holm, der Dichter."" Ihm pflegt, fügt er bei, „ein Wonneschauer den Rücken herabzurieseln, wenn man von mir sagt: Der Dichter!" Wir fürchten, daß er, wenn er sich diese wüst geschmacklose Manier nicht schleunigst abgewöhnt, sich diese Wonneschauer in Zukunft nur selbst wird bereiten können; bleibt er in ihr stecken, so wird schwerlich jemand sagen: „Herr Holm, der Dichter", sondern nur: „Herr Holm, der . . . .", welche vier Punkte nicht etwa „Poet" bedeuten. Ein Drittes endlich, was uns Bedenken macht, ist, daß die wenigen Skizzen, die keine grob erotischen Züge enthalten leider die schlechtesten sind („Abrechnung", „Liebeslotterie"). Dennoch wollen wir die Hoffnung nicht aufgeben, daß dem Verfasser der beiden bereits genannten Skizzen: „Komödie" und „Eisgang" eine gedeihliche Entwicklung beschieden sein wird, und darum erschien es uns Pflicht, zu warnen und zu mahnen.

Neue Bücher.

Nachstehend verzeichnete Bücher sind der Redaktion zur Rezension zugekommen:

Baldauf, Grete. Lieder des Mädchens aus dem Volke! Vierte Auflage. Dresden o. J. E. Piersons Verlag.

Oestéren, Friedrich Werner von. Merlin. Ein modernes Epos. Berlin 1900. Georg Heinrich Meyer.

Kastner-Michalitschke, Else. Psyche. Gedichte. Wien 1900. Wilhelm Braumüller & Sohn.

Adler, Friedrich. Zwei Eisen im Feuer. Lustspiel in drei Akten frei nach Calderon. Stuttgart 1900. J. G. Cottasche Buchhandlung Nachf.

Heydemann-Möhring, E. Krisen. Leipzig o. J. Ludwig Hamann.

Eschelbach, Hans. Rettet das Volkslied! Berlin 1901. Boll & Pickardt.

Hügli, Dr. Emil. Gedichte. Zürich 1901. Caesar Schmidt.

Wrede, Richard. Allerlei Liebe. Ein Geschichtenbuch. Berlin 1900. Dr. R. Wrede.

Mayerhofer, Hermann. Anna Weber. Ein Schauspiel in 2 Akten nach einer Novelle Paul Heyse's. Dresden und Leipzig 1900. E. Pierson's Verlag.

Frankhauser, K. Opfer der Liebe. Ein Trauerspiel in 5 Akten. Straßburg 1900. J. H. Ed. Heitz.

Roquette, Otto. Die Reise ins Blaue. Leipzig o. J. Robert Baum.

Luckau, Wilh. Heinr. Herbstblüthen. Lieder eines schlichten Mannes. Magdeburg 1901. Creutz'sche Verlagsbuchhandlung.

Syrutschek, Julius. Der Bachernjäger. Eine Dichtung aus den südsteierischen Bergen. Dresden und Leipzig 1900. E. Pierson's Verlag.

Weber-Lutkow, Hanns. Schlummernde Seelen. Geschichten aus Kleinrußland. Linz und Leipzig 1900. Oesterreichische Verlagsanstalt.

Roßhack, Albert. Gedichte. Breslau 1900. Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt von S. Schottlaender.

Schaukal, Richard. Sehnsucht. München o. J. Verlag der Deutsch-Französischen Rundschau.

Schafheitlin, Adolf. Das Zeitalter der Cyklopen. Dramatische Dichtung in drei Teilen. Berlin 1901. S. Rosenbaum Verlag.

Lissauer, Hugo. Reise- und Momentbilder in Versen. Berlin 1900. Emil Goldschmidt.

Müller-Amorbach, Wilhelm. Aus der Schelmenecke. Schwänke. Frankfurt a. M. o. J. Gebr. Knauer.

Kreuzfahrer, W. Die Quitzows. Berlin 1901. In Kommission bei Georg Nauck.

Vierordt, Heinrich. Fresken. Heidelberg 1901. Carl Winters Universitätsbuchhandlung.

Frommel, Otto. Flutwellen. Neue Gedichte. Heidelberg 1901. Carl Winter's Universitätsbuchhandlung.

Birnbacher, Andrea Maria. Aus dem Sanatorium. Erzählung. Dresden und Leipzig 1899. E. Pierson's Verlag.

Petzold, Max. Fremdline. Schauspiel in 4 Aufzügen. Universal-Bibliothek 4099. Leipzig o. J. Philipp Reclam jun.

Lienhard, Fritz. Die Schildbürger. Eine Frühlingsdichtung. Leipzig und Berlin 1900. Georg Heinrich Meyer.

Lienhard, Fritz. Der Fremde. Ein Schelmenspiel in einem Aufzuge. Leipzig und Berlin 1900. Georg Heinrich Meyer.

Lienhard, Fritz. König Arthur. Trauerspiel in 1 Vorspiel und 5 Aufzügen. Leipzig und Berlin 1900. Georg Heinrich Meyer.

Lienhard, Fritz. Münchhausen. Lustspiel in 3 Aufzügen. Leipzig und Berlin 1900. Georg Heinrich Meyer.

Lienhard, Fritz. Die Vorherrschaft Berlins. Litterarische Anregungen. Leipzig und Berlin 1900. Georg Heinrich Meyer.

Klein-Hattingen, Oskar. Das Liebesleben Hölderlins, Lenaus, Heines. Berlin 1901. Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung.

Spanier, Dr. M. Gustav Falke als Lyriker. Eine Auswahl aus seinen Dichtungen. Hamburg 1900. Alfred Janssen.

Sittenfeld, Ludwig. Johanne. Charakterbild in einem Akt. Breslau 1900. Rudolf Dülfer.

Glunz, Ferdinand. Minna. Dramatische Skizze in einem Akt. Breslau 1900. Rudolf Dülfer.

von Hanstein, Dr. Adalbert. Musiker und Dichterbriefe an Paul Kuczynski. Berlin o. J. Harmonie.

von der Planitz, Ernst Edler. Ein Königsmärchen. 6. Auflage. Berlin o. J. A. Piehler u. Co.

Redigiert unter Verantwortlichkeit des Herausgebers Karl Emil Franzos in Berlin. — Nachdruck auch im Einzelnen ist untersagt und wird strafgerichtlich verfolgt. — Verlag der Concordia Deutsche Verlags-Anstalt in Berlin. Druck von W. & S. Loewenthal, Berlin C.



Der Graf in der Wilhelmstraße.

Von Willibald Alexis.*)

(Ungedruckter Nachlaß).

Vor hundert und einigen Jahren mehr stand zu Berlin in der Wilhelmstraße ein stattliches Haus, mit hohen Fenstern und einem hohen Portal. Über dem Thore war in Sandstein gemeißelt ein gräfliches Wappen; daneben zwei wilde Männer oder Leoparden — oder waren es Wölfe? — als sogenannte Schildhalter. Das Haus schoß nicht grad' hoch in den Himmel, aber desto höher die Schornsteine auf dem Dache und die alten Bäume in dem Garten dahinter; auch war vor dem Portal eine sogenannte Auffuhr oder Rampe, daß die Equipagen bis dicht an die Schwelle bequem anfahren konnten. Es war ein Wohnhaus, in dem drinnen viele Zimmer und draußen noch mehr Fenster waren. Desto weniger Menschen mußten im Innern wohnen; denn an den Scheiben sah man selten einen Kopf, die Fenster oft mit Rouleaux verhängt oder mit den Läden zugeschlossen. „Es war ein aristokratisches Haus!" hätte man später gesagt; damals sagte man: „'s ist ja ein Palais!"

Ob das Wappenschild von Sandstein und die Leoparden oder Wölfe darüber noch dastehen, weiß ich nicht; wahrscheinlich hat man die Rampe, wie manche noch, abgerissen, und zuversichtlich sind die kleinen Scheiben oder Rauten in den vielen Fenstern fortgenommen worden. Denn damals hatte das Haus kleine längliche Fenster, wie das überall Sitte und Gebrauch war bei kleinen und großen Häusern, als wie es heute Sitte und Mode ist, daß man große Scheiben oder gar Spiegel einschiebt und einrahmt, bei aristokratischen und bei Bürgerhäusern; es geht nun einmal nicht anders. Aber das Haus selbst steht gewiß noch da, denn es hatte einen festen Unterbau und dicke Mauern, daß es purer Übermut gewesen wäre, ihn fortzureißen. Also wird man es wohl auch noch heutigen Tags in der Wilhelmstraße finden, und mit den kleinen Rauten ist nur der graue Rost und grüne Schimmel fortgeputzt.

Vor hundert Jahren und ein, zwei oder drei Jahrzehnte später — es kommt nicht so genau darauf an, aber im Achtzehnten Säkulum war es — wohnte in diesem Hause ein Graf. Es gehörte ihm eigentümlich, und er allein wohnte in demselben. Er war seiner Zeit sehr bekannt und hatte viele merkwürdige Eigenschaften, die man auch kannte. Zuerst war er ein reicher Mann; das versteht sich von selbst; denn wer in einem solchen großen Hause allein wohnen konnte, außer seinen Pferden, Hunden, Equipagen, Dienern und Dienerinnen und was sonst daneben, mußte reich sein. Er war ein Cölibataire oder ein Junggesell, denn er hatte keine Gemahlin. Er war ein vornehmer Mann; denn wenn er bei Hofe erschien, wandten alle die Augen auf ihn und sagten: „oh, c'est lui!" Und andre, die ihn noch nicht gekannt, wiederholten es auf Deutsch: „Ach, der ist es!" Er gab die feinsten Mittagsessen, und von seinen Diners sprach man noch wochenlang, und er selbst wußte es und wußte sich darauf. Außer seinem vortrefflichen Keller hatte er eine ebensolche Bibliothek, die, wie die Weine, aus Frankreich gekommen war. Er sprach mit vornehmen Leuten auch nur französisch, und sehr gut, mit Domestiken und ordinären Leuten aber nur deutsch, und sehr schlecht. Jene sagten, und namentlich die bei ihm gegessen hatten, er sei der liebenswürdigste Gesellschafter und ein esprit fort oder Freigeist, der in Berlin seines Gleichen

*) Der Biograph von Willibald Alexis und Herausgeber seines Nachlasses, Herr Dr. Max Ewert, dem wir die Mitteilung des Manuskripts verdanken, schreibt uns u. a.: „Die vorliegende Erzählung fand ich in demjenigen Teile von Härings Nachlaß, der der Nichte und Pflegetochter des Dichters, der jetzigen Frau von Petersdorff in Kolberg, gehört. Innere Gründe legen die Vermutung nahe, daß die Erzählung zu Ende der fünfziger oder zu Anfang der sechziger Jahre des vorigen Jahrhunderts niedergeschrieben worden ist. — Orthographie und Interpunktion sind nach heute giltigen Grundsätzen geändert, der Text nur da, wo ein offenbares Versehen des Dichters es notwendig machte oder die Handschrift nicht zu entziffern war." D. Red.

suche. Außerdem war er ein Philosoph und ein Podagrist, und mußte seine halben Tage auf dem Rollstuhl im Zimmer sich schieben lassen, und wenn er ausfuhr, selbst bei Hofe, waren die Füße mit Wolle und Sammet dicht umhüllt. Das hinderte ihn aber nicht, ein sehr gewandter und agiler Kavalier zu sein; denn er wußte gelegentlich sich auf ein Knie zu senken, wenn er einer Hofdame eine Blume aufgriff, die sie hatte fallen lassen. Überdem verstand er, wenn es sein mußte, sich auf dem Rollstuhl selbst zu schieben, daß es ein Wunder nahm.

Viele boten Wetten, daß die jüngsten und schönsten Fräulein, wenn er ihnen seine Hand reichte, ohne sich zu besinnen ihre rosige in seine welke hineinthun würden, ob er doch fast eisgrau und zwischen Sechzig und Siebenzig war. Damals merkte man das weniger, weil der Puder alle gleich machte und die Jahre vor der Liebenswürdigkeit und der Gabe einer aufmerksamen Unterhaltung für viele zu verschwinden schienen, zumal da der Sechziger sehr reich war. Zur Wette kam es aber nicht; denn wenn der Graf auch für steinreich gehalten ward, so war doch sein Herz in dem Punkt auch von Stein. Viele nannten ihn ein Original, und einige sagten, er sei der einzige der Art gewesen. Wenn das war, war's das Beste, nämlich wenn es keine andre der Art in Berlin gab, denn sein ganzes Herz war von Stein. Seinen Namen hat man vergessen; aber er ist ein wirklicher Mensch gewesen.

In jener Zeit war nach einer schlechten Ernte ein strenger Winter gekommen. Die armen Leute hungerten und froren, und es war viel Not in den Häusern und auf den Straßen. Hungern und Frieren thut immer weh, aber in jener Zeit fühlte man es doppelt. Nicht weil damals mehr Menschen waren als jetzt, die kein Essen und kein Holz zum Feuern hatten, noch daß es weniger Wohlhabende und Gutherzige gab, sondern weil man noch nicht wußte, wie man sich helfen sollte. In jedem Feuerstein ist der Funke; aber was nutzt er, wenn man die Steine nicht aneinander reibt und es nicht sprüht, leuchtet und wärmt! So stand keiner zum andern, weil sie sich nicht kannten, und wenn sie zu einander kamen und das Beste wollten, verstanden sie sich wieder nicht, oder wenn sie sich wirklich verstanden hatten, standen die Mittel nicht parat, und wenn man die gefunden hatte, war es wohl gar zu spät.

Anstalten gab es ja für Arme allerlei, Spitäler Sozietäts-Kassen, Kirchenstöcke und Reiche, viele Reiche, welche weit tiefer in ihre Kasten griffen als jetzt; aber wenn auch ihre Spenden für alle Dürftigen ausgereicht hätten, so reichten die Kanäle doch nicht zu allen hin. —

Seitdem ist's besser geworden; die Menschen kennen sich doch näher, und der Gemeinsinn, ein seltsam Ding in seiner ganzen Wirklichkeit, ist doch ein gewandtes Wesen geworden, und weil man ihn überall lobt, so probiert man auch, wie man zu ihm kommen kann. Es giebt doch Zeitungen, die von Menschen zu Menschen sprechen und sagen, was ihnen fehlt und not thut, und in jener Zeit druckten sie nur über Potentaten und Staatsaktionen. Mit den Zeitungen ist etwas, nein viel, sehr viel geschehen, um der Menschheit zu helfen. Redet nur über die Zeitungen, vom bösen Geist der Lüge und Eitelkeit, die dort ihr giftiges Wespennest gesponnen; immerhin, Ihr könnt des Übeln noch mehr lästern und verklagen, die Zeitungen sind doch die Brücken über Abgründen, der Flügel, der die Gedanken trägt, mit den bösen auch die guten, mit den Steckbriefen auch die Panaceen, mit dem Dunkel das Licht, und das Dunkel kann nicht lange bleiben, denn der Lüge kommt die Wahrheit nach, wie auf den Flügeln des Morgenrotes.

Jetzt ist doch manchem zuweilen durch einen einzigen Aufruf in den Zeitungen geholfen worden. Heute fiel's Einem zu Herzen, welche Not und Elend einen Mann, eine Familie, oder ein Dorf, eine ganze Stadt drücke, und kein Einziger meint, daß ihnen zu helfen wäre. Da schrieb er's rasch und warm aus dem Herzen zu Papier, morgen schon war's gedruckt, und Tausende lasen es übermorgen, so rasch und warm als jener es schrieb, und trugen flugs ihr Scherflein in die Zeitungsexpedition oder sonstwo, wo sie es sammelten, und aus den vielen Scherflein ist in einem, in ein paar Tagen der Not abgeholfen. Zuweilen! — sagten wir, nicht immer; aber vordem wars gar nicht möglich. Es war zu schwerfällig; dieser dachte nicht, der glaubte nicht, und jener wagte nicht. Item es unterblieb. —

In jenem harten und rauhen Winter also, weil niemand von Obrigkeit und Polizei zu raten und helfen wußte, waren ein Paar angesehene Geistliche zusammen getreten. Die hatten wohl den besten Willen, aber nichts war fertig. Da waren keine Zirkulare, keine Listen, keine Bezirksvorsteher, keine Zeitungen, keine Komitees von wohlthätigen Damen, noch angesehene Bürger aus den Stadtvierteln, die sie unterstützen konnten. Die drei Herren, Konsistorialräte oder Kirchenräte und Pröpste, mußten alles von Anfang bis zu Ende allein

thun und präparieren. Selbst mußten sie sich in den Wagen setzen, von Haus zu Haus umherfahren, klingeln, sich erkundigen, wer darin wohne, dem melden lassen. Und wenn sie empfangen wurden, mußten sie einem jeden vorsagen, erstens weshalb sie kämen, daß eine Not der Armen, wie groß sie jetzt sei, wie viel Beiträge nötig wären, um zu retten. Dann legten sie ihnen ans Herz, aus Christentum und Humanität einen milden Beitrag zu geben, der, groß wie klein, immer dankbar angenommen und der Herr über dem Sternenzelt es lesen und erkennen werde. Und wenn der Heimgesuchte erwidert hatte, wie er auch bedauere, daß die Not so groß, oder er doch nicht gedacht, daß sie wirklich von der Art sei, und, nachdem er den Herren gedankt, daß die allgemeine Not gerade ihm die besonders unerwartete Ehre ihres Besuches verschafft und er nur bedauern müsse, daß er nicht tiefer in die Tasche greifen könne, alldieweil in sothaner Zeit die Not ja einen jeden treffe, und die Gabe, groß oder klein, den Geistlichen in die Büchse drückte, dann erwiderten diese hinwiederum, daß ihr Vertrauen sie nicht getäuscht, daß die Stadt Berlin doch viele und edle Herzen habe, wie sie immer gesagt, und daß die milde Gabe tausendfältig auch auf den Geber treffen möge; dann stiegen sie beiderseits die Treppe mit vielen gegenseitigen Komplimenten und Versicherungen hinab, und die ersteren stiegen wieder in die Kutsche, um im nächsten Hause dasselbe wieder anzufangen.

Das kostete viel Zeit; die Menschen haben wohl mehr Zeit gehabt, als wir heute. Aber diesmal war die Kollekte eine gesegnete, denn die Geistlichen klingelten vielleicht nur an den Thüren von Reichen und Vornehmen, oder bei solchen, welche den Wert eines solchen Besuches zu schätzen wußten.

Nur vor dem Portal des Hauses, das wir beschrieben, sahen die Herren sich befremdet an. Aber nun war es zu spät; der Diener hatte schon geschellt, die Meldung genannt und den Wagenschlag geöffnet. Der Kirchenrat hieß die Kutschenthür einstweilen wieder anschlagen, weil Schnee und Kälte empfindlich eindrängten:

„Verlorne Zeit und Mühe! Er wird uns auch nicht mal annehmen.“

Es kam anders; die Thür flog auf, und der Schweizer rief mit lauter Stimme ein: „Sehr willkommen!“ entgegen, während er selbst sich bethätigte, den Wagentritt zu öffnen. Die drei Herren fanden sich auf der Schwelle und in dem geräumigen Hausflur, wo zwei Windöfen pafften und rüttelten, um mit der Eisluft aus hinter der Treppe um die Wette zu streiten. Den Geistlichen, die schon stundenlang in der Kutsche gesessen, hauchte eine angenehme Wärme entgegen, und sie nickten sich mit einem zufriedenen Gesicht zu. „Da ist doch wenigstens Humanität,“ murmelte der Kirchenrat. „Schön, daß er uns nicht warten läßt,“ entgegnete der Konsistorialrat, „weist auf gute Auspizien;“ denn der gallonierte Kammerdiener führte sie schon mit stummer Verbeugung die mit Teppichen überhangene Treppe hinauf, und der jüngere Prediger wies die Konfratres auf die sogenannten Pariser (oder Filzschuhe) des Kammerdieners. „Auch so an die Dienerschaft zu denken!“ approbierte murmelnd der erste Rat, der schon die oberste Stufe erreichte und summierte: man habe ihn doch wohl verleumdet.

So war aller Anfang gut, auch als beide Flügenthüren aufgerissen wurden. Nur ein unterdrücktes Kichern oben von der Mansardentreppe konnte sie befremden, zumal als der Konsistorialrat die schelmischen Mädchengesichter erblickte, die über dem Geländer sich halb überbeugten, halb versteckten. Aber der Kirchenrat winkte den beiden mit der Hand, indem er ungefähr das Lateinische flüsterte: homines sunt, nil humani — was auf Deutsch ungefähr heißt: „Auch in den Palais schlagen menschliche Herzen.“

Aber der jüngere Geistliche senkte die Augen; nicht über die Höflichkeit des Grafen, der auf dem Rollstuhl halben Wegs ihnen entgegenschob, hinter ihm die Bedienten, sondern vor einem allerliebsten Lockengesichte, das die zugemachte Tapetenthüre, wie noch neugierig, halb aufhielt. Ja, der Prediger ward blutrot, nicht über ihre zu leichte Toilette, von der das Halstüchlein noch auf dem Kanapee liegen zu bleiben schien, aber darüber, daß sie ihm die Zunge ausstreckte. Doch ob es ihm oder den Konfratres galt, oder nur dem unerwarteten Schauspiel, ob aus Bosheit, weil die Schwarzröcke gerade jetzt die Ordnung des Hauses stören mußten, oder weil ein Schlucken sie inkommodierte, wer konnte das entscheiden! Es war Toinette, die Tochter des Gärtners; vielleicht hatte sie die Blumentöpfe im Zimmer abstäuben müssen. Der Geistliche seufzte still, als er Platz nahm und die Tapetenthür sich wieder geschlossen hatte.

„Wenigstens speist doch die Liebe die Armen,“ dachte er.

Die andern Brüder hatten keine Augen dafür gehabt: mit solcher Verbindlichkeit hatte der Wirt sie empfangen! Wann hatte er gegen andre als einen Prinzen auf dem Rollstuhl bis auf die Mitte des Saals, und von zwei Bedienten sich schieben

lassen! Wann auf der Stelle befohlen, daß man den Gästen Sessel setze, ehe er erfahren, in welcher Absicht sie kamen! Wie unendlich bedauerte er, daß seine Gicht ihn hindere und gerade heut, vor so hochgeehrten Gästen! Wie sprach er von dem schlechten Wetter, und daß sie ausnahmsweise in diesem sich inkommodieren müßten; hoffte, daß sie keine Erkältung fühlten, wobei er im Beigehn ein kleines Hausmittel anriet; nannte dann selbst ihre Namen und Titel, wenn auch nicht richtig, und schloß dann: wie er sich ungemein freue, daß die geehrten Herrn mit der Ehre ihres Besuches sein schlechtes Haus nicht übergangen hätten, und endlich, welchem unerwarteten Glücke er denn denselben zu danken habe? Als nun der Konsistorialrat sich zum Kirchenrat verbeugte, fuhr der Graf rasch dazwischen:

„Apropos, bitte, bitte inständigst, wenn ich um Erlaubnis bitten darf, nur Ihre werten Namen und Charaktere noch ein mal — man verwirrt sich bei vielen Geschäften so leicht bei den vielen Namen — auch den teuersten.“

Die Vorstellung mußte dem Grafen genügen: teure, hochverehrte Namen, soviel sublimes; er fuhr auch einmal mit dem Finger über das Auge und entsann sich, daß Crebillon etwas ähnliches bei ähnlichen Namen gesagt habe, und „eh bien?“ schloß er. —

Einmal nur unterbrach der Graf, um dem Kirchenrat über seine vortreffliche Aussprache — „vraiment wie ein Pariser!“ — ein Kompliment zu machen. Als der Kirchenrat aber den Eingang schloß, fand er sich wirklich touchiert über die lebhafte Darstellung: nur ein Fenelon könne das menschliche Elend so geschildert haben; er hätte die deutsche Sprache nicht für solcher Ausdrücke fähig gehalten:

„Freilich im Munde solcher Redner! — Aber mein Gott, woher wissen Sie das alles?“

Die Herren blickten sich noch überraschter an:

„Mein Gott, aus der allgemeinen Unterhaltung! Aus dem Augenschein! Aus den Zeitungen!“

Der Wirt hatte aufmerksam auf ihre Antworten geachtet und nickte auf jede:

„Meine Herren, ich muß mir dagegen vor Ihnen erlauben, daß alle diese Dinge für mich nicht existieren. Fürs erste, so weiß ich nichts von einer allgemeinen Unterhaltung. Ich gestatte keinem eine Unterhaltung, wenn ich nicht vorher weiß, was er mir sagen will. Und Augenschein! was ist das? Ich sehe nur, was ich sehen will. Die dürren Bäume da, der Schnee, der graue Himmel — wenn sie mir nicht gefallen, laß ich schon bei Tage die Läden schließen und Kronleuchter anstecken. Und kann ich nicht mit meinem Rollstuhl mein Gesicht wenden lassen, wohin ich will? Und wenn ich anspannen lasse zum Spazierenfahren, denken Sie, daß ich dahin dirigieren lasse, wo mir was Ungefälliges zu Augen kommt! Darum gestatte ich gar keinem Augenschein zu existieren. Zeitungen aber endlich! Ach, meine Herren, wozu sind die Avisen? Etwa, um uns an Unangenehmes zu erinnern? Ich hoffe, daß die Polizei das verhindern muß! Aber weil es möglicherweise nicht geschieht, hat mein Sekretär den Auftrag, absolut nichts mir vorzulesen, was mich unangenehm berühren kann. Enfin, Sie sehen also, daß es ganz unmöglich ist, — aber, Messieurs, ganz zu Ihren Diensten — haben Sie die Gewogenheit, — wenn ich bitten darf —“

Der Kirchenrat war wie schon geschlagen oder fertig; er rückte auf dem Stuhle. Aber der Konsistorialrat saß aufrecht; seine Miene schien zum Konfrater zu sagen: wenn man die Bresche einmal bestiegen hat, darf man sie nicht verlassen, bis der Feind uns aus der Schanze treibt.

So nahm er als neue Munition zum Angriff einen Papierbogen aus der Tasche. Er wollte dabei sprechen, aber verstummte auch; die vornehmen, illustren Namen in der Liste vornan dünkten ihm bessere Vormänner als die beredtesten Worte. Der Graf nahm sie mit einem Lächeln an: eigentlich sollte es sein Sekretär erst durchgeflogen haben, indeß — um so liebenswürdiger Gäste wegen — erlaube er sich wohl etwas gegen die Hausordnung. Es geschah heute vieles, was in der Hausordnung nicht erlaubt war. Wie aufmerksam las er die Namen — versteht sich, ihre Titel dazu — und wo ein Irrtum war, korrigierte er es genau; auch den Betrag jedes Beitrages laut und deutlich, daß es gar keinen Zweifel gab — zuweilen mit einem „hm! hm!“ — einige Mal „das ist viel, zu viel für ihre Einnahmen! wohl nur aus Eitelkeit!“ — andremale: „Ah, der hätte auch tiefer in die Tasche greifen können! Ein so reicher Mann, und solche Bagatell! War immer ein Geizhals. — Aber der und der! — nein, das ist unerhört — ich würde mich doch schämen! Indeß wird wohl die Frau Gemahlin diesmal nicht erlaubt haben,“ schmunzelte er mit einem seiner feinsten Blicke und falzte sorgsam das Papier, um es dem Rate wieder zu überreichen:

„Nun, im Resultat doch eine immer erkleckliche Summe, meine ich. Berlin ist reicher, als man denken sollte, habe ich immer gesagt. Und wie viele

edle Herzen! Man soll nie an den Menschen verzweifeln. Ich bin Ihnen unendlich verbunden für Ihre Gewogenheit. Sie haben mir, ich kann beteuern, wirklich einen schönen Tag geschenkt."

„Und Herr Graf wollen, um sich nicht selbst zu inkommodieren, uns gnädigst erlauben, dero Summe beizuschreiben?" sprach der Kirchenrat mit einem raschen Angriff. „Dero Wort ist uns als Name —"

„Ich? — Ich gebe nichts."

Mit der sanftesten Miene sprach er's, und mit einem honigvollen Tone. Wenn die Herren jetzt sprechen wollten, fehlten ihnen die Worte. Sie hatten sich von ihren Polstern gelöst; er würde jetzt auch aufgestanden sein, die Beine fehlten ihm nur.

„Messieurs, wir sind uns eine explication schuldig," sprach er in so würdiger Haltung, als der Stuhl erlaubte. „Sie folgen Ihrem principe, und ich meinem. Jeder kann nicht mehr als nach seinem principe handeln. Ihres, meine Herren, ist vortrefflich, lobenswert, ist gar nichts dagegen zu sagen; als Prediger, als Philosophen sei die humanité en général zu predigen. Nein, Sie können gar nichts anderes thun; ich ästimiere es, ich finde es admirabel. Mais-en général bei Seite — ist der Mensch für sich selbst doch auch ein Teil der Humanität. Sie wollen gewiß nur das Wohlsein, aber für alle; ich will es ebenso, eben nur meines. Sie wollen für alle Glück, Gesundheit, die Güter und Annehmlichkeiten des Daseins; messieurs, ich hindre Sie darin nicht, warum wollen Sie meines hindern. Ich Sie! Ich bin ja weit davon entfernt, wenn gleich manche Leute einwenden, daß die populace die Mühe, die man für sie schenkt, gar nicht verdiente, daß die Sorge und die Almosen die Armen zu Faullenzern machten, daß, je mehr man ihnen giebt, sie um so mehr Ansprüche machen, daß man ihnen vielmehr den Brotkorb immer höher hängen sollte, das würde sie fleißiger, gehorsamer machen, und etwas mehr Hunger würde das Menschengeschlecht nicht geringer machen, au contraire, es wäre — mais — mais — meine Herren, diese Philosophie laß ich auf sich beruhen. Ich und Sie, wir haben Probleme. Sie wollen probieren, wie Sie die Menschheit, und ich, wie ich mein Teil daran, nämlich mein Ich, am besten glücklich mache. Nun sagen Sie, um Gottes Willen, was trennt uns das? Jeder geht seinem Ziele nach, et enfin — Oh Sie wollen mich doch nicht schon verlassen? — So seltene Gäste, ein so seltenes Vergnügen! — Ein kleines Dejeuner bei einem Gläschen alten Tokaier, ein pain de perdrix was ein armer Mann bieten kann — wir haben freilich nicht immer Konsistorialvögel in der Küche — Und wollen mir wirklich die Ruhe rauben, einen Augenblick der aisance —?"

Die Herren hatten schon in schuldiger Verbeugung Abschied genommen, als den Kirchenrat die aisance zurückhielt: „Ihre Aisance, Herr Graf!" rief er mit ernster Stimme. „Wie können Sie denn Ihrem Prinzip ganz treu sein, wie können Sie Ihre Annehmlichkeit, Ihren Humor behalten, wenn der Schrei der Not dennoch wider Willen zu Ihnen dringt? Ihre Mauern sind nicht so fest, Ihr Ohr kann nicht so verstopft, Ihr Auge nicht so verschlossen sein, daß er nicht doch eindringt. Die Bettler, die täglich klopfen und klingeln, kann Ihr Portier zurückweisen, das Thor mag er nicht öffnen, die Bittschriften mag Ihr Sekretär in den Papierkorb werfen; aber die armen, zerlumpten Menschen drängen sich ja an uns alle, wie der Staub in das zugeknöpfteste Kleid. Schon wenn Ihre Equipage auffährt, wenn Sie aufsteigen, da müssen Sie ja die Mienen, den Jammer des Elends sehen!"

„Pardon," entgegnete er. „Sehen Sie nicht, daß Stroh vor meinem Hause geschüttet ist? Nur jetzt nicht, weil Schnee liegt! Sie glauben doch nicht, daß ich es um eine Wöchnerin thue! — Ach, das wäre méchant, messieurs! Für einen Junggesellen eine böse raillerie! Wenn ich aber schon wegen meiner Nerven das Wagenrasseln abhalte, so werde ich doch die populace von mir abzuhalten wissen. Ehe ich in den Wagen steige, lasse ich durch meine Leute alles säubern, daß keiner mir nahe kommt; an den Wagenfenstern sind Jalousien, und wenn ich einen Besuch mache, so stehen die Jäger hinter mir, um, wie Sie beliebten, den Staub von mir abzuhalten. Je vous assure, in dem Punkte sind alle préventions kalkuliert, ich kann absolut nichts, garnichts sehen, hören, empfinden, was ich nicht will."

„Wenn Sie aber doch selbst wollen?" sagte der Konsistorialrat.

Der Graf fixierte ihn ungewiß: „Wollen?"

„Fühlen Sie nie das Bedürfnis, Nebenmenschen etwas Angenehmes zu thun?"

„Wenn ich mir etwas Angenehmes thue, tant mieux, wenn es andern auch gefällt."

„Denken Sie aber nie daran? Ich meine, fühlen Sie nicht eine Befriedigung, eine Art, um so zu sagen, Wollust, wenn sie für eine andre Kreatur etwas ersinnen, veranstalten, was Ihnen selbst ein kleines Opfer kostet? Ich meine gar nichts Bedeutendes, aber Sie entsagten nur einem, so zu sagen, Luxusartikel, einem bequemen Anblick, um

einem anderen Menschen Bequemlichkeit zu verschaffen?"

„Nein! — Ich verstehe Sie wirklich nicht. Warum soll ich mir etwas versagen, was ich mir verschaffen kann? Nur das principe, das principe, meine Herren! — Ich bin Philosoph."

„Und doch, gnädiger Herr, haben Sie Ihrem Prinzip schon entsagt. Warum heizen Sie den Hausflur, wo nur ihre Domestiken zu wirtschaften haben; Sie selbst kommen nie dahin. Sie lassen sich in Ihrer Art Portechaise bis zum Wagen tragen, wo kein Lüftchen sie treffen kann. Was mehr! Weshalb steckten sie Ihre Diener in Filzschuhe? In jedem vornehmen Hause muß wenigstens der Kammerdiener zu jeder Zeit in seidenen Strümpfen, in glänzenden Schuhen mit Silberschnallen gehen. Diese Filzkallotten, ein häßlicher Anblick, müssen um so unangenehmer sein für einen so feinen Kunstkenner, wie Euer Gnaden. Und doch haben Sie sich darüber hinweggesetzt. Sie heizen den Flur und entstellen die Füße, nur um es Ihren armen Domestiken wärmer und bequemlicher zu machen."

Ein „Point du tout!" lächelte den Redner an. „Den Flur lasse ich heizen, weil die Thüren nie fest zuschlagen und die kalte Luft mir selbst durch die Vorzimmer dringt. Schaffen Sie mir einen Tischler, der den feinen Zug hermetisch abhält, Sie würden mich sehr obligieren; aber unsere Handwerker, Hopfen und Malz ist verloren! Dann, augenblicklich, die abscheulichen Öfen fort! Die Kalotten aber" — er lächelte noch feiner — „die tragen mes gens nicht für sich, sondern für mich. Ich habe einen horreur vor knarrenden Schuhsohlen."

Ob er dabei auf die der Geistlichen einen Seitenblick warf, laß ich auf sich beruhen. Die Unterhaltung schien aber nun wirklich zu Ende, und der Graf rückte schon selbst an seinem Rollstuhl. Da flog wieder ein flüchtiges Rot über das Gesicht des jüngeren Predigers, aber nicht, weil er an der Tapetenthür einen Mädchenkopf sah, sondern es mußte von anders her kommen — aus der Luft, und er hob unwillkürlich den Arm.

„Mein Herr Graf, Sie haben sich gegen Alles geschützt und verschanzt, was Ihnen Unangenehmes entgegen treten kann; Sie haben Ihre Ohren mit Wachs verstopft und die Luft verkittet, daß sie nicht durch die Dielenritzen dringen darf; Sie sehen nicht, Sie hören nicht, Sie fühlen nicht die äußern Dinge, denen Sie den Zutritt verbieten. Aber es giebt andre Dinge, eine Macht, ein Wehen der unsichtbaren moralischen Welt, dem zu widerstehen, das von uns abzuhalten kein Wachs und kein Riegel stark genug sind. Der Schrei des Elends vibriert, die Seufzer schwellen durch die stillen Lüfte, und wer im Geräusch des Tages seine Ohren und Sinne verstopft, hört, sieht und versteht oft desto lauter ihre zerreißenden Jammertöne in der Nacht."

Der Graf entgegnete: „Die Nachtwächter sind von mir angewiesen, auch das geringste Geräusch von der Straße zu entfernen, und dafür bezahle ich sie. Auch müssen meine Jäger die Katzen von den Dächern schießen. Ich höre nie was mehr von der fatalen Musik, gar nichts!"

„Und sehen, hören Sie gar nichts sonst? Nichts, wenn Sie schlaflos auf dem Pfühle sich winden, die Wanduhr monoton Minuten und Stunden umwälzt, die Schatten der Nachtlampe durch das Dämmere schwingen, weckt, erschreckt Sie da nie etwas in der Einsamkeit und Stille?"

Der Graf bog den Kopf über: „Und weiter —?"

„Nicht das Wehen der Einsamkeit, die Schauer der Ewigkeit, der Geist der leidenden Menschheit, der wie ein Feuerzeichen Kains, als unauslöschlicher Schrei durch die lebende und die tote Welt bricht? Öffnet sich nicht die Wand vor Ihnen, sehen Sie nie einen Geist des Vergangenen, ein Gespenst, das seine Arme hebt —"

„Jamais! jamais!" unterbrach er, seine Arme hebend. „Mit Gespenstern habe ich nichts gemein. Gespenster dürfen nicht über meine Schwelle; Kirchenräte und Konsistorialräte empfing ich aus schuldiger Devotion vor Beamten Seiner Majestät des Königs, aber Gespenster, die mich inkommodieren wollten, schmeiße ich zur Thür raus. — Messieurs, war unendlich erfreut, au revoir!"

Er schob heftig den Rollwagen, daß die gelehrten Herren an einen Widder oder eine Balliste dachten, die sie zerstäuben und zerschmettern sollte, aber mit einer großen Geschicklichkeit schwenkte er in der halben Curve, daß er ihnen gleich den Rücken wandte und nach den Fenstern schob, während er ein französisches Chanson summte. Es mochte wohl der Henri quatre sein, denn der Kirchenrat hörte wenigstens die Worte ce diable à quatre!

Als die Herren zur Thür hinaus, fast gestürzt waren, blieb der jüngere noch an der Schwelle. Noch glühend die Stirn, hob er die Arme wie zu einer Beschwörung: „Und das Gespenst, was Du verbannen willst, wird Dich doch besuchen, früher oder später."

Ob der Graf es gehört hat, weiß ich nicht,

die andern beiden gewiß nicht, sonst würden sie es für unanständig getadelt haben; aber sie sprachen, als sie wieder in der Kutsche weiterrollten, kein Wort. Nachher erlaubten sie sich manche bescheidene Bemerkung und seufzten, daß doch manches besser werden müsse.

Der Graf aber gab am folgenden Tage eines seiner feinsten Diners, und zum Nachtisch erzählte er vor seinen intimsten Freunden eine seiner „köstlichsten Delicen", seine Unterhaltung mit den hochwürdigsten Geistlichen, welche ihn gestern mit ihrem Trost und ihrer Erbauung beehrt hätten, vermutlich wegen seines christlichen Sinnes. Es wurde ungemein gelacht, und seit langer Zeit war im Palais keine so vergnügte kleine Gesellschaft beisammen, denn sie waren alle espritsforts und Philosophen.

Einige Zeit darauf grassirten die Pocken in Berlin.

In dem alten Palais in der Wilhelmstraße durfte nicht davon gesprochen werden; denn vor dem Grafen durfte überhaupt nichts Unangenehmes erzählt werden. Er muß aber doch etwas gemerkt haben, denn er wandte im Wagen immer die Augen fort, wenn über einem Hause die schwarze Pockentafel aufgehängt war.

Als Toinette eines Morgens zur gewohnten Stunde nicht in den Saal kam und der Graf sich wunderte: warum? — denn er liebte die Ordnung — sagte der Kammerdiener kurz, sie hätte Schnupfenfieber.

Weiter sagte der alte, geschulte Kammerdiener nichts, und weiter fragte der Graf nichts; es war auch in der Ordnung. Von Kranksein durfte man im Hause nichts sagen. Als Toinette auch am folgenden Morgen nicht kam, sagte der Kammerdiener: „Sie hat Flußfieber." Das war das äußerste, was man durfte. Möglich war es auch nicht mehr, und der Graf fragte auch nicht, um nicht mehr zu hören; aber im Lauf des Tages ward er etwas unruhig.

Mehrmals wollte er auffahren: ob Toinette nicht endlich wieder gesund wäre? Oder gar: „wenn sie nicht bald mache, besser zu werden, sollte man sie wo anders hinschicken." Aber er verschluckte das Wort und den Wunsch überhaupt, entweder, weil er an das Mädchen, wie er sagte, herzlich attachirt sei, oder — weil er das nicht aussprechen mochte, was er dachte.

Aber die Gedanken blieben doch bei ihm. Der Kaffee Nachmittags schmeckte ihm nicht, und gegen Abend ward es auf der Treppe sehr unruhig, auf und ab, trotz der Filzkalotten; aber wenn der Graf nach der Schelle griff, ließ er die Hand doch wieder sinken, aus Furcht vor dem, was kommen konnte.

Endlich, als der Kammerdiener mit den Wachskerzen eintrat, stand er blaß vor dem Herrn. Der schrie einen Fluch, den er nur selten brauchte, und ein Philosoph braucht ihn überhaupt nicht; aber die Philosophie hilft zuweilen im Leben auch nicht. Ich wiederhol's nicht; der Sinn war: „Was ist's, Du . . . ., kurz raus?"

Der Kammerdiener schüttelte die Achseln mit dem Pilatusgesicht:

„Ja, sie hat richtig die Pocken!"

Mit einem Ruck, Stoß oder Satz hatte der Graf den Rollstuhl zurückgeschnellt, daß er gegen die andere Wand flog; seine Augen riß er auf, der Schweiß perlte von der Stirn, und beide Arme hielt er, als wehrte er den Kammerdiener ab. In dem Augenblick war das Podagra fort, der Graf hätte federleicht aufstehen können.

Darauf wechselten zwischen ihnen Erklärungen, ganz im andern Tone als gewöhnlich, kurz, heftig, grob und gar nicht philosophisch. Die Not lehrt einige beten, zeigt andere, wie sie in ihrer Natur sind, roh und gemein. Der Graf warf alles dem Kammerdiener zu, und der gab es jenem wieder zurück: Wenn er's nicht absolut verboten, dann hätte er längst gesprochen, der Arzt wäre gerufen und die Toinette nach der Charité geholt worden; aber — und darauf zerdrückte er etwas, was auch wie ein Fluch zerging, und der Sinn war: daß sie alle noch zu Schaden kommen könnten in dem vermaledeiten Hause und der vertrackten Wirtschaft. Der Graf, der es verstehen mußte, fuhr dazwischen in allergröbstem Deutsch, wie es die Gassenjungen brauchen, solchen Kerl und Hundsfott, der so wenig sich um seines Herrn Leben und Gesundheit gekümmert, könne er nicht mehr gebrauchen, er werde ihn morgen auf die Gasse werfen. — Der Kammerdiener stampfte den Armleuchter auf den Schreibtisch, den er sonst nicht anrühren durfte, und schrie: Das wäre ihm gerade recht, solchen Herrn könne er zehnmal finden, und reichere und feinere, und dazu sei er nicht hier, um sein Leben aufzuopfern. Darum wolle er schon heut ausziehn, ja auf der Stelle, und seine Gage werde er sich ein andermal holen.

Bald darauf hatten sie sich aber doch beschwichtigt und — gefunden. Er brauchte solchen Diener, und solcher Diener vielleicht einen solchen Herrn. Zumal, wie sollten sie sich an dem Abende voneinander trennen, denn draußen an dem Portal hämmerte es, wie wenn die Vehme ihre Zeichen

schlägt: sie schlugen die Pockentafel an! Sie müssen zu jener Zeit strenge Polizei geübt, der Arzt, welchen der Diener doch schon auf eigne Machtvollkommenheit rufen gelassen, rasch Anzeige gemacht haben. Das Haus war geschlossen, und — die Kranke ward noch nicht abgeholt.

Und sie holten sie auch nicht ab — Stunde um Stunde! Hatten sie es vergessen? Waren der Kranken zu viel? Hatte der Arzt gemeint, sie sei in einem zu heftigen Fieber, um in der kalten Nachtluft bis zum Pockenhause getragen zu werden? — Oder war es doch vielleicht geschehen, und der Graf hatte es verträumt, verschlafen, phantasiert? — Er hörte, sah ja keinen, er ließ keinen mehr an sich; auch der Kammerdiener durfte sich ihm nur von fern nähern.

Aber nächsten Morgen wollte er zum Minister, an den Hof fahren, und Klage erheben. Satisfaktion! Er schwelgte in der Vorstellung solcher Genugthuung für einen unerhörten Affront, den subalterne Exekutivbeamte sich gegen einen Mann seiner Stellung erlaubt, wie gegen einen gewöhnlichen Einwohner und Hausbesitzer. Nicht ihm sein Haus öffnen zu lassen, von ihm nicht einmal eine Pockenkranke fortzuschaffen! Er schwelgte mit einem Rachegefühl, daß die Philosophie wieder fort war.

Aber was half es ihm, was in der Nacht! — Was, wenn er von Pfühl zu Pfühl schlaflos den Kopf wandte? Was, wenn die Wanduhr sich Minuten und Stunden wälzte. Was, wenn er schlief und die Nachtlampe durch das Halbdunkel ihre Schatten auf die Gegenstände warf, da groß, da klein, da hell, da dunkel? — Nichts war jetzt als Stille, solche Totenstille, daß er betete — es wurde laut — nämlich nur im Schlafe betete er. Das Wehen der Einsamkeit weckte die Schauer der Ewigkeit! Das war sein Traum, der ihn nicht schlafen ließ. Und dann rauschte es und klopfte, er hörte alles, was oben in der Mansarde geschah; was er erlebte, erlebte die Kranke wieder. Toinette konnte auch nicht schlafen und wachen, sie sah auch das Wehen der Einsamkeit. — Dann rasselte ein Wagen vor der Rampe, der Portier hatte das Thor geöffnet, geschellt. Die geistlichen Herren räusperten sich auf der Treppe. Sie kamen näher und näher, er hörte, wie sie untereinander diskutierten, wer die Anrede halten sollte. Er wußte auch, weshalb sie kamen, was ihre Meldung war, und das preßte und drückte ihn: Gespenster kommen zu Dir. Schon hatte der Kirchenrat den Handgriff der Thür in der Hand: er komplimentierte nur mit dem Konsistorialrat, wer voran gehen solle.

Er war aufgesprungen: er durfte die Geister nicht sehen, er flog nach der Tapetenthür, um zu entfliehen. Die Thür öffnete sich aber von selbst, und eintrat, ein Nachtlicht in der Hand, barfuß, nur in Hemd und Kamisol — Toinette, totenblaß: „Ich bin eben gestorben, weil Du mich zu spät hast rufen lassen."

Da gab es einen Schrei, den sie im ganzen Hause gehört haben. Ob das Gespenst es gerufen, das vor dem Grafen gleich verschwunden ist, oder der Graf, der auf den Boden stürzte, weiß niemand.

Am andern Morgen, als man eintrat, fand man ihn auf der Diele, nicht weit von der Tapetenthür, in seinen Nachtkleidern; er mußte schon seit mehreren Stunden verstorben sein, denn er war ganz kalt. Ob Toinette, die in der Nacht in heftigem Fieber phantasiert hatte, auch das Bett verlassen und heruntergekommen war, wußte niemand, sie auch nicht — auch nicht, ob er wirklich an den Pocken gestorben ist.

Neros Leichenfeier.

Ein trunk'ner Sklav' und die zwei Ammen tragen
In später Nacht am Tiberfluß entlang
Den Toten, in ein Laken eingeschlagen.

Voran geht Acte. Oft auf ihrem Gang
Blickt müd sie um. Rings tiefes Schweigen. Sacht
Rauscht unten nur der Fluß den Grabgesang.

Ein Schwarm von Raben schwingt sich durch die Nacht,
Wie vom Geruch des Leichnams angezogen,
Nur schlecht verhüllt im Tuch von seid'ner Pracht.

Die Blutspur hat der Boden eingesogen.

*

Und immer hast'ger eilt die kleine Schar
Im Dunkeln hin. Es dringt ein wüstes Schallen
Von Stimmen aus der Stadt; sie hören klar:

Nero ist tot! Dem Orkus ist verfallen
Die grause Bestie! — Gebt den Leib zur Beute
Den Hunden, Schweinen, Aasgevögel allen.

Schaudernd hält Acte an und späht ins Weite
Und horcht hinaus ins Dunkel fieberhaft,
Gebietet stillzustehn dem Grabgeleite.

Dann wirft sie schluchzend sich in Leidenschaft
Auf ihn, der Welt und Göttern war ein Grauen,
Und küßt ihn wild mit heißer Liebeskraft,

Und mit ihr weinen die zwei alten Frauen.

Aus dem Italienischen des Enrico Panzacchi von Paul Heyse.

Midzuame.

Ein japanisches Märchen.

Den Gewinn des Tages zählend,
Saß in seinem dürft'gen Laden
In der Nakobaramachi*),
Abends spät der alte Händler.
Neben manchen kleinen Sachen,
Die des Lebens Notdurft dienten,
Hielt er auch den bernsteinfarb'nen,
Vielbegehrten Midzuame
Feil, den man dem zarten Säugling
Gab, wenn Milch nicht zu beschaffen.
Auch an diesem Tage hatte
Manchen Käsh**) der bied're Händler
Für den Syrup eingenommen.
Und er lächelte zufrieden,
Als die Zählung er beendet.
Nun das Geld zusammenraffend
Und in seiner Tasche bergend
Wollte er die Thüre schließen,
Denn des Abends dunkle Schatten
Senkten mehr und mehr sich nieder
Und die Nachbarn gingen schlafen. —

Da bog plötzlich um die Ecke
Eine Frau in weißem Kleide,
Ueberschritt die schmale Gasse
Und betrat den kleinen Laden.
Fast erschrak der gute Händler,
Als er bei dem düst'ren Scheine
Seiner Lampe in das bleiche
Antlitz seiner Kundin schaute,
Die mit leiser dumpfer Stimme,
Auf den Tisch ein Geldstück legend,
Bat um Syrup Midzuame.
Wunderlich erschien dem Händler
Diese Frau und leiser Schauer
Ueberrieselte die Haut ihm,
Doch er gab ihr still den Syrup
Und da ihm die Arme leid that,
Die so blaß und leidend aussah,
Gab er ihr noch reiche Zuwag'.

Auch am nächsten Abend kam die
Bleiche Frau und holte Syrup
Und am dritten, vierten Tage.
Zwar versuchte bald der Händler
Freundlich fragend zu ergründen,
Wer sie sei — wohin sie gehe —
Und für wen der Midzuame —,
Doch die bleiche, ernste Kundin
Schwieg auf alle seine Fragen.
Da erfaßte ihn die Neugier —
Und als eines Abends wieder
Jene blasse Frau den Syrup
Holte, schlich er ihr ganz heimlich
Nach, doch hielt erschreckt er inne,
Als sie — in den Kirchhof einbog,
Und lief eilends wieder heimwärts.

Auch am nächsten Abend kam die
Frau zur selben Stunde wieder
In den Laden, aber diesmal
Bat sie nicht um Midzuame.
Schweigend winkte sie dem Händler,
Daß er ihren Spuren folge —
Und er that's, nachdem er eilends
Ein paar Freunde noch gebeten,
Die bei ihm im Laden waren,
Auf dem Weg ihn zu begleiten.
Wieder ging die Frau zum Friedhof
Und vor einem frischen Grabe
Dicht am Thor verschwand sie plötzlich. —
Zaghaft schlichen nach die Männer,
Da vernahmen sie das Wimmern
Eines Kindes aus dem Grabe —
Bleich vor Schrecken und Entsetzen
Wollten schon die andern fliehen,
Doch der Händler hielt ermunternd
Sie zurück und bat sie, eilig
Doch mit ihm das Grab zu öffnen.

Als sie dies mit Müh' beendet,
Fanden sie des Weibes Leiche,
Die den Syrup Midzuame
Täglich aus dem Laden holte,
Eingehüllt in weißes Linnen
In der Gruft — in seinem Schoße
Aber lag ein lebend Kindlein,
Das dem Schein der düst'ren Lampe,
Die die Männer bei sich trugen,
Heiter'n Blick's entgegenlachte.
Und am Boden bei dem Kinde
Fand sich eine niedre Schale,
Voll von süßem Midzuame. —
Kurz nach einem jähen Tode
Mit dem Kinde unterm Herzen
In die kühle Gruft gebettet,
Hatte dort das Weib geboren —
Doch der Geist der Mutter sorgte
Noch im Tode für ihr Liebstes.

J. Leuser.

*) Eine Straße in Tokio, in der der Begräbnisplatz Dai-Oji liegt.
**) Käsh, eine japanische Münze.

Abschied.

Und morgen wird die Sonne wieder scheinen,
Der Flamme Glimmen neue Gluten sprüh'n,
Dein Auge, müde noch von langem Weinen,
In stiller Freude morgendlich erglüh'n.

Dann soll noch einmal, tief und voll empfunden,
Vor unsrer Seele schmerzverklärt erstehn
Der Frühlingszauber hold entschwundner Stunden,
Und heilig stille will ich von Dir gehn.

Theodor Hänlein.

Die Stimmen.

Und der Schwachen Stimmen gellten
Klagend auf zum Herrn der Welten:
„Vater, es ist schlecht bestellt!
Sieh, wir leiden Pein und Qualen
Durch die Willkür der Brutalen!
Wem, für wen schufst Du die Welt,
Nord und Süd und Ost und Westen?“
Sprach der Herr:
„Für die Starken und die Festen!“

Doch zugleich mit den Verlor'nen
Schrie'n die Starken, Krafterkor'nen:
„Vater, es ist schlecht bestellt!
Sieh, an unsern großen Plänen
Hangen schwer der Feigen Thränen!
Herr, für wen schufst Du die Welt,
Ost und West und Nord und Süden?“
Sprach der Herr:
„Für die Schwachen und die Müden!

Hugo Salus.

Der Riese.

Ich sah aus Wäldern eine Burg mir ragen,
Um die die wilden weißen Rosen ranken,
Wie um die Mären aus vergang'nen Tagen
Der Dichtung duftig blühende Gedanken.

In Epheulaub, verträumt und weltgeschieden,
Hoch über Bergen und den blauen Weiten
Liegt sie am Schwindelhang im Sonnenfrieden
Und sieht im Grund die kleinen Schiffe gleiten.

Tief zieht der Strom und murmelt auf durch Tannen
Sein Lied von alten, wundervollen Tagen.
Es hallt und wallt und wiegt sich her, von wannen
Wir einst die Sänger Wunder hörten sagen.

Und in dem Turm, in weinumreifter Nische,
Wo Blätterschatten am Gemäuer schwanken,
Sitzt rotgelockt der Ries' am Eichentische,
Das Kinn in seiner Faust, und spinnt Gedanken.

Die Klänge, moosgedämpft und halbzerronnen,
Umhuschen ihn wie leises Sonnenzittern;
Der Blick, vom gold'nen Flimmernetz umsponnen,
Entringt sich kaum den dicken Fenstergittern.

Er lauscht und tauscht. Zuweilen in den Klüften
Verhallt ein Horn. Der Schmiede Hämmer klirren;
Dann zuckt die Brau', er reckt sich aus den Hüften,
Und dumpfe Worte hört man niederirren:

„Wie manch' Jahrhundert werd' ich also warten,
Bis auf zu mir durch Fels und struppige Hecken
Ein Wesen klimmt von jener stolzen, harten,
Selbstischen Eigenart der Vorzeitrecken.

Die großen Herden blöken hin im Thale,
Kein Menschenhaupt enttaucht dem Schafsgewimmel,
Aus seiner Erd' gereift am Sonnenstrahle,
Ein Selbst erhaben über Höll' und Himmel.

O! Wie mir dies Schmarotzervolk zum Ekel,
Das eins am andern Säfte saugt und Seele!
Ob ihren Schädeln flammt das Mene Tekel
Und rühmen ihr Gewicht mit voller Kehle.

Und jeder Tand braucht seine tausend Köpfe
Und ködert Kräftchen sich mit Flitterkronen.
Das flicht aus Vaters Schopf sich richt'ge Zöpfe
Und paradiert versteift auf papp'nen Thronen,

Und bläht und spreizt sich wie vorm Troß erhaben,
Weil ihn die Zeit verspühlt zu den Schlaraffen.
Der Haufe lebt. Wann kommt, den sie begraben,
Der Mensch, die Welt nach seinem Bild zu schaffen?

Wo seid ihr, meine dämmerwilden Berge,
Wo Männer wachsen und die Drachen hausen?
Da jener goldene Fluch der tückischen Zwerge
Noch Unentnervte traf mit Tod und Grausen?

Da über Brunst und Haß und Schlachtgewimmel
Ein einzig' Haupt sich hob dem Licht entgegen,
Um hartgeglüht am gottdurchlohten Himmel
Sein Bild auf des Jahrhunderts Stirn zu prägen?

Siech ward die Welt. — Und doch zuweilen klingen
Verworr'ne Töne aus den tiefsten Gründen,
Wie dumpfes Drohen und ein dunkles Ringen,
Die mir: „Es lebt der ewige Haß!“ verkünden,

Die einer kühlen Zukunft Sturm verheißen,
Da Blöcke, aufgeschleudert aus den Schachten,
Das schwüle Einerlei des Tags zerreißen,
Da jene Riesengeister sich entnachten.

Der Werderuf erklingt dem neuen Leben! —
O, könnte ich, ein Herold auf den Zinnen,
Zuerst der Götterdämm'rung Zeichen heben,
In dessen Flammen wir das Reich beginnen!“ —

Sein Auge glüht, die Faust erkracht am Tische.
Es ist, als ob der Fels im Grund erzitt're,
Als ob aus jener moosumgrünten Nische
Ein Donner durch das Sonnenblau gewitt're.

Doch nur des Stromes Lied durchdringt die Ruhe
Ununterbrochen und durchrauscht die Linde.
Der Totenwurm tickt in der Eichentruhe,
Und hoch im Hauch erbebt am Turm die Winde.

Dann sinkt sein Haupt. — Durch herbstlich blaue Trauben
Und gelbes Laub verhuschen fern die Träume
Mit Stolz und Wildheit, Schwert und Eisenhauben
Wie leises, leises Rauschen alter Bäume.

Julius Havemann.

Das Tröstliche.

Erzählung von Georg Bormann.

(Fortsetzung.)

Er wartete, er harrte, er war nicht ungeduldig. Er war zufrieden, daß er hier war, nahe dem grünen Hause.

Da leuchtete ein helles Sommerkleid durch die Büsche, und eine Dame kam des Weges von der Stadt her.

Aber das konnte sie ja nicht sein; er hatte ja noch von gestern den Eindruck der dunklen Gestalt im Sinn.

Nun aber blieb sie stehen und sah zu ihm hinüber.

Da erkannten sie sich und waren im Nu beieinander. Wie schön sie heut aussah! So hell wie ein Sonnenstrahl. Das erst war ganz das Bild aus seiner Jugendzeit.

Sie mußte ihm die Glückseligkeit, ihr zu begegnen, ansehen. Eine tiefe Rührung ergriff sie: Womit hatte sie das verdient?

„Ich habe Sie doch nicht gestört?" begann sie, „Sie haben gelesen. Ich komme schon aus der Stadt, der Tag ist heiß: wenn Sie mir erlauben, setze ich mich ein wenig zu Ihnen, ich bin müde geworden. Und nun sagen Sie mir, darf man den Inhalt des Buches wissen, das Sie so lange beschäftigt hat?"

Er geriet ein wenig in Verlegenheit. „Es ist das alte deutsche Heldengedicht von Gudrun. Ich habe es einst als Knabe auf der Schule gelesen, wo ein junger, lebendiger Lehrer uns die Dichtung erklärte und die Heldin lieb machte. Ich hatte das Buch mit auf die Reise genommen. Ich wollte mir die Erinnerung auffrischen, und habe meinen Vorsatz durchgeführt. Ich bin zu Ende."

„Sie sprechen, als wenn es ein Verdienst wäre, eine gute Bekanntschaft zu erneuern," sagte sie lächelnd.

„In gewissem Sinne ja", entgegnete er. „Um das hohe Bild zu gewinnen, muß man manchen männermordenden Kampf mit in den Kauf nehmen."

„Wollen Sie mir das Buch auf ein paar Tage anvertrauen?" fragte sie.

Er zögerte. „Ich fürchte, daß Sie das Ungelenke einer noch unentwickelten Sprache ermüden wird."

„Ihre Besorgnis ist nicht sehr schmeichelhaft für mich," entgegnete sie. „Nun bitte ich noch einmal um das Buch. Ich hoffe Ihnen zu beweisen, daß ich keine oberflächliche Leserin bin, und ich werde Ihnen davon Rechenschaft geben, ob mein Geschmack mit dem Ihrigen übereinstimmt. Aber nun kommen Sie," fuhr sie fort, indem sie sich erhob, „ich möchte Sie auch noch zu meiner Lieblingsstelle im Park führen."

Wie gern er folgte! Wie das alles heut so ganz anders als gestern war. War es nicht, als wenn sie mit dem dunkeln Kleide alle düsteren Erinnerungen abgestreift hätte? Er hütete sich wohl daran zu rühren; er atmete nur in der Stunde. Ein paar Minuten lang, als sie auf schmalem Pfade nicht an seiner Seite bleiben konnte und die reizende Gestalt mit leichtem Fuße als seine Führerin vor ihm herschritt, brachte er sich sein Glück zu vollem Bewußtsein. Hier ging er, und dort vor ihm ging die, die er gesucht und gefunden. Und wie jetzt seine Gedanken bei ihr waren, so gehörten auch ihre Gedanken in dieser Stunde ihm. Und bald würden sie wieder bei einander sitzen, Seite an Seite, wie einst in der Jugendzeit, wenn sie in glückseligem Kinderspiel mit brennenden Wangen alles um sich vergaßen.

Sie führte ihn hinunter zur Havel, wo eine kleine Landzunge so weit in das Wasser vorsprang, daß man den Strom, mit seinen langsam ziehenden Lastschiffen, hinauf und hinab, in seiner ganzen Breite überblicken konnte. Sie sprachen jetzt wenig. Indem sie sich des Landschaftsbildes zu freuen schienen, hatten sie an sich selbst genug. Wenn Claire hin und wieder eine Bemerkung machte, die sich an das knüpfte, was vor ihnen lag, heftete sich Heß' Blick an die feinen Linien ihres Gesichts, die, bei immer klarer Stirn, doch die leiseste Empfindung wiederspiegelten. Aber selbst heut, wo sie fröhlich

war, blieb ihr ein Zug tiefen Leids und kaum überstandenen Kummers.

So saßen sie wie alte Freunde bei einander, von denen jeder schon des anderen Nähe als Beruhigung empfindet, während sie mit geheimem Entzücken wahrnahmen, daß sie jetzt auch noch durch eine andere Macht verbunden waren, die sie mit einer stillen Scheu vor einander erfüllte, während sie dieselbe Macht doch erst wie im Sturme zu einander geführt hatte. — — —

Als in der folgenden Nacht das milde Mondlicht schon viele Stunden über Lustgarten, Stadtschloß und Strom gelegen hatte, konnte Heß noch immer keine Ruhe finden. Er rang mit einem Entschlusse, den ihm, wie er meinte, der vergangene Tag aufgedrängt hatte. Er mußte mit der Geliebten sprechen. Er mußte ihr alles sagen. Er wollte ihr seine Liebe gestehen, durfte ihr aber auch nicht verschweigen, daß er es gewesen, den Beruf und Pflicht unwissentlich gezwungen, in ihr väterliches Haus zu dringen, um das aus demselben eröffnete Feuer zum Schweigen zu bringen.

Wenn sie sich dann aber nach diesem Geständnis von ihm wenden, wenn damit vielleicht alles zu Ende sein würde, was jetzt wie ein Meer von Glück ihn erhob und trug? Wie mit Zentnerlast fiel dieser Gedanke auf ihn; er vermochte ihn nicht auszudenken.

„Lobe den Herrn!“ setzte da das Glockenspiel ein, und wieder, zum zweiten Male schon, drangen die Töne, die durch die stille Luft zitterten, wie eine furchtbare Warnung auf ihn ein. So sehr er sich bemühte, sich thöricht zu schelten, sich alles noch einmal vorzuhalten, was seinen Mut wieder beleben konnte, er vermochte nicht, sich von dem tiefen Eindrucke zu befreien.

Es durchschauerte ihn, wenn er daran dachte, daß er leben, daß er freudig anbeten sollte, wenn alles, was er jetzt als Leben fühlte, mit der Wurzel aus seinem Dasein gerissen sein würde.

Wiederum fühlte er das Wehen der Macht, die bedingungslos uns haben will, gleichviel, ob wir sie als sanftes Wehen oder als den Sturmwind empfinden, der das Blatt mit dahinreißt. Denn sie ist, was sie ist!

„Der da war, der da ist, der da sein wird!“ fiel ihm aus seinem Schulleben ein, und, indem er sich dem Worte hingab, ging eine Wandlung in ihm vor. Aus der Tiefe des gewaltigen Wortes stieg es erst langsam und leise in ihm auf, wie eine zaghafte Quelle, um endlich wie ein Strom sein ganzes Wesen zu durchdringen und als mächtiger Trost zu seinem Herzen zu schwellen. — —

Als sie gestern an Claire's Lieblingsplatz an der Havel gesessen, hatte er die Frage gewagt, ob sie öfter an diesem Platze weile. Und ein freudiges Hoffen durfte ihn erfüllen, als sie ihm einfach, ohne jeden Versuch, es anders darzustellen als sie es meinte, geantwortet hatte: „Morgen, wenn es die Witterung erlaubt, könnt' ich wohl wieder um diese Zeit hier sein.“

Und nun war er da, — und der Platz war leer. Es schien ihm bestimmt, sie immer und immerdar suchen zu müssen. Es war ihm doch eine Enttäuschung.

Er ging zurück zum „grünen Hause“. Auf dem Wege, an der Havel entlang, begegnete er der alten Dame, in deren Hut sich Claire begeben hatte. „Wollten Sie zu uns?“ fragte sie mit freundlichem Lächeln und einem gütigen Blick des ruhigen Auges, vor dem sein Wünschen kein Geheimnis zu sein schien.

Aber er bejahte, sagte sie in derselben Weise, als wenn sie mit einem seit Jahrzehnten bekannten Freunde spräche: „Gehen Sie nur; Sie finden Claire in dem Vorgärtchen, in dem wir neulich gesessen haben Ich weiß, Sie haben sie schon gesucht. Wenn sie nicht gekommen ist, so zürnen Sie ihr nicht. Es liegt zu Schweres hinter ihr, daß noch heute ihr ganzes Empfindungsleben von dem Hauche irgend eines aufsteigenden Gedankens erregt und gestört werden kann, so daß ihr dann die Fröhlichkeit des Entschlusses fehlt, die ihrer klaren Natur sonst eigen ist. Haben Sie Geduld mit ihr wie ich,“ setzte sie mütterlich hinzu, indem sie seine Hand ergriff. „Ich beendige erst meinen Morgenspaziergang, dann hoffe ich Sie noch zu sehen.“

Heß fühlte, er hatte in der alten gütigen und scharfblickenden Dame eine Freundin und unerwarteten Bundesgenossen, und diese Begegnung stärkte ihn um so mehr, als er Claire wirklich an dem bezeichneten Platze antraf. Als er sich dem Hause näherte, stand sie auf und öffnete ihm das Thürchen in der Umzäunung.

„Sie waren nicht da. Haben Sie sich gefürchtet?“ fragte er lächelnd.

„Ich habe mich gefürchtet,“ antwortete sie zögernd und keineswegs scherzend.

Aber indem er, ihre Hand haltend, sie so gesenkten Hauptes vor sich stehen sah und diese leise, ihm wie ein schüchternes Bekenntnis erscheinende Antwort vernahm, wallte es in unbändiger Freude in ihm auf, und sein Entschluß stand fest, ihr alles zu sagen.

So saßen sie neben einander, und er schilderte ihr, welches Glück sie in die Oede seiner Jugend gebracht und wie trostlos ihm die Welt erschienen sei, als ihm die Jugendgespielin so plötzlich entschwunden. „O, es war nicht recht von Ihnen, daß Sie nie wieder etwas von sich hören ließen," brach es fast zürnend aus ihm hervor; „es wäre mir viel Kummer erspart geblieben."

„Die Mutter hatte an die Ihrigen geschrieben," entgegnete sie sanft, „aber keine Antwort erhalten. Durften wir da noch eine Verbindung aufrecht erhalten wollen, welche man abwies? — Es hat Sie bekümmert, sagen Sie, von uns nicht zu hören. Ach, glauben Sie denn, uns hat es weniger geschmerzt, daß alles Gewesene so mit einem Male zerrissen war? Unsere Abreise kam so schnell, und im Grunde war es damals der Mutter ganz recht, daß wir beide uns nicht mehr sahen; sie wollte uns ein Abschiednehmen ersparen. Konnte sie wissen, daß wir nie wieder von einander hören sollten?"

Wie wohl ihm ihre Worte thaten! Und er fuhr nun um so beherzter und freimütiger fort, ihr zu schildern, wie dennoch ihr Bild ihn nie verlassen, und wie, trotz der Erfolglosigkeit späterer Nachforschungen, die Hoffnung ihn stets begleitet, sie wiederzusehen. Diese Hoffnung habe sich bei dem Antritt dieser Reise zu einer ahnungsvollen Erwartung gesteigert, die ihn auch nicht betrogen hätte; und sie möchte doch nun, wie er selbst, eine wunderbare Führung darin erkennen, die sie nach so langer Trennung, nach so vielem Harten und Schmerzlichen, das sie beide erlebt, endlich glücklich machen wolle.

Er that jetzt einen Blick zur Seite und wagte, sie anzusehen. Sie sah, das Haupt ein wenig geneigt, mit glücklichen Augen vor sich hin, wie wenn sie einer fernen Melodie lauschte, von der sie keinen Hauch zu verlieren wünschte.

„Und nun", sagte er, „nur noch eins, damit nichts mehr zwischen uns sei, damit mein Herz ganz frei werde!" Und, ohne sie ferner anzusehen, die Worte hervorstürzend, berichtete er, wie er im letzten Kriege durch ein seltsames Verhängnis gezwungen worden sei, an der Spitze einer Truppe in ihr väterliches Haus zu dringen, aus dem sie, die Deutschen, heftig beschossen worden seien. Er verschwieg ihr nicht, wie ihr Stiefvater vor seinen Augen, wenn auch nicht auf seinen Befehl, erschossen worden sei. Und um keine Ungewißheit zu lassen, sprach er von dem Bilde des Ahnherrn, das so deutlich vor seiner Seele stand, aber er sprach davon schon mit einer heiteren Sicherheit, die das schlimmste Bekenntnis hinter sich hatte; er redete davon wie von einem Gemeinsamen, das sie beide berührte, das ihnen auch ferner gemeinsame Erinnerung sein würde.

Erst jetzt, als er auch von dem Hause und Gehöft gesprochen, das vor seiner mit Sonnenschein erfüllten Seele nun auch als ein Bild des Friedens lag, sah er sie wieder an. Ihre Haltung war noch unverändert; nur daß jetzt aus den erstarrten Augen schwere Tropfen auf die im Schoß liegenden Hände fielen.

Wie seltsam geht es uns oft, wenn ein plötzlicher Schrecken uns lähmt; wenn ein furchtbares Ereignis über uns hereinbricht, das unsere ganze Lebenslage mit eins verändert: Wir schenken dann wohl, bei sonst ganz abwesender Geisteskraft, einem unbedeutenden Dinge unserer Umgebung Aufmerksamkeit, das wir sonst nie beachtet haben, oder es kommt uns ein sonst ganz vergessenes, geringes Vorkommnis ferner Zeit in die Erinnerung. So erging es Heß. Ihm war plötzlich wie durch einen bösen Zauber alles rings verwandelt. Er hatte als Knabe einst der Vorführung von Nebelbildern beigewohnt, und es war ihm erstaunlich vorgekommen, wie unfaßbar für das Auge sich der Übergang aus der heiteren Sommer- in die starre Winterlandschaft vollzog. Diese Erinnerung kam ihm jetzt; er stand fassungslos, ein Unbegreifliches hatte sich vollzogen.

„O warum mußten Sie jetzt schon sprechen," hörte er wie in einem beängstigenden Traum die Stimme der Geliebten, „wir hätten noch eine kurze Zeit glücklich sein können! Ich habe es ja schon einmal im Leben erfahren, soviel Glück ist uns nicht auf die Dauer beschieden; aber ein wenig, ein wenig hätte es noch dauern dürfen."

Es überwältigte sie; sie erhob sich und schwankte die wenigen Schritte dem Hause zu. Heß stand erstarrt; die leise Klage der Geliebten zerriß ihm das Herz. Erst jetzt, als sie ins Haus getreten, wo, wie er noch gesehen, sie von ihrer treuen Schützerin empfangen wurde, die eben zurückgekehrt war, kam wieder Bewegung in ihn. Der Gedanke: „Sie ist Dir auf immer verloren", riß ihn empor. Er machte eine heftige Bewegung auf das Haus zu, wurde aber von der alten Dame, die ihm auf der Schwelle entgegenkam, am Eintreten gehindert.

In stummer Verzweiflung stand er vor ihr. Sie schien, ungewollt, noch Zeugin der letzten Scene gewesen zu sein, denn er sah in ihren bekümmerten Augen das volle Verständnis des entscheidenden Vorgangs. Dennoch wehrte sie ihm den Eingang und, einen Blick rückwärts in das Zimmer werfend,

sagte sie, indem sie traurig und fast mißbilligend den Kopf schüttelte: „Es ist umsonst; hier ist vor allem Ruhe nötig. Fassen Sie sich; Sie können nur noch das Unheil vermehren. Es ist doch alles vergebens!“

„Es ist doch alles vergebens!“ hörte er nur noch, denn die alte Dame hatte sich schon wieder dem Inneren des Zimmers zugewandt.

Er stürzte fort. Er ging nicht, er lief. Wohin er wollte, wußte er nicht, die starke körperliche Bewegung war im Augenblick das einzige Gegengewicht gegen den Aufruhr in seinem Innern. Nur fort, fort von der Stätte, wo ihm eben alles zusammengebrochen war, woran er ein ganzes Leben, täglich, ja stündlich gebaut hatte!

Mechanisch durchlief er den Neuen Garten, durchstürmte die Stadt, kam zum Lustgarten. Aber er betrat seine Wohnung nicht; es war ihm nicht möglich, jetzt innezuhalten. Sein Instinkt forderte Ermüdung, Ermüdung bis zur Erschöpfung.

Er stürzte also weiter über die lange Brücke, zur Stadt hinaus. Nach und nach wurde sein Schritt langsamer, aber er hielt nicht inne. Nachdem er noch die Eisenbahn überschritten, wandte er sich bald rechts, auf den Weg hin, der sich hier zwischen den bewaldeten Anhöhen und dem breiten Strome nach entlegeneren Haveldörfern hinauszieht.

Es war windig geworden, der Himmel hatte sich bewölkt, aber das Wetter blieb schön. Der verzweifelte Mann fiel jetzt, wo es immer einsamer um ihn wurde, ganz von selbst in ein gewohntes Marschtempo. Der zur Rechten ihn begleitende, mächtig und still dahinziehende Strom, die Bewegung des Windes und der Wolken thaten ihm wohl. Aber wenn er auch nicht mehr betäubt unter den Trümmern all seiner Lebenshoffnungen lag, so fühlte er sich doch von dem Geschehenen ganz zermalmt.

Nach einer harten Jugend hatte er sich äußerlich und innerlich zu etwas durchgerungen, in dem er ein völliges Genügen fand. „Nach den bösen Jahren kommen Dir nun die guten,“ hatte er sich oft gesagt, und es war nicht das Schlechteste in ihm, was sich an diesem Gedanken erhoben und gestärkt hatte. Er wünschte für alles nun kommende Gute dankbar zu sein. Und das Gute kam, und er war dankbar; aber es entwickelte sich zugleich bei diesem Ausgleich seines Innern eine Steigerung seiner harmonischen Weltanschauung, daß er meinte, es müsse ihm nun auch der höchste Wunsch seines Herzens gewährt werden, dessen Erfüllung, wie er sich sagte, ihn doch gewiß nicht schlechter machen würde. Und wie bei einem Kinde hatte sich sein Wunsch fast zu einem Glauben an das Wunderbare verdichtet. Und nun war ihm das Wunderbare geschehen, das Märchen, das er sich gedichtet, war Wirklichkeit geworden, aber es schien nur Wahrheit geworden zu sein, um wie eine gaukelnde Seifenblase zu zerplatzen.

So irrte er auch in den nächsten Tagen in der Umgebung der Stadt umher, in der Natur, wo er ihn sonst oft wiedergewonnen, den verlorenen Frieden suchend, ohne ihn finden zu können. Da lag eines Abends bei seiner Heimkehr ein Brief auf dem Tisch, den ihm die Wirtin so hingeschoben, daß er ihm sofort in die Augen fallen mußte.

Vom Obersten. Also dienstlich zurückgerufen. Er riß das Schreiben auf und las:

Mein lieber Heß,

Da ich weiß, daß Sie schon in unserer Nähe sind, drängt es mich, diese Zeilen an Sie zu richten. In der Zeit, da wir uns nicht gesehen, war unsere Erna so schwer am Scharlach erkrankt, daß wir nichts mehr hoffen durften. Das arme Kind hat große Qualen ausgestanden, was unsere Not vermehrte; die Entzündung hatte sich namentlich auch auf die Schleimhäute des Mundes und Halses geworfen. Trotzdem hat der zarte Organismus widerstanden, und der Arzt erklärt sie außer Gefahr. Sie verläßt schon seit einigen Tagen das Bett, muß aber noch vierzehn Tage das Zimmer hüten. Ich wollte nicht, daß, wo wir Ihrer Teilnahme so gewiß sind, Sie vielleicht zufällig von der Erkrankung hören und uns den Vorwurf machen könnten, wir hätten Sie in dieser Zeit der Sorge vergessen. Nein, mein lieber Heß, das arme Ding selbst hat auch in ihren Fieberträumen an Sie gedacht, und so richte ich jetzt diese Zeilen an Sie, zugleich in dem dankbaren Gefühl überstandener großer Gefahr. Daß jetzt die Genesende täglich nach Ihnen fragt und wir Sie alle für den Rest Ihres Urlaubs mit den besten Wünschen begleiten, braucht Ihnen nicht zu sagen

Ihr

Ihnen herzlich ergebener

Teenert.

(Schluß folgt.)



Im Vorübergehn.

Verständnisvolles Augenblinken,
Und im Vorübergehn
Ein scheues Streifen mit der Hand,
Verstohlenes Zurückewinken —
Wir hatten uns sogleich erkannt!

Und hatten uns doch nie gesehen! —
Doch im Vorübergehn
Ein Blick dem anderen verriet:
Hier findst Du Liebe! hier Verstehen!
Ein Thor, wer Zufallswonnen flieht!

Es fanden sich die heißen Lippen;
Und im Vorübergehn,
Wie Falterkeckheit Rosen herzt,
Begann ein flüchtig Küssenippen
Und ward geliebt und ward gescherzt.

Ein Kuß noch süßt das Abschiednehmen,
Und im Vorübergehn
Grüßte jedes lachend noch zurück.
Warum auch sollten wir uns grämen?
Wir tranken doch ein Stündchen Glück! —

Wir sehen uns wohl niemals wieder —
Doch im Vorübergehn
Blieb köstlich mir zurück ein Duft
Der Rosen, die Du trugst am Mieder . . .
O laß ihn mir, Du neid'sche Luft!

Laß, Leben, mir den Duft der Rosen,
Den im Vorübergehn
Ich tief in mein Herzinnres sog!
Laß mir den Traum, den lieben, losen,
Der ach! so schnell, so schnell verflog!

Alexander Pache.

Die Drei.

In der roten, weißen Tasche,
Welche mir der Vater schenkte,
Künft'gen Reichtum drin zu bergen,
Trag' ich nur drei zarte Gäste:

Hier ein schmales, schlankes Kleeblatt,
Langgestielt und fein geädert,
Ein gar zierlich Angedenken
Eines fernen Knabentraumes . . .

Drüben, durch ein Fach geschieden,
Ruht ein Strähnlein schwarzen Haares,
Dunkel duftend wie die Stunde,
Da ich diese Gunst gewonnen.

Und im Fach dazwischen leuchtet
Sieh: ein Herz aus mattem Silber,
Das die Mutter damals sorglich
Zu des Vaters Gabe fügte.

Und das Glücksblatt neigt sich manchmal,
Nächtens oft und oft im Dämmer,
Zum entfernten Haar hinüber —
Plaudert, wie vordem im Winde . . .

Stumm, mit überleg'ner Würde,
Wie erfahr'ne Frauen gerne
Mädchenwünsche ernst vernehmen —

Also lauscht das Haar und knistert
Und es duftet immer stärker;
Doch das Silberherz dazwischen
Läutet hin und läutet wieder . . .

Paul Wertheimer.

Nachtkonzert.

Auf fahlen Flügeln fuhr der Sturm
Hernieder starre Bergeshänge
Und schwang sich in den Kirchenturm
Und strammte jäh die Kuppelstränge;
Da lief ein irres Läuten um
Im nachtumflorten Wetterflimmern,
Der Sonntagsglocke Bamm und Bumm
Und Totenglöckleins grauses Wimmern.

Doch wie der finst're Chorus stob,
Als brächt' er mir die letzte Stunde,
Auf einmal sich dazwischen hob
Ein Sang aus süßem Frauenmunde;
Der legte sich mir warm und weich
Um meines Herzens banges Pochen,
Und fern hat sich im Wolkenreich
Das Glöcklein schlummerstill verkrochen.

Es quoll der Sang so wunderbar
Wie unerschöpflich große Güte,
Als ob er Rosen immerdar
Mir über Stirn und Wangen sprühte.
Weit durch der Schauer wüsten Schwall
Hat er die lichte Hand gebreitet,
Nur voll von mildem Feierschall
Im Dunkel fort und fort begleitet.

A. K. T. Tielo.

Ich möchte Dich noch einmal seh'n . . .

Ich möchte Dich noch einmal seh'n
Und Deine Hände küssen
Und Dich anfleh'n,
Doch zu versteh'n,
Was so hat werden müssen.

Ich weiß ja, was ich Dir gethan
Und was ich Dir gewesen,
Ich möchte Deine Knie umfah'n
Bis all der Weh'n, die Dir geschah'n,
Dein liebes Herz genesen.

Du aber hältst Dich fern in Groll
Und willst nicht Frieden schließen.
Der Reue Zoll,
Du willst, er soll
In Seufzern stumm zerfließen.

Christian Morgenstern

Die Spiegelmeise.

Vor trüben Fenstern ist das Rebgeländer
Kahl über Nacht geworden. Im Kalender
Steht Winter, und im ersten Froste fielen
Die zarten Blätter welk von ihren Stielen.
Heut ist noch der Novemberwind gekommen
Und hat sie alle mit sich fortgenommen.

Was aber raschelt in den schwanken Zweigen,
Was hüpft und springt, daß sie so tief sich neigen,
Was zwitschert, zirpt, bald lauter und bald leise?
Es ist die liebe, kleine Spiegelmeise.
Sie weiß es wohl: wenn über Wald und Fluren
Der Winter eilt, auf harten, rauhen Spuren,
Darf sie in's Dorf, darf in den Garten eilen,
Geschützt vor ihm und seiner Not zu weilen.
Wer säh' nicht gerne sie so munter hüpfen
Und unverdrossen durch die Hecken schlüpfen?
Die gelbe Brust mit ihrem Kohlenflecke
Glänzt immer sauber, und so huscht der kecke
Herzliebe Gast allherbstlich in den Garten,
Beim ersten Frost, läßt niemals auf sich warten.
Kommt aber dann der Frühling wieder nah
Ertönt zuerst ihr Ruf: „Die Zeit ist da!“

Hans M. Grüninger.

Lied.

Über gold'nen Ähren
Heller Wandersang,
Zwischen gold'nen Ähren
Führt mein Weg entlang.

Tiefer in das Schweigen,
Wo kein Herz mehr bangt,
Daß nach blühenden Zweigen
Fremder Wunsch verlangt.

Heide, stille Heide,
Liebe Dich ja so sehr —
Wie besonnte Seide
Schimmert Dein leuchtend Meer.

Ein Vogel, der sich verflogen,
Breitet die Schwingen weit
Über den roten Wogen
Deiner Einsamkeit.

Martin Boelitz.

Weihnachten.

Der Weihnachtsbaum erloschen war,
Verstummt der Knaben wilde Schar,
Und nur mein Töchterlein noch wacht
Hinein in die geweihte Nacht.
Ihr fielen schon die Augen zu,
Doch fand ihr Herz noch keine Ruh.
Zu köstlich war, was sie beglückt,
Zu herrlich war, was sie entzückt!
Und horch, so sachte wie ein Spuk,
Und husch, behende wie ein Puck, —
Man hört die nackten Füßchen kaum —
Schleicht's noch einmal zum Weihnachtsbaum,
Und herzt das Püppchen noch einmal,
Bis sie sich heim zum Bette stahl.
Dann hat der Schlaf sie übermannt
Und sie geführt in Traumesland. —
Ich träume auch, ich träume schwer,
Die Zweifel schleichen um mich her;
Ihr banges Keuchen, es entweiht
Den Frieden der geweihten Zeit.
Und als ich seufzend bin erwacht,
Da haucht ein Flüstern durch die Nacht,
Und meines Kindes Stimmlein klingt,
So traumsüß, wie ein Engel singt:
  Ihr Kinderlein kommet, o kommet doch all,
  Zur Krippe hin kommet, in Bethlehems Stall. —
Das rührend fromme Kinderlied
Erlösend durch die Seele zieht.
Ein Sehnen weht in meiner Brust,
Da thaut hernieder Weihnachtslust,
  Zu seh'n, was in dieser hochheiligen Nacht
  Der Vater im Himmel für Freude uns macht! —

Otto Kindt



Den Bühnen gegenüber Manuskript.

Des Königs Dank.

Schauspiel in drei Aufzügen von Ernst Wichert.

Personen:

Friedrich II., König von Preußen. (34 Jahre alt.)
Sophie Dorothee, verwitwete Königin von Preußen, seine Mutter.
Frau von Morien, geb. von Marwitz, Oberhofmeisterin der Königin.
Maria van Boeren, Hofdame der Königin.
Herzog Ferdinand von Braunschweig, Generalmajor der Infanterie und Chef der Fußgarde. (25 Jahre alt.)
Gustav Adolf Graf von Gotter, Oberhofmarschall. (Circa 54 Jahre alt.)
Friedrich Bogislav von Schwerin, Oberstallmeister. (Hoch betagt.)
Karl Friedrich Graf von Posadowski, General-Adjutant.
François Egmont Graf von Chasot, Oberst. (30 Jahre alt.)
Karl Ludwig Baron von Pöllnitz, erster Kammerherr.
Marquis d'Argens, Kammerherr, Direktor der Akademie.
Algarotti, Gelehrter.
Antoine Pesne, Hofmaler. (60 Jahre alt.)
Rolf von Uettitz, Kammerjunker des Königs.
Joachim von Brandt, Kammerjunker der Königin.
Joyard, Oberküchenmeister.
Quanz, Kapellmeister.
Josepha, eine Javanesin, Amme des Fräulein van Boeren.
Fredersdorf, Geheimer Kämmerer.
Ein Korporal.
Hofdamen, Grenadiere, Lakaien.
Zeit der Handlung: 1746. Dauer: ein Tag. Ort: Schloß zu Potsdam.

(Benutzt ist eine 1893 von Professor K. Th. Gaedertz herausgegebene Schrift: „Friedrich der Große und General Chasot.“ Berlin.)

Erster Aufzug.

Zimmer der Königin im Schloß zu Potsdam. Thüren zu beiden Seiten und in der Mitte. Fenster links.

Erster Auftritt.

Maria van Boeren. Josepha.

Außen Ruf des Wachtpostens, nicht zu nahe: „Rrrraus“! dann das Kommando: „Achtung: Präsentiert das Gewehr!“ Darauf kurzer Trommelwirbel.

Maria (am Fenster.) So — das wäre nun wieder eins der großen Tagesereignisse. Wenn ich nicht irre, Oberst Chasot. — Ach —! es ist doch furchtbar langweilig in Potsdam, Josepha.

Josepha. Ja, mein Engel, sein sehr langweilig. — Warum?

Maria. Warum? Ja, giebt es einen andern Grund für die Langweil, als daß man sie empfindet? Wir beschäftigen uns damit, die Zeit zu töten — wir laden uns bei uns selbst zu Gast, und suchen uns mit unsern Erinnerungen zu unterhalten. Ist das nicht der volle Beweis dafür, daß unser gegenwärtiger Zustand unbefriedigend ist?

Josepha. Aber wir sein doch an Hof von eine junge, sehr berühmte König, meine Engel.

Maria. Wie hält er es hier aus? Man kann die Menschen zählen, die über den Schloßplatz gehen. Und was für Menschen? Grenadiere von der Schloßwache, Lakaien, Kindermädchen. Fährt einmal eine Karosse durchs Gitter, die einen bezopften General oder einen gepuderten Minister absetzt, so ist's ein Ereignis. Da ist in Amsterdam und selbst im Haag ein anderes Leben!

Josepha. Ja, und in Batavia, wo meine Engel geboren sein! In Batavia sein gewesen Maria van Boeren Fürstin auf ihre Kaffeeplantagen.

Maria. Dorthin sehne ich mich gerade nicht, Du weißt es. Dir aber gönnte ich wohl wieder einmal die heiße Sonne des Aequators, die Dir kein nordischer Ofen ersetzt. Auch mir ists hier manchmal zu frostig.

Josepha. Fräulein sein jünger, können einheizen innerlich.

Maria. Was heißt das?

Josepha. Wenn man sein so fürstlich reich —

Maria (seufzend). Wie wenig Reichtum glücklich macht, habe ich nie so stark gefühlt.

Josepha. Aber verschaffen er eine junge, vornehme, schöne Mann.

Maria. Ach —!

Josepha. Frau Königin hat versprochen zu verschaffen so eine vornehme junge —

Maria. Das war ihr Scherz. Die Königin ist herzensgut und edelgesinnt. Sie hat sich der Waise so liebevoll angenommen! Ich fühle mich wohl in ihrem Schutz, so langweilig dieses Potsdam auch ist — und denke nicht daran, die Einladung der Tante Tormöhlen nach Utrecht anzunehmen, die sich doch etwas spät meiner erinnert hat. Aber das Glück, an das Du denkst, mag ich keiner Königin zu verdanken haben; und ob je der Mann, der nicht nur meines Reichtums willen —

Josepha. Ah—ah—ah! Das sein Grillen! Wenn man haben so schöne weiße Gesicht und so engelgute Herz, kann nicht fehlen ehrliche Schatz. Weiß ich auch einen, der hat große Augen auf Fräulein.

Maria. Still, still!

Josepha. Weiß ich zwei. Einer sein im Dienst des Königs —

Maria. Ach, Du denkst an ... der widerwärtige Mensch! Er bemüht sich ganz vergeblich.

Josepha. Und der andere sein in Dienst von Frau Königin-Mutter — eine liebe, frische, brave Junge.

Maria. Daß Du Dich nicht unterstehst, Deine Vermutungen laut werden zu lassen,

Josepha. Eher beißen Zung' ab. Aber sein er so schüchtern, wagen garnicht zu sprechen. Immer nur große Augen. So eine brave ehrliche Mensch! Und ganz arm, ganz arm.

Maria. Du brauchst ihn garnicht zu ermutigen

Josepha (nach der Thür deutend). Hu! Da sein der andere!

Zweiter Auftritt.

Die Vorigen. Rolf von Ueltitz (durch die Mitte.)

Rolf. Welche unverhoffte Fortune, Mademoiselle hier zu begegnen! Ich bin chargiert, Seine Majestät den König bei Ihrer Majestät der Königin zu annoncieren, suchte einen ihrer Pagen und wurde hierher gewiesen.

Maria. Ich will Sie in Ihrem Dienst nicht stören, Herr von Ueltitz.

Rolf. Aber es wäre mir ja die stolzeste Satisfaktion, wenn Sie mir erlauben wollten, ihn in Ihrer Société zu versäumen. Es findet sich nicht so bald wieder die günstige Gelegenheit, Mademoiselle unter vier Augen zu sprechen.

Josepha. Sechs, sechs! Haben alte Josepha auch zwei.

Rolf. Die sie meinetwegen durchaus nicht zu schließen braucht. Wenn Sie au contraire aufpassen wollten, ob kein Unberufener .... St! wir verstehen uns. Ach, Mademoiselle, es ist wirklich ein Kunststück, beim Hofball der Königin zu rechter Zeit zu kommen, um Sie noch für einen Tanz frei zu finden. Wie dankbar ich Ihnen neulich für die Gavotte war! Und in den Konzerten des Königs — welche Tortur, ganz Ohr sein zu sollen, wenn man am liebsten ganz Auge sein möchte.

Maria. O, wie galant! Man merkt, daß Sie die Schule in Paris durchgemacht haben.

Rolf. En effet —! Paris ist unsere Akademie. Man wird hier bei Hofe erst bemerkt, wenn man Sr. Majestät in Vergessenheit bringt, nicht als Franzose geboren zu sein.

Maria. Welch garstige Uebertreibung! Der König hat gern Leute von Bildung um sich.

Rolf. Von Esprit. Ich hoffe, meine Chancen im Hofdienst sind die besten.

Maria. Aber vernachlässigen Sie nicht Ihre Pflicht. Wenn Sie einen Pagen der Königin suchen, werden Sie sich in's Vorzimmer bemühen müssen. Irre ich nicht, besorgt heute Herr von Brandt die Meldungen.

Rolf. Ich habe ungern etwas mit ihm zu thun.

Maria. Warum aber?

Rolf. Wir sind mit einander aufgewachsen und gleichwohl stets Antipoden gewesen. Er hat seinen närrischen Stolz darein gesetzt, ein Märkischer Junker zu sein; nun und — mein Ambition fliegt etwas höher. Seine bäurischen Manieren —

Maria. Er hat sich bei Hohenfriedberg als Fahnenjunker ausgezeichnet.

Rolf. Glück, Glück!

Maria. Sie beneiden ihn doch darum.

Rolf. Um nichts, als um den Vorzug immer in Ihrer Nähe sein zu dürfen, himmlische Mademoiselle. Neulich beim Konzert stand er eine halbe Stunde lang hinter Ihrem Fauteuil und sah auf Ihre blendendweißen Schultern hinab. Ich hätte zuspringen und ihn erdrosseln mögen.

Maria. Zum Glück hielt Sie der Respekt vor dem königlichen Flötenspieler davon ab.

Rolf. Wenn mir die angebetete Mademoiselle Gelegenheit geben wollte, ein wenig zu ihrer Distraktion beizutragen — des Königs Bibliothek steht mir offen. Ich habe kürzlich einen Roman von Claude de Crebillon gelesen — dem jüngeren, Mademoiselle — ah! man erfährt daraus, wie es im Leben zugeht. Höchst pikant — wahrhaftig!

Maria (sich abwendend.) Aber es ist für mich die höchste Zeit, Ihrer Majestät aufzuwarten. (Geht nach links, wohin ihr Rolf folgt.) Ich selbst will Seine Majestät melden. Josepha, sorge dafür, daß der Herr Junker hier die Antwort abwart. (Ab nach links.)

Josepha (stellt sich vor die Thür.) Meine Herr —!

Rolf. Ganz zu Eurem Befehl, schöne Josepha.

Josepha. Schöne Josepha — ha, ha, ha! Ja, als sein gewesen Geliebte von Prinz Dschakatra ... Du schmeicheln.

Rolf. Du ... Hm! Ganz und gar nicht. In Eurer Art ... Ihr habt Augen wie glühende Kohlen und einen Mund voll Elfenbein, das auch ein Zahnarzt mit Gold aufwiegen würde. Und wie schön Ihr Euch ausgeputzt habt! Diese Korallen —

Josepha. Von gnädige Königin.

Rolf. Diese Ohrgehänge —

Josepha. Von meine Fräulein.

Rolf. Dazu diese sammetweiche Haut — (streichelt ihre Wange.)

Josepha (schlägt ihm auf die Hand.) Hand fort! Stehen nicht in Jahrmarktsbuden.

Rolf (legt ihre Hand in seinen Arm.) Hört Josepha — ich bin in Euer Fräulein rasend verliebt.

Josepha. Rasend? Müssen ja Fräulein haben Angst.

Rolf. Ihr versteht mich schon. Wenn ihr nun bewirken könntet, daß das Fräulein mir Gehör schenkt — es sollte Euer Schade nicht sein.

Josepha. Herr Junker wollen Fräulein heiraten?

Rolf. Natürlich.

Josepha. Fräulein gut zum Heiraten! Vater tot, Mutter tot, Geschwistern tot. Und sehr reich, sehr reich! Was setzen Herr Junker dagegen?

Rolf. Meinen Namen! Die Ueltitze gehören zu den ältesten Märkischen Geschlechtern. Josepha, wenn es mir gelänge, das Herz des Fräuleins zu gewinnen —

Josepha. Was? Auch Herz? Dacht ich, Herr Junker wollten haben genug an die vielen Millionen.

Rolf. Die sind ja doch davon untrennbar. Ich verspreche Euch nach der Hochzeit —

Josepha. Nach —? Sein keine Kunst.

Rolf. Ich bitte Euch —

Josepha. Ja — was sollen machen arme Josepha? Fräulein lieben Herrn Junker nicht.

Rolf. Das findet sich.

Josepha. Das finden sich nicht. Zum Exempel: Wenn Fräulein schon liebten eine anderen —?

Rolf. Wen — in Dreiteufels Namen?

Josepha. Jesus Maria! Herr Junker sein so schreckhaft.

Rolf. Wen, frag ich.

Josepha. Ich sagen nichts mehr.

Rolf. Josepha —!

Josepha. Keine kleine Wort ich sagen mehr.

Rolf. Ihr macht mich toll. Ich will wissen —

Josepha. Ha, ha, ha! Herr Junker sein sehr komisch.

Dritter Auftritt.

Die Vorigen. Joachim von Brandt von links.

Joachim. Ihre Majestät bitten Seiner Majestät mit respektvollstem Gruß zu melden, daß Seine Majestät jeder Zeit willkommen sein werde.

Josepha. So — da wissen Herr Junker nun Bescheid. Kann Josepha weg. Adieu, adieu! Und fressen einander nicht auf! Adieu! (Ab nach links.)

Rolf. Verdammte Hexe! — Ich danke Ihnen. Uebrigens — da ich gerade Gelegenheit habe, mit Ihnen unter vier Augen zu sprechen — ich fand Ihre Conduite auf der letzten Redoute mindestens — très-inconvenante.

Joachim. Darf ich fragen —

Rolf. Sie wissen, um was es sich handelt. Ich hatte gleich nach Eintritt des Königs in den Saal Fräulein van Boeren um die Française gebeten. Als ich antreten wollte, fand ich den Platz schon durch Sie besetzt.

Joachim. Das Fräulein erinnerte sich nicht, Ihnen diesen Tanz versprochen zu haben.

Rolf. Meine Versicherung mußte doch genügen.

Joachim. Das Fräulein schien anderer Meinung zu sein.

Rolf. Weil Sie sich bereits vorgedrängt hatten.

Joachim. Herr von Ueltitz —!

Rolf. Nun —?

Joachim (sich zur Ruhe zwingend.) Sie waren im Irrtum. Ich hatte von Fräulein van Boeren schon am Abend vorher erfahren, welche Tänze sie mir zu bewilligen die Gewogenheit haben würde.

Rolf. Sie mißbrauchen die Avantage Ihrer Stellung im Dienst der Königin. Dergleichen Engagements im Voraus gelten für unerlaubt.

Joachim. Nicht daß ich wüßte.

Rolf. Sie sind freilich noch nicht lange genug bei Hofe, sich die erforderliche délicatesse in diesen Dingen angeeignet zu haben.

Joachim. Allerdings stand ich im Felde, als Sie Ihre Studien auf dem Parquet machten.

Rolf. Ich war mit Herrn Baron von Pöllnitz in Paris und von daher Seiner Majestät empfohlen. Seine Majestät haben den Wunsch, daß die im Louvre geltende feine Sitte auch im Schloß zu Potsdam nicht vermißt werde.

Joachim. Das sollten Sie sich dann gesagt sein lassen. Die brüsque Art, mit der Sie das Fräulein gleichsam zur Rede stellten —

Rolf. Ich habe nur Ihnen gegenüber mein étonnement darüber ausgesprochen, Sie an meinem Platz zu sehen. Als ich der Dame den Arm reichen wollte, hatten Sie die Impertinence mich zurückzuschieben.

Joachim. Sie scheinen mich beleidigen zu wollen, Herr von Ueltitz.

Rolf. Ich sage Ihnen meine Meinung.

Joachim. Das haben Sie billig, da Sie ja wissen, daß Seine Majestät kürzlich bei Todesstrafe verboten haben, mit den Waffen Genugthuung zu fordern.

Rolf. Das Duell-Edikt kommt Ihnen sehr à propos.

Joachim. Herr von Ueltitz.

Vierter Auftritt.

Die Vorigen. Oberst Chasot durch die Mitte.

Chasot. Was geht hier vor? Die Herren sind etwas laut in den Gemächern der Königin. Ach! Junker Joachim von Brandt. Sie?

Joachim. Ist nicht meine Schuld, Herr Oberst —

Rolf. Wohl die meinige? Wir treffen uns wohl noch ein andermal. — Übrigens — wenn der Herr Graf von Chasot mir hier in einer den Herrn Grafen betreffenden Angelegenheit einen Augenblick Gehör schenken wollte —

Chasot. Ich bitte, sprechen Sie.

Rolf. Ich suchte Sie in dem Quartier, das

mir die Wache angab und dann in der ganzen Stadt vergeblich, Herr Graf. Ein königlicher Auftrag —

Chasot. Da bin ich neugierig.

Rolf. Mit einem Wort: Der Herr Oberst Graf von Chasot sind heut zur königlichen Tafel befohlen.

Chasot. Ich? Das ist merkwürdig. Gestern saß ich noch auf der Festung Spandau.

Joachim. Deshalb war ich nicht wenig überrascht, Sie hier frank und frei eintreten zu sehen.

Chasot. Die Entlassung kam mir selbst unerwartet. Ach —! Das unglückliche Duell mit Major Bronikowsky —! Der König war sehr ungnädig darüber gewesen, daß das Kriegsgericht mich frei gesprochen hatte. Aus Allerhöchster Machtvollkommenheit hatte er unter das Urteil geschrieben: Auf ein Jahr nach der Festung Spandau. Ich trat gehorsam meine Strafe an. Und nach wenigen Wochen — ohne daß ich erfuhr, ob ich begnadigt sei — befahl mir der Kommandeur, mich nach Potsdam zu begeben und dort das Weitere abzuwarten. Ich ließ mich heute pflichtschuldigst bei Sr. Majestät melden, wurde aber nicht angenommen und mußte deshalb glauben, daß der königliche Zorn noch fortdauert. Eben bat ich, um nichts zu versäumen, bei Ihrer Majestät der Königin vorgelassen zu werden. Gleichfalls vergeblich. Was will man mit mir? Bevor ich mir nun durch eine schriftliche Eingabe darüber Gewißheit verschaffen kann, begegne ich Ihnen und — erhalte durch Sie eine Einladung zur Tafel, einen Gnadenbeweis, den ich um so höher schätze, als ich ihn mir nach alledem nicht zu erklären vermag.

Rolf. Die Einladung kommt direkt aus dem königlichen Kabinet, wie Baron von Pöllnitz mir vertraute.

Chasot. Mehr weiß der, will ich wetten, auch nicht davon. Nun — wir werden ja bald klüger sein.

Rolf. Man darf wenigstens gratulieren. (Mit vielen Verbeugungen.) Ich empfehle mich dem Herrn Grafen zu Gnaden. (Ab durch die Mitte, ohne Joachim zu beachten.)

Chasot (lachend). Tiefer kann sich dieser künftige Oberkammerherr kaum bücken, ohne auf die Nase zu fallen. Und vor Kurzem, als das Urteil ergangen war, kannte er mich plötzlich nicht mehr. Mich, der ich schon in Reinsberg des Königs fast täglicher Tafelgast war. Ha, ha, ha! Er hielt das Allerhöchste Donnerwetter für dauerhafter und wittert nun den Sonnenschein früher als ich selbst.

Joachim. Mein Herr Oberst glaubt, daß der König ernstlich zürnte?

Chasot. Ernstlich, mein junger Freund. Der Major von Bronikowsky war dem König lieb, und es hatte Sr. Majestät schon in Dresden verdrossen, daß ich zu eifrig meine Pflicht that, als ich auf das Kirchensilber und die Kanonen, die er nach geschlossenem Frieden über die Grenze schaffen wollte, Beschlag legte und ihn selbst in Arrest steckte. Aus der Ordre, die ihn desselben entließ, erfuhr er, wer ihm diesen Tort angethan hatte, und drohte, sich rächen zu wollen. Der Regimentskommandeur — ich darf ja jetzt darüber sprechen — sorgte nach Möglichkeit dafür, daß während des Rückmarsches unsere Eskadrons nie an einem Ort zusammentrafen. In Pasewalk hatte dies nicht vermieden werden können. Bei dem Fest, das zu Ehren der Damen unseres tapferen Bayreuther Dragoner-Regiments veranstaltet wurde, kam es zu einem heftigen Auftritt. Die Damen verließen den Saal. Ich begleitete sie. Als ich zurückkehrte, fiel mich der Wütende mit der Frage an, ob ich hinausgegangen sei, meinen Sarg zu bestellen, drang auch sofort mit dem Säbel auf mich ein und schlug mir den Arm bis zum Knochen durch. Ich spaltete ihm dafür mit einem mächtigen Hiebe die Hirnschale.

Joachim. Mein Herr Oberst handelte da, wie mir scheint, in gerechter Notwehr.

Chasot. Das nahm auch das Kriegsgericht an. Aber der König war anderer Meinung und — unter uns, Junker — ich war nicht in den Saal zurückgekehrt, um dem hitzigen Polen eine Abbitte zu leisten. Wie dem sei, der Streit hatte einem Offizier das Leben gekostet, den der König, gewiß mit Recht, sehr schätzte. Das brachte unsre alte Freundschaft stark in's Wanken und ich halte sie noch nicht für wiederhergestellt.

Joachim. So war wohl auch das strenge Duell-Edikt eine Folge jenes Unglücksfalles.

Chasot. Es wird auf dem Papier bleiben, wie so viele seiner Vorgänger. Das Gesetz darf nicht gegen die menschliche Natur verstoßen. So lange die Ehre höher gilt, als das Leben, wird keine Bedrohung mit dem Tode den Beschimpften hindern, sich mit der Waffe in der Hand Genugthuung zu schaffen. Irre ich nicht, so hatten Sie mit Herrn von Ueltitz Streit, als ich eintrat.

Joachim. Allerdings, mein Herr Oberst. Um eine Dame —

Chasot. Natürlich. Um eine junge schöne Dame, die Sie lieben.

Joachim. Ich fürchte — hoffnungslos.

Chasot. Und der er nachstellt.

Joachim. Ganz recht, mein Herr Oberst.

Chasot. Grund genug zu einer erbitterten Gegnerschaft. Warum sagten Sie hoffnungslos?

Joachim. Ich bin einer von sechs Söhnen eines Märkischen Landedelmannes, und nicht einmal der älteste.

Chasot. Sie haben sich schon als einen tapferen Soldaten bewiesen. Ich vergesse es Ihnen nicht, daß Sie mir bei Hohenfriedberg, als mein Pferd gefallen war, mit dem Fahnenstock die Oesterreicher abwehrten, bis ich ein anderes bestiegen hatte.

(Reicht ihm die Hand.) Ihnen danke ich die Freiheit, vielleicht das Leben.

Joachim. Mein Herr Oberst, ich that nur meine Schuldigkeit, wie jeder vom Regiment an dem Tage. Und wenn mich auch das Glück ungewöhnlich begünstigte — ich blieb doch der arme Junker, der ich war

Chasot. Ja, müssen Sie denn gleich an's Heiraten denken?

Joachim. Die junge Dame —

Chasot. Wer ist's?

Joachim. Gestatten der Herr Oberst, daß ich den Namen verschweige, bis sie selbst ihn zu nennen mir die Erlaubnis giebt.

Chasot. Ich frage nicht weiter. Aber Mut, Mut, mein Freund! Dieser Iltis wird Ihnen doch nicht bange machen?

Joachim. Gewiß nicht, mein Herr Oberst.

Chasot. Rechnen Sie auf meinen Beistand, so viel er wert ist. (Horchend) Ich höre nebenan die Thüren gehen. Wahrscheinlich die Königin. Ich darf mich vor ihr nicht blicken lassen, bevor sie mir in Gnaden eine Audienz gewährt hat. Leben Sie wohl. (Ab durch die Mitte.)

Joachim. (Begleitet ihn bis zur Thür.)

Fünfter Auftritt.

Joachim. (Von links, unter Vorantritt zweier Pagen, die) Königin (Sophie, die Oberhofmeisterin) Frau von Morien, Maria (und) Josepha.

Frau von Morien (will Josepha zurückhalten). Sie bleibt zurück!

Josepha. Halten zu Gnaden, Frau Oberhofmeisterin Excellenz. Wo meine Fräulein bleiben, bleiben auch alte Josepha.

Frau von Morien. Seine Majestät würden es denn doch zu lächerlich finden.

Königin. Was giebt's, liebe Morien.

Frau von Morien. Diese dunkle Dame mißbraucht denn doch die Freiheit, die Ew. Majestät ihr als Begleiterin des holländischen Fräuleins gestatten. Es scheint mir, daß sie nicht zu Ew. Majestät Gefolge gehören dürfe, wenn Sie den König erwarten.

Josepha. Herr König sehen dunkle Dame sehr gern. Können sich aber auch verschleiern, wenn Majestät befehlen.

Königin (lachend.) Geben Sie nach, liebe Morien. Ich habe es in Hondslardik Maria versprochen, daß sie sich von ihrer treuen Amme nicht solle trennen dürfen und muß mich wörtlich beim Wort nehmen lassen. Frau Josepha steht über der Hofetiquette.

Frau von Morien. Ew. Majestät bestärken die Arroganz der wunderlichen Person.

Maria (küßt der Königin die Hand.) Ich danke Ew. Majestät.

Königin (streichelt ihr die Wange.) Ich hoffe, der König wird gut aufgelegt sein. Diese menschliche Kuriosität macht ihm dann Spaß. Der Tochter des berühmten Admirals van Boeren, der seines Vaters Freund war, sieht er die Liebhaberei für sie auch wohl nach. — Wir wollen Seine Majestät hier erwarten. Daß ich's nicht vergesse, liebe Morien, ich habe um diese Zeit Pesne zu einer Konferenz berufen. Er soll Maria für mich malen, damit ich für alle Fälle ein Andenken an sie behalte. (Lächelnd.) Lange wird man Sie mir doch wohl nicht lassen, auch wenn Ihre Frau Tante Sie mir nicht nach Utrecht entführt. — Er darf nicht abgewiesen werden.

Frau von Morien. Es ist schon vorgesorgt, Majestät.

Königin (schnupft aus einer kleinen goldenen Dose) Ich will den Sitzungen selbst beiwohnen und auch den Anzug bestimmen.

Maria. Wie gütig, Majestät.

Königin. Am niedlichsten würde Sie auch im Bilde Ihr holländisches Häubchen kleiden, liebes Kind. Wenn Sie sich entschließen könnten, ganz für mich Ihren besten heimischen Staat vorzusuchen —

Maria. Mit Freuden, Majestät.

Königin. Was meinen Sie, wenn wir Josepha aus dem Hintergrunde vorschauen ließen? das könnte ein ganzer Antoine Pesne werden. — Was steht uns im Theater bevor? Ich möchte ein wenig informiert sein.

Frau von Morien. Baron Pöllnitz plauderte von der Überraschung eines neuen Balletts, in dem die Barberini Gelegenheit haben würde, ihre Diamanten zu zeigen.

Königin. Das ist interessant.

Frau von Morien. Aber Majestät wissen, daß der gute Baron gern den Fanfaron macht. Man giebt sich alle Mühe, ihn nichts wissen zu lassen, und um so eifriger ist er, von sich die gute Meinung zu befestigen, daß er der Mitwisser aller Geheimnisse sei. „Das galante Sachsen“ hat seinen Ruf begründet. Man soll glauben, daß einmal „das galante Preußen“ darauf folgen könne.

Königin (schmunzelnd.) Ah —! wir sind sehr tugendhaft! Wer leistet uns heute in der Kaffeestunde Gesellschaft?

Frau von Morien. Majestät haben den Marquis d'Argens mit einem Wink beehrt. Ich hoffe die königliche Tafel hält ihn nicht zu lange fest.

Königin. Wenn da nur kein Malheur passiert, ein Salzfaß umgeworfen oder gar ein Glas zerbrochen wird. Das brächte ihn um allen guten Humor.

Maria. Ist er so abergläubisch?

Königin. Aber Sie dürfen deshalb über den Mann nicht lachen, liebe Maria. Trotz dieser Schwäche doch ein erleuchteter Kopf, ein philosophe du bon sens. — Der König.

(Fortsetzung folgt.)

Litterarische Notizen.

— Die deutschen Vornamen. Von Dr. Robert Franz Arnold. Zweite umgearbeitete und vermehrte Auflage. Wien, Adolf Holzhausen 1901. — Ein fleißig gearbeitetes, sehr instruktives Schriftchen, das wir am besten zu empfehlen glauben, indem wir eine kurze Übersicht des Inhalts geben. Im Gegensatz zu den, nun fast völlig stabilen Familiennamen, hat der Taufname, gewisse Ausnahmen abgerechnet, „mobilen Charakter und wechselt von Geschlecht zu Geschlecht." Ihm legen auch wir, wie unsere Nächststehenden, besonderen Wert bei; an einem unseren Geschmack nicht entsprechenden Vornamen tragen wir womöglich noch schwerer, als an einem für unser Ohr mißtönenden Familiennamen. Was nun speziell die Entwicklung des deutschen Vornamens betrifft, so führt sie „von größter Mannigfaltigkeit zu dürftiger Monotonie" und zugleich „von nationaler Einheit zu kosmopolitischer Zersplitterung". Die Zahl der altdeutschen Namen, von denen wir aus Urkunden ꝛc. Kunde wissen, stellt sich auf rund siebentausend. Diese relativ ungeheure Zahl erklärt sich daraus, daß der deutsche Personenname in den ältesten Zeiten regelmäßig einen Sinn hatte, d. h. auf einen Menschen schlechterdings anwendbar war, also eben für ihn geschaffen wurde. Notwendig aber war die gewaltige Zahl, von der übrigens vermutlich nur eben ein Bruchteil erhalten ist, schon deshalb, weil es ja noch Familiennamen nicht gab, also dieser Name allein — was Arnold hätte hervorheben müssen — den Träger bezeichnete. Fast jeder solche Name war aus zwei nominalen Bestandteilen komponiert: Kon—rad, Rud—olf, Lud—wig, Hilde—gard, Ger—trud Adel—heid; scheinbar einstämmige Namen sind eben nur Abkürzungen, so Egon aus Eginhard, Hugo aus Hugbald, Berta aus Berchtrada, Kurt aus Konrad u. s. w Der Name wurde in der Weise gebildet, daß er „der benannten Person irgend welche (stets nur rühmliche) Charaktereigenschaften oder eine Abhängigkeit, meist von einer Gottheit, oder irgend ein Wissen, Können, Wollen, eine bürgerliche, militärische, staatliche Funktion zuerkannte, oder daß er seinen Träger metaphorisch, z. B. als Wolf oder Raben bezeichnete; wie stark kriegerische Begriffe gerade den alten Frauennamen eignen, hat man früh bemerkt, und diese Erscheinung wohl mit Recht als Beweis dafür angezogen, daß das Ideal des germanischen Weibes weniger häuslichen als streitbaren, walkürenhaften Wesens gewesen sein muß." An die Stelle dieser „ursprünglichen Schöpfung sinnvoller Namen" trat dann ein Kombinieren beliebter Namenselemente, namentlich solcher kriegerischen Klanges, z. B. „Hed—wig", was „Kampf—Kampf" bedeutet. Von diesem Heer von rund 7000 Namen hat sich bis in unsere Tage nur ein kleines Häuflein erhalten; in allgemeinem Gebrauch sind nur zehn rein nationale weibliche Vornamen: Berta, Emma, Gertrud, Gisela, Hedwig, Hildegard, Ida, Matilde, Adelheid und Klotilde; die beiden letzteren, die bereits ganz verschwunden gewesen, sind zudem nur durch Rückentlehnung aus dem Französischen wieder in Gebrauch gekommen. Ebenso ist der uralte eiserne Bestand an männlichen Vornamen gering: Friedrich, Heinrich, Hermann, Karl, Konrad, Ludwig, Otto, Wilhelm. An die Stelle der deutschen Namen traten nach Einführung des Christentums nur sehr langsam die hebräischen, griechischen und römischen Heiligennamen des christlichen Kalenders; nächst den Klosterleuten nahm sie zunächst der Adel an; das Volk erst nach harten Kämpfen im XI. und XII. Jahrhundert. Erst seit etwa sieben Jahrhunderten also sind die lateinischen Namen: Barbara, Klara, Veronika, Anton, Franz, Martin, Paul, ferner die griechischen Namen: Agnes, Dorothea, Helene, Katharine, Margarethe, Andreas, Georg, Nikolaus, Peter, Philipp, Stephan, Thomas, endlich die hebräischen Namen: Anna, Elisabeth, Eva, Johanna, Magdalena, Marie, Martha, Adam, Jakob, Johann, Josef, Matthias, Michael, auch in Deutschland als Vornamen eingebürgert. In gleichem Sinne wirkten die Renaissance und der Humanismus, welche die „Julius", „August", „Maximilian" u. s. w. in Flor brachten; die Reformation, die in entgegengesetztem Sinne arbeitete, vermochte dagegen um so weniger etwas auszurichten, als sie ihrerseits die alttestamentarischen Namen einführte, um den spezifisch katholisch gewordenen Fremdnamen (Ignaz, Xaver, Urban, Gregor, Dominik, Benedikt, Veronika u. s. w.) ein Gegengewicht zu bieten; so kamen im protestantischen Teil Deutschlands die Nathan, Josua, Ephraim, Salomo, Rebekka, David, Abraham u. s. w. auf. Erst im XIX. Jahrhundert verschwanden diese Namen allmählich wieder; in einzelnen Exemplaren mögen sie sich ja allerdings, namentlich in Pfarrers- und Kaufherren-Familien, noch erhalten haben. Allgemein üblich sind aus dem alten Testament wohl nur noch Adam, Eva und Susanna, ab und zu wohl auch Judith. Für das XVIII. Jahrhundert nach Arnolds Darstellung besonders charakteristisch ist die Vorliebe für den Namen Johann (=Gottesgabe), ferner für deutsche Kompositionen mit „Gott" und für Ableitungen von „Christus"; als Beispiel seien nur die deutschen Klassiker angeführt: Friedrich Gottlieb Klopstock; Gotthold Ephraim Lessing; Christoph Martin Wieland; Johann Gottfried Herder; Johann Wolfgang Goethe; Johann Christoph Friedrich Schiller. Damals also gebot die Mode, daß Gottes oder Christi Name in dem des Kindes enthalten sein mußte. Bezeichnend ist für dies Jahrhundert ferner „das erste Wiederaufleben der scheinbar völlig erloschenen schöpferischen Fähigkeit weiter Kreise des Volkes auf dem Gebiete der Namengebung, und zwar in den pietistischen Kreisen Norddeutschlands, wo Namen wie Fürchtegott, Traugott, Gotthilf, Gottwert, Gotthold, Gottwald, Christlieb und Christliebe erfunden werden, nachdem die Deutschen bis dahin seit dem Frühmittelalter ihre Personennamen nur konserviert oder anderswo entlehnt, also ihren reichen Besitz arg verwahrlost und den nötigen Bedarf gleichsam durch Import statt durch eigene Produktion gedeckt hatten." Am beliebtesten waren im XVIII. Jahrhundert die Namen Christian, Christiane und Sophie. Endlich bevorzugte das XVIII. Jahrhundert, namentlich im protestantischen Norden, zwei, drei, oft vier Vornamen. Anders das XIX. Jahrhundert, das mehr zur Einnamigkeit neigte. Tiefgehenden Einfluß übte in diesem eben abgelaufenen Jahrhundert zunächst die national-patriotische Tendenz auf die Namensgebung, die Zeit der Befreiungskriege machte den „Hermann" für immer, die „Thusnelda" zeitweilig populär; zu welchen Vorschlägen namentlich der gelehrte furor teutonicus sich verstieg, ist bei Arnold sehr ergötzlich nachzulesen. Welche Namen wechseln, welche bleiben, ist natürlich in letzter Linie niemals Zufall; Arnold sucht die verschiedenen Quellen festzustellen; hier die wichtigsten „Hilfen" der scheinbar willkürlichen Namensgebung. Zunächst die „Hilfe der Tradition", der Sohn wird gern nach dem Vater oder Großvater getauft u. s. w.; dann die „ethische Hilfe": der Name soll dem Kinde eine Mahnung bedeuten oder Glück bringen (Lebrecht, Pius, Felix, Benedikt, Beate); die „religiöse Hilfe" (Martin bei Protestanten, Johann bei Katholiken); die „dynastische Hilfe" (Waldemar, Joachim, Eitelfritz in Preußen, Luitpold, Ruprecht, Arnulf in Bayern, Rudolf, Albrecht, Franz, Stephan, Josef in Oesterreich, Friedrich, August in Sachsen u. s. w.); die „politische Hilfe" („Gustav" ist durch den Schwedenkönig in Deutschland in Gebrauch gekommen, „Alexander" durch den Zaren, der Napoleon besiegen half; andere Namen dieser Art waren „Blücherine", in jüngster Zeit „Lassalline" u. s. w.), endlich die „literarische Hilfe". Aus englischen Romanen des XVIII. Jahrhunderts stammt „Fanny", aus Ossian „Oskar", „Malwine" und (durch ein Mißverständnis Klopstocks) „Selma", aus Shakespeare „Edgar", „Edmund", wohl auch „Richard", aus Walter Scott „Flora", aus Rousseau „Eduard" und „Emil", aus Scribe und Meyerbeer „Alice" und „Raoul". Von unseren deutschen Dichtern hat Klopstock den „Hermann" zuerst erweckt, den dann Goethe und Kleist befestigten; aus den deutschen Ritterromanen wurden die Bruno, Kurt, Ottokar, Gertrud u. s. w. volkstümlich; die Romantiker waren dabei mit thätig, namentlich sind Agnes, Walther, Hugo durch Müllner neu in Aufnahme gekommen. Was Goethe betrifft, so ist die Festigung von Erwin und Margarethe, von Ottilie und Felix, von Aurelie und Natalie ihm zuzuschreiben; einige Neubildungen Jean Pauls sind mit seinem Ruhm verblüht; vielleicht am längsten hat sich „Linda" erhalten.

Von 1800 ab wurden dank Schiller die Max, Thekla und Johanna in Deutschland häufiger; den Namen Rosa hat Goethes Schwager Vulpius durch seinen „Rinaldo Rinaldini“, Sabina K. A. Böttiger durch sein gleichnamiges populär-archäologisches Hauptwerk volkstümlich gemacht. Aus Opern stammen „Alma“, „Zerline“, „Elvira“; „Olga“ von Raupach, „Oswald“ und „Lisbeth“ von Immermann. Seit Gutzkows „Rittern vom Geiste“ sind die Guido und Melanie, seit Auerbachs „Auf der Höhe“ die Irma, seit Heyses „Kindern der Welt“ die Edwin in Deutschland häufiger geworden. Durch Richard Wagner sind die bis dahin seltenen Siegmund und Siegfried, Irene, Walter nud Eva allgemein verbreitet. Ueber die Frage der Häufigkeit der verschiedenen Namen vermöchte natürlich nur eine umfassende, aus verschiedenen deutschen Landstrichen geschöpfte Statistik bündigen Aufschluß zu geben; immerhin ist es dankenswert, daß Arnold zum Mindesten einen Beitrag dazu bietet: je 700 Wiener Knaben- und Mädchennamen. Unter den 700 Knaben heißen 82 Karl, 67 Josef, 65 Franz, 50 Johann, 31 Rudolf, 31 Leopold, je 22 Friedrich und Otto, je 17 Robert und Wilhelm, je 15 Anton, Ferdinand und Heinrich; die anderen viel seltener. Unter 700 Mädchen finden sich nicht weniger als 117 Marien, 71 Anna, 33 Rosa, 32 Leopoldine, je 25 Hermine nnd Therese, 23 Katharina, je 21 Johanna und Karolina, 20 Helene, 19 Franziska (Fanny), je 18 Elisabeth und Josefine, je 15 Emma, Margarethe und Pauline. Eine Berliner Statistik würde natürlich ganz andere Resultate aufweisen. Das hübsche Büchlein verdient es, in immer weitere Kreise zu dringen

— Göttinger Musen-Almanach für 1901. Herausgegeben von Börries Freiherrn von Münchhausen mit Buchschmuck von Melchior von Hugo. Göttingen, Verlag von Lüder Horstmann, 1901. Im Jahre 1771 erschien, woran der Herausgeber im Vorwort mit berechtigtem Stolze erinnert, in Göttingen der erste deutsche Musenalmanach, und ebenso waren es Göttinger Studenten, die 1896 die Reihe studentischer Musenalmanche wieder eröffneten. Das Buch fand — auch an dieser Stelle — Anerkennung und konnte sich neben seinen Rivalen, den Almanachen der Leipziger und Berliner Studenten, getrost sehen lassen, noch mehr, es übertraf sie an Reichtum von Talenten. Das war selbstverständlich ein Zufall, wie — si magna licet componere parvis — das Aufblühen der Hainbund-Dichtung in Göttingen gewiß nicht durch den genius loci dieser Hochschule zu erklären ist; der Himmel läßt die Talente rufen, wie ihm beliebt, und kommen ihrer in einem Semester mehrere an einer Universität zusammen, so läßt sich leicht ein hübscher Band zu stande bringen. Dann folgten in Abständen von zwei zu zwei Jahren ein zweiter und dritter Göttinger Studenten-Almanach (1898 und 1900), aber man begegnete darin im wesentlichen denselben Namen, und Studenten, geschweige denn Göttinger Studenten, waren es nur noch zum geringen Teil. Da hat denn derjenige von den jungen Dichtern, der auch bisher das ganze Unternehmen aufrecht erhielt, Börries von Münchhausen, nun tapfer aus der Not eine Tugend gemacht; giebt es nicht talentvolle Studenten genug, so nimmt man die Mitarbeiter, wo man sie findet, und so ist aus dem Göttinger Studenten-Almanach ein „Göttinger Almanach“ überhaupt geworden, der unter seinen sieben Mitarbeitern „zwei junge Mädchen, einen Referendar und vier Göttinger Studenten“ zählt, „fast alles Talente, deren Vorliebe die Ballade ist.“ Aber — warum nicht?! Es geht auch so; entscheidend ist nur, wie viel Gutes dabei herauskommt und ob es genügend ist, ein derartiges, immerhin nicht anspruchsloses Unternehmen zu rechtfertigen. Nun, ganz so entschieden, wie ich gern möchte — denn mir macht jedes solche Unternehmen und der frische Wagemut der Jugend an sich Freude — kann ich die Frage nicht bejahen, aber zur schroffen Verneinung liegt zum Glück auch kein Grund vor. Alle die neuen „Göttinger Sieben“ wird freulich auf der wohlwollendste Kritiker nicht als Dichter gelten lassen. Herr Paul Viertel zum Beispiel, der freilich nur Übersetzungen beigesteuert hat, ist gewiß keiner, und weil er kein Dichter ist, darum ist er auch kein Nachdichter, wozu ja mehr praktisches Können gehört, als mancher glauben mag. Einiges, so „Wie weit?“ aus dem Englischen der Clara Singer Poytner, hat er mittelmäßig übersetzt und Anderes geradezu schlecht; ob der schale Schwank „Ritter Hugo“ wirklich eine Übersetzung ist, weiß ich nicht, er mutet wie ein schlechtes deutsches Original an, wie eine der Schnurren, die uns zuweilen in den alten, ach sehr alt gewordenen „Fliegenden Blätter“ als Humoresken in Versen aufgetischt werden. Dort mags hingehen, aber in einen „Musen-Almanach“ gehört solches Zeug nicht. Nebenbei bemerkt ist „Das Kind“ aus dem „Portugiesischen“ nicht „portugiesisch“, sondern ein Spruch des Talmud, den auch deutsche Dichter bereits übersetzt haben. Also nur sechs Dichter, aber so viele sinds wirklich, nicht alle reif, nicht alle von gleich starker Begabung, aber alle talentvoll. Von den beiden jungen Mädchen — auf der Treppe zum Parnaß darf man zwar die Damen nicht vorangehen lassen, sowenig wie auf einer anderen Treppe, aber diesmal gebührt ihnen aus inneren Gründen der Vortritt — hat mich namentlich Agnes Miegel sehr interessiert. Sie hat Kraft, Leidenschaft, eine ungewöhnliche formale Begabung, sie kann sehr viel und kann sogar an sich arbeiten — kurz, wenn nicht alle Zeichen trügen, so haben wir hier wieder einmal eine Dichterin, die diesen Namen verdient. Einige ihrer Balladen sind vortrefflich: „Agnes Bernauerin“, „Anna Bullen“, „Madeleine Bothwell“, „Das Tanzlied der Margarethe von Valois“, und die anderen alle gut, nur zweierlei macht mich bedenklich: die Vorliebe für das Sinnlich-Grausige, die Mischung von Glut und Blut, und — daß gerade das allerbeste Gedicht (Peter Harden) Fragment geblieben ist; es wäre schade, wenn dies begabte Mädchen zu dem Vielen, was sie hat, ein Allzuviel an Nerven hätte. Auch unter den Liedern finden sich einige, die aufhorchen machen („Meine Schwester hat Hochzeit“, „Studentenliebe“, „Mittag“); eines: „Ungeborenes Leben“, gehört zu dem Kühnsten und Verwegensten, was je ein Mädchen hat drucken lassen, und dennoch beleidigt es die Empfindung nicht, weil es durchaus natürlich und durch und durch Poesie ist. Auch das andere Mädchen — Lulu von Strauß und Torney — kann viel, steht weit über dem Durchschnitt, aber doch an Begabung hinter der Gefährtin zurück. Namentlich stört an den Balladen eine gewisse Breite; man hat die Empfindung, als zwänge sich eine zarte Mädchenstimme zu einem rauhen, tiefen Ton; aus ihrer Lyrik spricht eine andere Stimme zu uns: eine weiche helle vibrierende Stimme; eines der Gedichte: „Kronen“ habe ich, nachdem ich es überflogen, dann halblaut vor mich hinlesen müssen; in diese Versuchung kommt jemand, der von Amtswegen viel Lyrik zu lesen hat, nicht oft. Begabt ist auch Otto Steiner, aber noch ohne eigenem Ton; es sind ganz hübsche Gedichte, aber nicht mehr, nur eines: „Der Leichenzug“ ragt darüber hinaus. Fast nur eben hübsche Gedichte scheinen mir auch leider die von Levin Ludwig Schücking und das will hier noch etwas weniger Lob bedeuten, als bei Steiner, denn er ist älter als dieser, ob den Jahren nach, weiß ich freilich nicht, aber nach der ganzen Tonart, nach der inneren Entwicklung ist er's, so weit sich derlei aus einigen Gedichten heraushören läßt. Immerhin ist „Was kommen muß“ ein schönes, weil erlebtes Gedicht; „Stille Geschichte“ enthält einzelne feine Züge, ist aber zu breit. Von den beiden andern, von denen wir noch nicht gesprochen haben, soll auch diesmal nur kurz die Rede sein, weil sich die Gelegenheit dazu noch oft bieten wird, denn sie sind produktiv und geben eigene Sammlungen heraus: Carl Bulcke und Münchhausen selbst. Bulcke hat diesmal nicht eben allzuviel gutes beigesteuert; wir kennen viel besseres von ihm; so, wie er hier vertreten ist, steht er hinter den meisten anderen zurück und das müßte nicht so sein. Eines der Gedichte, eine Uebersetzung nach Verlaine, ist nächst Herrn Viertels Versuchen das schwächste Stück im Buche und muß jeden ärgern, der das herrliche Original kennt. Münchhausen hat neue Balladen beigesteuert, die meisten farbig und schön; nur den Nachdichtungen aus der Edda habe ich keinen Geschmack abgewinnen können. Und nun nochmals die Frage: Ist ein solches Unternehmen berechtigt? Dieser eine Band gewiß, denn schon die Freude, ein Talent, wie Agnes Miegel kennen zu lernen, läßt die Frage bejahen — aber solche Talente wachsen in Göttingen nicht alle Jahre. Nun — wir wollen das Beste hoffen! —nz—

— **Was ich als Kind erlebt.** Von **Tony Schumacher.** Mit 9 Bildnissen und drei Faksimiles. Stuttgart und Leipzig. Deutsche Verlags-Anstalt 1901. Die deutsche Litteratur ist im Besitze eines Memoirenwerks, das längst ein Hausschatz, ein Volksbuch im besten Sinne des Wortes geworden ist: „Jugenderinnerungen eines alten Mannes" von Wilhelm von Kügelgen. An dieses Buch mahnt durch seine liebenswürdige Darstellung kleiner und kleinster Vorkommnisse des täglichen Lebens und durch den historischen Hintergrund — die napoleonische und nachnapoleonische Zeit — das Schumachersche, wenn es auch an die „Jugenderinnerungen" nicht heranreicht. Schon deshalb nicht, weil Kügelgen nur Selbsterlebtes giebt, während Tony Schumacher — 1848 geboren — alles Zurückliegende den Tagebüchern ihres Vaters und noch älteren Familienpapieren und Traditionen entnehmen muß. Dadurch zerfällt ihr Buch fast in zwei Bücher: Die Tagebücher des Generalleutnant von Baur-Breitenfeld und das Kinderleben seiner Tochter Tony in einer kleinen Stadt, in Ludwigsburg. Jedes dieser Bücher ist in seiner Art interessant und lesenswert — beide hätten sie gewonnen, wenn sie von einander getrennt erschienen wären. Besonders die Tagebücher. Diese sind so frisch und lebendig, mit so viel feiner Beobachtung und richtiger Anschauung geschrieben, daß zu bedauern ist, daß Frau Schumacher sie nur auszugsweise giebt. Herr von Baur war der Sohn des 1814 bei Jüterbogk gefallenen württembergischen Obersten gleichen Namens. Verdienst und Glück beförderten ihn von Stufe zu Stufe bis zum Generalleutnant, Kriegsminister und lebenslänglichen Mitglied der württembergischen Kammer der Standesherren. Durch die verschiedenen Aemter und Stellungen, die er im Laufe seines Lebens inne hatte, kam er mit vielen hervorragenden Persönlichkeiten seiner Zeit in Berührung. Schon als dreiundzwanzigjähriger Leutnant, dem Prinzen August von Württemberg als Begleiter beigegeben, lernte er Hof und Hofleben kennen. Besonders reizvoll schildert ein Kapitel aus diesen Jahren einen Aufenthalt in Biebrich beim Herzog von Nassau. Eine ganze bunte Gesellschaft von Russen — der Hofstaat der Großfürstin Helene, Schwester des Prinzen August — und Deutschen tritt scharf charakterisiert aus den Blättern hervor, so z. B. die alte Apraxin, vom Herzog ein „Teufelsweib" genannt, die Baur, als er sie „princesse" anspricht grob anfährt: „Princesse! princesse! Ich bin keine princesse, ich bin die Madame Apraxin. Die ältesten Geschlechter, die den Romanows gleichstehen, führen gar keinen Titel, ihr Name ist genug, ihren hohen Rang zu bezeichnen." Zum Schluß des Beisammenseins behält aber wieder einmal das Sprichwort recht: „Grattez le russe et vous trouverez le tartare." Bei einem Ausflug nach dem Kloster Eberbach betrinken sich die russischen Gäste des Herzogs an den auserlesenen Rheinweinen bis zu einem Grade, daß der Leibarzt Harter sein Taschenthermometer hervorzieht und zur Madame Apraxin, die sich für mehr als „princesse" hält, sagt: „Komm her, alte Apraxin, ich will sehen, ob Du noch Feuer hast." Noch in derselben Nacht werden dann die russischen Herren nach Scheveningen, wohin die Großfürstin zu einer Seebadkur soll, vorausgeschickt. — Nachdem Prinz August in Garnison nach Potsdam gegangen war, wurde Baur-Breitenfeld militärischer Begleiter des Prinzen Jérôme, Sohnes des „Königs Immerlustik" und der Prinzessin Katharina von Württemberg. Auf einer Reise mit Vater und Sohn betritt Baur an der Seite des Exkönigs von Westfalen das Schlachtfeld von Waterloo, auf welchem König Jérôme bis in die kleinsten Einzelheiten den Plan Napoleons erklärt. Spricht dies — es war neunzehn Jahre nach der Schlacht — für Verständnis und Begabung des Vielgeschmähten, so fällt helles Licht auf ihn durch den hartnäckigen Widerstand, den seine Gattin, die Prinzessin Katharina, dem Drängen ihres Vaters, sich von dem Entthronten scheiden zu lassen, entgegensetzte: „Je porte à mon mari tous les sentiments réunis, amour, tendresse, estime!" Es würde zu weit führen, Herrn von Baur auf seinem Lebensweg weiter zu folgen. 1853 ist er als erster Militärbevollmächtigter in Frankfurt und lernt dort Bismarck und seine Frau kennen, er giebt eine anziehende Schilderung von Beiden, und berichtet unter anderem von den Dienstbotenbällen, die Frau von Bismarck in ihrem Hause veranstaltet. 1832 hat er bereits in Berlin, „einen Hauptmann von Moltke" und „einen Hauptmann von Roon" kennen gelernt. 1861 ist er wieder in Berlin zur Thronbesteigung König Wilhelms, der ihm schon als Prinz Wilhelm Wohlwollen bezeugt hatte. Glänzende Tage macht er, Napoleon III. zugeteilt, mit, als dieser 1857 gleichzeitig mit dem Zaren beim König von Württemberg zu Gast weilt. Alle diese Episoden aus dem Leben ihres Vaters giebt Tony Schumacher verstreut in ihrem Buch. Dazwischen ergreift sie immer wieder selbst das Wort. Diese andere Hälfte des Buches (ich verstehe darunter das von ihr selbst Erzählte) enthält als weitaus lebendigsten und interessantesten Abschnitt die Beschreibung eines Besuchs, den sie als Kind bei ihrem Großonkel Justinus Kerner gemacht hat. Ihr Großvater mütterlicherseits war der Bruder Kerners, Karl. Er hat, gleich ihrem Großvater Baur im württembergischen Kontingent den russischen Feldzug unter Napoleon mitgemacht. Die einleitenden Kapitel von: „Was ich als Kind erlebt", enthalten manche lesenswerte Einzelheit über diesen vielgeschilderten Marsch und Rückmarsch. So fügt auch der Besuch bei Justinus eine Anzahl kleiner Bausteine zum Denkmal des Dichters und Sehers bei. Tony Schumachers Begabung für die Kleinmalerei, ihr Gedächtnis, ihre Herzensgüte, sowie ihre tiefe Frömmigkeit kommen überall zum Ausdruck. Schade ist es, daß sie im zweiten Theil die Personen, von denen sie spricht, nur mit ihren Anfangsbuchstaben bezeichnet, das nimmt dem Buch sicher viel von seinem lokalen Interesse, — im ersten Teil ziehen die bekanntesten württemberger Familien mit ihren vollen Namen auf; dies im zweiten zu unterlassen lag kein Grund vor, denn was aus Tony Schumachers Feder kommt, kann niemand schaden oder verletzen. Ihres hervorstechendsten Zuges, ihrer tiefen Frömmigkeit, habe ich schon erwähnt. Sie hat sie mit der Luft des Elternhauses eingesogen. Diese Atmosphäre mag hier durch den folgenden Zug charakterisiert werden. Ein siebenjähriges Söhnchen, Karl, liegt im Sterben. Während sich des Todes Schatten schon über ihn breiten, wird er gefragt: „Mein Karlemännle, stirbst Du denn gern?" Das Kind antwortet: „Nein . . . aber ich muß ja . . ." Leider entbehrt das Buch eines Schlusses. Auch Kügelgens Erinnerungen brechen jäh ab, durch ein so gewaltsames Ereignis aber, daß es zu begreifen ist, wenn dem Verfasser die Lust zum Weitererzählen vergeht, — sein Vater wird auf dem Wege von Dresden nach seinem Landgut ermordet. „Was ich als Kind erlebt" schließt aber, ohne irgend welchen äußeren Zwang, ohne einen Abschnitt im Leben der Verfasserin zu bezeichnen. Das ist doppelt zu bedauern, denn das Buch regt zum lebhaften Wunsche an, Tony Schumacher auch aus Zeiten erzählen zu hören, die sie als fertiger Mensch miterlebt hat.

F. O.

Neue Bücher.

Nachstehend verzeichnete Bücher sind der Redaktion zur Rezension zugekommen:

Hornefser, Ernst. Gedächtnis-Rede auf Friedrich Nietzsche. Göttingen o. J. Franz Wunder.

Biesendahl, Karl. Dichtungen aus Württembergs Vergangenheit. II. Bändchen. Stuttgart 1900. Glaser und Sulz.

von Kuth, Richard. Lenz und Herbst. Gedichte Dresden und Leipzig o. J. E. Pierson's Verlag.

delle Grazie, M. E. Schlagende Wetter. Drama in 4 Akten. Leipzig 1900. Breitkopf u. Härtel.

Salus, Hugo. Reigen. München. Albert Langen. 1900.

Vierordt, Heinrich. Fresken. Neue Dichtungen. Heidelberg. Carl Winter's Universitätsbuchhandlung. 1901.

Masurin, Constantin. Traumland. Zwei episch-lyrische Dichtungen Frei aus dem Russischen durch Richard Zoozmann. Berlin 1900. Otto Elsner.

Redigiert unter Verantwortlichkeit des Herausgebers Karl Emil Franzos in Berlin. — Nachdruck auch im Einzelnen ist untersagt und wird strafgerichtlich verfolgt. — Verlag der Concordia Deutsche Verlags-Anstalt in Berlin. — Druck von W. & S. Loewenthal, Berlin C.



Briefe von Berthold Auerbach.

(1855—1856.)

Den Briefen Berthold Auerbachs an Max Ring aus den Jahren 1852—1853, die wir im laufenden Bande der „Deutschen Dichtung", S. 35 ff. und S. 59 ff. mitgeteilt haben, lassen wir die nachstehenden aus den Jahren 1855—1856 folgen, die an denselben Adressaten gerichtet und gleichfalls bisher ungedruckt sind. Gleich den ersten dürfen sie es für sich in Anspruch nehmen, nicht uninteressante Beiträge zur Charakteristik des Dichters wie des Menschen Auerbach zu bieten.

Der erste Brief Auerbachs, den wir diesmal mitteilen können (aus dem Jahre 1854 sind keine Briefe an Ring erhalten), lautet:

Dresden, 5. Nov. 1855.

Ein Brief von Ihnen, lieber Ring, ist immer wie ein guter Handschlag und ich habe noch das besondere Genügen, daß Sie zu den Wenigen gehören, die mir's treu gedenken, daß ich ihnen nach Kräften wegweiserisch beizustehen suchte. Sie bahnen sich schon selbst Wege und wie ich zu meiner innigsten Freude sehe, nicht nur mit wachsendem Glück, sondern, was noch besser ist, mit wachsendem Geschick.

Ich habe gestern Ihren Roman „Verirrt und Erlöst", den mir Ihr Verleger gesendet, spät in der Nacht ausgelesen und sage Ihnen vor Allem, daß ich in Composition und Zeichnung wie in psychologischer Vertiefung einen großen Fortschritt erkenne. Sie haben Erfindungsgabe und dabei einen seltenen freien Blick für das Hereinragen des Naturlebens und einen stetigen sittlichen Compaß. Ich spreche Ihnen das alles aus nicht als Emballage für nachfolgenden Tadel, sondern als festen Inhalt, den Sie getreulich pflegen und erkennen und nicht durch Flüchtigkeiten und Willkürlichkeiten beeinträchtigen sollten.

Bei den vielfachen Trübungen, die die öffentliche Kritik in unseren Tagen erfahren hat, ist es doppelt noth, daß ehrliche Naturen, die einander ehrlich fördern wollen, sich unter vier Augen ohne Umschweife die Wahrheit sagen, versteht sich die aus individueller Anschauung hervorgezogene, denn der Hochmuth des Absoluten ist der eitelste von Allen. —

Sie haben die ethische Bekehrung eines — oder mehrerer, denn auch Ferdinand gehört dazu — in der Hohlheit der sogenannten großen Welt befangenen, noch Widerstandskraft besitzenden Naturells sich zur Aufgabe gestellt und die Aventüre des alten Heldengedichts richtig in Bekämpfung sozialer Lindwürmer und Gesellschaftslöwen verlegt, aber Sie haben sichs durch den grellen, blos mißfarbenen Gegensatz des Grafen Bangor zu leicht gemacht. Sie haben die wilde Vergnügungsjagd sehr gut gekennzeichnet und wir treffen in Vielem überein — denn ich glaube in meiner Recension über Freytag die Definition der Blasirtheit gegeben zu haben: „Ewiges Genießen ohne Genuß" — aber Sie haben zu sehr eximirte Personen genommen, diese Adolphine mit vielen schönen Zügen, aber durch die Bastardfurcht zu sehr zur Ausnahme gemacht, die Erlösung kommt nicht genug von innen; und andrerseits ist es eine Conzession, daß Sie den Färber zum Doktor machten, wenn Sie auch, besonders bei Liebig, deutlich aussprechen, was Sie damit wollten. Briolan ist ebenfalls ein Ideal der Blasirtheit, auf den Alles gehäuft ist, und der Herr von Busch ist goldgelb von Kopf bis Fuß. Wahrhaft peinlich aber ist das unschuldige Maitressenthum der Mutter Adolphinens.

Im Einzelnen hätte ich Ihnen hunderterlei zu sagen: die kleinstädtischen Kaffees sind hors d'oeuvre, greifen nicht genug ein und sind zu sehr karrikirt, die Großmutter Werner ist gut angelegt, spielt sich aber nicht aus, sie müßte zuletzt mit dem Fürsten als entscheidender Gegensatz caramboliren und ihn zum Bekenntnis drängen u. dgl. Ich muß Ihnen noch einzelne Unklarheiten zur künftigen strengen Selbstkritik aufzählen.

S. 29 „braucht und gehorcht stets einem Herrn". S. 323 „Umrisse und Contouren" 2c. Ich sehe aber, daß ich im ersten Bande mir weniger derartiges notirt. Im 2. Bde. S. 47 „mit concurriren". S. 53 „Mutters Art" — wird nur in Berlin, gewiß nie in Süddeutschland gesagt. S. 59 „sorglose Apathie und Sicherheit". (Dagegen ist als ausgezeichnet schön bemerkt S. 105 hervorzuheben). S. 111 „Was

soll das heißen?" — ist das nicht à la Bauernfeldschem verkleideten Lämmchen? S. 137 „Freude täglichen Wiedersehens". Man kann nicht täglich so hoch steigen. S. 139 „erweitern sah" — das ist Ferdinands Reflexion aber nicht Nandls. S. 140. Beim Skizziren des Gletscher kann man die Staffagefiguren nicht lebenskenntlich machen. S. 143. Es steigt sich schwer bergauf und um das Kommen zu verkünden, mußte er sehr nah sein. S. 150 sagen Sie selbst, daß der Maler Alles nicht beachtet zwischen dem Troddel und Valentin, und doch schildern Sie's. Wer hat's also gesehen und kann es berichten? Ich weiß, dieser Fehler geschieht oft, daß man ganz vergißt, wer eigentlich erzählen kann, aber es bleibt doch unrichtig. S. 152. „Lächeln irrte über ihrem Gesichte." S. 153. Daß Ferdinand hier so betet und das so gleich erhört wird, wie können Sie das dichterisch verantworten?! S. 155 „mit Fackeln bewaffnet" — warum denn „bewaffnet"? S. 167. Tautologien. S. 189. Pianoforte „lehnt an der Wand". S. 228. „Er zog sich fest an den Ruinen" und: „Er glaubte den Zahn der Zeit zu vernehmen." S. 253 „verzerrte Carikatur". S. 289. „Es war das reinste Glück, welches Adolphine wieder genoß" — das hat sie noch nie.

Was sagen Sie nun zu diesem Register? Vor allem weiß ich, daß Ihre rechtschaffne Natur die treue Sorglichkeit des Freundes daraus ersehen wird und wenn Sie auch Anfangs verstimmt sein mögen von meiner objectiven Kälte über ein Werk, für das Sie noch die Brutwärme in sich spüren, werden Sie doch bald meinem Bestreben, Ihnen als Mann gegen Mann nützlich zu sein, Gerechtigkeit widerfahren lassen.

Und wenn ich Ihnen noch und trotz alledem hinzufüge, daß ich das Buch für ein braves halte, wie erscheint Ihnen das? Ich behaupte jenes aber in Rücksicht sowohl auf Ihre eignen Produktionen, als auf die zeitläufige Produktion überhaupt. Es ist ein offenbar gesunder Kern in diesem Buche und Sie werden manche Freude daran erleben, denn der eigentliche Leser wird sich an dem Natur- und Geistesathem darin erquicken, und es ist eine individuelle Angriffnahme des großen Problems, an dem wir alle kranken, und so viele sich auch dabei die Zähne ausbeißen, der Nußkern kommt doch zuletzt heraus.

Ich sehe, daß mein Brief zur Abhandlung zu werden droht und breche ab. Sie werden bald eine Notiz über Ihr Buch lesen, die ich Ihnen schicken will.

Nach Wien schicken Sie aus eigenem Antriebe das Buch an meinen Schwager Heinrich. Sodann, sich auf mich berufend, an Kuranda (Ostdeutsche Post) und an Betty Paoli (Österreichische Zeitung).

Sie fragen nach meinem Stücke. Ich habe es ausgearbeitet nach meiner ersten Intention, bin aber bei den vielen Behinderungen, die das Theater macht, in ein Gehenlassen für Folgen und Erfolge gerathen. Auch hat mir Herr Düringer auf meine erste Zuschrift nicht geantwortet. Es ist auch mein Plan, im Laufe des Winters nach Berlin zu kommen. Ich weiß aber noch nicht wann.

Nächstens erhalten Sie mein „Schatzkästlein". Ihr Verleger Springer hat mir Ihre Volkserzählung und die Pfarrerin von Gotthelf geschickt. Sagen Sie ihm meinen besten Gruß und Dank. Ich gehe nun an die Lektüre des ersten, während ich die zweite schon vollendet habe.

Hettner ist wohlauf und wir leben in frischem Anschlusse. Ich werde ihm Ihren Roman geben.

Jetzt aber, lieber Ring, habe ich Ihnen gewiß einen ordentlichen Brief geschrieben, und ich freue mich doppelt, daß er Ihnen Veranlassung werde, mir recht oft Mittheilungen von Ihnen zukommen zu lassen, die stets treue Aufnahme finden werden bei

Ihrem

Berthold Auerbach.

Meine Frau grüßt bestens. Schreiben Sie auch Ihre Adresse.

Max Rings „Verirrt und Erlöst, Roman in zwei Bänden", ist 1855 (Gotha, Hugo Scheube) erschienen und seinerzeit sehr viel gelesen worden. Ob nun der Leser das Werk kennt oder nicht, der Brief Auerbachs vermag an sich zu interessieren, schon weil er ein schönes Beispiel gleichzeitig ehrlicher und wohlwollender, wahrhaft „produktiver" Kritik ist. Mehr noch als das Gesamturteil vermögen uns einige Einzelbemerkungen zu beschäftigen; in vielen Punkten werden wir Auerbach beistimmen können, in anderen nicht. Bezüglich aller sprachlichen Ausstellungen werden wir ihm Recht geben müssen, bezüglich mancher anderen Punkte werden wir ihm mit Grund widersprechen dürfen. Aber wie charakteristisch sind gerade diese letzteren Glossen für Auerbachs grübelnde, einbohrende Art! Wir gehen eben darum auf einige näher ein.

Im XI. Kapitel des II. Bandes schildert Ring die Liebe zwischen einem Maler und einer Sennerin. Die Stelle lautet:

> „Beide dachten nicht an die Zukunft, der Augenblick war ihnen Alles. Ihnen genügte schon, sich zu sehen, mit einander sprechen zu dürfen. Was wollten sie noch mehr? Die übrige Welt war für sie nicht vorhanden, kein störender Laut drang zu ihrem Asyl empor. Sie lebten wie auf einer noch unentdeckten Insel im fernen Ozean. Den einzigen Schmerz empfanden sie, wenn Ferdinand ging, aber selbst diese kurze Trennung erhöhte nur die Freude des täglichen Wiedersehens."

Dazu bemerkt Auerbach tadelnd: „Man kann nicht täglich so hoch steigen." Wie ist dies gemeint? Etwa bildlich? Gewiß nicht; so hoch, um das Wiedersehen

als Freude zu empfinden, können Liebende gewiß täglich steigen. Es ist nur wörtlich, nur physisch gemeint. Der Maler wohnt in Hallstadt, das Mädchen auf einer Alm ob dem Flecken. Kann man täglich von Hallstadt auf die Alm steigen? Es kommt darauf an, welche Alm gemeint ist; bei einigen wirds gehen, bei anderen nicht. Sachlich richtig ist also der Einwand nicht, aber wie bezeichnend ist er für Auerbachs kritisches Naturell und sein Streben nach realistischer Treue in äußeren Details!

Sehr charakteristisch ist dafür auch ein anderer Einwand. Auf Seite 140 schildert der Dichter die Kunststudien des Malers auf der Alm:

„. . . Bald schaute er die erhabenen Formen der nahen Gletscher, bald sah er in die grüne, dämmernde Tiefe oder in die blaue Ferne. Zuweilen versuchte er in flüchtigen Zügen das Gesehene mit dem Bleistift in seinem Skizzenbuche festzuhalten. Dann stand das schöne Nandl bewundernd neben ihm und unwillkürlich erschien ihr holdes Bild im Vordergrunde der landschaftlichen Szenerie. Wenn sie sich dann selbst wohlgetroffen erblickte, stieß sie einen Freudenschrei über seine Geschicklichkeit aus" u. s. w.

Dazu Auerbach: „Beim Skizzieren der Gletscher kann man die Staffagefiguren nicht lebenskenntlich machen". Warum nicht? Die Gletscher sind ja nahe und der Maler bringt Nandls Gestalt im Vordergrunde an! Und ähnliches ließe sich bezüglich einiger Einwendungen sagen, die auf dasselbe zielen: Die Treue der Wirklichkeitsschilderung. Gerade in jenen Jahren, wo neben den letzten Bänden der „Schwarzwälder Dorfgeschichten" „Barfüßele" entstand, gab Auerbach schärfer darauf acht, bei sich und Anderen, als früher oder später. Namentlich in seinem letzten Roman sind derartige Verstöße sehr häufig. Und da ließ er auch seine Naturkinder oft genug in einer Art reflektieren, die Widerspruch wecken mußte.

Damals noch nicht; damals schien es ihm sogar schädlich, wenn der Dichter für das Naturkind und gleichsam in dessen Seele hinein reflektierte. Und auch da ging er im Tadel Rings weiter, als wir ihm folgen können. Der Roman erzählt Seite 139 des II. Bandes:

„Der Maler näherte sich wieder der Natur und Wahrheit, während Nandl den engen Horizont ihrer Gedankenwelt sich täglich mehr erweitern sah."

Dazu bemerkt Auerbach: „Das ist Ferdinands Reflexion, aber nicht Nandls." Keins von beiden, erwidern wir, sondern eine Schilderung des Dichters ists. Und warum sollte er das, was in der Sennerin vorgeht, nicht durch diesen in seinem, des Dichters Munde, ganz natürlichen Ausdruck schildern dürfen?!

Vollends verfehlt ist ein anderer Tadel Auerbachs; er zeigt ihn auf einem Standpunkt, zu dem sich selbst der einseitigste, schroffste Naturalismus nie zu versteigen pflegt.

Auf S. 147 ff. des II. Bandes schildert der Dichter den blutigen Ausgang der Idylle auf der Alm. Der Holzknecht Valentin, der einstige Freier der Sennerin, entdeckt die Besuche des Malers auf der Alm, schleicht sich, während dieser von der Geliebten eines Abends Abschied nimmt, heran und schießt auf den Maler, trifft aber Nandl. Der „Troddel" (wie der norddeutsche Dichter für „Trottel" schreibt), ein Kretin, den Nandl aus Erbarmen in die Almhütte aufgenommen, wirft sich auf Valentin, beide rollen im Ringen dem Abgrund zu und verschwinden in der Tiefe. „Während dieses Kampfes kniete der Maler neben dem leblosen Körper der Geliebten, alle anderen Vorgänge nicht beachtend."

Diese Schilderung nun tadelt Auerbach scharf. „S. 150 sagen Sie selbst, daß der Maler Alles nicht beachtet hat zwischen dem Troddel und Valentin, und doch schildern Sie's. **Wer also hat's gesehen und kann es berichten?** Ich weiß, dieser Fehler geschieht oft, daß man ganz vergißt, **wer** eigentlich erzählen kann, aber es bleibt doch **unrichtig**." Beileibe nein, erwidern wir, sondern vielmehr ist Auerbachs Einwendung so unrichtig als möglich. In einer objektiv erzählten Geschichte darf der Dichter Alles schildern, wovon er will, daß wir es als Geschehnis annehmen; welchen Sinn hätte es wohl, wenn wir ihm dabei als Grenze setzen wollten, nur zu schildern, was eine seiner eigenen Gestalten beobachtet hat?! Hätte Auerbach Recht, dann hätten sämtliche Dichter, die z. B. einen Selbstmord geschildert haben, „unrichtig" gehandelt — und was Alles noch wäre ungeschildert geblieben! Wie viel bliebe vollends von Auerbachs Romanen übrig! Es ist ordentlich frappierend, einen Denker von seiner Schärfe und Logik auf einem solchen Irrweg zu erblicken!

Recht hat er hingegen zweifellos mit einer anderen Bemerkung über dieselbe Szene. Der Maler befürchtet, daß sich Nandl in seinen Armen verbluten werde:

„In seiner Ohnmacht wendete sich der Maler an Den, der allein helfen kann. Lange Jahre hatte er nicht mit Gott gesprochen. Im Treiben der Welt hatte er den Vater im Himmel vergessen, jetzt in seiner Verlassenheit und Einsamkeit streckte er die gefalteten Hände zu ihm empor und **er wurde gehört.** Er glaubte schwere Männertritte zu vernehmen. „Zu Hilfe!" schrie er den Kommenden entgegen" u. s. w.

Gewiß trifft es den Nagel auf den Kopf, wie Auerbach dazu rügend bemerkt: „Daß Ferdinand hier so betet, und das sogleich erhört wird, wie können Sie das dichterisch verantworten?" Ganz richtig, das betrifft nur die dichterische Verantwortung; derlei ist vom Standpunkt jeder, auch der frömmsten Weltanschauung, **künstlerisch** gleich unstatthaft.

Der sonstige Inhalt des Briefs bedarf noch einiger kurzer Erläuterungen, die wir hier folgen lassen.

Das „große Problem", dessen „individuelle Angriffnahme" Auerbach in Rings Roman erblickt, ist das Verhältnis des Kulturmenschen zur Natur. — Auerbachs „Schwager Heinrich" ist der Schriftsteller Landesmann (Lorm). — Das Stück, von dem Auerbach, auch in den folgenden Briefen, spricht, ist sein

Drama „Der Wahrspruch". — Philipp Jakob Düringer (1809—1870) war seit 1853 Regisseur am Königlichen Schauspielhaus in Berlin. — Die Volkserzählung Max Rings, die 1855 bei Julius Springer in Berlin erschienen war, betitelte sich: „Handwerk und Studium." — Mit Hermann Hettner, dem Litterarhistoriker, stand Auerbach während seiner Dresdener Jahre, aber auch darüber hinaus, in lebhafter Verbindung.

Ring nahm Auerbachs Kritik seines Romans so auf, wie von seinem tüchtigen und redlichen Sinn zu erwarten war: dankbar und ohne jede Empfindlichkeit. Dies ist aus dem folgenden Schreiben Auerbachs zu entnehmen:

Wie freue ich mich, lieber Ring, daß ich es doch wieder bewährt finde: ein gutes Wort findet einen guten Ort. Die Art, wie Sie meinen Brief aufnehmen, hat mich nicht überrascht, ich setzte das von Ihnen voraus, aber weiß man auch, daß es Frühling wird, so freut man sich dessen doch aufs Neue, wenn er da ist.

Ja, lieber Ring, es gehört viel dazu, oder eigentlich nichts als innere Religion, Wahrhaftigkeit vor sich selbst, um die Corruption, die von allen Seiten niederwürgen will, von sich abzuwehren. Da gilt der ehrlich Urtheilende für schroff, hart und anmaßend, und nur das Conciliante, das nicht Ja und nicht Nein sagen mag und sich verklausuliert und accomodiert, gilt für gesellschaftsfähig und ansprechend.

O wie viele Menschen giebt es, die sich geschminkt ins Bett legen, nie vor sich die Wahrheit suchen und bekennen. Wer aber die Wahrheit liebt, hat in sich die Erlösung und Vollendung, so wenig er auch nach außen gelten mag.

Lassen Sie sich diese abrupten Gedanken gefallen, die aus einer Mischung der Empfindungen entstehen, da ich, Ihren Brief im Sinne habend, Ihnen zugleich anliegendes Stück schicke.

Ich gebe es, wie Sie wünschen, in Ihre Hand, um es Herrn Düringer zu übergeben und dafür zu sorgen, daß ich baldmöglichst Nachricht darüber erhalte. Ich sage Ihnen offen, daß ich vom innern hoffnungsvollen Antheil an dieser Arbeit bereits ziemlich abgelöst und ernüchtert bin. Das bringt, wie es scheint, das dramatische Hindernißrennen mit sich. Ich thue nur noch meine Schuldigkeit, weil die Sache einmal da ist.

Deswegen aber wird mich eine umgehende Antwort wahrhaft erfrischen, und sorgen Sie dafür, daß ich ohne Verzögerung weiß wo ich dran bin. Ich habe das Stück nach meiner ursprünglichen Intention umgearbeitet, Sie und Herr Düringer können mir ohne Umschweife offen sagen, wie es damit steht. Aber nur bald.

Herr Ascher hat das Stück zur Lektüre mitgenommen, ohne mich vorher noch, wie er versprach, besucht zu haben. Wenn Sie ihn sehen, grüßen Sie ihn von mir. Ich glaube, daß es gar keinen Anstand haben wird, wenn die Königl. Bühne mein Stück acceptieren will, da mit Herrn Ascher noch gar nichts besprochen und ausgemacht ist. Sie werden indeß wissen und selbst bestimmen, wann und wie Sie davon zu sprechen haben. Schreiben Sie mir nur kurz, wenn Sie und Düringer das Stück gelesen haben.

Grüßen Sie auch Ihren Freund Kalisch von mir, der, wie er sich wohl erinnern wird, mit einer, ich glaube seiner ersten poetisch humoristischen Produktion in die hellste Zeit meines Lebens hineinragt.

Mein Buch werde ich Ihnen alsbald nach Erscheinen schicken. Ich habe aber heute erst den 10. Bogen revidiert. Getreulich Ihr

Berthold Auerbach.

Dresden, 16. Nov. 55.

Sie werden gestern ein Zeitungsblatt mit einer Notiz von mir erhalten haben.

Um die eigentümliche Tonart des Eingangs dieses Schreibens begreiflich zu finden, wird man daran denken müssen, wie es Auerbach als Dramatiker erging.

Es hieße Wasser in den Strom tragen, wollten wir an dieser Stelle ausführlich darlegen, wie wenig das poetische Naturell Auerbachs dazu geartet war, den Anforderungen des Dramas zu entsprechen. Er war zweifellos in einem bestimmten Sinn einer der subjektivsten Dichter, die je geschaffen haben; er konnte kaum eine Gestalt hinstellen, die nicht auch einige Reden führte, einige Beobachtungen mitteilte, die nicht aus ihrem Wesen, wie wir es nach des Dichters eigenem Willen auffassen sollten, sondern vom Dichter selbst kamen, die er ihr eben in den Mund legte, um sie zu verlautbaren. Eine solche Natur kann man sich als Epiker noch immer gefallen lassen; auch von ihm verlangen wir ja allerdings gewiß nur Menschen, die mit ihrer eigenen, nicht mit seiner Stimme reden, nur nehmen wir es da viel geduldiger hin, wenn sich auch die letztere vernehmbar macht; beim Dramatiker aber wird Todsünde, was uns beim Epiker als nicht vermeidbare Schwäche anmutet. Ferner aber ist Auerbach, von diesen kleinen Zuthaten aus dem Born eines bewegten, immer reflektierenden Geistes abgerechnet, auch sonst von Haus aus eine redefreudige Natur und wird es im Lauf seiner Entwickelung immer mehr, bis er endlich in seinen großen Romanen geradezu zu einem der redseligsten Epiker seiner Zeit wird; seine Gestalten sprechen alle gut, aber sie sprechen auch gern und viel; noch mehr, sie können sich gar nicht knapp fassen; wo sie es etwa, selten genug, versuchen, da geschieht es auf Kosten der Klarheit und unseres Interesses an ihnen. Die Technik des Dramas aber hat für breites Ausströmen der Rede nur selten Raum; wem ein derartiges Ausströmen innerste Natur ist, gerät, wenn er einen Stoff in dramatischer Form gestalten will, in das Dilemma, entweder die Gebote

dieser Form oder seiner Natur zu verleugnen; etwas Harmonisches kommt dabei nie heraus. Als Drittes sei nur an die Art von Auerbachs Motivierung erinnert. Sie ist in seinen ersten Romanen („Spinoza“, „Dichter und Kaufmann“) breit, umständlich, aus kleinen Zügen zusammengesetzt; noch ringt er hier zwischen Abstraktion und konkreter Gestaltung, aber wo er seinem Hang zur Ausmalung kleiner Genrebilder nachgiebt, wird ihm offenbar wohl zu Mute, wie einem, der instinktiv fühlt, daß er da etwas macht, was er gut kann. In seinen Dorfgeschichten tritt dann der Hang zur Abstraktion so weit zurück, als seiner Natur möglich ist; es bleibt bei der Motivierung durch Reden und Einzelzüge; in den allerbesten ist sie eben nur nicht zu breit; aber knapp ist sie niemals; in großen starken Zügen zu motivieren gelingt ihm überaus selten (am meisten wohl noch im „Diethelm von Buchenberg“). In der Folge wird die Motivierung immer breiter, die kleinen Bilder und Striche häufen sich, in den letzten Romanen wird diese Breite, diese Häufung zur künstlerischen Schwäche, die die Wirkung der Werke behindert. Der Dramatiker aber muß in großen, starken Zügen motivieren; selbst die artigsten Genrebildchen gefallen uns nicht, wenn sie den Gang der Handlung aufhalten. Und wie viel Anderes, gleich Wichtiges wäre da noch zu sagen. Aber es ist mindestens an dieser Stelle überflüssig. Wer Auerbach kennt, weiß, daß ihm aus sehr triftigen Gründen die Lorbeeren des Dramatikers versagt bleiben mußten.

Warum rang er ihnen dennoch nach, schmerzlich, mit heißem Bemühen und durch mehr als ein Menschenalter? Allerdings ging er nicht ganz in dieser fruchtlosen Thätigkeit auf, aber er gab sich ihr doch immer wieder hin. Zu seinen frühen dichterischen Plänen, schon aus der Zeit um 1840, gehört sein endlich 1850 in Buchform erschienenes, früher oft umgearbeitetes, aber auch nach der Veröffentlichung nie völlig aus der Hand gelegtes Drama „Andree Hofer“. Kaum hatte sich dieses endgültig als Fehlschlag für die Bühne erwiesen, da wandte er sich, etwa um 1853, abermals in heißem, jahrelangem Mühen einer neuen dramatischen Arbeit zu, eben dem Schauspiel: „Der Wahrspruch“, von dem in den Briefen an Ring die Rede ist. Erst 1859 entschloß er sich, es in Buchform herauszugeben. Es war nicht sein letzter dramatischer Entwurf; gerade in seinen letzten Lebensjahren, etwa von 1875 ab, beschäftigten ihn einige kleine Stücke, von denen eins („Das erlösende Wort“ hieß es, wenn wir nicht irren) dann auch, nicht zu seiner Freude, auf der Bühne erschienen ist, um bald wieder zu verschwinden. Er war und blieb sein Leben lang fest überzeugt, daß ihm nur Eines dazu gefehlt habe, ein erfolgreicher Dramatiker zu werden: Das Glück, die Macht, Aufführungen zu bewirken, wohl auch — aber selbst dies gab er nicht immer zu — das technische Geschick. Der Mitteiler dieser Briefe erinnert sich mancher Unterredungen mit dem Dichter aus der Zeit von 1878—1880; immer wieder klang die Trauer durch, daß er dies Beste und Höchste nicht erreicht habe! Und was alles that er, um noch spät, kurz vor'm Sterben, einen Bühnenerfolg zu erleben! Er, einer der vornehmsten Epiker seiner Zeit, hielt sich nicht für zu gut, zu einem Lustspielschreiber wie Gustav von Moser zu reisen, und als Frucht eines wochenlangen Aufenthalts in Görlitz eine Kompagniearbeit mit Moser heimzubringen. Läßt sich dies qualvolle Ringen nach einem versagten Kranz nur eben aus dem Wollen erklären?! Oder lagen Gründe vor, die ihn in seinem Irrtum bestärkten? Gewiß, an solchen Gründen fehlte es thatsächlich nicht. Vor allem: Das Theater interessierte Auerbach wirklich und er verstand auch etwas davon; ein Zeugnis dafür sind seine nachgelassenen dramaturgischen Aufsätze und Studien (vor etwa zehn Jahren von Otto Neumann-Hofer herausgegeben), die neben Seltsamem und Gesuchtem doch auch viel Treffendes und Originelles enthalten. Den Hauptgrund aber, der Auerbach bei dieser unglücklichen Liebe festhielt, finden wir in einem Irrtum, der schon manchem Epiker und seinen Beurteilern begegnet ist: Auerbach kann dramatisch beschreiben, das heißt, lebensvoll, kraftvoll, anschaulich und spannend schildern, aber diese Fähigkeit ist sehr verschieden von der, dramatisch zu schreiben, dies heißt, einen solchen Vorgang mit den Mitteln der Rede und Mimik gleich lebensvoll vor uns hinzustellen.

Wie dem auch sei, gleich dem „Andree Hofer“ blieb auch „Der Wahrspruch“ ein Buchdrama; nach Max Rings Mitteilung ist das Schauspiel nur 1855 unter Direktor Hein in Stettin gegeben worden; einer Aufführung in Berlin entsinnt sich Ring nicht; auch wir haben keine solche aus den uns zugänglichen, freilich nach dieser Richtung lückenhaften Quellen nachweisen können. Daß das Königliche Schauspielhaus ablehnte, lag gewiß nicht an der mangelnden Fürsprache Rings und ebensowenig an dem guten Willen Düringers, dessen „ehrlichem Streben“ und „persönlicher Liebenswürdigkeit“ Ring in seinen „Erinnerungen“ (II. 136 ff.) volle Anerkennung zollt. — Anton Ascher, der nachmalige Direktor des Wiener Karl-Theaters, war damals Regisseur des Friedrich Wilhelmstädtischen Theaters in Berlin. — David Kalisch, den bekannten Possendichter und Redakteur des „Kladderadatsch“, kannte Auerbach wohl noch von Breslau her. — Auerbachs Buch, das damals eben gedruckt wurde, war seine Erzählung „Barfüßele“.

Auch der folgende Brief beschäftigt sich u. A. mit Auerbachs Drama:

> Es ist mir eine wahre Freude, lieber Ring, daß ich Ihnen mit diesem Briefe meinen Freund Dr. Wolfsohn schicken kann, mit dem Sie alles besprechen können wie mit mir, der Ihnen von mir und mir von Ihnen erzählen soll.
>
> Damit wäre jedes Wort der Empfehlung eine Tautologie und ich brauche Ihnen nicht zu sagen, daß Sie ihm in aller Weise fördernd zur Hand sein mögen und ihn auch mit Ihrem Kreise ver-

mitteln. Wie gerne wäre ich jetzt gleich mitgereist, aber so gehts: immer wieder schiebt einem eine unsichtbare Macht Aufzuarbeitendes hin, und da heißt es: jetzt unterbrich dich nicht, bewahre die abgeschlossene Stimmung, absolviere sie und verdiene dir's dann damit in jeglicher Weise, daß du dir zu reinem Genusse eine Freude holest. Und ist dann das Nächste vorbei, da wartet schon wieder anderes, und wenn man nicht mit einem kecken Hops sich losmacht, so viele angesponnene Fäden auch noch hängen, man käme nie dazu vor lauter ewig Morgigem. Ich hoffe aber, ich turne noch darüber weg und komme noch im Laufe des Winters zu Ihnen und zu den anderen Freunden, deren Gedenken schon mich freudig macht. — Wegen des „Wahrspruchs" kann ich Ihnen noch nichts bestimmen 1) weil ich noch Bescheid von der Stuttgarter und Münchener Hofbühne erwarte, 2) weil ich mit Wallner, den ich ehedem sehr gern hatte, durch die verdammte Birch-Pfeifer Geschichte in ein verfitztes Verhältnis gekommen bin. Ich selber wünsche auch, daß von der verlebten Geschichte nichts mehr störend bestehe, denn mir ist nichts beschwerlicher, als ein Mißverhältnis mit einem Menschen, zumal mit einem solchen, mit dem eine Zuneigung verband, aber das wird sich vielleicht erst geben, wenn ich nach Berlin komme. —

Sie werden in diesen Tagen mein „Schatzkästlein" erhalten, das nun endlich im Drucke fertig ist. Schicken Sie mir doch die betreffenden Blätter, in denen es rezensiert ist, unter Kreuzband, und theilen Sie es auch Dr. Löwenstein mit. Ich habe nur wenig Freiexemplare.

Nun leben Sie recht wohl. Ich freue mich recht viel von Ihnen zu hören, denn ich bin Ihr Freund

Dresden, 15. Jan. 1856. Berthold Auerbach.

Eben da ich das Datum schreibe, thut mir's nochmals wehe, daß ich nicht mit Ihnen das wahrhaft schöne Drama „Nur eine Seele" mit ansehen kann. Sehen Sie's auch für mich.

Wilhelm Wolfsohn (1820—1865), der Verfasser des ergreifenden, aus dem Volksleben seiner russischen Heimat geschöpften Schauspiels „Nur eine Seele", lebte seit 1850 in Dresden und gehörte dort zu Auerbachs nächstem Freundeskreise. — Franz Wallner hatte eben das „Königstädtische Theater" gepachtet und sich als Direktor mit Glück eingeführt.

Gern hätten wir Einiges über Auerbachs Drama gesagt, doch ist es uns nicht gelungen, ein Exemplar der Buchausgabe aufzutreiben. Auch der Sohn des Dichters, Herr Justizrat Auerbach, besitzt das Werk nicht. Nach seiner gefälligen Mitteilung an uns wird das stark durchkorrigierte Handexemplar des Dichters im Schiller-Archiv in Marbach aufbewahrt.

Aus einer dritten und letzten Serie von Briefen Auerbachs an Ring werden wir in einiger Zeit noch Bemerkenswertes mitteilen.

Immer noch.

Es hob ein neu Jahrhundert an,
Das alte ging zu Ende;
Im Glockendröhnen es verrann. —
Wir drückten uns die Hände. —

Wird tagen eine neue Zeit,
Wird Morgenluft uns wehen?
Des Paradieses Seligkeit,
Wird sie uns nun erstehen? —

Es tackt noch immer, wie zuvor,
Die Zeit in gleichem Schlage,
Es sinkt hinab, es steigt empor
Des Menschen Schicksalswage.

Das alte Lied, der alte Schmerz,
Sie wollen nicht erblassen,
Doch nimmer wird das Menschenherz
Sein Sehnen auch verlassen.

Und wenn einmal, jahrhundertmüd,
Die Glocken wieder gellen,
Dann werden, hoffnungsfroh erglüht,
Die Seelen wieder schwellen —

Und unsere Enkel werden dann
Sich auch die Hände drücken. —
— Daß sie auch dann noch hoffen kann,
Das wird die Welt beglücken!

Otto Kindt.

Widmung.

Du bist von jenen feinen Leserinnen,
In denen uns're Verse schöner werden,
So schön, wie sie zu werden nie verdienen!

Ich sehe Dich mit herrlichen Geberden
An meinen schlichten Träumen weiterspinnen, —
Und Wunder webt Dein weiches Herz aus ihnen.

Christian Morgenstern.



Der Wegweiser.

Von Paul Nicolaus Coßmann.

Es lebte einmal ein Mann, der viel Unglück gehabt hatte. Was ihm geschehen war, das soll hier nicht erzählt werden; aber er war so unglücklich und traurig, daß er gar nicht mehr leben wollte. So verließ er eines Abends sein Haus, das in einem Gebirgsdorfe lag, und dann ging er auf die Landstraße hinaus, in die trübe Nacht; nur zuweilen schien der Neumond, wenn gerade die Wolken über ihn weggezogen waren. Der Mann dachte: ach wenn ich über dem Berg drüben bin, wenn da der Tod käme und breitete seinen weiten Mantel aus, wie gerne ging' ich ihm entgegen.

Wo die höchste Stelle der Landstraße ist, die über den Berg hinüberführt, steht ein Wegweiser. Er weist rechts hinauf nach einem Aussichtspunkt, und weist hinunter nach dem Dorfe, wo der Mann herkam, und hinunter nach dem Dorf, auf das er zu ging. Er war ein alter Wegweiser, und sein einer Arm war halb abgebrochen. Den Wegweiser kannte der Mann seit seiner frühesten Jugend; immer hatte der eine Arm nach dem Aussichtspunkt gezeigt und die zwei anderen nach den beiden Dörfern. Der Mann wurde an manchen Tag aus seinem früheren Leben erinnert; besonders an einen Sonntag. Da war er noch jünger und mit fröhlicher Gesellschaft, jungen Männern und Mädchen, war er auf den Aussichtspunkt gezogen; dort hatten sie sich gelagert und in die Ebene hinabgeschaut. Damals wußte er wohl, wo er hin wollte.

Heute stand er da, an den Wegweiser gelehnt, und hatte kein Ziel. „Ach, lieber Weiser, wohin soll ich gehen?" sagte er. Aber wie erstaunt war er, als der Weiser zu reden begann; denn der hatte bis jetzt nie etwas anderes gesagt als wohin die drei Wege führten; und das sagte er nicht einmal eigentlich, es stand eben auf seinen Armen.

„Wohin Du gehn sollst?" sagte der Wegweiser, „kennst Du nicht die arme Lene? Sie ist so krank, daß sie nicht gehen konnte, ohne vor Schmerzen zu schreien; jetzt hat sie zwei Krücken, so daß sie sich besser fortbewegen kann; aber sie hat nichts zum Leben, kein Mensch kümmert sich um sie. Und Du fragst, wohin Du gehen sollst? Kennst Du nicht die beiden Kinder des bösen Holzhackers; er jagt sie in die Kälte hinaus zum Betteln, und der Junge weint, aber nicht seinethalben, sondern weil er das Schwesterchen mitnehmen muß, das so friert in seinem dünnen Jäckchen. Niemand macht den Kindern die Thüre auf und setzt das Schwesterchen an den warmen Ofen, wenn Du nicht da bist. Wohin Du gehen sollst! Liegen nicht in Deiner Schublade schöne Geschichten vom Storch, der egyptisch redet und von den kleinen Elfen? Nie hast Du sie Kindern vorgelesen, und sie hören doch so gerne Geschichten; und wenn Du sie ihnen erzähltest, dann könntest Du ihnen alles Gute einpflanzen und abends im Bett beteten sie für Dich und alle die Du gern hast."

Da dankte der Mann dem Wegweiser und sagte: „Ich kenne Dich schon so viele Jahre und nie hast Du etwas anderes gesagt als wohin diese drei Straßen führen: jetzt aber sehe ich, daß Du noch ganz andere Sachen weißt und in Dir viel schöne Worte und Geschichten schlummern. Sprich, warum hast Du von alle dem in Deinem ganzen Leben Dir nie etwas merken lassen?"

„Es hat mich niemand danach gefragt", antwortet der Wegweiser.

Epigramme.

Das Schwerste.

Erlitt'ne Kränkung zu verzeih'n,
Da findet sich so Mancher drein,
Doch nenne Einer die weißen Raben,
Die ihm empfang'ne Wohlthat vergaben!

Nur dies Eine.

Und wäre Dein alle Erdenpracht
Und aller Weisheit Blüte,
Merk' auf: was Dich zum Menschen macht,
Ist doch nur ein bischen Güte.

Karl Emil Franzos.

Abendgedanke.

Nun fährt der letzte Wagen aus dem Torf.
Die Abendwolken hangen übers Dorf,
Schwarzblau und schwer, von grellem Rot umsäumt,
Darin ein brodelndes Gewitter träumt.
Rings Schwüle, Schweigen. Nur die fromme Kuh,
Geängstet, brüllt im Stall ihr dumpfes Muh.
So schläfrig alles, einsam, tot und stumm,
Die Fledermaus fliegt schwirrend nur herum;
Die letzte Schwalbe flattert scheu und zag
Gewitterahnend durch den matten Tag.
Die Straßen ausgestorben, leer das Nest.
Die Bäurin macht die Speicherläden fest,
Guckt, ob die Fenster gut verriegelt sind,
Und birgt die Wäsche vorm Gewitterwind,
Sieht noch im Stall nach und verwahrt das Licht,
Und: „Bärb', vergiß den Wettersegen nicht!"
Die Wirtin betet reuig im Brevier,
Ich trinke sinnend, stillbedacht mein Bier.
Mir fällt ein altes, schlichtes Verslein ein:
„Dereinst, Gedanke mein, wirst ruhig sein!"
Und alles traurig, still und starr und tot,
Am Horizont verschwimmen blau und rot.
Da, sieh dort! auf der Straße ein Gespring,
Hinüber und herüber und im Ring,
Zu Kurven und in Bogen mannigfalt,
Und eine kleine, zappelnde Gestalt.
Ein Bauernbürschlein, keck und unbewacht,
Treibt hier noch spät sein Spiel zu halber Nacht
Und springt zu purem Zeitvertreib im Trab
Die leere Gasse munter auf und ab,
Herüber und hinüber und zurück,
Und unablässig, ziellos, hell im Glück,
Und unaufhörlich, kindlich, voller Lust,
Nicht des Gewitters, nur sein selbst bewußt.

So wird, wenn einst mein Lebenstag sich neigt,
Wenn Zukunft sich verhüllt und Hoffnung schweigt,
Wenn mir gemach im Glas der Sand vergeht
Und ernst der Tod an meinem Lager steht,
Mein letztes Denken kreisen hin und her
Ob meines Lebens sturmbewegtem Meer.
O daß mein Denken fröhlich dann und frei,
Daß es dann abgeklärt und sicher sei!
Daß es nicht flatt're gleich der Fledermaus
Lichtscheu und ängstlich in die Welt hinaus,
Daß es nicht flatt're gleich der Schwalbe zag
Und bange vor des nahen Wetters Schlag;
Nein, daß mein Geist dann strebe frei zum Licht,
Gleich jenem Knäblein voller Zuversicht.
Dann fiele gerne wohl der Vers mir ein:
„Dereinst, Gedanke mein, wirst ruhig sein!"

Otto Michaeli.

Großvaters Frühling.

Der Südwind küßte schon die Rosen wach,
Am Gartengitter blühte der Hollunder,
Ein junger Zeisig zog der Drossel nach
Ins weltverschwieg'ne Reich der Waldeswunder.
Im Pfarrhaus tickte nur die Kuckucksuhr,
Und draußen zog der Abendwind vorbei,
Der weiße Vorhang spielte leise nur
Am Fensterkreuz, und draußen war es Mai.

Längst legt sich ein mildes Dämmerlicht
Im stillen Hinterstübchen auf die Wände,
Großvater sieht den jungen Frühling nicht,
Er sitzt und nickt und reibt die kalten Hände.
Und lustig brennt das Feuer im Kamin,
Als sei der Winter hier noch nicht vertrieben,
Doch hat der Lenz ans Fenster auch für ihn,
Den alten Mann, sein Losungswort geschrieben.

Dort blüht am Stab ein kleines Myrthenreis,
Großvaters Enkelkind wird achtzehn Jahre:
Nun wachse schnell, Du Bäumchen, denn wer weiß,
Wen bald der Vater segnet am Altare!
Und leise, wie die Dämmerung dem Land,
Zieht da dem alten Mann ein Bild vorbei:
Wie er einst selbst am Traualtare stand,
So glücklich still, und draußen war es Mai

Sein eigner Vater segnete den Bund,
Zu dem die Kinder sich die Hände reichten,
Die Gartenhecken grüßten blütenbunt,
Indes am Bache sich die Erlen neigten.
Dann übernahm er seines Vaters Pflicht,
Und nun hat längst sein Sohn das Amt erhalten,
Und wo im Dorf man von dem Pfarrer spricht,
Da nennt man ihn seit Jahren schon den Alten. —

Großvater sieht den jungen Frühling nicht,
Und mählich sinkt die Flamme im Kamine,
Da schwebt ein Frieden über sein Gesicht,
Als ob auch ihm ein neuer Lenz erschiene.
So saß er lächelnd als die Hausfrau kam,
Sie rief die Lieben feuchten Blicks herbei.
Kein wilder Schmerz. Den Gott hier zu sich nahm,
Er schlief so sanft . . . . Und draußen war es Mai.

Carl Hülter.





Den Bühnen gegenüber Manuskript.

Des Königs Dank.

Schauspiel in drei Aufzügen von **Ernst Wichert.**

(Fortsetzung.)

Sechster Auftritt.

Die Vorigen. Pagen öffnen die Thür rechts und bleiben vor derselben stehen. **König Friedrich II.** (Oberhofmarschall) **Graf von Gotter, Baron von Pöllnitz,** Kammerjunker **von Ueltitz** im Gefolge. Die Königin geht dem König entgegen. Begrüßung.

Maria (zu Joachim). Beschäftigen Sie Herrn von Ueltitz. Ich möchte nicht, daß er mich wieder mit seinen Fadaisen ennuyiert.

Joachim. Sie beglücken mich durch Ihr Vertrauen, Mademoiselle. Er soll nicht zu Ihnen.

König. Ach, meine teuerste Mutter! (Küßt der Königin die Hand.) Wie befinden sich Ew. Majestät?

Königin. Pour le moment vortrefflich, da ich Ew. Majestät so wohlauf sehe.

König. Es war meine Pflicht, Ihnen — (lachend) Allerhöchstselbst die Einladung zum heutigen Abendkonzert zu überbringen. (Sich verbeugend.) Es würde uns eine große Ehre sein ....

Königin. Wie liebenswürdig!

König. Nein, nein! ich fordere wirklich eine Sakrifice Ihrer himmlischen Güte und Geduld. Es ist der Komponist, der zu einem noch sehr dubiösen Genuß einladet.

Königin. Königliche Musik also. Welche unverhoffte Freude!

König. Ich möchte Ew. Majestät raten, sich vorher bei Quanz zu erkundigen, ob es sich nicht empfehlen möchte, eine halbe Stunde vorher von Migräne befallen zu werden. Man kann sie bekannt lich von so fürchterlicher Art haben, daß sie uns durch aus excusiert, wenn wir auch die königlichste Musik unerträglich finden, und ich möchte um alles in der Welt nicht, daß meine teuerste Mutter —

Königin (schnupft). Ich pflege an schwachen Nerven nicht zu leiden; mein Herr Gemahl hat sie mir gründlich abgewöhnt.

König. Ew. Majestät müssen sich auch darauf gefaßt machen, den Flötenspieler Fritz zu hören.

Königin. Oh —! er ist ein Virtuos auf seinem Instrument.

König. Er hat sich wenigstens, wie ich versichern darf, alle Mühe gegeben, es darauf zu einiger Perfektion zu bringen. Das schützt ihn freilich nicht, vor jedem Auftreten von dem malitiösen Lampenfieber befallen zu werden. Der Ehrgeiz — der Ehrgeiz!

Königin. Er hat das mit andern großen Künstlern gemein.

König. Ich nehme das Kompliment von Ihrer Zärtlichkeit an. Ach — Frau von Morien! Ich kann Sie gar nicht sehen, ohne an unser liebes Rheinsberg erinnert zu werden. Es waren doch schöne Zeiten!

Frau von Morien. Hoffentlich kehren sie schöner wieder, Majestät. Wenn erst das neue Schloß fertig dastehen wird —

König. Mein Sanssouci! Ich fürchte, es wird nicht halten, was der Name verspricht. (Reicht ihr die Hand.) Aber die alten Freunde sollen nicht vergessen sein und nicht vergessen. — Mademoiselle van Boeren! Schade, daß Sie Rheinsberg nicht erlebt haben. Ich glaube, Sie hätten unter den Bayard-Rittern viel Unheil angestiftet und es wäre Ihnen gedankt worden. Übrigens ist auch in Potsdam dazu Gelegenheit. Es bleibt mir nicht unbemerkt, daß man Sie auf unsern Bällen umschwärmt. Hoffentlich ist es ein echter Ritter sans peur et sans reproche, der einmal Gnade findet. Ist denn Ihr Herz noch heil?

Maria. Majestät ... Man sagt uns Holländerinnen nach, daß wir Fischblut in den Adern hätten.

König. Na ...!

Josepha. Glauben Majestät nicht. Kein Fischblut.

Frau von Morien. St — t!

König (lachend). Josepha muß es wissen. Ich werde mir bei der klugen Dame Rats erholen, wenn ich — für einen guten Freund etwa — die Probe anzustellen wage. (Zu Maria.) Wahrhaftig, Mademoiselle, ich hätte gute Lust, mein Glück bei einer Conquete zu versuchen, um die man Preußen beneiden würde.

Maria. Der Eroberer von Schlesien wird sich schwerlich um ein so unbedeutendes Ding bemühen, als es mein Herz ist.

König. Und wenn doch?

Königin (schnupft.) Da muß ich Maria aber mit einem Wörtlein zu Hilfe kommen. Das arme

Kind wird ja rot und weiß und vermag Ernst und Scherz nicht mehr auseinander zu halten.

König. Das wäre mir vorerst schon ein succès: aus Scherz könnte leicht Ernst werden. Darf ich meine gnädigste Frau Mutter noch um ein kurzes Gespräch unter vier Augen bitten? Lieber Graf Gotter, einen Augenblick.

Gotter. Zu Befehl, Majestät. Darf ich aber daran zu erinnern wagen, daß Ew. Majestät dem englischen Gesandten diese Stunde zur Audienz —

König. Ach! Melden Sie mirs, wenn sein Wagen vorfährt.

Gotter (verneigt sich tief und geht mit dem Gefolge durch die Mitte ab).

König. Ich hoffe, die Damen heute Abend im Konzert wieder zu sehen.

Frau v. Morien, Maria und Josepha (links ab).

Königin. Darf ich Ew. Majestät bitten, bei mir Platz zu nehmen? (Setzt sich.)

König (setzt sich ihr gegenüber). Ohne alle Förmlichkeiten, teuerste Mutter. Was ich mit Ihnen zu besprechen habe, betrifft eine so zu sagen familiäre Angelegenheit.

Königin (schnupft). Da bin ich neugierig. Sollte jemand um die Hand Ihrer Schwester Amalia angehalten haben?

König. Dann wären Sie wahrscheinlich die erste, die es wüßte und ich erführe es von Ihnen. Nein, darum handelt es sich nicht. Obgleich auch um etwas wie eine Heiratsangelegenheit. Ich möchte für einen meiner guten Freunde werben, dem ich viel Dank schulde. Er ist länger als zehn Jahre von mir erprobt und treu befunden, war auch in Rheinsberg einer meiner liebsten Genossen.

Königin. Sie sprechen von —

König. Oberst Chasot.

Königin (verwundert). Chasot —? (Schnupft.) Doch derselbe, den Sie vor nicht langer Zeit auf die Festung Spandau zu schicken geruhten?

König. Man sollte nicht sagen dürfen, daß der Freund des Königs straflos ausgehe. Chasot verdiente einen Denkzettel. Sein heißes Blut treibt ihn allzu leicht zu Ausschreitungen. Ein Duell war schon die Veranlassung, daß er als Leutnant aus Frankreich fliehen mußte. Trotz allem, was in letzter Zeit geschehen, nenne ich ihn einen meiner best meritierten Freunde.

Königin. Mein edler Sohn hat das dankbarste Herz. Aber darf ich nun erfahren —

König. Er forderte sehr trotzig ein conseil de guerre. Ich habe ihn gedemütigt und möchte ihn nun wieder aufrichten. Deshalb rief ich ihn von Spandau ab.

Königin. Aber ich weiß noch immer nicht —

König. Sind Sie nicht meiner Meinung, teuerste Mutter, daß man ihn am leichtesten an eine solidere Lebensweise gewöhnen könnte, wenn man ihn — verheiratete?

Königin (schnupft stark). Ach — eine Mariage! Und Sie dachten an . . . .

König. Er ist von altem normännischen Geschlecht, 30 Jahre alt, gut gewachsen, ein trefflicher Gesellschafter, trotz seiner jungen Jahre schon in hoher militärischer Position —

Königin. Gewiß, gewiß!

König. Das einzige, was ihm fehlt, ist ein Vermögen, das ihn seinem Rang gemäß unabhängig stellt. Und dies, meine ich, sollte ihm seine künftige Frau einbringen.

Königin. Und diese künftige Frau —

König. Empfängt er am besten aus den Händen meiner gütigen Mama. Unter ihren Hofdamen ist eine sehr angenehme Person, deren großer Reichtum und Abkunft von einem berühmten Seehelden leicht den Mangel adliger Geburt vergessen macht.

Königin. Sie meinen natürlich —

König. Demoiselle van Boeren. Ich zweifele nicht, daß sie sich durch eine Bewerbung des Obersten Grafen von Chasot geehrt fühlen wird und darf verraten, daß ich bei diesem meiner Sache schon gewiß bin. Gleich als das Fräulein vorgestellt war, vertraute er mir, daß er froh sein würde, da sein Glück machen zu können, ohne einen hohen Fürsprecher aber fürchten müsse, sich einen Korb zu holen. Ich ließ mich damals nicht engagieren, vergaß aber seinen Wunsch nicht. Und da ist er nun wirklich durch meinen Mund ausgesprochen.

Königin. Das kommt mir so überraschend . . . Sie wissen, daß Maria van Boeren eine Ausländerin ist, sich als Gast an meinem Hofe aufhält, völlig freie Verfügung über sich hat —

König. Nur um die Einleitung der Präliminarien zu dem großen Friedenswerk bitte ich Sie, teuerste Mutter. Ich muß wissen, ob ich Chasot irgend welche Hoffnung machen kann. Im übrigen vertraue ich auf seine bekannte Amabilität und sein gutes Genie.

Siebenter Auftritt.

Die Vorigen. Graf von Gotter von rechts.

Gotter. Der englische Gesandte, Majestät, ist soeben vorgefahren.

König. Ich komme. (Küßt der Königin die Hand.) Sie erlauben, daß ich nach der Audienz nochmals bei Ihnen anklopfe, um zu erfahren, wie die Eröffnung aufgenommen ist. Auf Wiedersehn also! (Zu Gotter.) Folgen Sie mir. (Ab nach rechts.)

Gotter (nach dem König ab).

Königin (läutet). Was für ein wunderlicher Einfall! Mein Sohn als Ehestifter — Aus Freundschaft — ja wohl. Sollte aber nicht auch ein klein wenig Ökonomie . . . das schöne Vermögen im Lande

zu behalten. Ich höre seinen Vater sprechen. Ach! er hat mehr von ihm geerbt, als er glaubt.

Achter Auftritt.

Die Königin. — Frau von Morien, Maria, Josepha und Joachim, der an der Thür stehen bleibt, von links.

Frau v. Morien. Majestät sind allein?

Königin. Der König wurde schleunigst abberufen. — Liebe Maria —

Maria (die im Gespräch mit Joachim eingetreten ist). Majestät!

Königin. Der König beschäftigt sich sehr huldvoll mit Ihnen.

Maria (stutzend). Wie soll ich das verstehen, Majestät?

Königin. Begleiten Sie mich in mein Kabinett, liebes Kind. Ich habe Ihnen ganz im geheimen eine Eröffnung zu machen. — Erschrecken Sie nur nicht; es ist gar nichts Staatsgefährliches. Kommen Sie. (Sie geht nach der Thür links.)

Maria (folgend beiseite). Was bedeutet das?

Josepha (folgt Maria).

Königin. Nein, nein, liebe Josepha. Diesmal müssen Sie mir schon Ihr Pflegekind ein Weilchen allein anvertrauen. — Liebe Morien, bleiben Sie im Vorzimmer und hüten Sie die Thür. (Ab nach links.)

Maria (heimlich zu Joachim). Warten Sie hier auf mich. (Ab.)

Frau v. Morien (zu Josepha). Ihre Importunität wird unleidlich. Sie müssen doch endlich lernen, sich bei Hofe zu benehmen.

Josepha. Benehmen mich bei Hofen ganz gut. Haben Majestät gewunken: zurück! haben Josepha gesprochen keine Wort.

Frau v. Morien. Es fehlte auch nur noch, daß Sie sich in Opposition setzten. Fühlten Sie denn nicht, daß es schon durchaus mal à propos war, sich vorhin nicht von mir zurückweisen zu lassen?

Josepha. Sein Frau von Morien Oberhofmeisterin von Ihre Majestät, sein Josepha Oberhofmeisterin von Fräulein Maria van Boeren.

Frau v. Morien. Eine Närrin ist sie, die darauf spekuliert, daß die höchsten Herrschaften über sie lachen.

Josepha. Lachen sein besser als Weinen. Haben ich noch nicht gesehen, daß Majestäten haben können lachen über Excellenz.

Frau v. Morien. Da muß ich freilich zurückstehen. Ich verbitte mir Ihre Sottisen.

Josepha (streichelt ihr den Arm). Nu — nu — nu! nicht sein böse Excellenz.

Frau v. Morien. Bleiben Sie mir mit Ihren braunen Pfoten gütigst vom Leibe. (Ab nach links.)

Josepha. Uh! sein das vornehme Dame! Braune Mensch gar nicht sehen für Gottes Geschöpf an. Herr Junker von Brandt — laufen nicht fort. Sie haben müssen hören schwerer Beleidigung — berufen als Zeugen —

Joachim. Beruhigen Sie sich nur, Frau Josepha; es war nicht so schlimm gemeint.

Josepha. Nicht schlimm gemeinen? Braune Pfoten! Katz haben Pfoten, Hund haben Pfoten —

Joachim. Es war so im Ärger gesprochen.

Josepha. Sie mich müssen verteidigen ritterlich, wenn wollen gefallen Fräulein Maria.

Joachim. Über Fräulein Maria wollt' ich gerade von Ihnen ein Wörtlein hören, liebe Josepha. Ich verehre das Fräulein so sehr —

Josepha. Ja, ja — verehren auch andere, verehren sehr.

Joachim. Von wem sprechen Sie?

Josepha. Ja, ja — und liebe Josepha hier und liebe Josepha da. Schöne Josepha —

Joachim. Wer hat gewagt —?

Josepha. Zum Beispiel das Junker von Iltis.

Joachim. Ueltitz? Was will er?

Josepha. Reiches Fräulein heiraten. Ja, ja — liebe Josepha, schöne Josepha, helfen doch, helfen!

Joachim. Das ist keck. Er untersteht sich —

Josepha. Müssen Junker Joachim sein noch mehr keck, als das Iltis.

Joachim. Wie kann ich Maria im Geheimen sprechen? Die Oberhofmeisterin hat Augen wie ein Luchs.

Josepha. Wie einen alten Tigerkatzen.

Joachim. Frau Josepha, wenn Sie mir beistehen wollten —!

Joachim. Ich habe ihr geschrieben, Josepha, was mir die Liebe eingab. Schon seit Tagen trage ich das Billet bei mir herum. (Zieht es vor.) Wenn Sie es ihr zustecken wollten —

Josepha. Nein, nein! Verbrennen die Finger — sein zu heiß.

Joachim. Sie würden mich nicht freundlich anhören, wenn Sie nicht wüßten, daß Maria mir geneigt ist.

Josepha (nimmt das Billet). Na — wollen sehen. Hier bei alte Josepha haben Herr Junker Courage, aber bei junges Fräulein thun nicht Mund auf. Sollen sich schämen — so eine große starke Mann!

Joachim. Wenn ich erst ihre Antwort habe —! Himmel, da kommt sie selbst.

Neunter Auftritt.

Die Vorigen. Maria von links.

Maria. Josepha — ach, Josepha! (Wirft sich an ihre Brust.)

Josepha. Was sein geschehen, meine Engelskind? Was sein geschehen?

Maria. Ich bin so unglücklich.

Josepha (sie immer streichelnd). O — oh! meine Engelskind! Aber warum sein unglücklich?

Maria. Die Königin — der König — ach! so aus heiterem Himmel!

Josepha. Sein ungnädig gewesen gegen meine Herzenspuppe?

Maria. Nein, nein! nur zu gnädig! (Heftig.) Ich will fort!

Josepha. Das verstehen eine Klügeren. Nu — nu, nu — beruhigen sich nur. Hier sein kleine Billet von eine große Verehrer, wo kannen trösten. (Sucht ihr das Billet zuzustecken.)

Maria. Ich will nicht getröstet sein. Das ist wohl auch von dem . . . (Lehnt wieder den Kopf an ihre Brust.) Ach — ach!

Josepha. Aber so sprechen doch, sprechen doch!

Maria. Der König will mich verheiraten.

Joachim (vortretend). Wie? Der König —?

Maria. Sie hier? Aber mögen Sie's doch erfahren: Der König hat mir unter seinen Freunden einen Gemahl ausgesucht und die Königin protegiert ihn.

Joachim (sehr erregt). Wer ist der Begünstigte? Und Sie . . . Wenn Sie sich weigern, mit Blut und Leben will ich für Sie einstehen.

Maria (reicht ihm die Hände). Ja, Sie sind gut und mitleidig.

(Die Mittelthür hat sich geöffnet. Rolf von Ueltitz späht hinein und bleibt horchend stehen.)

Aber Sie sollen Ihr Leben nicht für mich aufs Spiel setzen. Er steht sehr in des Königs Gunst, ist ein vornehmer Herr, hoher Militär —

Joachim. Ich nehme es mit Jedem auf, wenn ich Ihnen einen Dienst erweise.

Josepha. Aber wer kann zwingen? Warum nicht sagen: nein?

Maria. Mit welcher Begründung? Es wäre eine Kränkung für die gute Königin — der König würde mir's nie verzeihen. Und wer weiß, ob nicht mit der Zeit so mächtigen Einflüssen . . . Nein, ich darf es nicht darauf ankommen lassen. Fort auf der Stelle! In Utrecht bin ich lange sehnlichst erwartet. Ich muß frei sein, um antworten zu können — (Joachim ihr die Hände reichend). Wie mir ums Herz ist!

Joachim. Maria — wenn Sie mich lieben —

Maria. Jetzt gilt kein feiges Bedenken — ich werfe mich in Ihre Arme. Retten Sie mich. Ich habe keinen Freund als Sie.

Joachim. Ich darf Sie begleiten, Maria?

Maria. Sorgen Sie für Postpferde. Wo erreichen wir am schnellsten die Grenze? Dann wird doch kein Zweifel sein —

Zehnter Auftritt.

Die Vorigen. Rolf.

Rolf (vortretend). Ein Zufall kreuzt Ihre Pläne.

Joachim. Ueltitz —!

Maria. Wir waren belauscht.

Josepha. Von das Iltis. Pfui!

Rolf. Eine Entführung also. Sie werden begreifen, daß ich darüber nicht schweigen darf.

Joachim. Sie werden schweigen, oder —

Rolf. Oder?

Joachim. Sie werden verhindert werden, noch je ein Wort zu sprechen.

Rolf. Hoho! Wie das?

Joachim. Mit dem Degen in der Hand werde ich Ihnen den Austritt aus diesem Zimmer verbieten, bis Sie mir Ihr Ehrenwort gegeben haben —

Rolf. Gezwungen nie.

Maria. Junker Joachim, keine Gewaltthat. Herr von Ueltitz, ich beschwöre Sie —

Rolf. Er ist also der Beglückte? Mit ihm wollten Sie bei Nacht und Nebel auf und davon.

Joachim (zieht den Degen). Unverschämter!

Rolf. Sie vergessen, wo wir uns befinden.

Joachim. Sie zwingen mich dazu.

Rolf. Ich war's, der kürzlich Satisfaktion verlangte. Damals versteckten Sie sich feige hinter des Königs Duell-Edikt.

Joachim. Feige? Diese Beschuldigung enthebt mich jeder weiteren Rücksichtnahme. Sie werden mir Genugthuung geben!

Rolf. Ich erwarte Ihre Sekundanten. Morgen ist auch ein Tag. Und wer weiß, wie dann . . . (Achselzuckend.) Ich würde bedauern, wenn der Ausgang des Kampfes Sie nötigen sollte, sich eine so gute Partie entgehen zu lassen — und noch mehr, wenn das Fräulein gute Gründe hätte, die äußerste Beschleunigung der Entführung wünschen zu müssen.

Joachim. Diese freche Beschimpfung einer Dame fordert auf der Stelle eine Züchtigung. Ziehen Sie, oder ich renne Ihnen den Degen durch den Leib!

Rolf. Zu meiner Verteidigung denn — (zieht den Degen.)

Maria (tritt dazwischen). Nein, Sie dürfen nicht meinetwegen —

Josepha. Fort, fort! Lassen allein wilde Männer — fort meine Engelskind! (Sie zieht Maria nach der Thüre links.)

Maria (enteilend). Hilfe! Hilfe!

Joachim und Rolf (kämpfen mit einander).

Rolf. Sehen Sie sich vor!

Joachim. Nimm das, Bube!

Rolf (sinkt zur Erde). Ah! ich bin getroffen.

Elfter Auftritt.

Die Vorigen. Der König, Graf Wotter, Gefolge von rechts.

König. Was geht hier vor —? Ah, Junker von Brandt? Und da am Boden — Junker von Ueltitz!

Joachim. Verzeihung, Majestät —

König. Habe ich nicht diese Rauferei mit dem Degen bei Todesstrafe verboten?

Rolf. Er zwang mich —

Maria. Majestät —!

König (streng). Man wird Sie später verhören, Mademoiselle. Entfernen Sie sich. Das ist kein Anblick für Ihre Augen.

Maria (schwankend ab nach links).

Josepha (folgt ihr).

König. Wer hat zuerst den Degen gezogen?

Joachim. Ich, Majestät. Die Beleidigung einer Dame zu strafen.

König. Stecken wir noch immer im dunkelsten Mittelalter? Und hier —! in den Gemächern der Königin, fast unter Unsern Augen — unerhört! (Zu Gotter.) Schaffen Sie dem Blessierten schleunigst einen Arzt, Graf.

Rolf. Es geht — mit mir — zu Ende.

König. Lassen Sie ein Protokoll mit ihm aufnehmen — für alle Fälle. Ohne Sekundanten, ohne Zeugen! Das ist Meuchelmord! Ein Offizier, der sein Leben dem Dienst des Vaterlandes und des Königs geweiht hat —! Unerhört!

Joachim. Majestät —

König. Kein Wort! Es giebt keine Entschuldigung. Wie die Hidalgos. Der Junker von Brandt giebt seinen Degen ab und meldet sich auf der Schloßwache zum Arrest. Er hat den Kopf verwirkt! Den Verächter des Gesetzes soll dessen volle Strafe treffen.

(Er geht rasch nach rechts ab.)
(Einige Herren vom Gefolge suchen Rolf aufzurichten.)

Joachim (läßt den Degen fallen und bedeckt das Gesicht mit den Händen). Maria . . .

Der Vorhang fällt.

(Fortsetzung folgt.)

Madrigale.

In Sommermittagsstunden
Steht auf dem Stengel schlafbetäubt der Mohn.
Die Schlangen in den Ackerfurchen liegen
Schlafend, in sich gewunden.
Es schläft der See verschwiegen,
Das braune Wasserhuhn
Sieht man sich schlafend auf der Fläche wiegen.
Auch du, mein krankes Herz,
Möchtst so zur Ruhe geh'n,
Doch ach, um niemals wieder aufzusteh'n!

Ein Särglein schmied' ich mir von Golde fein,
Darin ich meine Liebe will begraben,
Und auf dem Deckel soll
Ein traurig Märchen abgebildet sein.
— Es war einmal ein tapf'rer Kavalier,
Der war verliebt in eine blonde Fee.
Wohl hundert Jahr sucht' er voll Herzensweh
Im schwarzen Wald nach ihr.
Dann that sich auf in einer bangen Nacht
Vor ihm ein Abgrund, und die Fee erschien;
Spät war in ihr das Mitleid aufgewacht,
Und da begrub sie ihn.

Aus dem Italienischen des **Pasquale Papa** von **Paul Heyse.**

Rauher Frühling.

Nun ist der Held aus unsern Winterträumen,
Der Frühlingssturm, zur starken That geworden,
Mit Herrschergriffen harft er in den Bäumen
Sein Königslied in brausenden Akkorden.

Viel tausendfach tönt's aus den Kronen wieder
In sturmgepeitschtem, grollenden Chorale
Und knirschend gräbt er in die weichen Glieder
Der Erde schmerzenstiefe Knechtesmale.

Und kraftbewußter wird das Frühlingsstürmen
Des jungen lebensstrotzenden Despoten,
Nun flattern schon die Nebel von den Thürmen,
Die ihnen noch den letzten Schutz geboten.

Hell jauchzt er auf! . . . . Und Wolkenfetzen fliegen
In wirrem Tanz . . . . Zerrissen ist der Schleier
Und Sonne leuchtet auf sein frohes Siegen
Und krönt mit gold'nem Glanz die Frühlingsfeier.

Stefan Zweig.

Wege.

Wege sinds, die Dich verführen,
Breit und hell im Sonnenspiel;
Wege mußt Du weise küren,
Du mit Deinem hehren Menschenziel.

Sieh, Du gehst die leichten Wege,
Dran viel Rosen lockend blüh'n,
Wie die Ackergäule träge
Ihren Pflug durch weiche Felder zieh'n.

Steh! Noch hast Du harte Sohlen,
Wähl' Dir Deine schwere Bahn.
Klimme, hat der Herr befohlen,
Klimme, Mensch, den Fels zum Leid hinan.

Hans Müller.

Dichterseele.

I.

Was sind mir Blumen, die am Wege blüh'n?
Seh' ich nicht fern dir gold'nen Auen winken,
Auf denen ewig jung die Rosen glüh'n?
Es blitzt der Tau, den ihre Kelche trinken,
Demantgleich durch den sonnenlichten Raum.
Der Himmel strahlt in tieferem Azur —
Ach, unser Himmel ist ein bloßer Schatten
Von jenem Paradies — ein Abglanz nur,
Zeigt uns das Leben dort in seligem Traum
Und läßt in Sehnsucht nur das Herz ermatten.

Und höher, höher drängts und treibts empor —
Empor — empor zu jenen hellen Höhen.
Aus tausend Wunden springt das Blut hervor
Von tausend Dornen, die am Wege stehen;

Wer achtet's, wenn das heiße Leben leuchtet,
Wenn durch die schwüle, schwere Erdenluft
Gleich Himmelstau die matte Stirne feuchtet
Der sonnenroten Rosen trunk'ner Duft?

Ich wand're, wand're, schaue nicht zurück.
Es winkt und lockt gleich einem gold'nen Sterne.
Die Erde schwindet dem erhob'nen Blick.

Bald sah' ich dich, du glanzverklärte Ferne.
Bald trink' ich deiner seligen Sonne Flammen.
Ein Meer von Himmelsschmerz und Himmelslust
Schlägt seine Wellen über mir zusammen
Und Ewigkeit füllt die erlöste Brust.

II.

Am Wegrand steht ein Kreuz. Darüber weh'n
Die Birken hin mit goldiggrünem Schleier.
O Seele, willst Du hier vorübergeh'n?
Mach' Rast, und halte stille Totenfeier.
Die Blumen, die Dein stolzer Sinn verschmäht,
Sie sprießen schüchtern hier aus schmalem Hügel —
Einsam — in stummer Treu. Der Wind nur geht
Liebkosend drüber hin mit leisem Flügel.
Und Vogelzwitschern füllt die weiche Luft,
Und Käfer summen, bunte Falter schweben.
Sieh — aus der kalten, engen Totengruft
Drängt sich zum Licht so junges, warmes Leben!

Du bist gewandert, Seele, bist gestiegen
Von Grat zu Grat — in nebelgraue Fernen
Und siehst's nun still zu Deinen Füßen liegen.
An diesem Hügel sollst Du glauben lernen!

Gertrud Klett.

Virgo.

Bei Gezanke, unter Schlägen ward das arme Kindchen groß,
Schwächlich, schmächtig und erschrocken — wahrlich, ein erbärmlich Los!
Und so sank's mit zwanzig Jahren schon dahin, unschuldig, rein!
Dulden, Hungern war sein Leben, voll von Sorge, Not und Pein! —
Doch jetzt schleppt' sich's hin dort oben die gestirnten Himmelswege
Mit den wunden, nakten Füßchen; müd' und matt, erschöpft und träge:
Glücklich pflückt das schwache Händchen dort in jener weiten Ferne
Silberlilien — jene schönen, glänzendhellen Himmelssterne! —

Und die Englein alle staunen, blicken ehrfurchtsvoll herab,
Neigen dann der Sterne Strahlen zu dem armen Kind hinab,
Und bewundern im Gesichtchen, müd' und bleich und nie gesund,
Seinen unentweihten, reinen, seinen nie geküßten Mund!

Aus dem Italienischen der Anne Vivanti von H. B. Lessing.

Herbst.

Kalt und rauh ist es geworden,
Braun das Laub und grau die Luft,
Eiseswind weht hoch von Norden,
Tötend Blüt' und Blütenduft.

Tief im Walde, tief im Grünen,
Sah ich selbst den finstern Mann,
Groß und schlank, den düster Kühnen,
Der das Frösteln wohl ersann.

Müde schien er mir der Schmerzen,
Suchend irrte ihm der Blick,
Und er trug in leerem Herzen
Sehnsucht nach verlor'nem Glück.

Hans Kaufmann.

Ein Morgen.

Der fahle Morgen einer wüsten Nacht,
Die wir in dumpfer Zecherei verbracht.
In schwülem Fieber pulste wild das Blut,
Das heiße Auge trank des Ostens Glut,
Der röttlich-golden glomm. Am Horizont
Zittert' die Venus und verblich der Mond . . .

Auf einer Mauer, dämmerungerweckt,
Ein Sperling piepsend seine Flügel schlug.
Ein kühler Wind auf blassen Schwingen trug
Herüber einen frischen Düftezug
Aus taunigen Gärten, blütenüberdeckt.
Und hie und da ertönt' ein Vogellaut . . .

Von duftigen Schatten tiefer überblaut
Dunkeln die Berge. In dem grünen Thal
Erblinkt der breite Fluß wie matter Stahl.
Darüber leiser Dunst wie Atemhauch.
Aus gelbem Schornstein quoll ein schwarzer Rauch,
Sich wellend wie ein flatternd Fahnenband
Gen Westen weithin in das graue Land . . .

Ein satter Gold. Der Wald am Bergesrand
Erglüht und dunkel streckt ein jeder Baum
Sein Astgewirre in den Flammensaum.
Ein stolz'rer Purpur. Aus den Gluten reißt
Ein weißer Vogel sich, der leuchtend kreist.
Milchfarb'ner Rauch erblüht in Rosenloh'n.
Die Stadt ringsum, sie schimmert und sie gleißt.
Von fernher dröhnt ein erz'ner Glockenton . . .

Da! Flammen! Und ein Rund des Waldes brennt.
Lichtwellen fluten. Schnell am Firmament
Steigt auf die Sonne. In ein Glanzmeer taucht
Sie rings die durstige Welt. Hochoben schwimmt
Der weiße Vogel, goldig überhaucht,
Der rastlos seinen Flug nach vorwärts nimmt.
Von seinen Schwingenspitzen trieft das Gold
Herunter in den Fluß, der blendend rollt.
Hernieder auf das Land. Des Lichtes Trost
Trägt weiter, immer weiter er von Ost . . .

Aufschreit das Leben. Seines Rufes Klang
Hallt ehern fort vom Auf- zum Niedergang . . .

„Gut' Morgen!“ wünscht ein bärtiger Arbeitsmann.
„Gut' Morgen!“ — und wir schreiten vorwärts dann . . .

Stets vorwärts! Uns'rer wilden Sünden bar,
Die Schwelgerkränze aus dem wirren Haar,
Schau'n wir uns stumm in's leuchtende Gesicht
Und wandern schlanken Schritt's — und zagen nicht —
Freudig entgegen einem neuen Licht.

A. Altmann.

Pästum.

Sonnenmorgen werden wiederkommen — —
Aber keiner, der mir Freuden schenkt
Wie der Morgen an den blauen Wogen,
Da ich einst gen Pästum bin gezogen,
Von der alten Sehnsucht Drang gelenkt —

Veilchen waren's, die im Grase blühten —
Lichter Schnee auf wilden Bergen lag —
Und mit langen grünen Blätterhalmen
Grüßten flüsternd schlankgebogene Palmen
In Poseidons heil'gem Tempelhag.

Und ich durfte jene Stufen schreiten,
Die einst hellen Auges Platon zog,
Damals, als vor göttlichen Altären
Feierlich bei frommgestimmten Chören
Wandernd Griechenvolk die Kniee bog — —

Immer, wenn das Unglück mich umnachtet,
Stehen diese Tempel vor mir da,
Und ich hör' die Meeresstimmen schmeicheln,
Die den Südlandsstrand im Fluge streicheln,
Weitereilend gen Sicilia — —

Und mir ist, als lehnt' ich meine Stirne
An die Säulenschäfte matt und stumm,
Und mir ist, als ob auf meine Flechte
Milde Götter legten ihre Rechte
Schützend in Poseidons Heiligtum —

E. Roland.

David.

„Nun ist es über Nacht gekommen.
Ein Glanz ist ob meinem Haupt entglommen.
Im Purpurmantel steh' ich da:
Viel Augen sind auf mich gerichtet.
O Hirtenglück, da noch mein Traum gedichtet,
Was mir nun selbst, als wie im Traum geschah!
Nun prang' ich im Geschmeide.
Ich denk' an meine Heide.
Wie Wunsch und Leben ineinander rinnt!
Wird mir die Königsgabe?
Bin ich der blasse Knabe,
Deß Auge dunkel in die Zukunft sinnt? . . .“

Paul Wertheimer.

Jeanie Morrison.

Gen Osten zog ich, zog gen West, manch Weg war eitel Plag'.
Doch Liebe kann vergessen nie des Lebens jungen Tag!
Das Feu'r, das Mainachts aufflammt, mag schwarz am Julfest sein;
Doch schwärzer dünkt mich jenes Herz, drin erste Lieb' schläft ein!

O teure Jeanie Morrison! Denk' ich vergang'ner Jahr',
Still überschattet sich mein Pfad, trübt sich mein Augenpaar:
Manch' salzige Thräne rinnt daraus und still klag' ich beiseit',
Erinnerungen tauchen auf aus alter froher Zeit!

Wohl liebten wir einander sehr, oft schieden wir mit Schmerz;
Süßtrübe Zeit! Schulkinder wir, die hatten nur — ein Herz!
Wir saßen an geweihtem Platz und lernten fröhlich dort,
An Ton und Blick und Lächeln denk' ich heut noch immerfort!

Mich wundert, Jeanie, oftmals noch, saßen wir dort am Platz,
Wang' ruht' an Wang' und Hand in Hand, was dachten wir, mein Schatz,
Wenn über's Buch auf unsren Knien wir beugten uns in Ruh'?
Dein Mündchen murmelte den Text, mein Text allein warst Du!

Mein Kopf versinnt sich ganz und gar, mein Herz wiegt wohlig sich,
Erinnert es sich nach und nach der Schulzeit und an Dich!
O Lebensfrüh'! O Morgenlieb'! O Tage licht und lang,
Als in die Herzen Hoffnung kühn wie Sommerblüten sprang!

Weißt Du noch, Lieb', wir mieden oft der lauten Stadt Gewühl
Und schritten an dem grünen Bach, wie haucht' sein Wasser kühl!
Das Sommerlaub hing über uns, der Fuß an Blumen stieß,
Und in dem dämmerdunklen Wald die Drossel schlug so süß!

Die Drossel schlug so süß im Wald, den Bäumen sang der Bach,
Natur in Herzenstönen rief in uns ein Klingen wach;
Und auf dem Hügel an dem Bach, da saßen wir vereint,
Bis unser Herz vor Seligkeit in Freudenstille weint!

Ja, teure Jeanie Morrison, die Thrän' netzt' Deine Wang'
Wie Tau auf Rosen blinkt, kein Wort zu sprechen uns gelang!
Das war die seligsüße Zeit, als unsre Herzen jung
Noch frei davonriß fort und fort des Frohgefühles Schwung!

Gen Osten zog ich, zog gen West, manch Los errang ich schwer,
Doch Dich beim Wandern nah und fern, vergaß ich nimmermehr;
Der Quell, den einst dies Herz ergoß, still seinen Weg zieh'n mag,
Doch Liebe tiefer strömt als er durch jungen Lebens Tag!

O teure Jeanie Morrison, seitdem wir schieden lang,
Sah immer ich Dein Angesicht, hört' Deiner Stimme Klang;
Doch alles Elend trüg' ich gern und glücklich stürb' ich hier,
Wüßt' ich, Du träumst von alter Zeit und manchmal auch von mir!

Aus dem Schottischen des **William Motherwell** von **Max Kiesewetter**.

Das Pärchen.

Hinter Bäumen versteckt lauscht Pan einem Liebespaar.
„Du süßer Schatz, meine Liebe ist rein und wahr,
Meine Liebe ist wie ein Garten im Mondenschein,
Mein Tag und Traum ist Dein, ist ewig Dein
Und sehnt sich nach einem Blick aus Deinen treuen,
Geliebten Augen, die mir die Seele erfreuen!“

Hinter Bäumen versteckt lauscht Pan: „Hab' innigen Dank!
Deine Worte, Du Liebster, sind süß wie Nachtigallsang,
Sind sanft, wie Rosendüfte im Morgenlicht,
Ich träumte von ihnen und, ach, ich erhoffte sie nicht.
Du Stolzer, Du Holder, wie kann nur ich von allen,
Wie kann ich Ärmste Dir so vom Herzen gefallen!“

Hinter Bäumen versteckt lauscht Pan; er zwinkert verschmitzt,
Sein Mund wird schief, sein listiges Auge blitzt.
Er schaut mit Behagen die runden Brüstlein an,
Die Hüften des Mägdleins, den strotzend kräftigen Mann,
Er dehnt die Arme, er lacht, daß die Bäume krachen.
Das Pärchen flieht. Und Pan muß lachen, lachen ...

Hugo Salus.

Das Tröstliche.

Erzählung von Georg Bormann.

(Schluß).

Am nächsten Morgen war Heß in Spandau. Er durfte das Kind sehen. „Ach Heß“, rief sie ihm entgegen, „das ist aber schön von Dir, daß Du kommst. Beinah hättest Du mich nicht wiedergesehen; denke Dir nur, viel fehlte nicht, und ich wäre gestorben! Aber nicht wahr, Mama, heute darf er schon ein Weilchen bleiben?“ Sie hatte sein Bilderbuch auf den Knieen und strahlte vor Glückseligkeit, daß sie ihren alten Freund so unerwartet sehen durfte.

Heß schied tiefbewegt und folgte noch dem Oberst in den Garten. Sie saßen in der Laube an derselben Stelle sich gegenüber, wo der Oberst die Jugendgeschichte seines jungen Freundes vernommen. Jetzt erst sah der ältere den jüngeren genauer an, wie man jemand nach längerem Fernsein auf sein Aussehen prüft, und sagte: „Wenn wir uns wieder ganz gehören werden, müssen Sie uns viel zu erzählen haben.“

Heß aber wich dem Blick und Wort des Alten aus, was diesem nicht entging, und entgegnete nur: „Wenn ich denke, wie wir das letzte Mal hier gesessen. Was liegt dazwischen!“

„In einer Nacht“, antwortete der Oberst, „dacht ich: Jetzt ist's zu Ende; sie stirbt Dir. Ich konnte es nicht länger ertragen und wollte doch auch zu meiner Frau nicht sprechen. Ich ging in mein Zimmer und rang allein mit meiner Not.“

Der junge Offizier fühlte sich in diesem Augenblick dem Alten näher als je. „Es ist furchtbar, von der letzten Hoffnung scheiden zu müssen,“ sagte er in tiefstem Mitgefühl.

Der Oberst blickte seinem Gegenüber in die matten Züge. „Ja,“ sagte er, „aber ich mußte es thun, denn so lange ich lebe, habe ich immer versucht, der Wahrheit ins Auge zu sehen. Sollte unsertwegen etwas Besonderes geschehen? Wir sind doch nur wie eins der vielen anderen Gräser vor unserem Herrgott. So blieb denn nur noch eins, und das hat mich auch durch diese Stunde gebracht.“

Heß sah fragend zu ihm hinüber.

„Das Vertrauen, mein Freund,“ sagte der Oberst leise, aber fest, „das Vertrauen, daß das, was geschehen würde, das Notwendige und Heilsame sei. Ich wollte bei der Fahne bleiben; und das will ich noch heut. Denn wir dürfen uns nicht verhehlen, diese Krankheit hat gefährliche Tücken; wir stehen auch jetzt noch auf schwankem Boden. Kinder sind geliehene Güter. Was wäre uns überhaupt nicht geliehen? Gnade ist alles, was wir so stolz unser nennen. Solche Stunden, wie wir sie durchlebt, erinnern uns daran.“

Die Männer standen auf. „Also, Heß, es bleibt dabei: Sie warten ruhig das Ende Ihres Urlaubs ab; ich bedarf Ihrer noch nicht. Wenn Sie aber wiederkommen — und er legte dem jungen Mann die Hand auf die Schulter — dann, lieber Heß, wollen wir uns wünschen, daß wir alle wieder froh sein dürfen.“ — —

Als Heß wieder nach Potsdam kam und vom Bahnhof her durch den Lustgarten seiner Wohnung zuschritt, verkündete das Glockenspiel vom Turm der Garnisonkirche die volle Stunde, und zum erstenmal, seitdem er von Claire geschieden, sah er wieder hinauf, die trauten Stimmen begrüßend; zum erstenmal sprachen sie ihm wieder zu Herz und Sinnen, und die Erinnerung an die letzten Worte seines alten Obersten verwoben sich mit den ernsten Klängen. Es war ganz ruhig in ihm geworden.

Der nächste Tag war ein Sonntag. Schon früh am Vormittag betrat Heß den Neuen Garten. Er suchte nichts mehr als einen freundlichen Abschied und vielleicht die Gewährung der Bitte, von Zeit zu Zeit von Claire und ihrem Schicksal hören zu dürfen. Er kam zum grünen Haus. Die sonntägliche Stille, in der er es in der Ferne liegen sah, beklemmte ihn. Ihm schien die Zeit wer weiß wie lang, daß er nicht hier gewesen. Es würde sich doch nichts verändert haben? — Würde Claire auch nicht erkrankt, würden die Frauen auch noch da sein? —

Gott sei Dank! Da bewegte sich etwas in dem kleinen Vorgarten. Aber es war nicht Claire; es war die alte Dame, die sich auch schon erhoben hatte, um ihm die Pforte zu öffnen.

„Lassen Sie sich wirklich noch einmal sehen?“ redete sie ihn an. „Wenn man ein Herz nicht gleich im ersten Sturm überrennt, so verliert man den Kopf, geht auf und davon und läßt nichts wieder von sich hören! Ich frage: Ist das eines Mannes, eines Kriegers würdig? — Ich will nicht davon sprechen, in welche Lage Sie eine alte Frau wie mich gebracht haben, die schon einigen Anspruch auf Ruhe hat, und die nun mit einem Male mit Unbesonnenheit und Leidenschaften so viel zu thun bekommt, daß ihr ganz klar wird, daß auch das Alter noch seine wichtige Mission haben kann. Ich sehe schon,“ unterbrach sie sich, „jetzt sind Sie unruhig nach der, die Sie so schnell aufgegeben. Nun, ich will Sie beruhigen. Sie ist noch da, ist aber jetzt in der Kirche, wo ihr bekümmertes Herz stiller wird. Und ich bin zufrieden, daß es sich so gefügt hat, habe ich Ihnen doch manches zu sagen, ehe Sie sie selbst sprechen. Hier sind wir vorläufig ganz sicher: und auch, wenn sie kommt, tritt sie durch das Vorderpförtchen ein und ruft mir nur vom Zimmer aus ihren Gruß zu.“

Jetzt endlich brach sich des Zuhörers bis dahin zurückgehaltene Empfindung mit den Worten Bahn: „Denkt Claire denn wirklich noch an mich?“

„Ob sie noch an Sie denkt?“ fragte die alte Dame vorwurfsvoll. „Ich gäbe wirklich etwas darum, wenn ich Ihnen durch meine Antwort eine kleine Strafe erteilen könnte. Aber ich habe keine Zeit, Komödie zu spielen, und vielleicht ist die Wahrheit, die ich Ihnen zu berichten habe, Strafe genug für Sie. So hoffe ich wenigstens. Vernehmen Sie denn, was ich Ihnen zu sagen vermag: vielleicht besitzen Sie selbst den Schlüssel zu dem, was mir daran noch ein Rätsel ist.

Nach Ihrem Fortgange schien mir zunächst Ruhe geboten, doch konnte ich dieselbe von weiter nichts als von der Natur und der eigenen Einsicht der Beklagenswerten erhoffen. Ich selbst hielt mich immer in der Nähe, doch vermied ich jede Berührung des wunden Gemüts. Was ich vorausgesehen, trat auch endlich ein, Ruhe, aber eine unglückstiefe Ruhe. Jetzt erst erkannte ich, was sie mit sich angerichtet, als dies leidenschaftliche Herz Ihnen die Antwort gab, die Sie fortrieb, und die sie selbst doch so elend machte. Denn das Schlimme war, daß es für sie keinen Ausweg gab aus dem Konflikt, in dem sie sich einerseits sagte: Du hast recht gethan, Du durftest nicht anders! Dann aber ergriff sie doch die heiße Sehnsucht nach dem, was sie von sich gewiesen, und ich hörte sie oft in stiller Nacht schluchzen, daß ich bald nicht mehr wußte, was ich mit meinem eigenen alten Herzen anfangen sollte, um auf dem Posten zu bleiben.

Es blieb mir nichts übrig, als zu äußeren Mitteln zu greifen, nur damit ich doch etwas versuchte, damit doch etwas geschähe, um durch diese Stunden, diese Tage hindurchzukommen. Das Wetter war gleichmäßig schön. Ich drängte zu regelmäßigen Spaziergängen, zu langem Aufenthalte in frischer Luft: und es war mir lieber, daß sie ein Buch als eine Handarbeit mitnahm, bei der sie doch nur immer denselben Gedanken nachhing.

Da saßen wir nun an einem stillen Vormittage unten an der Havel an einem Platze, der ihr besonders lieb schien. Sie hatte mir in den letzten Tagen wieder gar nicht gefallen, war einsilbiger als sonst gewesen, und rechte Bangigkeit um sie hatte mich ergriffen. Nun aber las sie eifrig in einem kleinen Buche, das sie vor anderen bevorzugte, und ich hatte meine heimliche Freude daran. Da legte sie plötzlich das Buch in den Schoß und sah in die Landschaft hinaus. Eine zarte Röte färbte ihre Wangen, und ihr Auge leuchtete in wunderbarem Glanze. Mich schien sie ganz vergessen zu haben, und ich hatte nicht die mindeste Ursache mich zu melden. Ja, aber ihr Auge folgte weder dem segelnden Schiff, noch dem schwebenden Fluge des Reihers — ein Gedanke hatte sie erfaßt und trug ihre Seele hinauf zu einer beglückenden Erkenntnis. Denn nach einer langen Weile, wo sie wie abwesend und wie von einem hohen Glück überkommen saß, schlug sie noch einmal das Buch auf, sah hinein und schloß es wieder mit einem Ausdruck, als habe es ihr für jetzt, für morgen und für alle Zeit genug gegeben.“

„Was war das für ein Buch?“

„Es war das Gudrunlied, übersetzt von Simrock.“

„Sie erbat es sich von mir,“ erklärte Heß, „doch kann ich nicht verstehen —“

„Besinnen Sie sich: vielleicht enthielt es etwas von Ihrer Hand, eine Anmerkung, irgend eine Niederschrift —?“

„Ich weiß genau, daß es dergleichen nicht enthielt, da ich selbst es kurz vorher gelesen. Hier liegt des Rätsels Lösung nicht.“

„Gleichviel“, entschied nun die alte Dame, „ich bleibe dabei, das Buch hat's gemacht: der Zauber entstammt dem Buche!“

„Ist denn die Veränderung, von der Sie

sprechen, verehrte Frau, von Dauer gewesen?" fragte Heß.

„Das ist es ja eben, was mich beglückt," war die überraschende Antwort, „nicht einen Augenblick ist sie wieder in ihr altes Wesen verfallen. Der Zauber hält an; es muß ein starker Zauber sein."

„Ich kann es nicht erklären," sagte Heß. Er hätte aber auch sagen können: „Ich will es nicht erklären; ich habe völlig genug an dem, was ich höre." Denn ihm wogte schon wieder Freude und Zuversicht durchs Herz, und schon war ihm sein alter Kinderglaube wieder zur Seite getreten und hatte ihm leise das Haupt berührt.

„Ja," wiederholte die alte Dame, „es ist sicher, sie hat sich wiedergefunden; aber nicht nur das, sie ersehnt auch Ihr Wiederkommen."

Heß konnte seine freudige Bewegung nicht zurückhalten.

„Still," mahnte die alte Dame, „ich habe vielleicht doch zuviel gesagt. Aber das ist wahr, sie hat mehrmals nach Ihnen gefragt in dem Sinne, ob Sie sich denn gar nicht mehr um uns kümmern würden: ob denn alles aus sei? Sie könnten doch die alte Freundin nicht ganz vergessen haben. Nein! das wolle, das könne sie nicht glauben! — Es liegt ihr irgend etwas auf dem Herzen, das sie Ihnen sagen möchte. Und Sie können nun wohl denken, daß ich inzwischen meine Sorge gehabt habe, wenn ich sie so in ihrer Hoffnung bestärkte, ohne zu wissen, ob der Himmel helfen würde. Doch still! ging da nicht die Thür?"

Sie hatte sich nicht geirrt; im nächsten Augenblick hörte man Claire's Stimme.

„Halten Sie sich ruhig, bis ich wiederkomme," ermahnte die alte Dame. „Es wird nötig sein, sie vorzubereiten."

Für den Zurückbleibenden wurden die Minuten zur Ewigkeit; aber endlich wurde er erlöst.

Als Heß in das Zimmer trat, das seine Thüren nach draußen öffnete und in dem die Sonnenlichter tanzten, fand er die Geliebte in scheinbar ruhiger Haltung an einem Tisch lehnend und ihm entgegenblickend; aber in ihrem Gesicht war eine solche Freude und Verklärung sichtbar, daß Heß stürmisch ihre Hand ergriff und sich darauf niederbeugte. Wie im Traum hörte er ihre Worte: „Sind Sie wirklich gekommen, Heß, noch einmal nach mir zu sehen? O wie gut das von Ihnen ist; das konnte nur der Jugendgespiele, das konnte nur der alte Freund, und wie zu einem Freunde will ich zu Ihnen reden. Wäre mir denn sonst überhaupt die Wohlthat dieser Stunde erlaubt?"

Wie Heß jetzt diese ruhige, weiche Stimme hörte, wie er die liebe Gestalt wieder so nah vor sich sah und ihr in das Auge blickte, das unendlich dankbar und liebevoll auf ihn gerichtet war, ging etwas Seltsames in ihm vor. Ihm war wieder wie dem Knaben auf dem Treppenflur seines väterlichen Hauses zu Mute, dem in dieser Gestalt zuerst weibliche Freundlichkeit und Anmut wie in einem holden Wunder entgegengetreten war. Wie im Märchen war ihm auch in diesem Augenblick; denn so, wie er sie jetzt sah und hörte, so ganz hatte er der Jugendgespielin Bild bewahrt, dessen Farben sich frisch erhalten hatten bis zu dieser Stunde. Und in dieser Stunde mußte es sich erfüllen, mußte es ihm gelingen. Er fühlte, sie gehörte ihm wie er ihr immer gehört hatte, und da riß es ihn zu ihr, er ergriff ihre Hände und sagte: „Was quälst Du mich, was quälst Du Dich, was bedarf es der Worte? Es ist geschehen, was geschehen sollte: Wir sind wieder beide beisammen und werden nun immer beisammen bleiben."

Eine Weile wurde es still zwischen den beiden. Die Welt, die wirkliche, versank ringsum, denn diese Stunde erhob sich über sie und öffnete denen, die sie umfing, eine andere Welt, eine Welt der Seligkeit und des Friedens.

Als sie sich wieder zurückfanden zur Wirklichkeit, fragte Heß: „Nun aber sage mir, Geliebte, was hat den Wandel vollzogen, der uns endlich glücklich gemacht hat?"

Sie trat zu dem Tisch zurück, deutete lächelnd auf ein kleines Buch und antwortete: „Dies hat mich bekehrt und von Grund aus!"

„Gudrun?"

„Sie, die dreizehn Jahre von dem Feinde in drückender Gefangenschaft gehalten wird, fern von ihren Lieben und dem Vaterlande, und der doch nichts den Adel ihrer Weiblichkeit zu rauben vermag, setzt sie ihrem hohen Sinne nicht selbst das Diadem auf, wenn sie nach dem blutigen Ringen um ihre Befreiung Freund und Feind versöhnt, alle Wunden zu heilen versucht, statt unselige Blutrache fortwuchern zu lassen? Legt sie nicht die Hand des zögernden Bruders in die Hand des feindlichen Fürstenkindes, dem man Vater und Mutter erschlagen; und verscheucht die Bedenken des Bruders mit den königlichen Worten: ‚Verdien' es um die Gute, daß sie an Deiner Brust nie seufzen möge!'? Ist jemals ein Kind unserer Tage von der Wahrheit dieser Gestalt und ihrer stillen Würde ergriffen worden, so mußte ich es sein, oder ich war nicht mehr ich selbst. Und noch

eins," fuhr Claire fort und zog mit zitternder Hand aus dem Buche einen Brief. „Sage mir doch, Rudi, wie hieß der Mann in Deiner Kompagnie, der damals, als Du unser Haus stürmen mußtest, den Bruder gerettet hat?"

Heß trat zurück und sah zu Boden.

„Ich will Dir's sagen," fuhr das Mädchen in höchster Erregung und mit von Thränen erstickter Stimme fort, „der Mann warst Du! — Kamst Du nicht aus den Alpen, aus Tegernsee zu uns? Schreibt hier mein Bruder nicht, er habe dort auf einer Alm den Mann zu erkennen geglaubt, der ihn damals in höchster Not gerettet? Nachher sei er aber wieder unsicher geworden und habe nicht gewagt, ihn anzusprechen. Nun Rudi," rief sie jetzt von Glück durchströmt und doch in fast brechenden Tönen, „ich aber bin, wie Du hier vor mir stehst, meiner Sache sicher und spreche Dich als den Mann an, der das gethan. Und so will ich Dich halten, Du Bester, und nicht mehr lassen, der Du mir wiedergegeben, was ich schon verloren glaubte. Du hast mir gesagt, ich hätte Dir einst Licht in Dein Leben gebracht; Du aber giebst mich dem Tag selbst wieder. Und so schwör' ich Dir in dieser Stunde, Rudi, der deutsche Offizier soll eine treue, deutsche Frau haben!"

* * *

Die Hochzeit der Wiedervereinten fand in der Garnisonkirche zu Potsdam statt. Der jüngste Hochzeitsgast war Erna. Sie folgte mit höchster Teilnahme der heiligen Handlung, und alles, was ihr Gemüt an Andacht und frommen Wunsch bewegte, sprach deutlich aus ihrem verständigen Kindergesicht. War sie sich doch schon um deswillen des Ernstes der Stunde bewußt, da sie ja heute ihren besten Freund verheiratete.

Dogaresse und Gondoliere.

Ah senza amare
Andare sul mare
Col sposo del mare
Non può consolare.

Dogaresse.

Wolken, leihet Flügel meiner Klage:
Nimmer wird das kranke Herz gesunden,
Sonder Liebe schwinden seine Tage,
Wieder ist ein Tag ihm hingeschwunden.

Gondoliere.

Wellen, ihr nur kennt die wilden Wunden,
Die in tiefer Brust ich einsam trage:
Hab' ich früh die Gondel losgebunden,
Misch ich Seufzer schon dem Ruderschlage.

Dogaresse.

Neidisch zürnt der Doge Deinem Blicke,
Grausam straft der Greis geheimes Sehnen,
Gondoliere, denk' der Seufzerbrücke!

Gondoliere.

Wenn zwei Augen nur voll Mitleid thränen,
Wann ich einst zum Block mich sündhaft bücke,
Jauchz' ich, Dogaresse, dem Geschicke!

Roderich Gooß.

Ratlos.

Ein Wüstenwand'rer, schlug ich mich durchs Leben:
Erst schritt ich jahrelang durch heißen Sand,
Drin keine Blume der Erquickung stand,
Drin alles trocken, öde, ziellos, eben.

Nun aber gilt's, durch einen Urwald streben,
Wo mancher Tod schon und Verderben fand,
Wo Blütenduft des Wand'rers Sinne bannt
Und tausend feine, süße Gifte weben.

Das lockt und klammert sich an alle Sinne!
Noch weiß ich nicht, ob jemals ich entrinne
Zwar irr' ich ratlos durch die gift'gen Gründe

Doch glaube ich, der Ausweg sei gefunden —
Schlägt mir ein neues Gift noch tief're Wunden
Wirbt immer lockender die süße Sünde! . .

Alexander Pache.



Berliner Theater.

Von Karl Emil Franzos.

II.

Seinem kuriosen „Spiel zu Scherz und Schimpf“, dem Versdrama „Schluck und Jau“, mit dem Gerhart Hauptmann im letzten Winter seine Gegner erfreute und die Schätzer seiner Begabung betrübte, hat er nun sein Prosa-Drama in vier Akten „Michael Kramer“ folgen lassen, das leider nur denselben Effekt in viel stärkerem Maße hervorrufen mußte. Es ist ja wahrlich traurig genug, wenn der bedeutendste deutsche Dramatiker der Gegenwart ohne jeden ersichtlichen äußeren Grund ins Schwanken und Straucheln gerät, aber die kritische Begleitmusik, die man von hüben und drüben dazu anstimmt, vermag noch ganz andere Empfindungen zu erwecken, als die Betrübnis, einen völligen Fehlschlag verzeichnen zu müssen, wo man sich so gerne an einem neuen, bleibenden Gewinn für die Dichtung der Gegenwart gefreut hätte. Die Einen jubeln in mehr oder minder anständiger Form darüber, daß es auch mit dem „Kramer“ wenig oder nichts war, als hätten wir weiß Gott wie viele Talente wie Hauptmann, ja als wäre es geradezu ein Gewinn für uns alle, ein Talent weniger schaffen zu sehen. Die Anderen aber belehren uns, — und wieder oft genug in einer Form, die man im Interesse des guten Geschmacks anders gewünscht hätte, — daß keineswegs der große Hauptmann durchgefallen ist, sondern wir, das kleine Publikum. Unsere Fassungskraft hat ja allerdings dazu hingereicht, die „Weber“ zu bewundern und mit dem „Fuhrmann Henschel“ so mit zu empfinden, als wärs unser geliebtester Freund, aber für „Schluck und Jau“ und „Michael Kramer“ sind wir eben noch leider zu dumm. Was kann Hauptmann dafür?! Und darum: Hoch der Große, der immer größer wird! Dürfte man nicht hoffen, daß dieser redliche Künstler, auch wenn ihm derlei unsinnige Tiraden zunächst vielleicht tröstlich ins Ohr klingen, es doch mit seinem Lebenswerk zu ernst meint, um ihnen auf die Dauer glauben zu schenken, so erschienen uns diese unentwegten Lober noch unerquicklicher als die hämischen Tadler. Wir aber glauben nicht bloß an Hauptmanns Begabung, sondern auch an sein ernstes und tiefes Naturell als Künstler, und darum will uns bedünken, daß beide Parteien, daß „der Rabbi und der Mönch“ u. s. w. Ich meinerseits sage redlich meine Meinung über den „Kramer“; das ist alles.

Schon dies fällt nicht leicht, denn es ist nicht bloß eine gänzlich verfehlte, sondern auch in ihren argen Schwächen unbegreifliche Dichtung. Als ich vor etwa Jahresfrist an dieser Stelle „Schluck und Jau“ besprach (Band XVIII, S. 29 ff. und S. 77 ff.), suchte ich die Gründe des Mißerfolgs darzulegen, und konnte aus ihnen anderen, schärferen Stimmen gegenüber die Zuversicht schöpfen, daß es sich nur um eine reizlose Episode in einem sonst so erquicklichen Schaffen handle. Ich legte dar, daß offenbar eine Laune, Willkür in einem Maße, das dem Poeten, der sich überwacht, nicht zustehe, den Dichter zu einem Stoff und einer Gestaltungsweise verleitet habe, die ihm innerlich fremd seien; dies gestattete die Hoffnung, daß er sich wieder bald auf sich selbst und die ihm eigentümliche Art besinnen werde. Auch war ja Hauptmann hier eingestandenermaßen im Banne Shakespeares, und unter solchem Einfluß sein eigenes Ich zu bewahren, ist noch keinem gelungen. Daß der Hauptgrund des Scheiterns freilich kein unverschuldeter, sondern ein verschuldeter sei, daß sich Hauptmann hier zum erstenmal im Leben habe gehen lassen und mit halber Kraft gearbeitet habe, mußte auch ich betonen, aber eben weil es zum erstenmal geschehen war, schien mir die Zuversicht berechtigt, daß er fortan wieder so streng gegen sich sein werde, wie bisher.

Diese Hoffnung wahre ich mir auch nun, wenngleich natürlich nicht mehr so fest, wie bisher, aber die anderen Erklärungsgründe fehlen hier. „Schluck und Jau“ war angelesenes, mühselig ausgehecktes Zeug, „Michael Kramer“ ist ein Werk aus Hauptmanns ureigenstem Schaffensgebiete, dem mit dem Erdgeruch seiner schlesischen Heimat durchtränkten Charakterdrama. Von seinen sonstigen Werken dieser Gattung unterscheidet es sich nur durch Zweierlei.

Es ist im Grunde dieselbe Art der Erfindung, der Charakteristik, des technischen Aufbaus, des Dialogs, wie in den älteren Werken, die uns ihren Dichter so teuer gemacht haben, nur eben fast alles diesmal schwächlich und flüchtig hingeworfen. Wäre „Michael Kramer“ ohne den Namen des Autors auf Theaterzettel und Buchausgabe erschienen, der verständige Zuschauer und Leser hätte zweifellos gesagt: „Das ist ein junger, noch unreifer, aber begabter Nachahmer Hauptmanns. Er kann auch was, gewiß, wenn auch

sein Können tief unter dem seines Vorbilds steht. Daß er Hauptmann jemals erreicht, glauben wir nicht, denn ihm fehlt Eines, was dieser von Anbeginn konnte und bis „Schluck und Jau" redlich geübt hat: er kann nicht ernst, gewissenhaft, mit Aufbietung aller Kraft arbeiten. Das ist die Skizze eines talentvollen Jünglings, hingeworfen ohne vorherige gründliche Erwägung, ob sich der Stoff zu dramatischer Behandlung eigne, und dann, was die Ausführung betrifft, ohne ernstes Mühen, den Mißgriff im Stoff durch Sorglichkeit der Ausführung wett zu machen . . Oder sollte das anonyme Werk wirklich von Hauptmann selbst sein? Dann ist es eben ein Jugendwerk, das ohne Schaden für die Welt auch ferner in seinem Schreibtisch geblieben wäre." Ich sage dies ungern, weiß aber den Eindruck, den mir das Werk im großen und ganzen macht, nicht richtiger wiederzugeben.

Nur Eines läßt den Gedanken an ein Jugendwerk nicht aufkommen, aber auch dies ist leider kein Vorzug, sondern eine Schwäche des Dramas; es ist dies zugleich jenes Zweite, wodurch sich „Michael Kramer" vom „Fuhrmann Henschel" oder dem „Biberpelz" unterscheidet. Die Fähigkeit tiefgehender Beobachtung des Menschen, also die Kraft und Tiefe der Charakteristik, ferner die Gestaltungskraft sind Hauptmann unzweifelhaft in viel stärkerem Maße gegeben, als das, was wir, das Wort im höchsten Sinn genommen, „Geist" nennen: die Fähigkeit, große Gedanken schöpferisch auszugestalten oder auch nur den Gedankengehalt der Zeit zu fassen und dichterisch auszugestalten. Hauptmann ist gewiß nicht ohne Geist, aber in die Reihe der Dichter, die wir „geistreich" nennen dürfen, gehört er ebenso gewiß nicht. Das ist ja ein Mangel, aber „non omnia possumus omnes" und so lange der Dichter uns nicht selbst geflissentlich darauf aufmerksam macht, sehen wir leicht darüber hinweg. Das aber hat leider Gerhart Hauptmann in „Schluck und Jau" gethan und wiederholt nun dasselbe in ungleich stärkerem Maße im „Michael Kramer", zudem beide Male in ganz derselben Art: er tritt mit dem Anspruch vor uns hin, auch seinen Geist, seinen philosophischen Tiefsinn bewundert zu sehen; zum Ersatz für das, was er uns an Sorgfalt der Charakteristik, an origineller Erfindung der Fabel, an Kraft des dramatischen Aufbaus schuldig geblieben ist, sollen uns seine Ideen entschädigen. Und weiß der Himmel, dazu sind diese Ideen schlecht geeignet. Entkleidete man die angeblichen Tiefsinnigkeiten in „Schluck und Jau" des Reizes des Form, so blieb kaum Anderes übrig, als Triviales. Und nicht viel mehr ist im „Kramer" zu finden.

Am liebsten würde ich mich mit diesen Andeutungen begnügen, denn nichts ist mir unerquicklicher, als so von einem Dichter wie Hauptmann sprechen zu müssen, aber das Urteil will doch begründet sein, und ich fühle die Verpflichtung dazu umsomehr, weil viele Tadler des Werkes Dinge vorgebracht haben, die mich nicht stören, und umgekehrt.

Die „Fabel", die Erfindung der Handlung, war nie Hauptmanns Stärke, aber auch bisher — nur „Schluck und Jau" abgerechnet, wo die Handlung eine lose zusammengefügte Mosaik aus Shakespeare, Holberg, alten Schwänken und einem Lustspiel des Müncheners Johann von Plötz war — nie seine Schwäche. Er lehnt sich gern an die Wirklichkeit an, so in den „Webern", und, wie da und dort zu lesen stand, im „Fuhrmann Henschel", benutzt auch Sagen und Volkslied-Motive, aber bisher Alles in erlaubter Art, auch mit selbständigen Zuthaten, in selbständiger Auffassung und Abrundung. Was wäre auch dagegen zu sagen?! Woher der Dichter den Rohstoff nimmt, ist recht gleichgiltig; die Hauptsache ist, was er daraus macht. Und darum scheint es mir schief, Hauptmann aus dem Grunde zu rügen, oder — denn auch dies ist geschehen — zu feiern, weil er auch zum „Michael Kramer" ein wirkliches Geschehnis benützt hat. Kramer hieß in Wahrheit — ich weiß nicht wie, und wenn ich es wüßte, würde ich es nicht wiederholen, und war wirklich Professor an der Kunstakademie in Breslau und hatte wirklich eine Tochter, die fleißig malte, und einen Sohn, der dies nicht that und schließlich in's Wasser ging, nicht minder einen Lieblingsschüler, der im Drama „Ernst Lachmann" heißt und in Wahrheit Hugo Ernst Schmidt hieß — diesen Namen darf man nennen, denn Hauptmann hat das Drama seinem Andenken gewidmet. Dies Alles ist gleichgiltig; ob das Breslauer Publikum mit Recht unruhig wurde, weil es angeblich durch diese Schilderung eines traurigen stadtkundigen Geschehnisses gar zu unangenehm berührt war, kann der Fernerstehende nicht beurteilen; uns kümmert einzig nur, ob diese Fabel für ein Drama tauglich war. Sie war es nicht. Kramer Vater, ein ehrlicher Wahrheitssucher in Kunst und Leben, sucht seinen häßlichen, verkommenen, begabten Sohn Arnold vergeblich durch Mahnreden zu Arbeit und Ehrbarkeit zu bringen; der Bursche kümmert sich nicht darum, sucht nach wie vor das Restaurant auf, an das ihn die Leidenschaft für die kokette Tochter des Wirts fesselt, und als er dort gar zu arg verhöhnt und malträtiert wird, geht er in's Wasser, worauf ihn der Vater aufbahren läßt und den Tod als Freund der Menschen preist. Das ist Alles, thatsächlich Alles, und wo ist hier ein dramatischer Konflikt?! Nicht einmal der Gegensatz zwischen Vater und Sohn spitzt sich tragisch zu, denn der Sohn giebt sich ja nicht deshalb den Tod, weil ihn der Vater gescholten hat. Es macht mir — ich finde kein anderes Wort — einen lächerlichen Eindruck, wenn nun die Hauptmann-Fanatiker mit allem Nachdruck ausrufen: „Das ist wirklich geschehen; so und so hat der Professor geheißen: wie könnt Ihr Banausen also Hauptmann schelten, weil er dieses Geschehnis auf die Bühne gebracht hat!" Als ob jedes traurige Geschehnis Stoff für ein Drama wäre!

Dieser Stoff ist, wiederhole ich, so undramatisch als möglich. Andererseits scheint es mir aber auch übers Ziel hinausgeschossen, wenn die Tadler Hauptmanns ausrufen: „Das kommt vom Naturalismus; dann hält man eben alles, was geschehen ist, der dichterischen Gestaltung wert!“ Es ist kaum zu glauben, daß Hauptmanns Mißgriff im Stoff daher rührt; dann hätte ihn ja urplötzlich der Kunstverstand verlassen, dann wüßte er plötzlich nicht, was er bisher so genau gewußt hat: daß nicht jedes Geschehnis als dramatischer Stoff brauchbar ist, und wie es geartet sein muß, um zu diesem Zweck zu dienen. Nein, das ist nicht anzunehmen. Viel wahrscheinlicher scheint mir, daß der Stoff den Dichter aus irgend welchen persönlichen Beziehungen heraus interessierte und zur Bearbeitung lockte. Wäre er noch voll von jener künstlerischen Gewissenhaftigkeit erfüllt, die ihn den Weg von „Vor Sonnenaufgang“ über die „Einsamen Menschen“ und „Die versunkene Glocke“ bis zum „Fuhrmann Henschel“ zurücklegen ließ, er hätte diese Versuchung leicht überwunden. Aber diese Gewissenhaftigkeit scheint mir nun zeitweilig zu schlummern, und so schrieb er nieder, was ihm Freunde zugetragen hatten.

Nicht bloß im Stoff, auch in der Technik ist nun leider nicht mehr „Schluck und Jau,“ geschweige denn gar „Das Friedensfest“, sondern „Michael Kramer“ das schwächste Werk Hauptmanns. Breit, umständlich, durch zum Teil recht inhaltlose Reden sucht uns der erste Akt über den unsichtbar bleibenden Helden, Kramer Vater, zu orientieren und läßt uns dann Kramer Sohn kennen lernen, einen widrigen und obendrein recht uninteressanten Burschen. Befremdet sah das Publikum nach dieser Exposition den Vorhang fallen, befremdet hält der Leser inne — wo will der Dichter hinaus und war diese Wanderung durch die Steppe nötig, um zum Gipfel zu gelangen?! Besser steht es um den zweiten Akt; Michael Kramer, der einzige interessante und halbwegs sorglich ausgeführte Charakter des Stückes, tritt breit vor uns hin, die Szene zwischen Vater und Sohn schließt den Akt wirkungsvoll ab. Aber damit ist nun auch alle Spannung, alles Interesse, alle Handlung zu Ende. Im dritten Akt werden wir in das Restaurant geführt, wo Arnold kneipt und schließlich jene Demütigung erfährt, die ihn in den Tod treibt; gewiß ein dürftiger Inhalt für einen ganzen Akt, und nun spielt sich zudem die einzige Szene, um derentwillen er geschrieben ist, nicht einmal vor unseren Augen ab, sondern im Nebenzimmer, während wir die leeren Gespräche anhören müssen, die Fräulein Kramer mit Lachmann führt. Es ist „Theater“ im ungünen Sinne, daß die Beiden zufällig gerade in dies Restaurant kommen, und andererseits eine bei Hauptmann unbegreifliche Ungeschicklichkeit der Technik, daß sich die entscheidende Szene hinter den Kulissen abspielt. Wie leicht hätte sich dies ändern, der Akt wirkungsvoll gestalten lassen, ähnlich, wie der vierte Akt im „Fuhrmann Henschel“! Wollte dies Hauptmann absichtlich nicht, ist dies das Ergebnis irgend eines verzwickten Kalküls?! Ich glaube es nicht; ein Dichter von solcher Kenntnis der Bühne, solchem technischen Können kann sich derlei nur dann zu Schulden kommen lassen, wenn er gar nicht darauf achtet. Dieser Akt zumeist macht den Eindruck eines flüchtigen, ersten Entwurfs. Und im vierten Akt spricht dann Vater Kramer über den Tod. Ex! Stumm und mißmutig verläßt der Zuschauer das Theater und schlägt der Leser das Buch zu — wem immer er eine solche Technik zugemutet hätte, diesem Dichter gewiß nicht!

Besser steht es um die Charakteristik, denn mindestens eine Gestalt hat der Dichter in einer Art gezeichnet, die seiner nicht unwürdig ist: den redlichen, knorrigen Wahrheitsucher in Kunst und Leben, Michael Kramer. Die anderen sind zumeist uninteressante, schemenhafte Gestalten, wie Frau Kramer, ihre Tochter und das Ehepaar Lachmann, bei denen man nur mühselig erraten kann, was der Dichter mit ihnen vorgehabt hat; herausgekommen ist es nicht. Dann das Cliché einer Gestalt aus dem „Fuhrmann Henschel“; die Wirtstochter im neuen Drama sieht der im früheren zum Verwechseln ähnlich, was beileibe nicht daran liegt, daß dieselbe Schauspielerin sie verkörpert; der Leser hat den Eindruck, daß sich der Dichter da aus Bequemlichkeit wiederholt hat, noch lebhafter, als der Zuschauer. Am schlimmsten aber stehts mit Arnold Kramer; hier ist diesem meisterhaften Charaktermaler zum ersten Male etwas zugestoßen, was man bei ihm für unmöglich gehalten hätte: die Gestalt wird unverständlich, weil sie den Leuten im Drama, die uns die Auffassung des Dichters verkörpern, anders erscheint, als uns. „Es ist keine gute Faser an ihm“, sagt Kramer Vater. „Ein schlechter Mensch! Ein gemeiner Mensch! Der kann sich nicht ändern, der ändert sich nicht.“ Und was thut nun dieser „schlechte Mensch“ Schlechtes? Ein unreifer Bursche ist er, der sich heillos verliebt hat, und nun doppelt schwer an seiner Häßlichkeit trägt. Weil er wenig Taschengeld hat, so stopft er sich in der Kneipe mit Brot voll, und als sie ihn dort wie ein widriges Tier behandeln, sucht er sich mit dem Revolver zu schützen und flüchtet dann ins Freie — aus der Welt. Wo steckt da die Schlechtigkeit?! So unsicher hat der Dichter auch in seinen Jugendwerken niemals eine Gestalt gezeichnet.

Und die Reden des alten Kramer im Schlußakt, die Reden über den Tod? Ich habe sie gelesen und wieder gelesen und kann nicht begreifen, wie andere sie bewundern konnten. Die Form ist schön, der Inhalt nicht eben seicht, aber auch nicht tief, zudem widerspruchsvoll. Nein, Ideen sind Hauptmanns Stärke nicht, und nicht deshalb gilt er uns, nach wie vor, als unser bedeutendster dramatischer Dichter. Seine Gegner werden ihn vergeblich von dieser Höhe herabzuzerren suchen; möge uns nur das Schauspiel erspart bleiben, daß er selbst hinabsinkt.

Litterarische Notizen.

— Der Schnitter und andere Märchen. Von C. E. Ries. — „Märchen für Kinder im Alter von 8—14 Jahren." Von C. E. Ries, München. C. H. Beck'sche Verlagshandlung. 1899 und 1900. Für ein echtes, rechtes Märchen giebt es eigentlich keine Abgrenzung des Alters — das muß Jedem etwas bringen, „vogelsprachekund" und „Weisheit froh" sein, den Jungen seinen bunten Zauber, den Alten seinen verborgenen Tiefsinn enthüllen. Darum that C. E. Ries auch unrecht daran, auf ihr jüngstes Buch zu setzen „von 8—14 Jahren", denn was es bietet sind, zum großen Teil wenigstens, echte, rechte Märchen. „Waldteufelchen" und „Der Bettebub" sind zwei Geschichten so richtig zwischen Humor und Rührung, zwischen wirklichen Lebensverhältnissen und phantastischer Erfindung schwankend, wie eben nur der geborene Märchenerzähler sie zu erfinden vermag. „'s Geschichtenmama" und „der silberne Löffel" reihen sich ihnen würdig an — der „silberne Löffel" hat sogar eines vor den anderen voraus, er bringt eine „Moral" so unauffällig und liebenswürdig an, daß es geradezu eine mustergültige „Moral" ist. Unter den acht Geschichten sind überhaupt nur zwei, die besser weggeblieben wären: „Der standesgemäße Freier" und „Die Roggenmuhme." Der standesgemäße Freier ist künstlich und verkünstelt, das ist kein ehrliches Märchen, diese Verherrlichung des — Telephons kann die Jungen nicht erfreuen und die Alten nicht erheben. Eben so wenig „Die Roggenmuhme", weil sie eine Konkurrenz nicht aushält, freilich die Konkurrenz eines längst verschollenen Buches: „Wintergrün" von Leibenfrost, das vor fast vierzig Jahren jedes Kind, das es kennen lernen durfte, in helles Entzücken versetzte und das eine Geschichte „Die Roggenmuhme" enthielt — eine Geschichte mit kleinen Verschen und einer altmodischen Illustration, die die Kinder von damals nicht vergessen haben bis zum heutigen Tage. Die Ries'schen Märchen sind mit vier vorzüglichen Schwarzdrucken von Hermann Neuhaus geschmückt — aber Märchenillustrationen müssen eigentlich wie das Umschlagbild bunt sein. — Ein Jahr vor diesem „Märchenbuch" für Kinder ist ein anderes Märchenbuch von C. E. Ries erschienen, das sich mehr an die Erwachsenen wendet, d. h. die echten, rechten Märchen darin passen auch für jedes Alter. Was nicht in Kinderhände gehört, das wäre eben so gut weg geblieben wie vor allem „Müggel der Alte", der wohl von Hauptmanns „Versunkener Glocke" beeinflußt ist, deren Poesie aber entbehrt, und von einer gewissen schwülen Sinnlichkeit durchtränkt ist; auch „Vom alten Chinesen und seiner jungen Frau" gehört in seinem bitteren Pessimismus in kein Märchenbuch. Hingegen sind andere Stücke wahre Muster ihrer Gattung, so „Paul Faul und Hans Riegenug" mit dem hübschen Schlußworte: „Eher werden zehn Faule fleißig als daß ein Überschaffler zur Ruhe kommt." Dann „Der dumme Wastl", der auf die Suche nach dem Anfang und dem Ende der Welt geschickt wird und „Vom Königssohn, der eine Haut zu wenig hatte." Poetisch und ergreifend ist „Der Schnitter". Das Motiv lehnt sich an die „Mähderin" von Uhland an; nur ist es hier nicht ein Mädchen, das sich durch seinen Fleiß den Geliebten erringen will, sondern es ist der „bleiche Mond", der mit seiner goldenen Sichel vom Himmel steigt, um sich die Schöne zu erobern, die, von ihren Freiern bedrängt, für Menschenkraft Unmögliches fordert. Aber ebensowenig wie dem Uhland'schen Mädchen wird ihm der Preis zu Teil — er überläßt die Braut dem armen Knecht, den sie liebt und kehrt mit seiner Sichel traurig zum Himmel zurück. Eine unendlich feine Stimmung liegt über dieser Geschichte, die Menschen und Natur einander in tiefer Empfindung nahe bringt. „Der Brautgürtel der Erde" ist von derselben lauteren Schönheit. Das beste Stück der Sammlung ist aber vielleicht „Der Sandmann", der alles in sich vereinigt, was ein Märchen soll: Die „Geschichte" für die Jungen, die „Weisheit" für die Alten. So seien beide Bücher denn wärmstens empfohlen F. O.

Neue Bücher.

Nachstehend verzeichnete Bücher sind der Redaktion zur Rezension zugekommen:

Celbo, Bruno. Die Sprüche des guten Meisters. Leipzig. C. F. Amelangs Verlag. 1900.

Messer, Max. Der Traum vom Weibe. Roman. Dresden und Leipzig. Carl Reißner. 1900.

Dutmeyer, Friedrich. Einer für alle. Eine Tragödie in fünf Akten. München. Staegmeyr'sche Verlagshandlung (Ant. Carl Staegmeyr). 1900.

Braune, Rudolph. Thüringer Dorfgeschichten. Altenburg. Stephan Geibel. o. J.

Benndorf, Friedrich Kurt. Hymnen an Zarathustra und andere Gedicht-Kreise. Leipzig. C. G. Naumann. 1900.

Apelt, Willibalt. Die Steuerlosen. Schauspiel in vier Aufzügen. Leipzig, Breitkopf und Härtel. 1900.

Hanstein, Adalbert von. Das jüngste Deutschland. Zwei Jahrzehnte miterlebter Litteraturgeschichte. Mit 113 Schriftsteller-Bildnissen. Leipzig. R. Voigtländer's Verlag. 1900.

Ziel, Ernst. Ausgewählte Gedichte. (Ausgabe des Verfassers.) Mit Porträt. Stuttgart und Leipzig. Deutsche Verlags-Anstalt. 1901.

Necker, Moritz. Marie von Ebner-Eschenbach nach ihren Werken geschildert. Leipzig und Berlin. Georg Heinrich Meyer. 1900.

Holitscher, Arthur. Der vergiftete Brunnen. Roman in drei Büchern. Paris. Leipzig. München. Albert Langen. 1900.

Theodor, Josef. Ich und Du. Studien und Skizzen. Breslau 1901. Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt S. Schottlaender.

Manheimer, Victor. Gesellschaft. Ein Buch Gedichte. Göttingen 1900.

Otto Speckters Katzenbuch. Mit Gedichten von Gustav Falke. (2. Auflage.) Hamburg 1900. Alfred Janssen.

Coudenhove, Paula Gräfin. Roter Mohn und andere Erzählungen in Versen. Paderborn 1901. Ferdinand Schöningh.

Eschelbach, Hans. Sommersänge. Gedichte. Paderborn 1900. Ferdinand Schöningh.

Stangen, Eugen. Dunkelflammen. Neue Gedichte. Zürich 1901. Caesar Schmidt.

Hertel, Johannes. Indische Gedichte. Aus dem Sanskrit übertragen. Stuttgart 1900. J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachf.

Straßburger, Egon Hugo. Lieder für Kinderherzen. Dresden und Leipzig 1899. E. Piersons Verlag.

Finckh, Ludwig. Fraue du, du Süße. Lieder. Dresden und Leipzig 1900. E. Piersons Verlag.

Bölsche, Wilhelm. Goethe im 20. Jahrhundert. Berlin und Bern 1901. Akademischer Verlag für soziale Wissenschaften Dr. John Edelheim.

Zoozmann, Richard. Narrenchronik. Allerhand Schwänke, lustige Reimereien und Eulenspiegeleien. Berlin 1900. Otto Elsner.

Wedekind, Frank. Marquis von Keith. Schauspiel in 5 Aufzügen. München Albert Langen. 1900.

Redigiert unter Verantwortlichkeit des Herausgebers Karl Emil Franzos in Berlin. — Nachdruck auch im Einzelnen ist untersagt und wird strafgerichtlich verfolgt. — Verlag der Concordia Deutsche Verlags-Anstalt in Berlin. — Druck von W. & S. Loewenthal, Berlin C.



Silberblick.

Novellen von Ernst Behrend.

Hans Mannharts glückhaft Schifflein.

Sieht einer, wie ihm auf dem Strom seines Lebens ein glückhaft Schifflein entgegenschwimmt, so mag er's wohl mit lautem Jubelruf begrüßen, und niemand soll es ihm verdenken, wenn er sich dabei ein wenig närrisch gebärdet. Das schändet nicht, denn es hat noch niemals ein Genie gegeben, das nicht aus irgend einem Anlaß zu Thorenstreichen aufgelegt gewesen wäre. Dagegen könnt' es leicht schaden, wollte man solchen Freudenausbruch gewaltsam unterdrücken. Dessen Maß und Art aber ist unendlich verschieden.

Als mein Freund Hans Mannhart, Oberlehrer am Gymnasium des Harzstädtchens Grafenrode, sein glückhaft Schifflein nahen sah, stürmte er aus des Hauses und der Straßen Enge einen Waldpfad zu den Bergen hinan, wo freiere Luft ihm die Brust erfüllte. Erst nach zweistündiger Hetze machte er vor der steilen Wolfsklippe halt, doch nicht um zu rasten, sondern auch hier noch einen Beweis von dem Überschuß an Leibeskraft zu liefern, den die Freude des Herzens erzeugt hatte und den er wieder los sein mußte, wenn er in der äußerlichen Aufführung den Schicklichkeitsgesetzen seines Standes entsprechen wollte.

In geringer Entfernung von der Klippe befand sich ein Haufen von Steinen, die bei der Anlage eines Fußweges beseitigt worden waren. Den zuoberst liegenden, den er mit seiner gewaltigen Rechten gerade noch zu umspannen vermochte, ergriff jetzt Hans Mannhart in unbewußtem Thatendrang, schwang ihn wie einen Diskus ums Haupt und ließ ihn gegen die Klippe sausen, daß er mit hellem Knall zurückprallte. Das weckte tosenden Wiederhall in der unfugsfroh gewordenen Seele des Schlenderers, aber obwohl er ganz bei der närrischen Sache war, so machte sich seine klassische Bildung auch in diesem Augenblick geltend und legte ihm die Worte des am Kampfspiel der Phäaken teilnehmenden Königs von Ithaka auf die Lippen:

— Schleudert mir nach, ihr Jünglinge! Bald soll der andre,
Hoff' ich, ebensoweit, vielleicht noch weiter entfliegen!

Und nun folgte, aus nerviger Faust geworfen, ein Stein nach dem andern gegen die dröhnende Klippe, bis der Haufen verschwunden war und seine einzelnen Bestandteile vor dem Felsen zerstreut dalagen.

Hans Mannhart betrachtete, zu guterletzt doch etwas erschöpft, indem er sich den Schweiß von der Stirn wischte, das Werk seiner Hände, schwenkte den Hut grüßend gegen die Klippe und begab sich in durchaus normaler Haltung auf den Rückweg nach Grafenrode. —

Habe ich nun von solchem scheinbar verrückten Treiben des ehrsamen Oberlehrers erzählt, so bin ich's auch schuldig, die Ursache davon anzugeben, wozu ich allerdings ein bißchen weit ausholen muß.

*

Grafenrode liegt am Rande des Harzwaldes in einem Thalkessel, von dem man auf den Blocksberg, den langen Herrn Philister in der despektierlichen Benennung des Wandsbecker Boten, einen guten Ausblick hat, wenn nicht der Kuckuck und sein Küster darauf umhertanzen, d. h. wenn nicht Wolken und Nebel um sein Haupt brodeln und schweifen. Zwar ist es bis dahin von Grafenrode noch ein rechtschaffen Stück Wegs, so daß die Wetter, die sich oben zu entladen beginnen, bereits viel an Stärke eingebüßt haben, wenn der Wind sie über das Städtlein jagt; gleichwohl weht auch hier schon frische Höhenluft. Sie und die Anmut der Umgebung, der bald sanft ansteigenden, bald schroff aufwärts strebenden Vorberge des Brockens, der kühlen Buchenwälder, des dunkeln, ernsten Tannengehölzes, der munter rieselnden Bäche und der an den Abhängen klebenden schmucken Häuschen, locken den Großstädter freundlich hierher in die Sommerfrische. Wer aber einen Ferienaufenthalt in Grafenrode genommen hat, kommt auch zum zweiten Male und noch öfter, und wer daran verhindert

ist, empfiehlt wohl die Wohnung, die er inne gehabt hat, einem guten Freunde, dem er damit nicht minderen Gefallen erweist, als dem Vermieter.

In einem hübschen Häuschen am Ende der Stadt, da wo sie sich fast in den Tannenwald hinein verliert, hatte seit Jahren eine Berliner Geheimratsfamilie ihr Sommerlogis gehabt, ein bescheidenes Ehepaar mit zwei Töchterchen, die auf der öden Steppe der Großstadtgeselligkeit verblüht und nicht mehr im stande waren, das Herz des in demselben Häuschen wohnhaften Oberlehrers Hans Mannhart zu gefährden.

Besagter Hans pflegte die Schulferien über ruhig in Grafenrode zu bleiben, wo er in eifrigen Privatstudien, die er nur ab und zu durch ein- oder mehrtägige Fußwanderungen in die Umgegend unterbrach, von den Strapazen seines Berufes Erholung fand. Traf er gelegentlich mit den geheimrätlichen Sommergästen des Hauses zusammen, so erwies er sich zwar als höflicher, doch unterhaltungssparsamer Mann. Zur Vesperzeit im „Weißen Hirschen“, wo er mit seinesgleichen ein Schöpplein oder mehrere trank, konnte er recht gewandt disputieren, und wer ihn nicht gekannt hätte, wie er war, als den gutmütigsten Gesellen von der Welt, der hätte bei solchen Disputationen bald vermeinen können, einen Menschen von zornigem Wesen und rauflustiger Veranlagung vor sich zu haben. Doch Hans Mannhart that keiner Fliege etwas zuleide, und sein gelegentliches Aufbrausen diente nur gleich einem Dampfventil zur Freigabe überschüssiger Spannkraft. Von dieser, sowie von ihrer wohlthätigen grotesken Regulierung bekamen die Geheimrätlichen nichts zu verspüren, was ihren erholungsbedürftigen Nerven recht dienlich war. In deren Betracht mußte es um die Familie bedenklich stehen.

Eines Tages im Frühling schrieb der Geheimrat von Berlin aus an Sägemüller Hesselbarth, dem das Häuschen gehörte, daß er dies Jahr mit den Seinigen aus Gesundheitsrücksichten ein milderes Klima aufsuchen müsse, die ihm während mancher Urlaubszeit lieb gewordene Wohnung aber einem Kollegen empfohlen habe, der bereit sei, sie unter den bisherigen Bedingungen zu übernehmen. Da nun Sägemüller Hesselbarth keine anderen stellte, so ging einige Wochen darauf die Wohnung in die Benutzung einer neuen Berliner Geheimratsfamilie über. —

Auf dem Blocksberg tanzten wieder einmal der Kuckuck und sein Küster die Kreuz und die Quer. Bis zum Mittag hatte sich tiefblauer Himmel über dem ganzen Harzgebirge ausgespannt, und die Sonne hatte volle Freiheit zum Sengen und Brennen gehabt. Dann erschienen über dieser und jener Kuppe grellweiße Wölkchen. Ganz plötzlich waren sie da, wie Schneeklumpen, die eine Geisterhand gegen den blauen Hintergrund geklatscht hatte. Ein Weilchen schien's, als hafteten diese Ballen fest an der Stelle, dann sah man sie wachsen und leicht durch die Lüfte schwimmen, alle mehr oder weniger in der Richtung nach dem Brocken. Dort, wo allerlei Spuk zur Walpurgisnacht sein Jahresfest hat, ist auch sonst zu jeder Jahres- und Tageszeit der Sammelplatz der Wetterhexen, die aus Thälern und Schluchten, von Abhängen und Halden zusammenfliegen und dann in geschlossenen Heerhaufen sagen- oder unheilbringend landeinwärts fahren.

So geschah es auch heute. Am Nachmittag hatte sich der Brockengipfel in grauen Dunst gehüllt, und dumpfes Grollen mit längeren Pausen verkündigte den Bewohnern der tieferen Gegend, daß oben wieder einmal drohendes Wetter zusammengebraut wurde. Jetzt dehnte sich der düstere Flor mit unheimlicher Geschwindigkeit über den Himmel aus; das Grollen wurde stärker und häufiger; plötzlich pfiff eisig kalter Wind über die Berge; ein paar Minuten darauf war der ganze Horizont verdunkelt, und unter rauschendem Regen und prasselndem Hagel zog das blitzflammende Wetter über Grafenrode hin.

Viel schneller, als es sich zusammengebraut hatte, nahm es seinen Abzug in die Ebene. Bald hing nur noch weißes Gedünst, gleich zerfetztem Schleier zwischen den Bergen, und die Sonne begann sich in Myriaden von Tropfen an Busch und Baum, an Hang und Halde zu spiegeln.

Ein paar hundert Schritte bergaufwärts von Sägemüller Hesselbarths Hause befand sich junges Tännicht, durch das kreuzweise zwei Wege führten, der eine über stufenförmig ansteigende Berge nach der Wolfsklippe und dem Brocken zu, der andere nach beiden Seiten in laubwaldige Thäler hinein.

Auf dem Schnittpunkt stand eine junge Dame in heller Sommerkleidung, aber barhäuptig, und schaute unverwandt auf das Spiel der dem Gewitter nach- und ihr selbst von den Höhen entgegenziehenden hellen Wolken. Zum Schutz gegen die hier und da durchbrechenden Sonnenstrahlen hatte sie die rechte Hand über die Augen gelegt, mit der linken hielt sie das Kleid zierlich bis über die Knöchel gerafft, um es nicht mit dem nassen Erdboden in Berührung zu bringen. Die großen glänzenden Augen und das leicht geöffnete Lippenpaar, auf dem

ein Laut der Verwunderung erstorben zu sein schien, ließen das Entzücken erkennen, mit dem das schöne Mädchen in die sich immer mehr aufheiternde Gebirgswelt sah.

Auf einmal mußte sie etwas ganz Besonderes erblickt haben, denn sie machte schnell ein paar Schritte vorwärts und blieb dann wieder stehen, den Kopf spähend vorgestreckt. Ihr scharfes Auge hatte, ungeblendet von dem rings flimmernden Licht und sprühenden Glast einen fernen feurigen Schein entdeckt, der gerade über dem Brockengipfel waberte. Es war eine in unaufhörlicher Wellenbewegung befindliche Lichtflut, die sich auf dem First des Brockenhauses entflammt hatte — goldige, züngelnde, zackige Lohe, doch kein Rauch darüber sichtbar. Was für ein Feuer mochte das sein? Sollte der Blitz dort oben eingeschlagen und gezündet haben? Bei diesem Gedanken wandte sich das junge Mädchen unwillkürlich nach der Stadt um, als wollte sie nach Hilfe ausschauen oder rufen.

Aber neues Erstaunen befiel sie, denn auf dem Wege, der seitwärts von ihr in den Buchenwald hinabführte, stand, ganz in ihren Anblick versunken, mit beiden Händen auf einen starken, sich unter der Last in den Erdboden bohrenden Stab gestützt, ein hünengestaltiger Mann, dessen ganze Erscheinung nichts von der Welt an sich hatte, in der die junge Dame aufgewachsen war. Die Beine, stämmig von einander gespreizt, steckten in dicken Jagdstrümpfen und festen Schnürstiefeln; den breitschultrigen Leib verhüllte ein bis auf die Knie herabreichender brauner Lodenkittel, den ein Gurt von gleichem Stoff zusammenhielt; statt Hutes oder Mütze trug der Mann eine an dem Kittel befestigte, spitz auslaufende Kapuze, die von dem ganzen Kopf nur das Gesicht und den weichen braunen, bis auf die Brust herabwallenden Bart frei ließ. An einem Schulterriemen hing diesem Hünen in der Tracht der Gnomen und Zwerge, wie man sie in Märchenbüchern abgebildet sieht, eine Ledertasche zur Seite. Was aber zur Koboldskostümierung noch weniger paßte, als die Gestalt, das war das männlich frische Gesicht mit den lichtblauen Augen, die jetzt in nicht geringerer Bewunderung die junge Dame betrachteten, wie die ihrigen eben noch das herrliche Wolkenspiel beobachtet hatten.

Sprachlos standen sich die beiden in ihrem Äußern so grundverschiedenen und doch in gleichem Grade wohlgestalteten Menschen gegenüber; dort in einigermaßen ungeschlachter Haltung der Vermummung der stattliche Mann, dem es mit lieblicher Gewalt angethan war; hier das zarte, anmutige Mädchen, das, nachdem es den Blick von der beängstigenden Waberlohe auf dem Blocksberg gewendet hatte, mit größter Ueberraschung das ihr aus zwei Männeraugen entgegenstrahlende Feuer erklärlicher Begeisterung gewahrte und sich von dem Zauber dieser beiden Augen gefangen nehmen ließ.

Da löste den Bann ein kleines Waldvöglein, ein schnalzendes Rotschwänzchen, das, über den Kreuzweg schießend, sich die hochragende Kapuzenspitze zur Stätte kurzer Rast erwählte, aber sofort weiterflog, als es merkte, daß hier kein sicherer Ruheplatz war. Dieser Vorgang entlockte dem jungen Mädchen ein zierliches Lachen. Doch blitzschnell fiel ihr ein, ihr Gegenüber möchte dadurch verletzt werden, worauf sie sich augenblicklich zu gebührendem Ernste zwang und den sich langsamer Wiederfindenden anredete:

„Ach, bitte, Herr — Förster, sehen Sie doch mal dahin nach dem Brocken! Brennt dort nicht das ganze Gebäude?“

Der Kapuzenträger trat etwas näher und erwiderte, ohne den Blick von ihr zu wenden:

„Mein Fräulein, Sie haben ein scharfes Auge, da Sie gegen die blendende Sonne den Kranz von purem Golde sehen können, den Wodan, der unvergängliche göttliche Herrscher der Berge, sich allemal freudig auf den Scheitel setzt, wenn er in seinem Bereich einen willkommenen Gast gewahrt.“

Das war nun gerade keine geistreiche Schmeichelei, die der Waldgänger dem Fräulein ins Gesicht sagte, aber sie war offenbar aus dem Herzen herausgesprochen und fand auch eine gute Statt, denn die also Geehrte nickte ihrem Bewunderer freundlich zu und sagte:

„Danke bestens! Aber haben Sie neben dieser poetischen noch eine andere, mehr der Wirklichkeit entsprechende Erklärung für den Brand da oben, Herr — Oberförster?“

„Auch das, mein Fräulein!“ rief der Hüne aus, noch näher kommend. Und als er sah, daß die Dame, indem sie sich wieder nach der Richtung des Brockens wandte, mit ihren netten Lackschuhen in eine kleine Regenwasserlache geriet, ergriff er sie dreist bei der Hand, deutete auf einen glatten, mit kurzen Flechten bedeckten, fast abgetrockneten Stein und unterstützte sie mit mehr als nötigem Kraftaufwand beim Hinauftreten. Nun standen sie dicht nebeneinander, die Köpfe in gleicher Höhe, und der Kuttenträger erklärte:

„Die Waberlohe dort auf dem alten Göttersitz ist in Wahrheit nichts anderes, als ein richtiger Theatereffekt, nämlich durchleuchteter Dampf. Der

Dampf entsteht durch Verdunstung der Feuchtigkeit, die bei dem Gewitter auf das von Sonnenglut erhitzt gewesene Dach des Brockenhauses niedergeschlagen ist. Nun qualmt er darüber hin, die Strahlen der bereits stark nach Westen vorgerückten Sonne brechen sich in ihm, streifen ihn, durchbohren ihn bündelweis und erzeugen dergestalt für das Auge des weitentfernten, in gleicher Richtung mit den beiden Faktoren der Erscheinung stehenden Beobachters den ungefährlichen Feuerzauber, den man übrigens ziemlich selten zu sehen bekommt."

Soweit hatte der junge Mann in lehrhaftem Ton gesprochen, dabei die reinen Linien des Profils seiner Zuhörerin und ihr volles blondes Haar mit ehrfurchtsvoller Aufmerksamkeit betrachtend. Plötzlich aber brach er in den Bewunderungsruf aus:

„Sie sind gewiß ein Sonntagskind, Fräulein!"

Während seiner Erklärung des Feuerzaubers hatte sie die Augen auf diesen gerichtet. Jetzt sah sie dem Waldmenschen mit einem Gemisch echten Erstaunens und ungekünstelter Vornehmheit ins Gesicht. Als sie dort aber wieder den Ausdruck ehrlicher Huldigung wahrnahm, fragte sie mit leichter Schelmerei:

„Ich, Sonntagskind? Meinen Sie, Herr Oberförster, weil ich gleich bei meinem ersten Eintritt in dies herrliche Gebirge solche seltene Naturerscheinung erlebt, oder weil ich alsbald — einen so vorzüglichen Erklärer gefunden habe?"

Der sogenannte Herr Oberförster wußte nicht gleich eine passende Antwort zu geben, daher das Fräulein in der Meinung, es sei nun Zeit, sich seinen bewundernden Blicken zu entziehen und ihm für die erhaltene Auskunft zu danken, leichtfüßig vom Stein heruntersprang und in der Rede fortfuhr:

„Gleichviel! Ich will für beides dankbar sein, für den Willkommengruß des alten Berggottes und für Ihre freundliche Auslegung. Adieu, Herr Oberförster!"

Sie wandte sich zum Gehen und reichte dem Kuttenträger huldvoll die Hand. Er aber, obschon er die Rechte frei hatte und seinen Wanderknüppel in der Linken hielt, ließ ihn fallen, ergriff mit einer Tatze ganz sänftiglich die dargereichte kleine schlanke Hand, legte die andere Tatze zart darauf und blieb, als sie ihm ihre Hand entzog und eilig von dannen ging, wie angewurzelt stehen, ohne mit einem Wort ihren Abschiedsgruß erwidert zu haben.

Als sie unterhalb des Tännichts seinen Blicken entschwunden war, flüsterte er im deutlichen Gefühl, etwas ganz Besonderes, etwas sehr Schönes erlebt zu haben, vor sich hin: „Wie ein Gebild aus Himmels Höhen!" und setzte sich, seinen Stab schulternd, in Gang, gleichfalls dem Städtchen zu. Bald aber machte er Kehrt und rief laut:

„Nein, jetzt noch nicht in die enge Bude zurück! Das will hier in der freien Gottesnatur zum Ausklang gebracht sein!"

Dann schlenderte er den Bergweg hinan, vergnügt dem alten Wodan, dem zu guter Stunde erschienenen Grußspender, zublinzelnd, der sich soeben den funkelnden Kranz vom Scheitel nahm und, wie er's der gewöhnlichen Menschheit immer war, nun auch den zeitweis göttersichtigen Augen des reckenhaften Waldwanderes unsichtbar wurde. —

Einige Stunden später, bei wundervollem Mondschein, stand vor Sägemüller Hesselbarths Hause Nelly, die Tochter der neuangelangten Geheimratsfamilie, in eifriger Unterhaltung mit der Frau Sägemüllerin. Die Eltern hatten sich wegen der nach dem Gewitter eingetretenen, empfindlichen Kühle schon in ihr Zimmer zurückgezogen, das junge Mädchen aber trug Verlangen, die Schönheit des ersten Abends, den sie hier im Gebirge überhaupt zubrachte, auszukosten. Sie kannte von der Welt bisher nichts als Berlin und ein weltberühmtes Nordseebad, das ihre Eltern, angeblich aus Gesundheitsrücksichten, jahrelang besucht hatten, obwohl dort dem bunten Götzen des Luxus fast mehr gehuldigt wurde, als der schlichten und ernsten Göttin Hygieia. Was sie heute sah, war ihr völlig neu; dennoch wurde sie im behaglichen Naturgenuß durch das Geplauder der mundfleißigen Hauswirtin nicht gestört; als Großstädterin war sie gewohnt, vielerlei Eindrücke auf einmal in sich aufzunehmen. So schwelgte denn ihr Auge in den Reizen der Landschaft, die sich vor ihr ausbreitete.

Ueber das Vorgärtchen und die schmale, heckenumsäumte Straße hinweg blickte sie auf eine Reihe tiefer gelegener, zwischen Baum und Buschwerk eingebetteter Häuschen mit einzelnen erleuchteten Fenstern. Hinter ihnen lief parallel der Straße ein ziemlich breiter Bach, der die Hesselbarthsche Sägemühle trieb und dessen Rauschen über die Straße weg heraufdrang. Links schloß sich diese Vorstadt an das eigentliche Grafenrode an, rechts trat sie in den Laubforst hinein. Den Hintergrund bildeten tannenbewaldete Hügel, an deren Abhängen bläulich glitzernd der Mondschein entlang glitt, während die Umrisse ihrer Kuppen sich in dunkler Wellenlinie scharf von dem helleren Himmel abhoben.

Ueber allem lag köstlicher Friede, der den Sinnen der jungen Großstädterin unsäglich wohlthat. Nichtsdestoweniger hörte sie mit einiger Neu-

gier der Alten zu, die von sich und ihren Familienverhältnissen, von den lieben Nachbarn und den neuesten Begebenheiten im Städtchen erzählte, von der schönen jungen Gräfin auf dem Schloß und dem biederen Oberlehrer Doktor Mannhart, dem ständigen Mitbewohner des Hauses, der seit ehegestern auf kurzer Fußwanderung aus sei; wie die Gräfin nach der Zeitung auf dem Hofball in Berlin alle anderen Damen an Liebreiz und Pracht übertroffen habe, und wie der Doktor Mannhart gar bescheiden lebe; nur für Bücher und Zeitschriften lasse er unsinnig viel draufgehen; auch schreibe er selbst schon seit Jahr und Tag an einem Buch über allerlei Aberglauben, den er Kindern und Greisen, Holzhauern und Kräuterweibern, Hirten und Vogelstellern, Berg- und Hüttenleuten im ganzen weiten Harz abgefragt habe; auf Märchen und Sprüche und sonstigen Schnickschnack sei er leidenschaftlich versessen und wolle derartiges Zeug nun drucken lassen, woran man in der gebildeten Welt doch unmöglich Interesse haben könne.

„Meinen Sie, Frau Hesselbarth?“ warf das Fräulein etwas von oben herab ein. „Ich interessiere mich auch für solchen Schnickschnack, und die Märchendichtung ist jetzt wieder modern.“

Das war der guten Frau nicht recht begreiflich, aber sie nahm es mit einer gewissen Ehrfurcht vor dem Zuge der Mode hin und wandte sich einem andern Thema zu, bei dem sie vor Widerspruch sicher war; das handelte von dem Ansehen, das der Herr Doktor Mannhart in der Stadt als Lehrer genieße, und von der Liebe, die er bei seinen Schülern habe, und von der Bereitwilligkeit, mit der er mancherlei gemeinnützige Bestrebungen unterstütze; wäre er nicht Kassierer und Schriftführer des Verschönerungsvereins geworden, so gäb's auf Weg und Steg in der Umgegend nur die halbe Ordnung und Bequemlichkeit; er lasse sich das Vergnügen der Sommergäste das seinige kosten, obwohl er als Lehrer doch keineswegs auf fetter Weide grase, aber behaupte immer, daß er den Fremden die nächste Umgebung der Stadt deshalb möglichst angenehm wünsche, damit sie ihm in den höheren Regionen weniger in den Weg liefen; reiche Verwandte habe er freilich, den Vetter von Vatersseite in Rußland, der dort in einemfort Fabriken baue, und einen Mutterbruder in Antwerpen, der mit überseeischen Waaren Großhandel treibe und gehörig in der Wehr sitze; indessen Reichtum mache nicht glücklich —

„Schändet aber bekanntlich auch nicht,“ unterbrach das Fräulein den Redestrom der braven Sägemüllerin mit einem Berliner Gemeinplatz, den Frau Hesselbarth pflichtschuldig belachte, worauf sie zu einer notwendigen Arbeit in das Haus verschwand.

Nelly, das Geheimratstöchterchen, stieg zierlichen Schritts in den tiefer, nach der Straße zu gelegenen Teil des Vorgartens hinab, wo eine Gruppe weißer und dunkelroter Bourbonrosen in frischer Blütenpracht ihren Beifall fand. Sie ging von einem Stock zum andern, hier und da sich dicht über die Blumen beugend, dann wieder blieb sie stehen und genoß das wundervolle Sommerabendbild.

Weiche, träumerische Stimmung kam über sie, es war ihr, als würde sie von freundlicher Hand in das Märchenreich geführt, wo himmlischer Glanz herrscht und wonnige Düfte strömen, wo Bäume wachsen, von denen sich Gold und Silber schütteln läßt, und wo lieblicher Hörnerklang in den aus Edelsteinen erbauten Palast lockt, der tief im Rosengebüsch versteckt liegt; da wohnt der Prinz, der Aschenputtel in seine Arme schließt und zur Fürstin aller der Herrlichkeit erhebt; und wie sie die Schönste im ganzen Reich ist, so überragt er alle Männer an Hoheit der Gestalt und Milde des Wesens; kraftvoll steht er da, auf sein Schwert gestützt, und auf dem Haupt, über den sonnigen blauen Augen trägt er eine — Kapuze! Und als das Fräulein in ihrem Traum soweit gelangt war, erschollen Tritte vor dem Garten, die Thür wurde aufgeklinkt und herein kam, kraftvoll auf seinen Knüttel gestützt, auf dem Haupt die Kapuze, im Antlitz die sonnigen blauen Augen des Märchenprinzen — ihr Bekannter von heute Nachmittag.

Wieder standen sich beide ein Weilchen sprachlos gegenüber. Diesmal aber war's der Kuttenträger, der das erste Wort fand.

„Heil mir und diesem Hause!“ sagte er. Es sollte ein scherzhafter Gruß sein, doch echte, innerliche Erregung klang leise heraus für den, der Ohren hatte zu hören. Und das war bei dem Fräulein zu dieser wundervollen Stunde der Fall. Aber nun trat Frau Hesselbarth mit einer Lampe geräuschvoll in die Hausthür, den Zauber störend, der hier lieblich wirkte.

„Guten Abend, Herr Oberförster!“ erwiderte das Fräulein den Gruß des Waldmannes. „Wie kommen Sie hierher?“

Frau Hesselbarth aber rief dazwischen: „Ei, schönen guten Abend, Herr Doktor! Glücklich wieder daheim? Fräulein, das ist ja unser Herr Doktor Mannhart — und Sie nennen ihn Herr Oberförster?“

In den letzten Worten lag ein gelinder Vorwurf, das Fräulein aber hatte dafür jetzt kein Ohr.

„Und dies ist Fräulein Aurelia, die Tochter

unseres neuen Herrn Geheimrats," fuhr Frau Hesselbarth in der Vorstellung ihrer Hausbewohner fort und kehrte dann zu häuslicher Beschäftigung zurück.

„Nehmen Sie mir die unrichtige Titulatur nicht übel, Herr Doktor," bat das Fräulein, „in dieser Waldtracht konnte ich ebensowenig einen Gelehrten vermuten, wie ich mir nach der Beschreibung, die mir Frau Hesselbarth von ihrem lieben Hausgenossen gemacht hat, den Gelehrten als einen stattlichen jungen Mann vorstellen durfte."

Der Doktor ließ ein kurzes gemütliches Lachen vernehmen. „Wie verzeihlich ist es dann," antwortete er mit etwas rustikaler Höflichkeit, „daß ich bisher gewähnt hatte, einer Waldfee begegnet zu sein — und nun ist es ein Berliner Geheimratstöcherlein."

„Sie scheinen von Geheimratstöchtern sehr geringschätzig zu denken, Herr Doktor!" war die Antwort, nach der Fräulein Nelly ihm eine kurze, vornehme Verbeugung machte. Dann ging sie auf das Haus zu, kehrte aber gleich wieder um und sagte:

„Hätt' ich's doch beinah vergessen! Ich wollt' mir eine Rose mit auf's Zimmer nehmen. Bitte, schneiden Sie mir eine ab. Nein, nicht die blasse, das Leidenssymbol! Ich bitt' um diese volle purpurrote. So, besten Dank, Herr Doktor! Gute Nacht! Sie dürfen mir auch die Hand geben."

Dann sprang sie hurtig ins Haus. Der Doktor Hans Mannhart aber betrat die Schwelle, über die er Tausende von Malen harmlos geschritten war, in seltsamer Scheu und Verwirrung, als sollte er in ein Heiligtum eindringen. Seine Hauswirtin, die ihn auf dem Flur fragte, ob er noch Abendbrot wünsche, sah er einen Augenblick verständnislos an, dann gab er ihr mit durchaus natürlichem Pathos den Bescheid:

Nicht begehrt nach irdischem Brote,
Wer von der himmlischen Speise empfangen.

*

Den biederen Oberlehrer Hans Mannhart, der in der Bergwildnis und unter seinen Büchern ein drittel Jahrhundert alt geworden war, ohne von der Liebe mehr zu erfahren, als ihm die Bücher und seine Märchengewährsleute sagten, ihn hatte sie plötzlich mit vollster Gewalt gepackt. — Wie war das doch geschehen? Er hätte es selbst am wenigsten erklären können. — Und wer hatte sein bisher gegen alle Anfechtungen gefeites Männerherz so im Sturm erobert? Ein zierliches Persönchen, mit dem er nicht viel mehr als ein Dutzend Worte gewechselt, ein Weltdämchen von gewandtem, fast dreistem Auftreten, eine vornehm ausschauende Großstädterin, ein Berliner Geheimratstöchterchen, ein Wesen, in allen Dingen grundverschieden von ihm selber. O Hans Mannhart, Bär der Wildnis, biederer Kleinstadtphilister, armseliger Knabenbändiger, Büchernarr und Kindermärchensammler, Frau Minne ist des krausesten Humors getreue Helferin, sie weiß die äußersten Gegensätze zu verschmieden und die scheinbar am wenigsten zusammenpassenden Figuren auf der Bühne des Lebens zu paaren, so daß das fremde Auge ihr Werk mit Staunen, hier mit Ärger, dort mit Lachenslust betrachtet! Und doch ist voller Einklang da, und was gegensätzlich wirkt wie Stahl und Stein, hat den göttlichen Funken der Liebe gemeinsam. —

„Aurelia! Goldige! Strahlende! Morgensonne meines Glücks!" — Mit diesem Ausruf begrüßte der Oberlehrer Hans Mannhart den folgenden Tag in aller Herrgottsfrühe. Dann begab er sich vor das Haus, richtete seine Blicke andächtig nach dem Fenster, hinter dem das hübsche Fräulein die herrlichsten Tagesstunden verschlief, und als er den Sturm seiner Gefühle und Gedanken nicht mehr bezwingen konnte, lief er schnurstracks auf die Berge bis nach der steil emporragenden Wolfsklippe, wo er das Uebermaß seiner Freude in jenem Steinbombardement austobte, über das zu Beginn dieser Erzählung Bericht erstattet ist.

Solchergestalt begrüßte er höchst närrisch das glückhaft Schifflein, das mit der roten Flagge der Liebe am Mast, ihm auf dem Strom seines Lebens in Sicht kam. —

„Aurelia! Goldiger Schatz!" Das war von jetzt an das Thema, aus dem Hans Mannhart seine Gedanken spann vom Morgen bis in die niedersinkende Nacht. Es war das Zauberwort, mit dem der Bär der Wildnis sich wunderbar schnell zähmte, äußerlich und innerlich. Weg mit der Kutte und Kapuze! Her dafür mit dem sauber gebürsteten Rock, dem weichen, glänzenden Filzhut! Vorbei das schier aufdringliche Anstarren, und statt dessen schickliche Aufmerksamkeit bei jeder Begegnung in Haus und Garten, sowie auf den gemeinschaftlichen Spaziergängen zu zweien oder mit den Eltern.

Der Geheimrat und seine Gattin vermochten die ihrer Kaste eigene vornehme Zurückhaltung selbst hier in dem schönen stillen Weltwinkel, im Angesicht der herz- und sinnbefreienden Natur nicht völlig aufzugeben. Ihr ganzes Auftreten zeugte allezeit von gewissenhafter Befolgung des kategorischen Imperativs der Standeserhabenheit. In ihrem Wesen bestand aber ungeachtet der augenscheinlichen Gleichartigkeit ein tiefliegender großer Unterschied.

Bei dem Geheimrat wurde reichlich vorhandene Herzlichkeit und ursprüngliche Wärme durch mannigfache Zwangsvorschriften eines gewissen, von den sogenannten höheren Gesellschaftskreisen mit mehr oder weniger Recht beanspruchten Taktmonopols erstickt, wogegen seine Frau im Grunde eine kalte, berechnende Natur war, deren wahrer Charakter sich geschickt unter einer Fülle von rein äußeren Formen der Liebenswürdigkeit verbarg.

Nelly, das Töchterchen, hatte Warmherzigkeit und ursprüngliches Gemüt von Vatersseite; geistige Gewandheit und kluge Vorsicht waren mütterliches Erbteil. Ihre Lebensanschauung war eng begrenzt, ihre Lebensbedürfnisse hatten sich nach einer in ihren Verkehrskreisen herrschenden, ziemlich stark entwickelten Eleganz gebildet. Kurz und gut, sie war ein anspruchsvolles Persönchen, woraus sie nicht das geringste Hehl machte; sie war ein ganz modernes Weltkind, doch von einem Schimmer echter Herzensanmut umflossen, der die Vorzüge ihrer äußeren Erscheinung zu erhöhter Geltung brachte.

Hans Mannhart war von dem Liebreiz des jungen Mädchens berauscht. Bis zum Versemachen war er's.

Eines Tages schrieb er in das Büchlein, in das er sonst Notizen für sein wissenschaftliches Werk eintrug, folgende Zeilen:

Waldesfee mit gold'nen Locken,
Wo Du weilest, da ist Glanz;
Selbst der grimmig graue Brocken
Huldigt Dir im Strahlenkranz.

Wo Du schreitest, sprießen helle
Blumen aus dem Felsbereich;
Geh' vorüber an der Quelle —
Und sie funkelt demantgleich

Mir auch spendet Licht und Leben
Deine Anmut, güt'ge Fee.
Segne Gott Dein selig Geben —
Selig nehm' ich jetzt und je!

Das war ein Ausdruck der Stimmung, die ihn fast ausschließlich beherrschte. Nur zuweilen ward sein schöner Rausch durch Bedenken gestört, zu denen ihm Fräulein Nelly mit dieser oder jener Äußerung ihrer auf materiellen Glanz des Lebens zielenden Sinnesart Anlaß gab. Er liebte das holde Geschöpf mit der frischen Kraft eines reinen Herzens, mit der närrischen Glückseligkeit eines großen Kindes, aber auch mit dem philiströsen Ernst eines soliden Mannes, dem im Wonnegefühl der Gegenwart der Gedanke an den künftigen Nestbau niemals abhanden kommt. Der Begriff des Flirt war seiner Seele fremd, seine Sehnsucht war nicht auf flüchtiges Glück der Stunde, sondern auf dauerhaftes, für's ganze Leben gerichtet, auf jenes Glück, das undenkbar ist ohne zärtliche Fürsorge für die geliebte Person.

Auch Nelly gab sich ganz in die Gewalt der süßen Pein. Wie ihre elfenhafte Anmut das Mittel gewesen war, mit dem Frau Minne das Herz des ungeleckten Bären gefangen genommen, so war es andererseits sein ursprüngliches, unverfeinertes Wesen, die Naivetät seiner Seele und die altgermanische Reckenhaftigkeit seines Leibes, was auf das Herz des wohlerzogenen Großstadtkindes unauslöschlichen Eindruck gemacht hatte. Er bildete zu ihren inneren und äußeren Eigenschaften nicht nur den Gegensatz, sondern auch die unbewußt ersehnte Ergänzung zu harmonischer Einheit. Solche Urwüchsigkeit, wie Hans Mannharts, war ihr, zumal bei gebildeten Leuten, neu. Sie imponierte ihr. An den jungen Männern, mit denen sie im elterlichen Hause, im Gesellschaftstrubel, auf Bällen und bei Gastmählern zusammengetroffen war, hatte sie nichts Imponierendes wahrgenommen, überall Mittelmaß und geistige Uniformität. Daher war ihr Herz bisher von Liebe unberührt geblieben, wenn sie auch ab und zu für die Huldigungen, die ihr entgegengebracht worden waren, einiges Interesse gezeigt hatte.

Wie anders fühlte sie jetzt! In jenem Moment, als sie zuerst in die sonnigen Augen des hünenhaften Waldläufers geschaut hatte, war ein edles Samenkorn in ihre Seele gefallen und seitdem darin aufgegangen. Der liebliche Traum, von dem sie sich am Abend der ersten Begegnung aus dem rosenduftigen Gärtchen des Hesselbarth'schen Hauses in das Wunderreich des Märchens hatte tragen lassen, blieb ihr unvergessen und knüpfte sein Gewebe mit leichten Fäden immer wieder an die Wirklichkeit an. In diesem reizenden Erdenwinkel, wo sie jetzt weilte, in dieser Geborgenheit vor dem Lärm und dem gleißenden Schein ihrer sonstigen Tage verwischten sich oft die Grenzen zwischen sinnlichem und übersinnlichem Gebiet.

Wandelte sie nicht wie im Märchenreich, wenn ihr Fuß über die weichen grünen Matten schritt, wenn der Wald sie geheimnisvoll umrauschte, felsige Klippen, gleich kühnen Burgen vor ihr emporstrebten: wenn dunkle Wolken den Herrschersitz des alten Wodan verhüllten, dessen Macht über die Seelen der Harzleute noch heutigen Tages nicht ganz gebrochen ist; wenn über ihr sich köstlicher tiefblauer Himmel ausspannte und aus der Dämmerung der Thäler ihr der Gruß der Prinzessin Ilse und vieler anderer Bach- und Quellnixen entgegenblinkte? Und wenn sie in die blauen Augen des Märchenprinzen schauen wollte, so brauchte sie nur den Kopf zur

Seite zu wenden, denn auf Schritt und Tritt begleitete sie der helläugige Hans und blickte sie so treuherzig und glückselig an, daß sie sich in einer Welt ohne Leid und Fehl wähnte. Wenn er aber sprach, dann wußte sie nicht, ob es mehr der Wohllaut seiner männlich starken Stimme war, woran sie sich erfreute, oder der Inhalt seiner Rede, aus der immer und immer hervorging, wie kindlich rein seine Seele und wie lauter der Idealismus war, den der schlichte Grafenroder Schulmeister im Busen hegte. Dann wurde sie mit fortgerissen von dem Schwung seiner Gedanken, und es überkam sie das Gefühl, als sei auch sie bestimmt, teilzunehmen an der Förderung der Schätze, die ein kleiner Kreis von Menschen rastlos in stiller Arbeit zu Tage bringt und in unsichtbare, dem Fortschritt des Geistes, dem Heil der Seele, dem Wohle der Welt geweihte Tempel trägt. Und wenn sich bei so hohen Gedanken oder bei fröhlichen Scherzen oder auch bei rastendem Sinn und schweigendem Mund ihrer Beider Blicke trafen, dann lasen sie in dieser Funkenschrift wohl nichts andres, als das gute, fromme Wort: „Ich lieb' Dich von Herzen". Doch die Lippen sprachen das Wort nicht aus.

Woran lag das aber?

Den schönen Rausch, den sich Hans Mannhart aus Frau Minnes Goldbecher getrunken hatte, störten bisweilen, wie schon erwähnt, ernste Bedenken wegen der Fülle von Ansprüchen, die Fräulein Nelly an das Leben stellte. Hier und da, wie die Gelegenheit sich bot, ließ sie harmlos eine Bemerkung fallen, die ihren biederen Verehrer über das bunte Vielerlei der Bedürfnisse einer jungen Großstädterin aus höherem Stande aufklärte, über Dinge, mit deren Ziel und Zweck, Umfang und Berechtigung seine Gedanken sich früher nie beschäftigt hatten. Da er nun bei all seiner Naivetät auch in praktischen Angelegenheiten durchaus nicht auf den Kopf gefallen war, so begann er bald einzusehen, daß sich jene Bedürfnisfülle seiner Geliebten dem ersehnten Nestbau als beachtenswertes Hindernis in den Weg stellte.

Die zunehmende Erkenntnis dieses Umstandes wirkte doch etwas abkühlend auf die Glut seines Liebeswerbens. Zwar wenn er dann die Angebetete in ihrem zierlichen Thun und Treiben, in der Anmut des Wesens, die selbst ihre gelegentlichen Unartigkeiten verklärte, in der geschmackvollen Erscheinung von Gewand und Schmuck, in der stolzen und doch leichten Haltung, in allen diesen Bezeugungen sorgenfreien Daseins beobachtete und bewunderte, so gestand er sich aufrichtig und selbstlos ein, daß es der holden Fee, wenn sie ihr bisheriges Reich mit einem Platz an seinem Herde vertauschen würde, nimmer an dem äußeren Glanze fehlen dürfe, der solchen Sonnenkindern gezieme. Und daß ihr der arme Grafenroder Schulmeister den nicht bieten konnte, war ihm nicht minder klar; und noch weniger zweifelte er daran, daß es Sache des Mannes sei, die Mittel für ein zufriedenstellendes Dasein der Frau zu beschaffen. Dennoch verzagte er nicht, seine Liebe war zu stark, als daß sie nicht immer von neuem über die Bedenken des Verstandes gesiegt und ihn mit seliger Hoffnung auf glücklichen Ausgang seiner Herzensangelegenheit erfüllt hätte.

Fräulein Nelly vermochte sehr wohl in seinem Innern zu lesen. Mit scharfem Blick sah sie ihm täglich, stündlich seinen Herzenswunsch von den Augen ab, hochbeglückt und doch mit häßlicher Angst. Hochbeglückt, weil sie das Heil empfand, das der sehnsuchtsschweren Seele durch die Offenbarung der Gegenliebe geboten wird. Aengstlich, weil das Weltkind Gefahr für die Sorglosigkeit seiner Existenz witterte.

Von der Mutter besaß sie teils als Erbschaft des Bluts, teils als Ergebnis leicht andeutender, nachhaltig wirkender Unterweisung eine kühle Rechenkunst, die aus den gegebenen Größen, Einnahmesicherheit und Ausgabebedürfnis, das Maß des Lebensglücks herausrechnet. Diese Kunst kam ihr selbst jetzt, nachdem die Liebe ihr ganzes Wesen in heilsame Schule genommen hatte, nicht abhanden und meisterte zu ihrem eigenen größten Leide ihr Verhalten und Schicksal. Denn als Facit ihrer Berechnung erwies sich, da der Divisor Ausgabebedürfnis den Dividendus Einnahmesicherheit erheblich überstieg, nicht ein volles Lebensglück, sondern nur ein Bruchteil davon. Mit einem solchen aber war sie nicht zufrieden.

Also geschah es, daß in die schöne Predigt, die die Liebe zu Nellys Herzen sprach, Weltklugheit allerlei Einwendungen hineinflocht, die in dieser Frage gipfelten: Reicht eine durch großstädtisches Leben verwöhnte Geheimratstochter, deren Eltern vermögenslos sind und mit dem Gehalt nur gerade soweit auskommen, als es die soziale Stellung verlangt, einem knapp besoldeten Oberlehrer in kleinstädtischem Exil die Hand zum Bunde für's Leben, wird dann nicht trockenes Brod ihr tägliches Mahl sein und Armseligkeit an der Thür ihrer Hütte Wacht stehen? Wird sich dann nicht der Abscheu mit ihr zu Tisch setzen und nicht Elend ihr höhnisch ins Gesicht grinsen? Ist solch ein Los erträglich oder gar begehrenswert? (Fortsetzung folgt.)



Den Bühnen gegenüber Manuskript.

Des Königs Dank.

Schauspiel in drei Aufzügen von Ernst Wichert.

(Fortsetzung.)

Zweiter Aufzug.

Gartensaal im Rokokostil. In der Hinterwand breite Glasthüren, deren mittlere offen steht, mit Aussicht auf eine Terrasse und darüber hinweg in den Garten. Je zwei Thüren rechts und links.

Erster Auftritt.

Oberküchenmeister **Joyard.** (Oberhofcharge.) Geheimer Kämmerer **Fredersdorf** von rechts.

Joyard. Nun? was für Nachrichten aus dem Kabinett, Fredersdorf.

Fredersdorf. Nicht die günstigsten, Herr Oberküchenmeister. Man weiß nicht recht, was vorgefallen ist, es wird geheim gehalten. Majestät waren den ganzen Vormittag in der allerverdrießlichsten Stimmung. Als der Generaladjutant Graf Posadowski herauskam, hielt er sich den Kopf. Es muß gestürmt haben. Vor einer kleinen halben Stunde hörte ich im Vorzimmer, daß Majestät einige Läufe auf der Flöte versuchten — ein gutes Zeichen wiederkehrender Tranquillität. Aber als ich mich dann zu informieren ging, welchen Uniformrock Majestät zur Tafel anzuziehen geruhen würden, entlud sich doch noch ein ziemlich unsanftes Donnerwetter über mich.

Joyard. Ich lasse heut nur Gerichte auftragen, die Majestät schon einmal auf dem Menu mit Bleistift angestrichen hatten. Es sind darunter einige, die eines Doppelstrichs gewürdigt waren. Eine absolute Sicherheit, das Richtige zu treffen, hat man freilich nicht. Der Geschmack ist variable und die Disposition von großem Einfluß darauf.

Fredersdorf. Pflegt bei uns nicht anders zu sein, Herr Oberküchenmeister. Ich möchte nur raten, zum Nachtisch recht schöne Früchte auftragen zu lassen.

Joyard. Dafür ist gesorgt. Wir haben die herrlichsten Pfirsiche bezogen, in dieser Jahreszeit eine Rarität. Kosten freilich auch einen guten Batzen. Bringen Sie es Sr. Majestät geschickt bei, wenn Sie die Rechnung vorlegen.

Fredersdorf (nickt). Majestät haben heut die Tafel hier im Gartensaal zu decken befohlen. Es soll viel frische Luft hinein.

Joyard. Wer ist eingeladen?

Fredersdorf. Der Herzog Ferdinand von Braunschweig.

Joyard. Selbstverständlich.

Fredersdorf. Der Oberhofmarschall Graf Gotter, der Oberstallmeister von Schwerin.

Joyard. Der alte Herr ist wieder recht frisch. Weiter?

Fredersdorf. Das wäre von den obersten Chargen. Der Generaladjutant Graf Posadowski hat heut den Dienst und darf nicht fehlen.

Joyard (lachend). Wenn ihm auch noch der Schädel brummt. Wer ist sonst noch mit Einladungen beehrt?

Fredersdorf. Der Marquis d'Argens, der Italiener Algarotti, der Maler Pesne, Oberst Chasot —

Joyard (sehr erstaunt). Chasot?

Fredersdorf. Ja, man wird nicht recht klug daraus. Majestät haben ihn noch nicht vorgelassen, und doch —

Joyard. Die alte Freundschaft von Rheinsberg her bricht nicht so leicht.

Fredersdorf. Endlich Baron Pöllnitz.

Joyard. Der Unvermeidliche. Majestät müssen einen Bouffon bei Tisch haben. Das wären also zehn Kouverts. Was für Wein werden wir aufstellen?

Fredersdorf. Der Bergerac ist etwas hitzig und Majestät vergessen vielleicht im Eifer des Gesprächs ihn mit Wasser zu mischen. Ich denke einige Flaschen Moseler —

Joyard. Gut. Zuletzt Champagner.

Fredersdorf. Wäre bereit zu halten, aber erst auf Befehl einzuschenken. Majestät lieben es, zu rechter Zeit Höchstselbst einen Wink zu geben.

Joyard (nach der Terrasse blickend). Dort kommt Quanz. Wahrscheinlich eine Konferenz wegen des Konzerts. Ich eile in die Küche, die letzten Arrangements zu treffen. (Ab nach links hinten.)

Zweiter Auftritt.

Fredersdorf. Quanz, von der Mitte her. Hinter den Glasthüren auf der Terrasse wird **Josepha** sichtbar.

Quanz. Majestät haben mich vor Tisch zu einer Besprechung befohlen. Wollen Sie mich melden, lieber Fredersdorf?

Fredersdorf. Sogleich, Herr Kapellmeister.

Majestät arbeiten aber augenblicklich mit den Kabinettsräten.

Quanz. Ich warte. Sagen Sie nur, daß ich da sei.

Fredersdorf. Soll geschehen. (Bemerkt im Abgehen Josepha.) Was will denn die Hexe? Nehmen Sie sich in Acht, Herr Quanz — hi, hi, hi! (Ab nach rechts vorn.)

Quanz. Mein Herz ist stichfest.

Josepha (an der Glasthür). Mein Herr — st — st!

Quanz. Nun, braunes Schätzchen, was steht zu Befehl?

Josepha. Darfen man eintreten?

Quanz. Man darfen, wenn man sich nicht vor einem Mannsbild fürchtet.

Josepha. O, gar nicht. Aber kannen man doch nicht wissen, ob nicht der König —

Quanz. Vor dem hat Sie also doch noch Respekt.

Josepha (tritt schüchtern ein). Großes Respekt. Sein sehr in Zorn fortgegangen, sehr in Zorn.

Quanz. So? Wen sucht Sie denn hier?

Josepha. Wollen ich nur erkundigen, ob seine Gäste zur Tafel gehen durch dieses Gartensaal.

Quanz. Wahrscheinlich.

Josepha. Haben ich gehören, daß Oberst Chasot sein eingeladen. Mit dem wollen gerne heimlich sprechen meine Fräulein.

Quanz. Ihr Fräulein — aha!

Josepha. Sein nichts zu Aha, gar nichts. Nur wegen eine arme unglückliche Mensch.

Quanz. Ja, da kann ich Ihr nur raten, mit dem Fräulein im Garten neben der Terrasse zu promenieren und aufzupassen, wann der Oberst zur Tafel kommt. Ich bin nicht eingeladen und habe schwerlich Gelegenheit, ihm eine Bestellung auszurichten. Aber laßt Euch vom König nicht bemerken; er könnte Euch für neugierige Frauenzimmer halten. (Man hört außen einige Läufe auf der Flöte.) Seine Majestät!

Josepha (erschreckt). Ach! Ich verschwinden. (Ab durch die Mitte.)

Dritter Auftritt.

Quanz. — Der König von rechts vorn. Er hat eine Flöte in der Hand.

König. Wie die Gedanken beim Flötenspiel kommen! Rhythmisch wird alles Empfinden, leicht fließen die Reime zu. Voltaire soll mit meiner poetischen Epistel zufrieden sein. Das Gefühl der Liebe — Tyrannei! Aber Freundschaft — Freundschaft .... Ach! Quanz! Ich träumte. Ganz recht, ich wollte zu Ihm. Giebt es ein erhabeneres Gefühl, als das der Freundschaft? Ich versenkte mich eben in seine unerschöpflichen Tiefen. Die Musik freilich hat kaum den vollen Ausdruck dafür; doch die Poesie ... Oder glaubt Er, daß sich eine Melodie finden ließe, aus der sie herausklänge?

Quanz. Dem Genie läßt sich keine Grenze stecken, Majestät.

König. Dem Genie! Er hat recht. In der Kunst, wie in der Politik, sind es die genialen Naturen, die das unmöglich Scheinende möglich machen.

Quanz. Ew. Majestät könnten es wohl unternehmen, eine Kantate auf die Freundschaft zu komponieren.

König. Noten zu Worten, Quanz. Es sollte ein Duo sein, ein Duo von Ihm ... Lassen wir das. Hat Er eine Stunde vor dem Konzert Zeit, meine Flötenpartie nochmals mit mir zu exerzieren?

Quanz. Majestät dürfen nur befehlen. Aber notwendig ist's gewiß nicht.

König. O doch, doch! Ich fühle mich noch recht unsicher.

Quanz. Es handelt sich ja um Euer Majestät eigene Schöpfung und das Adagio für die Flöte ist so schön empfunden.

König. Ja, das Adagio. Aber die leichteren Partien beherrsche ich noch nicht. Und meinem Gemüt fehlt's an Ruhe. Er wird sehen, es giebt Konfusion.

Quanz. O, meine Musiker lassen Majestät nicht im Stich.

König. Die Musik hat für königliche und andere Musikanten nur einen Takt.

Quanz. Ich wage nicht zu widersprechen, Majestät.

König. Aber Er denkt, es könne einer ein schlechter Flötenbläser und doch ein ganz passabler König sein. Ah — man muß in allem nach dem Höchsten streben, wenn man sich genugthun will.

Quanz. Das ist Ew. Majestät Art.

König. Also wir üben das Stück noch einmal durch.

Fredersdorf (tritt eilig von rechts vorn ein).

König. Was bringst Du, Fredersdorf?

Vierter Auftritt.

Die Vorigen. Fredersdorf, gleich darauf die Königin.

Fredersdorf. Unterthänigst zu melden, Ihre Majestät die Königin. —

König. Meine Mutter? Sogleich. (Geht nach rechts.) Um sieben Uhr, lieber Quanz.

Quanz (verbeugt sich und geht durch die Mitte ab).

Fredersdorf. Als Ihre Majestät erfuhren, daß Majestät nicht im Kabinett ... Ich konnte kaum vorauseilen, Ihre Majestät hier zu melden.

König. Sorge dafür, daß man nicht stört. (Geht der Königin entgegen.)

Fredersdorf (ab nach rechts und schließt die Thür).

König. Eure Majestät bemühen sich zu mir? Es hätte ja nur eines Wortes bedurft, teuerste Mutter —

Königin. Ich weiß, daß ich einen galanten Sohn habe. Diesmal wollte ich mich aber gerade an den König wenden, und als Bittstellerin — da durfte ich mir den Weg nicht sparen.

König. Das klingt ja höchst feierlich. Darf ich Eure Majestät bitten, Platz zu nehmen?

Königin (setzt sich). Es war mir erwünscht, die

verdrießliche Sache schnell in Ordnung gebracht zu sehen, damit ich zum Konzert freien Kopf habe.

König (der sich ebenfalls gesetzt hat). Also noch keine Absage, ich fürchtete schon.

Königin. Kurz um denn: Eurer Majestät ist leider bekannt geworden, daß der Kammerjunker Joachim von Brandt.

König (plötzlich sehr ernst). Er hat den Kopf verwirkt. Ich ersuche Euer Majestät dringend, der Gerechtigkeit freien Lauf zu lassen.

Königin. Aber was ist denn so Schlimmes arriviert? (Schnupfend.) Die jungen Leute sind aneinander geraten. Der Junker von Ueltitz hat im Wortstreit beleidigende Ausdrücke gebraucht, der Junker von Brandt, ein Hitzkopf, den Degen gezogen —

König. Ich finde Euer Majestät auffallend gut informiert. Sie wissen wohl auch die Ursachen des Streits?

Königin. Natürlich. Demoiselle van Boeren war ja der Gegenstand ihres eifersüchtigen Haders.

König. Dachte ich's doch. Ein Frauenzimmer mußte da mit im Spiele sein. Und wer ist der Bevorzugte?

Königin. So weit bin ich nicht im Geheimnis.

König. Sie haben Chasot's wegen mit Demoiselle van Boeren gesprochen, Madame?

Königin. Allerdings. Sie war natürlich sehr überrascht, erklärte sich im Augenblick außer stande —

König. Vielleicht weil ihr Herz nicht mehr frei war.

Königin. Das blieb eine offene Frage.

König. Also wär's doch nicht unmöglich, daß einer der beiden Junker — aber gleichviel. Das königliche Verbot ist bei Hofe und in der Armee bekannt gemacht. Der Junker von Brandt räumt ein, zuerst den Degen gezogen zu haben. Ich spreche ihm das verdiente Urteil. Es soll sogleich öffentlich exekutiert werden.

Königin. Das wolle Gott nicht, daß Euer Majestät so rasch verfahren. Wie oft sind schon Gesetze gegen das Duell gegeben und wie machtlos haben sie sich allezeit erwiesen.

König. Weil der Gesetzgeber selbst schwach gewesen ist und ihre Uebertretung nicht nach Gebühr geahndet hat. Ich will beweisen, daß ein König von Preußen den Willen und die Macht hat, eine so barbarische Sitte außer Gebrauch zu bringen. Es soll ein Exempel statuiert werden, das weithin zur Warnung dient.

Königin. Warum aber den Fall so schwer nehmen? Nach meiner Erkundigung ist der Junker von Ueltitz nicht tötlich getroffen. Der Junker von Brandt mag sich schwer vergangen haben. Aber bedenken Sie seine Jugend, das heiße Blut ... Und er ist mir lieb. Wenn ich Euer Majestät um seine Begnadigung bitte —

König. Bitten Sie nicht, teuerste Mutter. Es wäre mir sehr schmerzlich, trotzdem fest bleiben zu müssen.

Königin (Schnupft stark). Aber es kann doch nicht Ihr Ernst sein, den armen Teufel —

König. Ich fühle mich in meinem Gewissen verpflichtet, hier keine Nachsicht zu üben. Erschweren Sie mir das Amt eines gerechten Königs nicht!

Königin. Eines gerechten Königs ... Fritz! Fritz! Ist nicht Graf Chasot heute Ihr Tafelgast?

König (betroffen). Euer Majestät wollen damit sagen —

Königin. Hat er nicht dasselbe gethan? Um eine Beleidigung zu rächen, den Degen gezogen und seinen Gegner niedergestochen?

König. Damals war das Edikt noch nicht erlassen. Gerade jener traurige Vorfall zwang mich zu einer strengen Drohung.

König (aufstehend, sehr erregt). Ah! Der Fall steht auch sonst nicht gleich. Was hat dieser Junker bisher gethan, besondere Rücksicht fordern zu dürfen. Chasot aber —! Nicht nur der König schuldet ihm Dank, auch sein Preußenland. Dem Franzosen! Vergessen Sie, was mir Hohenfriedberg bedeutete? Der Erfolg des ganzen Feldzuges hing an dem Ausfall dieser Schlacht. Dem Regiment Baireuther Dragoner verdanke ich den Sieg, und einer seiner tapfersten Führer war der Premier-Major Chasot.

Königin. Ich bin wahrlich weit entfernt, seine Meriten verkleinern zu wollen.

König. Der Oberst von Geßler hatte ihn durch den Auftrag geehrt, mir die Siegestrophäen nach dem Hauptquartier Schloß Rohnstock überbringen zu dürfen. Welch ein Tag! Wie in eine eherne Tafel ist er in mein Gedächtnis eingeschrieben. Nie erlebe ich einen gleich glücklichen. Sechsundsechszig Fahnen und Standarten legte er mir zu Füßen — sechsundsechszig! Keinen würdigeren konnte das Ordenskreuz pour le mérite schmücken. Ich gab ihm die Fahnen und einen halben Adler ins Wappen, fügte den stolzen Namen Hohenfriedberg seinem Namen hinzu und erschöpfte doch nicht mein Dankgefühl.

Königin. Königlich hat mein großer Sohn ihn gelohnt.

König. Und war ich nun ein gerechter König, als ich seinen Fehl strafte? War ich ein gerechter König, als ich seine Strafzeit kürzte? Und bin ich nicht mehr ein gerechter König, wenn ich einen märkischen Junker, der meinem Verbot übermütig trotzte, nicht behandele wie den Sieger von Hohenfriedberg? Diesen Vorwurf glaubte ich von meiner Mutter nicht hören zu müssen.

Königin (Steht auf und umarmt den König). Verzeihen Sie! — Ich wage kein Wort weiter zu Gunsten des Bedauernswerten zu sprechen. Nur die Hoffnung möchte ich nicht aufgeben, daß Eure Majestät sich Zeit

lassen werden, einer milderen Auffassung zugänglich zu werden! Ich bitte Gott, daß er Sie die rechten Wege führe. (Bei Seite.) Arme Maria!

König. Die rechten Wege der Könige sind auch sonst oft dornenvoll. Aber . . . (küßt ihr die Hand) so mag es geschehen. — Und nicht wahr? Meine hoch gesinnte Mutter zürnt mir nicht, wenn ich diesmal nicht ein guter Sohn bin, um ein guter König sein zu können? Darf ich Eure Majestät zu Ihren Gemächern zurückführen?

Königin. Die Oberhofmeisterin sollte mich im Nebenzimmer erwarten. — Und noch jemand . . .

König. Wer ist's?

Königin. Sie hatten gewünscht, Mademoiselle van Boeren selbst ins Verhör zu nehmen —

König. Ganz recht.

Königin. — und es war auch ihr eigener dringender Wunsch, sich dem König nähern zu dürfen. Nach dem, was ich soeben erfahren habe, scheint mir's freilich kaum indiciert —

König. Gleichwohl! Es ist nötig, daß wir uns verständigen. (Er reicht der Königin den Arm und führt sie nach der Thür rechts.) Ich will die junge Dame hier empfangen.

Königin (ab).

(Fortsetzung folgt.)

Sonette von Giosuè Carducci.

„Ich lebe nicht . . .“

Ich lebe nicht, nein, dumpfes Nichtsthun lähmt
Den Geist und heiß empört ihn nicht'ges Streben.
Gebricht uns doch ein jeder Grund, zu leben,
Wenn ihr die Freiheit uns, die Freiheit nehmt.

Wenn hier ein freies Wort der Brust entströmt,
Hört man's mit Hohn, wo nicht mit Furcht und Beben.
Wer aus der Masse frei sich will erheben,
Der wird verlacht vom Pöbel und verfehmt.

Was hilft mir's, fleh' im Sinnen und im Dichten
Zu Helden ich aus dieser Zeit der Sbirren,
Mein ganzes Herz dir, Freiheit, darzubringen!

Hätt' ich gelebt, Tyrannen zu vernichten,
Mit euch, Athen und Rom, statt hier zu girren
Ein kranker Vogel mit gestutzten Schwingen!

(1856.)

„Zuerst in diesen Tagen . . .“

Zuerst in diesen Tagen sah ich sie;
Kaum noch entknospt war ihres Lenzes Blüte,
Der jungen Liebes Anmut, die verfrühte,
Durchdrungen ganz von Liebesharmonie.

Wie ihrer süßen Lippe Reiz verlieh
Die zücht'ge Red' aus lieblichem Gemüte!
Wie Sternenwiderschein im Wasser glühte
Im Aug' die heit're Seele spät und früh.

So schaut' ich sie. Mit tötlichem Verlangen
Such' ich sie nun und rufe sie vergebens
In dieser Wüstenluft, allein, voll Bangen,

Erloschen jeder gute Stern, voll Wunden
Dies Herz und nah das Ende meines Lebens —
Licht meines Seins, wohin bist du entschwunden?

Aus dem Italienischen von **Paul Heyse.**

Das Kammerfenster.

Jene kleine Kammer drüben
Hellt ein sanftes, rotes Licht,
Daß sich eine Strahlenbrücke
Schimmernd durch das Dunkel flicht.
Meiner Thorheit Wünsche wandern
Nach dem sanften, roten Licht.

Neidisch hüllen die Gardinen
Mir ein süß Geheimnis ein.
Was die schmalen Wände bergen,
Ach, wie köstlich mag das sein!
Und ich sitze und ich träume,
Bin im Dunkel! bin allein!

Bald verlischt dies sanfte Grüßen,
Dieses Locken durch die Nacht,
Und die Kammer schläft im Dunkel.
Aber meine Sehnsucht wacht,
Meiner Thorheit Wünsche wandern
Ruhelos die ganze Nacht . . . .

Alexander Pache.

Sternengedanke.

Sieh', da ist ein lichter Stern gesunken!
Wie ein weißer, wirrer Irrlichtsfunken
Schwebt er zu des Abends Blütenbeet . .
Du! Jetzt flink, noch eh' er ganz verweht,
Sprich den Wunsch, der in Erfüllung geht! —
Zitternd ist der müde Stern gesunken . .
Schweigend hab' ich deinen Blick getrunken
Und mit ihm dein innerstes Gebet . .

Stefan Zweig.

Der „Fuchsmajor vom Niederrhein“.

Die Sonne brennt heiß, und die Felsen loh'n.
Regungslos harrt eine Reiterschwadron.
Flaumbärtige Knaben, mit Greisen geschart,
Den Stutzen am Schenkel, den Zügel verwahrt.
Buren auf Posten, den Erbfeind zu schlagen,
Mag er sich nur in die Berge wagen!

Abseits vom Trupp auf scheckigem Pferd
Hält ein Gesell' mit gezogenem Schwert.
Einen Kugelstutzen, den trägt er nicht,
Hager sein Wuchs, verblaßt sein Gesicht;
Narben die Kreuz und die Quer darin glühen,
Wie auf Deutschlands hohen Schulen sie blühen.

Auf den Pferdehals stiert der alte Student.
Wer von den Brüdern den Hein wohl noch kennt,
Den gottsträflich hageren Theologen,
Der sechs Semester die Füchse erzogen,
Doch ach, statt der großen und kleinen Propheten
Lustig sie lehrte den Bierkomment beten,
Karten und Knobeln, auf Herz und Nieren,
Die thörichten Töchter der Stadt karessieren,
Und, wenn andren das Fell thät jucken,
Auf Mensur zu steh'n ohne Wimperzucken!
Ein heller Schein färbt des Reiters Stirn — —
Dann grübelt er weiter mit düsterem Hirn,
Sieht die Jahre geh'n, die die Jugend entführen,
Da rennt das Verhängnis durch offene Thüren.
Kein Geld mehr in Bänken – die Schulden und Bären
Woll'n ihn lebendigen Leibes verzehren.
Umheult von der Meute der Manichäer
Packt er den Becher nur fester und zäher!
Nun relegiert, und dann — wie's gekommen,
Daß man das Korpsband ihm abgenommen? — —
Herrgott, stöhnet der Reiter dumpf,
Das Leben, das Leben, da war's mir noch Trumpf.
Und dann? — Zu Ende der bunte Scherz,
Vaterfluch, brechendes Mutterherz — — —
Da ward es still um den lustigen Hein.
Wo immer er klopfte, man rief nicht Herein,
Kein Freund, der des langen Kumpans sich erbarmt,
Keine Mädchenbrust, an der er erwarmt,
Und Menschheitsekel kroch an ihn heran,
Und wahllos trat er die Meerfahrt an. —

Stumm hält er die Wacht mit dem Schwert als Vedett',
Würgengel vom Burenkommando De Wet.
Da rührt sich sein Gaul und bläht seine Nüster —.
Ein leises Geklirr, ein erregtes Geflüster,
Und um ihn herum die Reiter, die raschen,
Tasten nach ihren Patronentaschen.
— In sorglosen Scharen, ohn' Spitzen und Späher,
Nahen die Briten dem harrenden Mäher . . . .
Auf reckt sich der Hein in den eisernen Bügeln;
Kalt, starr, nur mit schnuppernden Nasenflügeln;
Die Spitze des Säbels hoch in der Luft. —
Und „Drauf, Jungens, drauf!“ das Signalhorn ruft,
Es klappern die Hufe, es zischt das Geschoß,
Und der Hein ist vorauf auf schweißendem Roß.
Studentisch, mit „blanken Waffen“ er ficht!
Einen Kugelstutzen, den trägt er nicht!
Die hag're Gestalt wird zum grausigen Mäher.
Ihm ist's, als ging's auf die Manichäer,
Als gält' es nur eins noch: In blutigem Strauß
Kämpfen die letzte Rechnung aus.
„Tod“ sauset sein Säbel, und wenn er erklang,
Jauchzet der Hein in wildem Gesang,
Und gellend über das Schlachtfeld zieht
„Burschen heraus!“ das stürmende Lied. — —

Ein blutjunger, englischer Offizier!
Heran, Du mein rosiger Kavalier!
Ficht Sattel an Sattel! Was? Zittert die Hand?
Pariere! Der Tod ist mein Sekundant!
Steh', steh' auf Mensur, verdammter Brit',
Sonst bring' Deine Kindsfrau zum Einpauken mit!
Quart, Terz! Da fliegt schon das halbe Ohr —
So prügelt ein preußischer Fuchsmajor!
Prim! Rest weg! — Ein Schlag und ein Schrei vereint — — —
Meine Mutter hat auch geweint.

Und gellend aufs neu über's Schlachtfeld zieht
„Burschen heraus!“ das stürmende Lied,
Und im Burenkorps raunt es: Da würgt der Hein,
Der Fuchsmajor vom Niederrhein. —

Die Nacht sinkt herab, und das Feld wird stumm.
Die Buren liegen ums Feuer herum.
Vom Blut der Erschlagenen dampft die Erde,
Ernst blicken die Männer, es schauern die Pferde.
Und einer und alle im Burenkorps
Zieh'n ein zerlesen' Gesangbuch hervor.
Und vermischt mit dem schwälenden Lagerqualm
Ringt sich zum Himmel ein dumpfer Psalm.
Der Hein, der horcht auf. — Wie das Blut ihm noch tobt!
Ist das eine Art, wie den Sieg man lobt?
Am Rheine ging's anders! O Heimat, mein Rhein!
Was fallen die seligen Bilder mir ein?
Und vom Blute trunken, berauscht von dem Tage,
Jauchzt schaurig sein Lied durch die Totenklage:
„Brüder, zu dem festlichen Gelage
Hat ein guter Gott uns hier vereint — — —“

Der Kommandant von Feuer zu Feuer geht:
„Er träumt von der Heimat. Schließt ihn ein ins Gebet.“
Und die Leute nicken. Sie kennen die Qual.
Und das Burschenlied zieht mit dem Totenchoral.
Der Hein aber sah sich nicht um in der Rund'.
Der sang und sehnte die Seele sich wund
Nach den Brüdern, dem Rhein — und die Stimme versagt.
Noch ein Ton, der jauchzt, noch ein Ruf, der klagt.
Vorüber, dahin! Das ist ja vorbei!
Und im Buschgras erstickt er den Heimwehschrei — —
Nicht weich, werd' nicht weich, mein alter Hein,
Du — „Fuchsmajor vom Niederrhein“.

Rudolf Herzog.

Überfall.

Kiefern. Heide. Märkisches Land.
Ein Wagen mahlt durch den tiefen Sand.
Breit und schwer, planüberdacht.
Sechs schwere Pferde. Es naht die Nacht.

Schatten um Schatten und letztes Rot.
Still hinter dem Wagen geht der Tod.
Still vor dem Wagen — der Sand mahlt schwer —
Ein Fähnlein Landsknechte zieht daher.

Drei oder vier. Sie reiten sacht.
Schweigen und Dunkel. Es wächst die Nacht.
Die Herberge weit, am Himmel kein Stern.
Schweigen und Dunkel nah und fern.

Flüstern nur heimlich und Raunen im Wald.
Da — Rossegetrappel und dumpfes Halt!
Eisenfäuste, Fluchen und Schrei'n.
Ein Landsknecht sprengt in die Nacht hinein.

Blanke Schwerter klirren laut,
Alle andern sterbend im Heidekraut.
Plündern, Höhnen, Lachen und Spott.
Dann setzen die Pferde sich in Trott.

Letztes Stöhnen und Wimmern verhallt.
Schweigend liegt der märkische Wald.
Schweigend liegen die Wunden in Reih'.
Und langsam zieht der Tod vorbei.

Paul Rüttning.

Sehnsucht.

Nichts wollt' ich vom Dasein als eine Sehnsucht,
Lastend wie Ketten, beschwingt wie die Freiheit,
Schwer wie der Tod und verklärt wie die Freude,
Daß sie an die von der Erde gehalt'nen
Sohlen mir heftete Flügel der Gottheit,
Daß sie die wild mir zerflatternden Träume
Schlüge in starke, bezwingende Bande,
Daß sie sich senkte auf fiebrische Augen,
Süß wie der Schlaf, wie das dunkle Vergessen,
Und mich erhöbe auf tönenden Strahlen
Lachenden Lichts zur allsiegenden Sonne.

Nichts wollt' ich vom Dasein als eine Sehnsucht —
Und harrte mit flehenden, fordernden Händen
Am Thor der Verheißung.

Aus weitgeöffneten Pforten brichts
In goldenen Strömen jauchzenden Lebens,
Die mich umrauschen gleich brandenden Flammen.
Auf jungen Gefilden lockt es und glüht
Und blüht mir entgegen mit sonnigen Augen —

Was willst du, stürmende Flut,
Was lockt ihr, lachende Auen?
Kommt's nicht durch eure Mitte geschritten,
Dunkel und still, mit den Tritten des Schicksals,
Mit weißen Händen auf schwarzem Gewand,
Mit bannendem Blick unter bergenden Schleiern,
Dunkel und still, wie die göttliche Trauer?
O ewiges Rätsel, unnennbare Liebe —!

Nichts wollt' ich vom Dasein als eine Sehnsucht!

Gertrud Klett.

Berthel.

Ein wiegender Gang und ein fliegend' Gewand,
Ein maifrischer Gruß, eine samtene Hand.
Zwei warme Arme, weich und weiß,
Drin träumt es sich selig, drin herzt es sich heiß.
Ein küssendes, lustiges, lachendes Mündchen,

Ein Auge, groß wie ein klein Viertelstündchen,
Rein, ruhig und treu, und schalkhaft dabei:
Da hast Du, Berthel, Dein Konterfei.
Fehlt' aber ein Strichlein nur in dem Gesicht,
Wär's die goldige, herzige Berthel nicht.

Otto Michaeli.

Flehende Liebe.

Vermessen nenn', nenn' Wahnsinn mein Verlangen,
Womit ich jedes Stolzes mich entkleide.
Ich weiß, daß ich von Sitt' und Scham mich scheide
Und thu' es doch mit purpurroten Wangen:

Nur einmal laß an Deinem Hals mich hangen,
Daß Deines Kusses Wollust ich erleide,
Um die ich — ach so viele! schon beneide,
Nur einmal sollst Du meinen Leib umfangen.

Laß mich nur einmal Seligkeit genießen
In Deinem Arm — und wie ein Traum zerfließen
Mag Dir auch des Erinnerns kleinster Schimmer.

Nie wirst Du es in meinen Blicken lesen,
Daß je ich eine Stunde Dein gewesen,
Gleichwie der Tag nichts weiß vom Sterngeflimmer.

Jenny von Reuß.

Tiefe.

Ich bin wie das Meer: im Sonnenlicht
Kreisen meine glitzernden Wellen;
Wie sie wechselnd sinken und schwellen,
Meine Tiefe bewegen sie nicht.

Schreitet der Sturm mit pfeifendem Sausen
Über die Flut, daß sie stöhnend sich bäumt:
Wie die Tiefe schlummernd träumt,
Hört sie kaum das ferne Brausen.

Braust die Fläche wild einher:
Tief im Grund in träumender Stille
Wohnt der unbezwungene Wille
Unbeweglich: — ich bin wie das Meer.

Karl Belau.

Im März.

Noch gleicht die Erde einer weiten Gruft,
Kalt drückt auf Land und Meer die graue Luft.

Nach Licht und Wärme schmachtet rings die Welt,
Kolkraben ziehen krächzend übers Feld.

Im Erlenwalde flockiger Nebel hängt,
Feucht stehn die schlanken Stämme dichtgedrängt.

Ein weißer Dunst braut reglos auf dem Moor,
Draus ragt nur schattenhaft das welke Rohr.

Unsichtbar fährt auf ferner Straß' entlang
Die gelbe Post mit mattem Hornesklang . . .

Wie auch mein Herz das Graulicht schaudern macht,
Nach all dem Wust die Sonne wieder lacht.

Max Kiesewetter.

Der Tag verglomm —

Der Tag verglomm — die Sehnsucht trieb mich fort
Und führte mich die altgewohnten Wege —
Nun lieg geborgen ich an Deiner Brust
Und zähle Deines Herzens laute Schläge.

Du bist mein Tag, mein lichter, heller Tag,
Dem weichen muß das Dunkel meiner Qualen,
Aus Deinen Augen lacht mir Himmelsglück
Und Deine Blicke sind mir Sonnenstrahlen.

Und ohne Dich, da ist es finstre Nacht,
Und fern von Dir, da ist es kalt und schaurig,
Beklommen zagt das Herz mir in der Brust,
Und kläglich scheint das Leben mir und traurig.

Da seh ich mich als einen Wandersmann,
Mit schwerer Last des Weges keuchend gehen —
Und dann und wann nur eine Ruhebank:
Ein flüchtig, heißersehntes Wiedersehen!

O wärst Du ganz mein eigen, treues Lieb —
Und wär ich ruhefindend bald am Ziele —
So mancher Tag muß einsam noch vergehn
Und ach, der Nächte sind es noch so viele!

Rudolf Gärtner.

Samstag-Abend.

Der Abend naht, ein leises Flüstern nur
Zieht durch die Halme auf dem weiten Felde,
Es schweigt der Wald, als ob die Allnatur
Den letzten, großen Abendfrieden melde.

Und morgen soll im lichten Sonnenglanz
Die junge Blüte ihre Krone heben,
Dann hat ein Sonntag seines Friedens Kranz
Auch Dir nach all der Alltagslast gegeben.

Dann soll auch Dir, o Herz, der Glockenklang
Des stillen Freudentages Gruß bedeuten . . .,
Hör zu, ein Rauschen zieht die Flur entlang,
Ein Windhauch kommt, ihn leise einzuläuten.

Carl Hülter.

Gespräch.

Wir wußten uns nichts mehr zu sagen,
Und was wir sagten, wurde seicht.
Von der verwirrendsten der Fragen

Fühlten wir uns're Herzen schlagen — —
Und beide zitterten wir leicht.

Christian Morgenstern.

Verborgnes Glück.

Nur diesen Versen sei sie anvertraut
Und keinem Menschen auf der weiten Welt,
Die Seligkeit, die küssend wir getauscht,
Wenn Du an meinem Halse zärtlich hingst,
Das süße Köpfchen leicht zurückgebeugt,
Und wir geschloss'nen Aug's minutenlang
Nicht trennen mochten durst'gen Mund vom Mund.
Indes die Rechte Dich umschlossen hielt,
Strich Dir die Linke kosend übers Haar,
Des leisen Duft ich atmete beglückt,
Und sanft die Wange streicheltest Du mir.

Zuweilen blinzt' ich durch der Lider Spalt:
Der dunkle Halbkranz Deiner Wimpern lag
Ganz dicht vor meinem Blicke ruhevoll;
Dein Augenlid, zart wie ein Rosenblatt,
Den Bogen Deiner Braune, holdgeschweift —
Mit meinen Wimpern fast berührt ich sie.
Dann überflossen süße Schauer mich,
Und fester drückt' ich Dich an meine Brust.
Ja, meine Seele gab ich küssend Dir,
Und küssend gabst Du Deine Seele mir.

Ferdinand Hoefer.

Abendklänge.

Ueber dem abenddämmernden Feld
Weben und wachsen die Schatten!
Nächtliche Wolken begrenzen die Welt,
Grelle Farben ermatten!

Harmonien durchfluten die Luft,
Lassen vom Leid mich genesen,
Hüllen mich ein in tönenden Duft,
Wollen mein Sehnen erlösen.

Wollen mein Herz, mein zitterndes Herz
Höher und höher geleiten,
Über den Wolken — sternenwärts —
Heilige Wege zu schreiten.

Ferne, ferne am leuchtenden Thor,
Wo mir der Friede begegnet —
Neig' ich mich tief, und bete davor,
Bis er mich hört und mich segnet.

Marie Krönig.

Himmelweit.

Wir Sternenflimmer, so himmelweit
Wohnst Du im Herzen mir,
Und doch sehnt sich mein zitterndes Leid
So gern empor zu Dir.

Ich will's Dir sagen, wie die Lieb'
In's staunende Herz mir kam,
Ich muß Dir's klagen, wie sie blieb
Und all' meine Ruh' mir nahm.

Nun tapp' ich einher in Finsternis,
Das Herz voll Feuersglut,
Nur manchmal zuckt ein blitzender Riß
Hindurch, — wie wohl das thut!

Doch Du, Du flimmerst himmelweit,
Kennst nicht meinen Durst nach Glück,
Und heb' ich die Hände, — dann gleitet das Leid
In's tiefste Herz zurück.

Friedr. Castelle.

Im Bureau.

Ich bin den ganzen lieben Tag
Gequält an einem Aktentisch,
Wie hell die Sonne lochen mag!
Doch zwischen Streusand und Flederwisch
Und zwischen Miet- und Eh'prozessen
Hab' ich nicht ganz das Leben vergessen
Und in dem Graulicht, das mich umsponnen,
Schlürf' ich heimlich verbotene Wonnen;
Ganz vorn, in einer sicheren Ecke,
Damit es niemand mir entdecke,
Da klingt's verborgen wie Geigen und Flöte —
Ein liebes Buch . . „Gedichte von Goethe . ."
Und in der ersten Schreibtischlade
Ruht eine ganz besondere Gnade —
Schwarzes Haar und Liebesgedichte;
Es ist eine alte, süße Geschichte.
Und während ich auf dem Stuhle schwitze,
Passiert mir's, daß ich summend dasitze —
Und aus den grauen Aktenschollen
Ist plötzlich mir dies Lied gequollen!

Paul Wertheimer.

Gute Nacht!

Horch! — Aus dem stillen Garten dringt der Schall
Des trunk'nen Liedes einer Nachtigall. —
Die taugenetzten Blumenkelche neigen
Sich müd' zur Erde . . . Tiefes, tiefes Schweigen . . .
Am Himmelszelte zittert Stern an Stern
Und zu Dir, in die weite, weite Fern'
Sich leise meine sehnenden Gedanken
Wie zarte Blumen, grüßend, nickend, — ranken . . .

Rudolf Stern.

Ernst Wicherts Selbstbiographie.

Ein liebenswürdiger, bewährter Dichter, ein treuer Mitarbeiter dieser Zeitschrift von ihrer Begründung bis heute, Ernst Wichert, feiert — er ist am 11. März 1831 geboren — in den nächsten Tagen seinen 70. Geburtstag. Aus triftigen, wiederholt an dieser Stelle dargelegten Gründen sehen wir davon ab, zu solchen Gelegenheiten kritische Würdigungen zu bringen; zudem ist die dichterische Physiognomie Wicherts bereits vor langen Jahren an dieser Stelle (Band III, S. 123 ff.) von einem, mit seinem Schaffen aufs innigste vertrauten Kritiker liebevoll abgeschildert worden, und was er seither geschaffen hat, ist zum guten Teil in dieser Zeitschrift zu lesen gewesen oder doch besprochen worden. Gern aber ergreifen wir die Gelegenheit, die uns seine kürzlich erschienene Selbstbiographie (Richter und Dichter. Ein Lebensausweis von Ernst Wichert. Berlin, Schuster & Loeffler 1899) bietet, um das Bild des Dichters durch eine Skizze des Menschen zu ergänzen. Es ist in jeder Hinsicht erfreuliche Arbeit sich damit zu beschäftigen, denn das Buch ist redlich und sympathisch, wie der Mann, der es geschrieben hat.

Wichert ist bekanntlich Ostpreuße und ein Juristenkind, als Sohn eines Assessors zu Insterburg geboren. Über seine ersten Arbeiten hat er selbst an dieser Stelle in einem hübschen Aufsatz: „Meine dramatischen Anfänge“ (Band III, S. 117 ff.) berichtet; derselbe ist dann in etwas umgearbeiteter Form in das Buch „Die Geschichte des Erstlingswerks“ (Berlin, Concordia Deutsche Verlags-Anstalt) übergegangen und mit dem Buche, dem ein günstiges Geschick beschieden war, weiten Kreisen bekannt geworden. Hingegen war dort die Kindheit des Dichters nur flüchtig angedeutet, und darum sei hier zunächst aus den ersten Kapiteln des Buches das Wichtigste mitgeteilt.

Die Familie (Wichert Weichherz, nach des Dichters Vermutung, die uns nicht ganz einwandfrei erscheint) stammt aus Thüringen, ließ sich im XIV. Jahrhundert im ostpreußischen Städtchen Mühlhausen nieder und hat der Welt schon vor unserem Dichter manchen wackeren Mann und Juristen geschenkt. Der Vater, selbst dichterisch begabt, war eine sanguinische, leicht bewegliche Natur, die Mutter mild, edel und tief, „eine durchaus sonnige Natur“, gleichfalls poetischen Neigungen hingegeben:

„Beide haben sich auch in ihrer Liebe Maienblüte dichterisch versucht. In die Briefe, welche sie wechselten, waren vielfach Verse eingefügt oder eingelegt. Der Vater hatte sie sorgsam nach Jahrgängen gesammelt und aufbewahrt; kurz vor ihrem Tode wünschte die Mutter aber dringend, daß ihr diese Mappen in den Sarg mitgegeben würden. Das hätte für niemand weiter Wert, sagte sie. Und so geschahs nach ihrem Willen. Es ist wahrscheinlich, daß der Vater damals auch ein Heft seiner eignen lyrischen Dichtungen, Übersetzungen und dramatische Fragmente, woraus er auf meine, von der Mutter unterstützten Bitte mitunter vorlas, versargt hat.“

Was der Dichter aus seiner frühesten Jugend berichtet, deutet auf Phantasie, Gewecktheit, Heißhunger nach Märchen und Geschichten, kurz, die typischen Züge fast jeder Dichter-Biographie. Und es spricht auch wahrlich nicht dagegen, daß der verträumte Junge in der Schule nicht immer den Beifall der Lehrer fand. Zu rechter Entwicklung kam der Knabe erst in Pillau, in welches Seestädtchen der Vater 1839 versetzt wurde:

„An einem kalten Wintertage wurde in einer geschlossenen Kutsche die Reise angetreten. Wir brauchten für die sieben Meilen einen vollen Tag, was mir und meiner drei Jahre jüngeren Schwester eine Ewigkeit schien. Eines kleinen Brüderchens wegen war überdies der Wagen mit Betten und anderen Sachen vollgepackt, so daß man sich darin wenig rühren konnte. Schritt nach Schritt ging es weiter, erst über den verschneiten Landweg, dann hinter Fischhausen an der Burgruine Lochstädt vorüber durch den fliegenden Sand. Früh vor Abend wurde es dunkel. Zuletzt standen wir plötzlich auf freiem Felde still. Aus der Ferne ließ sich ein unheimliches Summen und Brausen vernehmen; das sei die See, hieß es, ein mir noch unfaßliches Ding. Der Kutscher kletterte vom Bock und lief eine Strecke weit fort. Der habe gewiß „den Weg verloren“, äußerte die Mutter ängstlich, und das klang mir nun wieder sehr sonderbar. Wie kann jemand den Weg — verlieren? Nach einer Weile wurden Stimmen laut. „Zum Teufel! wo geht denn hier der Weg?“ fragte der Kutscher. „Ja — da liegt der Hund begraben,“ lautete die Antwort in plattdeutscher Sprache. Ich nahm diese Redensart ganz wörtlich und wollte nun durchaus wissen, was das für ein Hund sei und warum er da begraben liege und weshalb wir seinetwegen nicht weiter fahren könnten. Es war mir wenigstens eine Erleichterung, daß unser prächtiger Pudel Ajax, der schon meine Wiege bewacht hatte, munter bellte, also nicht der gemeinte tote Hund sein könne. Endlich gings weiter durch den wegelosen Sand auf ein Licht zu, das in einem der Häuser des Dorfes Alt-Pillau brannte. Spät, aber wohlbehalten langten wir in der Stadt an.“

Des Vaters Amtswohnung lag dicht am Meer; „bei schwerem Wetter spritzte der Gischt der brandenden Wellen bis an die Thür.“ In nächster Nähe der Leuchtturm, der stets belebte Hafen — dem Knaben ging eine neue Welt auf. „Daß ich Seemann werden mußte und nur Seemann, verstand sich von selbst.“ Soweit es irgend ging, tollte er tagsüber auf den Schiffen umher, wurde auch ein eifriger Schwimmer.

Von seinen Lehrern in der städtischen Bürgerschule weiß der Dichter mit einer Ausnahme wenig Gutes zu berichten:

„Der Rektor, ein studierter Mann mit stark weingerötetem Gesicht und krallen Augen, wurde sehr gefürchtet, weil er viel schlug . . . Der Subrektor, ein sehr hagerer Junggeselle, pedantisch und stets langweilig ernst war wenig beliebt . . . Ein sehr dicker Schreiblehrer gab in den unteren Klassen zugleich Geschichtsunterricht, der freilich im wesentlichen darin bestand, daß er den „kleinen Heinel“ (preußische Geschichte) auswendig lernen ließ. „Vor sechshundert Jahren sah es im Lande Preußen ganz anders aus“ u. s. w. . . Den Namen des Lehrers, dem ich am meisten verdanke, habe ich vergessen. Er gab den Zeichenunterricht und hatte eine vortreffliche Art, uns vor allem sehen zu lehren. Auf die Platte des Katheders stellte er Holzkörper verschiedenster Form, allein oder in verschiedenen Lagen zu einander, und gab uns auf, sie nachzuzeichnen, wie sie sich unserem Auge darstellten . . Dabei brachte er uns die Grundbegriffe und Regeln der Perspektive bei, indem er die gemachten Fehler besprach. Da zeigte sich nun bei mir eine entschiedene Anlage; ich war nicht nur stets der erste fertig, sondern zeichnete auch am richtigsten. Und weil mir das gefiel, setzte ich mir auch zu Hause erst Klötze aus dem Baukasten, dann aus anderen Gegenständen auf und bemühte mich, sie zeichnerisch wiederzugeben. Daraus hat sich dann bei mir eine sehr starke Neigung entwickelt, nach der Natur zu zeichnen. Bei allen Ferienausflügen, bis in die letzte Zeit, habe ich mein Skizzenbuch in der Tasche mitgetragen und mit leidenschaftlichem Eifer alles zu Papier gebracht, was mir des Behaltens wert und zu solcher Aufnahme geeignet schien. Durch diese langjährige Übung hat sich auch mein Formengedächtnis scharf entwickelt, so daß ich im stande gewesen bin, mir ein Landschaftsbild im ganzen und in seinen Einzelheiten vorzustellen und es nach dieser Vorstellung zu zeichnen. Von dieser Fertigkeit habe ich in unzähligen Gerichtssitzungen Gebrauch gemacht und mir dadurch die Stunden gekürzt, ohne an Aufmerksamkeit für die Verhandlungen irgendwie etwas einzubüßen. Viele hunderte solcher mehr oder minder gut ausgeführter Federzeichnungen haben die Herren Kollegen an sich genommen und teilweise in Mappen gesammelt. Es wird ihnen Stimmung und Vielgestaltigkeit der Objekte nachgerühmt; auf künstlerische Ausbildung erheben sie selbstverständlich keinen Anspruch. Die Anfänge dieser Liebhaberei gehen also auf die Pillauer Bürgerschule zurück.

Alles in Allem gewinnt man aus den Schilderungen den Eindruck einer fröhlichen, auch an Eindrücken sehr reichen Kindheit. Die Eltern ließen dem Knaben ungewöhnlich viel Freiheit; so durfte er schon in seinem elften Jahr, allerdings unter Obhut eines Lehrers, Danzig und Elbing sehen. Der Eindruck, namentlich der Marienburg, war so stark, daß er noch nachwirkte, als er vierzig Jahre später seinen Roman „Heinrich von Plauen“ schrieb. Daneben las er viel und gab sich eifrig mit einem Puppentheater ab. Gegen den Schluß des Pillauer Aufenthaltes fiel ein Ereignis, das tiefen Eindruck auf ihn machte: der Tod seines Brüderchens:

„Ich wurde spät Abends mit der Todesnachricht zu einem befreundeten Offizier in die Festung geschickt und weiß, daß mir bei meiner aufgeregten Phantasie dieser einsame Gang bei Sturm und Regen sehr unheimlich vorkam. Der Vater war untröstlich. Zum erstenmal sollte Weihnachten nicht gefeiert werden. Es brannte auch wirklich kein Baum. Für meine Schwester und mich wurden zwar kleine Geschenke auf den Tisch gelegt, eine richtige Bescherung fand aber nicht statt; der Vater ging finster schweigend im Zimmer auf und ab, die Mutter saß weinend in einer Ecke. Wir Kinder wußten gar nicht, wie wir uns zu benehmen hätten, und wagten nicht, an den Tisch heranzutreten. Endlich faßte ich mir ein Herz und sagte, wir wollten gar nichts geschenkt haben, wenn es die Eltern so traurig machte. Das hatte bei meinem Vater eine lösende Wirkung: er nahm mich beim Kopf und küßte mich, küßte die kleine Schwester und die Mutter, ohne freilich ein Wort zu sprechen, und der Abend verlief dann nicht ganz so traurig, als er angefangen hatte.“

Zwölfjährig kam der Knabe mit den Eltern nach Königsberg zurück, wohin der Vater als Oberlandesgerichtsrat ernannt worden war. Sein Ehrgeiz war nun leidlich befriedigt, aber die materielle Lage der Familie hatte sich sehr verschlechtert. Achthundert Thaler Gehalt! — die Sorgen zehrten an dem armen Manne und er geriet in Schulden. „Die Verhandlungen über diese traurigen Verhältnisse erfolgten zwischen den Eltern meist in meiner Gegenwart, verschüchterten mich und machten mich früh zu einem bedächtigen, über seine Jahre reifen Menschen.“ In der Schule kam der Junge mühsam vorwärts, trotz der sorglichen Vorbereitung durch den Vater. „Ich bin,“ gesteht Wichert, „stets ungern in die Schule gegangen und habe sie als eine Zwangsanstalt zur Vorbereitung auf das unvermeidliche Abiturienten-Examen betrachtet.“ Hingegen dramatisierte er schon damals fleißig Märchen in gereimten Versen und Historien aus der alten Geschichte in fünffüßigen Jamben. „Es hat sich aber,“ fügt er launig bei, „glücklicherweise davon nichts erhalten.“ Daneben wurden, gleichfalls viel eifriger, als die Schularbeiten, Leibesübungen aller Art betrieben; beim Schlittschuhlaufen auf dem Pregel geriet der Knabe einmal in große Gefahr:

„Ich hatte eine offene Stelle nicht bemerkt und sank dicht vor derselben im dünnsten Eise ein. Nun konnte ich zwar ein wenig schwimmen, aber die voll Wasser gesogenen Winterkleider und die Schlittschuhe an den Füßen erschwerten die Bewegung gegen den starken Strom; die Hände, mit denen ich die Schollen losschlug, um das festere Eis zu erreichen, wurden bald starr. Mit größter Anstrengung gelang es mir endlich doch, so weit vorzudringen, daß ich den Zipfel eines mir zugeworfenen Rockes fassen und mich daran auf die Eisfläche ziehen lassen konnte. Merkwürdig war's, daß ich keinen Augenblick die Besinnung verlor, mir ganz klar vornahm, mich bis zu gänzlicher Erschöpfung gegen das Ertrinken zu wehren, zugleich aber ganz ernstlich an den Tod mit der beruhigenden Zuversicht dachte, daß sich ja dann bald alle Zweifel über Gott und Unsterblichkeit lösen müßten. Das Winterbad schadete mir nicht. Die Errettung aus Lebensgefahr übte aber einen tiefen und nachhaltigen Eindruck. Es knüpfte sich daran die fatalistische Vorstellung, es müsse aus mir durchaus etwas werden, da ich ja sonst lieber gleich hätte zugrunde gehen können. Wenn ich es im Leben recht kümmerlich hatte und alle Anstrengungen, festen Halt zu gewinnen, erfolglos schienen, hat dieser Gedanke mich wieder zu neuem Hoffen und neuer Thätigkeit aufgerichtet.“

Neben den hier erwähnten religiösen Zweifeln, nahmen ihn fortgesetzte poetische Versuche in Anspruch; für die Schule blieb so wenig Zeit und Lust übrig, daß er endlich trotz der überaus bescheidenen Anforderungen, die damals an die Schüler gestellt wurden,

in Sekunda sitzen blieb. Das machte ihm wenig Sorge, da Gottschall um dieselbe Zeit in den „Baltischen Blättern“ einige „Freiheitslieder“ des Gymnasiasten veröffentlichte, und ihm sogar ein „intelligenter Leierkastenmann“ ein „komisches Heldengedicht“ um zwei Thaler abkaufte. Unverwertet blieb aber sein erstes Drama, ein „republikanisches Schauspiel“: „Washington“ oder „Der Freiheit Sieg“, das er 1848 schrieb; die äußere Anregung dazu kam ihm daraus, weil sich der von Sorgen gehetzte Vater allen Ernstes eine Zeitlang mit dem Gedanken trug, nach Amerika auszuwandern und dort Landwirt zu werden. Im Jahre 1850, also noch immer früh genug, kam er auf die Universität.

„Leider nur in Königsberg!“ ruft der Dichter aus. Nicht ganz mit Unrecht; es war ein enges Leben in der alten Stadt. Er hatte vor, Geschichte zu studieren, sattelte aber, weil die Lehrkräfte für diese Wissenschaft gar zu dürftig waren, um und wurde Jurist. „Besonders anregende Lehrer gab es auch hier nicht, die Kollegia wurden deshalb sehr unregelmäßig besucht, die Hefte selten ordentlich nachgetragen.“ Die meiste Zeit verwendete der junge Student auf ein neues Drama: „Johannes Huß“, das im übrigen das Schicksal des „Washington“ teilte. Das zweite Jahr wurde hauptsächlich durch den Dienst als Freiwilliger ausgefüllt, im dritten arbeitete er für das Examen, das er denn auch im Herbst 1853 bestand. Er wurde zur Ausbildung dem Königsberger Kreisgericht zugewiesen, an dem auch sein Vater Direktor war. Es ging da im ganzen gemütlich und patriarchalisch zu; gearbeitet wurde deshalb doch ziemlich viel, namentlich wurden die jungen Leute angeleitet, praktisch und kurzer Hand einzugreifen. In dieser Zeit starb des Dichters Mutter, die bisher das bedrängte Hauswesen mit unsäglicher Mühe in leidlicher Ordnung erhalten hatte; diese Sorge fiel nun zum Teil auf den Sohn. Der Vater aber setzte seine Hoffnung auf eine Beförderung, die er in Berlin beim Justizminister persönlich betreiben wollte, lieh sich das Geld für die Reise, und gleich auch noch 50 Thaler dazu, damit ihn der Sohn begleiten könne. So kam der Dichter 1854 zuerst nach Berlin; die erste Umschau enttäuschte ihn; er hatte sich alles „sehr viel größer und imposanter gedacht,“ ein Eindruck, den ja die meisten Besucher Berlins bis in die Zeit nach 1870 hinein empfingen. Der Vater erreichte nichts und der Sohn, dessen Hauptzweck es war, in Berlin einen Verleger für sein neues Drama „Kaiser Otto III.“ und womöglich auch für den „Huß“ zu finden, ebensowenig. Wie drollig es Wichert damals bei der Werbung um einen Verlag erging, hat er an dieser Stelle selbst ausführlich erzählt; es sei daher hier nicht wiederholt. Von ihren Enttäuschungen erholten sich dann Vater und Sohn, da das Geld noch langte, auf einem Ausflug nach dem Riesengebirge. Auf diese hellen Tage folgte eine trübe Zeit; der Vater wollte sich nun durch eine reiche Heirat rangieren, fing es aber so unpraktisch an, daß der Sohn hindernd eingreifen mußte. Kurz darauf fand er aber wirklich eine wohlhabende Frau.

Unser Dichter war glücklicher, als seine jüngeren Geschwister; er stand nun als Referendar, der sich dreißig Thaler monatlich verdiente, auf eigenen Füßen. Sein eigentlicher Erzieher zum juristischen Beruf war ein ihm verwandter Rechtsanwalt in Königsberg, von dessen eigentümlichem Wesen das Buch eine sehr lebensvolle Schilderung giebt. Aber mehr als bisher lockte ihn nun auch der Lorbeer des Dramatikers. Dem bereits erwähnten Trauerspiel „Kaiser Otto III.“, das es übrigens nach einigen Jahren zum Abdruck in einer Zeitschrift, dann sogar zu Aufführungen in Königsberg und Braunschweig brachte, folgte eine Tragödie aus dem Nibelungen-Kreis, die nie das Lampenlicht erblickt hat; Wichert hat seinerzeit an dieser Stelle eingehend über das Werk berichtet, ebenso über sein nächstes Drama: „Unser General York,“ für das er endlich einen Verleger gewann; die Aufführung (in Königsberg) brachte ihm den ersten kleinen Erfolg. Von da ab teilte er sein Leben redlich auf „Richten und Dichten“ ab; in Berlin schrieb er zur Zeit, wo er daselbst sein Staatsexamen machte, ein modernes Schauspiel, in Königsberg, wohin er 1859 als Assessor ans Landgericht kam, und in Memel, wo er einen disziplinierten Richter zu vertreten hatte, eine historische Tragödie. Hier holte er sich auch den Stoff zu seinem Roman: „Ein häßlicher Mensch“. Der Schreiber dieser Zeilen erinnert sich noch des Eindrucks, den ihm das sonst hübsche Buch vor etwa 30 Jahren machte: die Erfindung schien ihm etwas unwahrscheinlich; ähnlich urteilte ein damals angesehener Wiener Kritiker, Emil Kuh. Und nun berichtet Wichert, daß er den Stoff fast ganz der Wirklichkeit entnommen hat:

„Der Richter, zu dessen Vertretung ich abgeschickt wurde, war ein sehr unglücklicher Mensch, Sohn eines Königsberger Professors, der als ein großer Sonderling galt und seine Söhne zu Sonderlingen erzogen hatte. Auffallend häßlich, deshalb menschenscheu, mit den Formen der guten Gesellschaft wenig vertraut oder ihnen abstrebend, in eigenen Angelegenheiten ganz unpraktisch, übrigens gutmütig und grundehrlich hatte er sich in eine junge Dame verliebt und sie lange nur aus der Ferne angebetet. Endlich eröffnete er sich einem Freunde und bat ihn, da er sich selbst zu ungeschickt fühlte, in seinem Namen um ihre Hand anzuhalten. Der Freund sagte zu, überzeugte sich aber bald, daß seine Bemühungen keine Aussicht auf Erfolg hatten, entdeckte aber zugleich, daß sein eigenes Herz Feuer fing und ihm selbst eine Neigung entgegengebracht wurde. Er machte für sich selbst eine Liebeserklärung und ward erhört. Ob er nun seinem Auftraggeber gegenüber nicht ganz ehrlich zu Werke gegangen war, ob dieser ohne Grund vermutete, von dem Freunde hintergangen zu sein, jedenfalls kam es zu einem schweren Zerwürfnis zwischen beiden, das dann auch in das amtliche Verhältnis übertragen wurde. Ein Skandal war unvermeidlich. Alle gütlichen Versuche, ihn zu einem angemessenen Verhalten zu bewegen, scheiterten. Zugleich fing er an, in ennuischer Weise seine Person zu vernachlässigen, verfeindete sich mit den meisten Kollegen, von denen er sich verspottet glaubte, und erfüllte auch nicht mehr regelmäßig die Pflichten,

die ihm sein Amt auflegte. So hatte er sich eine Disziplinar-Untersuchung zugezogen, die zunächst seine vorläufige Enthebung vom Amte, dann seine Absetzung zur Folge hatte. . . . Ich fand ihn in der traurigsten Gemütsverfassung und in körperlich verwahrlostem Zustande; die Unterhaltung hatte für mich psychologisches Interesse . . . ."

Der Dichter hat sich sowohl in der Fabel, wie in der Schilderung des Helden an die Wirklichkeit gehalten und dennoch hat sein Roman einigen den Eindruck des Unwahrscheinlichen gemacht. War dieser Eindruck unrichtig? Vielleicht, vielleicht auch nicht. Denn das Wahre ist nicht immer das künstlerisch Wahrscheinliche, und um es dazu zu machen, bedarf's oft genug ungewöhnlicher dichterischer Kraft und psychologischer Vertiefung. Und selbst dann glückt's nicht immer.

In Prökuls, einem kleinen Marktflecken bei Memel, erhielt Wichert 1860 seine erste feste Anstellung als Richter. 500 Thaler Gehalt! — gleichwohl führte er nun nach guter deutscher Sitte das Mädchen seiner Jugendliebe, mit dem er längst verlobt war, baldigst heim. Die Wohnung bestand aus zwei Stübchen, aber ringsum dehnte sich Wald und Heide und unweit blinkte das Meer. Das junge Paar fühlte sich in dem armen, aus kaum einem Dutzend Häusern bestehenden Heideflecken herzlich wohl; neben dem Pfarrer und dem andern Richter wurde mit den Besitzern der umliegenden Höfe gute Nachbarschaft gehalten. Der junge Kreisrichter bescherte den Prökulsern sogar ein Liebhabertheater, an dem er Direktor, Regisseur, Theater-Maler, Schauspieler und Dichter zugleich war; „bei einer besonderen Gelegenheit opferte ich sogar aus Kunstbegeisterung meinen Schnurrbart." Der Vormittag gehörte dem Amt, der Nachmittag der dichterischen Arbeit, der Abend oft dem geselligen Verkehr. Von Wichtigkeit für Wicherts litterarische Thätigkeit war es namentlich, daß er hier das eigentümliche Volk der Litauer genau kennen lernte. In dem alten Sekretär des Gerichts, der in Prökuls grau geworden war, fand er den kundigsten Führer durch das Labyrinth dieser Volksseele, den er sich irgend wünschen konnte:

„Er kannte die ganze Bauernschaft bis in die fernsten Grenzdörfer hinein und wußte von vielen Familien höchst charakteristische Geschichten zu erzählen, die mich in die Lebens- und Anschauungsweise dieses eigenartigen, gegen die andrängende deutsche Kultur hoffnungslos kämpfenden, aber zäh an Sprache und alter Sitte festhaltenden Völkchens sicher einführten; Schmugglerexzesse waren auch hier keine Seltenheit; wir fuhren dann wohl auch über die Grenze, um in den russischen Kordonhäusern russische Soldaten als Zeugen zu vernehmen. Ueberall sah ich mit eigenen Augen, was ich später novellistisch schilderte, und nicht flüchtig im Vorübereilen, sondern wiederholt und genau an der Hand bewährter Führer . . . Als Richter war ich sorgsam bemüht, durch strengste Unparteilichkeit, namentlich auch in Prozessen zwischen Litauern und Deutschen, mir das Vertrauen der Gerichtseingesessenen zu erwerben. Der Litauer im Gefühl seiner Schwäche geht gern krumme Wege, und so fehlte es auch anfangs nicht an Versuchen, ein Stück Butter, eine Mandel Eier, ein Hühnchen oder dergleichen Gaben in meine Küche einzuschmuggeln, um mich durch meine Frau der guten oder schlechten Sache geneigt zu stimmen. Daß diese Spenden stets zurückgewiesen wurden, versteht sich von selbst. Es kamen aber dabei auch Irrtümer vor. So brachte eines Morgens ganz früh das Mädchen einen fetten Hasen in unsere Schlafkammer; ein Litauer habe ihn abgegeben und gesagt, er sei damit geschickt worden. Von wem? Das sei er nicht gefragt worden. Sofort zurückgeben! Ja, er habe sich gleich wieder entfernt. Nun war nicht zu zweifeln, daß es sich um einen Bestechungsversuch handelte; zur richtigen Zeit werde der Geber schon an sich erinnern. Ich schrieb also sofort an den Polizeiverwalter, deponierte das Wild, das einen prächtigen Braten gegeben hätte, und stellte anheim, damit dem Gesetze gemäß zu verfahren. Er ließ den Hasen noch an demselben Vormittage öffentlich versteigern. Mein Kollege kaufte ihn für ein Billiges und lud zum Schmause den Doktor und Apotheker ein. Daß ich den Hasen aufs Rentamt geschickt hatte, wußte auch er nicht. Tags darauf machte ich einen Besuch in der Apotheke. „Nun, wie hat Ihnen der Hase geschmeckt?" fragte der Doktor. „Welcher Hase?" „Den ich Ihnen gestern früh schickte; ich konnte ihn nicht verwerten und meinte, er würde Ihnen zu Passe kommen." Tableau!"

Drei Jahre währte diese ländliche Idylle, deren Schilderung das anmutigste Kapitel des Buches füllt. Hier ihr Höhepunkt:

„Am 11. Mai 1862 wurde uns unser erstes Kind ein Mädchen, geboren, und nun fehlte nichts zu unserem Glücke. Um das kleine Fräulein drehte sich viele Monate lang alles. Es nebst seiner Amme, der Litauerin Ilsze, in der engen Wohnung unterzubringen, war wirklich ein Kunststück. Und es sollte auch noch große Taufe gefeiert werden. Zum Glück war der Tag wunderschön, so daß das Gärtchen als Festsalon mitbenutzt werden konnte. Ich hatte eine große Zahl von Papierlaternen angefertigt und zwischen den Bäumen angehängt; so gab's spät am Abend eine Illumination. Auf dem Balkon vor der Gartenthür wurden Gesellschafts- und Studentenlieder gesungen. Das kleine Fräulein verhielt sich exemplarisch still und artig. Die Wahrheit zu sagen, unser Gretchen war ein bißchen bekneipt. Ich hatte nämlich — wer denkt auch als junger Papa an solche Möglichkeit — die Bowle in dem Hinterstübchen gebraut, in dem das Kind schlief, und der Weindunst war ihm zu Kopf gestiegen."

Die litterarische Ausbeute der Prökulser Jahre bestand in einigen kleinen Erzählungen und einem Operntext, ferner zahlreichen politischen Artikeln für liberale Blätter. Sie wendeten dem Dichter auch einen Ruf nach Berlin als Redakteur einer dortigen Zeitung zu; er lehnte ab; „mein politisches Glaubensbekenntnis mochte ich mir nicht vorschreiben lassen." Auch davon abgesehen, hat Wichert unzweifelhaft Recht gehabt, nicht Journalist zu werden; „Richter und Dichter" konnte er sein und bleiben; Journalist und Dichter — das wäre unmöglich gewesen. Zum bleibenden Gewinn der Prökulser Jahre gehörte, wie bereits gesagt, die genaue Vertrautheit mit dem litauischen Stamme, aus welchem Stoffkreis Wichert dann seine besten Novellen schrieb.

Dies geschah später in Königsberg, wo er 1863 Stadtrichter wurde. Hier begründete er zunächst mit einem Freunde ein Organ für Provinzial-Geschichte, die „Altpreußische Monatsschrift," und schrieb ein Schauspiel „Mit Wind und Wasser," dessen tragischen Schluß er dann, auf Andrängen der Theater-Praktiker

und nicht ohne es hinterdrein schwer zu bereuen, in einen günstigen umwandelte. Die Königsberger Première hätte der Dichter fast versäumt; der Grund ist für sein strenges Pflichtgefühl bezeichnend. Er hatte am selben Tage einer Schwurgerichts-Verhandlung beizusitzen, die voraussichtlich schon am frühen Nachmittag beendet sein mußte. Aber eine von auswärts geladene Zeugin war nicht erschienen; der Verteidiger stellte den Antrag, sie durch die Polizei vorzuführen, die Stimmen im Richterkollegium waren geteilt und Wichert hielt sich gerade in seiner Lage für verpflichtet für den Antrag und gegen die Vertagung den Ausschlag zu geben, weil sich sonst die Untersuchungshaft des Angeklagten um lange Wochen verzögern mußte. So wurde denn die Zeugin gesucht und bis sie endlich erschienen und dann der Freispruch erfolgt war, hatte die Aufführung längst begonnen. Immerhin kam Wichert noch rechtzeitig, um den Dank des Publikums entgegenzunehmen. Kurz darauf übernahm er auch das Theater-Referat für eine Königsberger Zeitung und führte es mehrere Jahre lang. Neben Romanen und Novellen schrieb er in der Zeit bis 1866 auch einige Stücke; das letzte: „In Feindes Land", war das erfolgreichste. Dasselbe Jahr brachte ihm die persönliche Bekanntschaft seines erprobtesten litterarischen Freundes, Paul Heyse, bei einem gemeinsamen Aufenthalte in Berlin. Eines berühmten Kollegen in derselben Stadt erfreute er sich erst seit 1872, als Felix Dahn an die Königsberger Universität berufen wurde. Wichert berichtet darüber:

„Ich habe denn 15 Jahre lang mit ihm den Ruhm geteilt, dort am Pregel das dichterische Deutschland zu vertreten. Er suchte mich bald nach seiner Ankunft auf und machte mich zum Vertrauten der schweren Sorgen, die ihn damals bedrückten. Den Königsbergern war er eine sehr wundersame Erscheinung, besonders wegen seines breitkrämpigen Malerhuts und großen Mantels. Man staunte ihn an, wo er über die Straße ging. Als Dichter war er noch wenig bekannt." [Seltsam genug; denn im übrigen Deutschland klang gerade damals sein Name von aller Lippen! Anm. d. Ref.] „Er hatte aber einen Band Gedichte im Druck, und las uns aus den Korrekturbogen vor, dabei mit so kräftigem Pathos, daß einmal unsere Kinder, die im Nebenzimmer fürchten mochten, der fremde schwarzhaarige Mann wolle uns ans Leben, mit ganz schreckbleichen Gesichtern in der offenen Thür auftauchten. Im folgenden Jahr führte er seine geliebte Therese heim, und wir haben dann in seinem und meinem Hause einen freundschaftlichen Verkehr unterhalten, auch wohl einander neue dramatische Arbeiten vorgelesen . . . Einen Einfluß auf einander haben wir nicht gehabt."

Die Bühne eroberte sich Wichert von Königsberg aus mit wachsendem Glück. In weitere Kreise drangen zunächst zwei heitere Einakter („Ihr Taufschein" und „Als Verlobte empfehlen sich . . ."), dann ein abendfüllendes Lustspiel: „Ein Narr des Glücks," das bei der Wiener Lustspiel-Konkurrenz, bei der Schauferts „Schach dem König" den ersten Preis davontrug, einen Accessit-Preis von 50 Dukaten erhielt. Bei der Wiener Aufführung wurde dann das Stück kühl, in Hamburg warm, in Berlin lau, in Königsberg begeistert aufgenommen, eine an sich nicht verwunderliche, oft wiederkehrende Erfahrung, denn wie sehr hängt das Schicksal eines Stücks von der Aufführung und anderen zufälligen Umständen ab! Besser ging es mit dem nächsten Lustspiel „Biegen oder brechen," am besten aber mit dem 1871 geschriebenen: „Ein Schritt vom Wege." Dingelstedt nahm es sofort an und hatte damit vortrefflichen Erfolg; Hülsen in Berlin lehnte zunächst ab, erbat sich aber flugs das Aufführungsrecht, nachdem sich das Lustspiel anderswo bewährt hatte; es ist dann in Berlin an hundert Male gegeben worden! Die reichlichen Wiener Tantièmen benutzte unser Dichter zu einer Reise nach Wien und dann nach Italien. Wilbrandt und Bauernfeld kamen dem norddeutschen Kollegen sehr liebenswürdig entgegen, nicht minder Dingelstedt. „Er gefiel mir ungemein. Von dem hochmögenden Herrn Intendanten war nichts zu spüren; er stellte sich als Wirt zum Gast, als Schriftsteller zum Kollegen und verkehrte mit mir in den liebenswürdigsten und freiesten Formen." Das Stück ging dann über alle deutschen Bühnen und hat sich bis heute erhalten. Nicht das gleiche Glück war dem 1873 entstandenen Lustspiel „Die Realisten" beschieden, das die deutsche bürgerliche Gesellschaft unter dem Einfluß der großen deutschen Siege, nachdem der erste Enthusiasmus verraucht war, schildern wollte; wir erinnern uns des Stücks recht wohl und halten Dingelstedts Urteil: „es sei ein glücklicher Griff, der Stoff aus dem vollen und nächsten Leben geschöpft, eine hervorragende Frage der Zeit berührt," für zutreffend. Und wenn Wichert meint: „Es giebt noch heut' Querköpfe, die es für mein bestes Lustspiel erklären, trotz aller seiner Fehler und Schwächen," so geben wir gern zu, selber zu diesen „Querköpfen" zu gehören. Auch sonst können wir in allem Wicherts eigenem Urteil beistimmen: „Er arbeitet nicht mit allerhand Schwänken, sucht durch das Mittel des Humors heiter-rührende Wirkungen zu erzeugen und verlangt eine gewisse gemütliche Vertiefung in die Tendenz, mit der der jüngere Teil der Zuschauer schon damals nicht recht sympathisierte." Das ist's eben: die Leute wollten nicht daran erinnert sein, daß die großen Erfolge des glorreichen Kriegs neben so vielem Licht auch ihren Schatten in die Volksseele geworfen hatten. Zwei andere, in Königsberg entstandene Lustspiele Wicherts: „Der Freund des Fürsten" und „Der Sekretär" sind uns nicht bekannt.

Dies letztere Stück, 1881 in Berlin aufgeführt, war eines der ersten, das von den Vorkämpfern der neuen litterarischen Bewegung stark und mit Erfolg befehdet wurde. Es wird von Interesse sein, zu erfahren, mit wie viel Ruhe und historischem Sinn Wichert darüber urteilt; er schreibt:

„Es kann ohne weiteres zugegeben werden, daß sie [die Kritik dieser Partei] mindestens insofern eine gewisse Berechtigung hatte, als in der That allmählich die komischen Situationen stark verbraucht waren und

eine beschränkte Zahl von typischen Lustspielfiguren, nur zu sehr den bestimmten Schauspielerfächern des komischen Alten, des Bonvivants, der Naiven ꝛc. angepaßt, immer wieder ins Treffen geführt wurde. Man war der „Verwechselungen und Mißverständnisse“ überdrüssig und wollte sich nicht länger die Zimmer mit fünf Thüren gefallen lassen, durch welche von verschiedenen Seiten die Personen eintreten konnten, die gerade für eine lustige Aktion auf der Bühne gebraucht wurden, um zu rechter Zeit wieder irgendwo einen Ausgang zu finden, wenn sie unbemerkt vor Einzutretenden verschwinden sollten . . . Man ging auf dem linken Flügel der Bewegung noch weiter, perhorreszierte jede Komposition mit regelrechter Verwickelung und sogenanntem guten Ausgang und stellte den Satz auf, daß die Komödie nur einen Ausschnitt aus dem wirklichen Leben möglichst wahrheitsgetreu zu zeigen und die auftretenden Personen ihrer Art gemäß handeln und sprechen zu lassen habe. Es waren Stücke solcher Art noch nicht vorhanden, aber man erwartete sie von der jüngeren Generation und war zunächst mit großem Eifer bemüht, für sie freie Bahn zu schaffen. Als dann in dieser Richtung Versuche gemacht wurden, fand das Publikum die wenigsten schmackhaft und lehnte sie ab oder ließ sie im Stich. Ein Teil der Presse brachte aber auch den ungenügendsten so viel Wohlwollen entgegen, daß der Schein erweckt werden konnte, man sei bereits auf dem richtigen Wege. Ich spreche hier von dem Lustspiel, nicht von den anderen dramatischen Gattungen, die wieder ihre besonderen Grundbedingungen haben, und ich will keineswegs in Abrede stellen, daß auch ihm eine Erweiterung des Stoffgebiets und eine größere Individualisierung der handelnden Personen sehr wünschenswert sein mußte; was mir aber bedenklich schien, was der Umstand, daß man sich so viel Mühe gab, das Lustspiel überhaupt unmöglich zu machen, indem man seine Grundbedingungen nicht gelten lassen wollte und nach vorgefaßter Meinung sich auch die besseren Schöpfungen dieses mindestens gut unterhaltenden Genres verleidete. Die Erfahrung hat gelehrt, daß es nicht gelingen konnte, einen dauernden Ausschluß herbeizuführen. Das Publikum hat sich sein gutes Recht, in der ihm sympathischen Weise belustigt sein zu wollen, nicht nehmen lassen. Heut beherrscht wieder das Lustspiel der alten Schule, nur im Unwesentlichen etwas modernisiert, das Repertoire fast aller Bühnen, die Leistungsfähigeren von denen, die der neuen Richtung huldigten, haben sich selbst dazu bequemt, in die früheren Wege einzulenken, und die Kritik ist duldsamer geworden. Aber lange Jahre hat's gedauert, bis sich diese Rückumwandlung vollzogen hat, und uns älteren, die wir unsere Zeit gehabt haben, kommt sie kaum noch zu gut. Wir müssen schon zufrieden sein, wenn man wieder mit Achtung von unseren Leistungen spricht und den Mut hat, zu bekennen, daß sie doch am Ende liebevoller Pflege würdig waren.“

Das ist im Ganzen nicht bloß würdig im Ton, sondern auch sachlich nicht unrichtig, wenn auch natürlich in der Auffassung subjektiv. Auch das Lustspiel ist nicht durchweg bloß „im Unwesentlichen etwas modernisiert“; einzelne Komödien, die thatsächlich etwas Neues sind, wie Hauptmanns „Biberpelz“, üben stetig ihre Anziehungskraft und wecken Nachahmung. Von den „Leistungsfähigeren“, die der „neuen Richtung“ huldigten und dann in die früheren Wege einlenkten, ist doch auch zu berücksichtigen, daß ihr zeitweiliger Anschluß an die „neue Richtung“, so bei Ludwig Fulda, ein rein äußerlicher war. Kurz, auch diese Revolution hat nicht alles von Grund aus geändert, aber vieles sieht doch nun anders aus, als früher.

Neben ernsten Schauspielen („Die Fabrik zu Niederbronn“ und „Peter Munk“), fallen in diese Königsberger Jahre eine lange Reihe Novellen, darunter wir als beste die „Litauischen Geschichten“ bereits hervorgehoben haben. Nicht bloß der höchst interessante Stoff, auch die Behandlungsweise sichern ihnen einen festen Platz unter den wahrhaft guten ethnographischen Erzählungen unserer Litteratur. Nicht aus eigener Kenntnis können wir über die großen historischen Romane Wicherts urteilen; er selbst charakterisiert sie als Romane „politischen Charakters“; einige, so „Heinrich von Plauen“, sind sehr viel gelesen worden. Daneben veröffentlichte der rastlos thätige Mann Abhandlungen aus verschiedenen Gebieten, hielt Vorträge und beteiligte sich eifrig am Vereinswesen. So war er denn auch Mitbegründer der „Genossenschaft dramatischer Autoren und Komponisten“, deren erste Versammlung er sehr launig schildert. Ein Herr C. W. Batz in Mainz, „der, womit er sich auch sonst beschäftigen mochte, jedenfalls auch einige Stücke geschrieben hatte“, hatte zuerst angeregt, daß sich die deutschen Dramatiker nach dem Vorbild ihrer französischen Kollegen zusammenschließen sollten. Wichert, dann der Schwiegersohn der Birch-Pfeiffer, Herr von Hillern in Freiburg i. B. und Paul Heyse interessierten sich lebhaft für das Projekt; Batz berief bereits für den 16. Mai 1871 eine „General-Versammlung“ nach Nürnberg und trommelte dort ein großes Empfangs-Komitee zusammen. Wichert erzählt nun:

„Ich kam mit Heyse am 15. Mai nachmittags angereist. Wir fragten in dem Hotel, das Batz bezeichnet hatte, sogleich nach, wo „die Herren“ seien. Es wunderte uns schon ein wenig, daß der Kellner antwortete: „Er ist ausgegangen“. Es ermittelte sich, daß überhaupt nur noch Eduard Mauthner aus Wien und Präsident von Hillern eingetroffen seien. Wir ließen uns dadurch den Humor nicht verderben. Abends fand in den „Katakomben“ ein feierlicher Empfang seitens des Stadthauptes und anderer Würdenträger statt; es wurden Gedichte, auf das wichtige Unternehmen bezüglich, und Lieder vorgetragen. Das wirkte bei der kleinen Schar der Gefeierten [ganze vier Mann!] recht komisch, aber man fand sich leicht in die Situation und tröstete sich damit, daß wohl der Hauptstrom der deutschen dramatischen Autoren erst zum Haupttage eintreffen werde. Aber als wir am 16. in den prächtigen Rathaussaal eintraten, war er wüst und leer. Es hatte sich nur noch ein Postbeamter namens Wilferth aus irgend einer süddeutschen Stadt eingefunden, der sich in aller Bescheidenheit als einen dramatischen Kollegen, mehr in spe. als nach den bisherigen Erfolgen zu erkennen gab. Zu unserer nicht geringen Verwunderung traten aber zwei Stenographen, mit großen Mappen unter dem Arm, ein, die Batz in Erwartung der parlamentarischen Debatten bestellt hatte. Sie wurden mit Protest abgelehnt. Wir baten um ein ganz kleines Beratungszimmer und erhielten es vom Herrn Bürgermeister bereitwilligst angewiesen. Auch da fühlten wir uns noch unheimlich. Schon am Nachmittag siedelten wir in unseren Gasthof über und arbeiteten dort, keineswegs mutlos gemacht, fleißig bis zum späten Abend, um dann unsere Beratungen ebenso eifrig am folgenden und nächstfolgenden Tage fortzusetzen. Die Wenigen hielten Stand und wurden mit der Aufgabe, ein Genossenschafts-Statut zu entwerfen, fertig“.

Die Genossenschaft trat ins Leben, hatte zeitweilig mehrere hundert Mitglieder, vermochte es aber zu keinerlei Bedeutung zu bringen. Der Grund war

derselbe, der alle litterarischen Vereinigungen in Deutschland schädigt: die Dilettanten drängen sich heran und die guten Namen halten sich — nebenbei bemerkt, auch aus triftigen Gründen — ferne. Bewährt haben sich nur die lokalen Vereine, die bei der Aufnahme sichten können.

Natürlich ging die Sehnsucht des Königsberger Oberlandesgerichtsrats — zu dieser Würde hatte es Wichert allmählich gebracht — von je darauf, nach Berlin versetzt zu werden, dem Mittelpunkt des litterarischen und Theaterlebens. Sein erster Versuch, 1873, hatte ein tragi-komisches Ergebnis. Auf Anraten seines Vorgesetzten, des Kanzlers von Goßler, fuhr er nach Berlin, um sich dem Kammergerichts-Präsidenten von Strampff vorzustellen:

„Nur um Erkundigungen einzuziehen, wann ich wohl den Herrn Präsidenten am besten sprechen könnte, ging ich, wie ich aus dem Eisenbahnkoupee gestiegen war, schon morgens vor neun Uhr nach dem Kammergericht und suchte den Boten im Vorzimmer auf. Ich fand ihn da im Gespräch mit einem kleinen Herrn, den ich für einen Büreau-Beamten oder Kanzlisten hielt, und stellte an ihn meine Frage. Ich begriff nicht, weshalb er offenbar sehr verlegen mit der Antwort zögerte, und wiederholte meine Erkundigung lauter. Darauf wendete der kleine Herr sich mir mit verdrießlichem Gesicht zu und sagte: „Was wollen Sie denn von dem Präsidenten? Der bin ich selbst!“ Nun war an mir die Reihe verlegen zu werden. Ich sah auf meinen Ueberzieher und meine Gummischuhe hinab, die mir so gar kein visitenmäßiges Aussehen gaben, stellte mich vor, entschuldigte mich wegen der unbeabsichtigten Störung und bat, mir nur die Stunde zu nennen, in der ich ihm genehm kommen würde. Das ließe sich ja auch sogleich abmachen, antwortete er mürrisch Was ich denn wünsche? Es war mir ärgerlich, daß er mich nicht einmal in sein Zimmer nötigte und in Gegenwart des Boten verhörte; aber es blieb mir nun doch nichts übrig, als den Grund meines Besuches anzuzeigen und den Gruß des Herrn Kanzlers zu bestellen. Es sei für mich gar keine Aussicht, entgegnete er; ich sei überhaupt noch nicht an der Reihe, und man habe (was ebenso unzweifelhaft richtig war), ganz in der Nähe beim Berliner Stadtgericht Räte, die als vorzügliche Juristen bekannt seien, und schon lange auf die Beförderung ans Kammergericht warteten. Warum ich denn durchaus nach Berlin wolle? Bei anderen Obergerichten würde mir's leichter werden. Da mußte ich denn mit der Sprache heraus. Es sei Exzellenz vielleicht nicht unbekannt geblieben, bemerkte ich etwas zaghaft, daß ich auch als Schriftsteller thätig gewesen; es müsse mir daher von Bedeutung sein, im Zentrum der litterarischen Bewegung . . . meine Lustspiele . . . im Königlichen Schauspielhause: „Ein Schritt vom Wege“ . . . „Ach!“ unterbrach er mich, „Zum Lustspielschreiben haben wir hier keine Zeit!“

Erst 1888, also 57 Jahre alt, kam Wichert ans Kammergericht in Berlin, und lebte sich hier gleichwohl gut und leicht ein. Große Verdienste hat er sich namentlich durch seine Unparteilichkeit wie seine Rechtskenntnisse um den Verein „Berliner Presse“ erworben, dessen langjähriger Vorsitzender er ist. Mußte er auch bald nach seiner Ankunft in Berlin — anläßlich der Aufführung seines Lustspiels „Die talentvolle Tochter“ im „Berliner Theater“ — alle Schrecken eines richtigen Berliner Premièren Skandals erleben, so entschädigte ihn doch der Erfolg eines Lustspiels: „Post festum“ im Königlichen Schauspielhause und des Schauspiels „Aus eigenem Rechte“ im Berliner Theater. Es war vorher gleichfalls der Königlichen Bühne eingereicht, doch sagte man ihm dort sofort, der große Kurfürst sei nicht heldenhaft genug gezeichnet. Als Wichert einwandte, „daß der Patriotismus doch viel stärker und wirksamer angeregt werde, wenn die Hohenzollern als die großen Regenten, die sie gewesen, ohne offenkundige Geschichtsfälschung und byzantinische Adoration dargestellt würden“, erwiderte der Dramaturg: „man sei durch einen anderen Dichter sehr verwöhnt worden“. Gemeint war offenbar Wildenbruch, aber wie sehr ist man seither erst durch Herrn Major a. D. Lauff verwöhnt worden! Als dann das Stück vom „Berliner Theater“ der Censur eingereicht wurde, veranlaßte der Kaiser die rasche Erteilung der Genehmigung, wohnte der Generalprobe wie der ersten Aufführung bei, überhäufte den Dichter mit Ausdrücken und Beweisen der wärmsten Anerkennung und sah sich dann das Drama noch ein drittes und viertes Mal an. Man kann sich leicht vorstellen, mit welchen Empfindungen eine hochwohlweise General-Intendanz all dem zusah; zudem machte das Werk in kurzer Frist über 50 volle Häuser. Man suchte die eine Ungeschicklichkeit durch eine andere wett zu machen: schon wenige Tage nach der Première bat die Intendanz den Dichter, das Stück nun doch der Königlichen Bühne zuzuwenden. Das konnte Wichert natürlich nicht, so lange sein Vertrag mit dem „Berliner Theater“ in Kraft war; als dieser durch den Rücktritt des bisherigen Direktors von der Leitung schon nach wenigen Monaten gelöst war, kam Anfangs 1894 der Vertrag mit der Königlichen Bühne zu stande. Aber nun ereignete sich abermals ein womöglich noch größeres Kuriosum: nun ließen die Herren das Manuskript liegen. Erst nach sechs Jahren (vor wenigen Wochen) ist das Werk endlich auf der Königlichen Bühne aufgeführt worden!

Gleich rücksichtslos benahm sich die Berliner Intendanz kurz darauf in einem ähnlichen Falle gegen den Dichter. Er beendete 1894 ein anderes Schauspiel aus demselben Stoffkreise: „Im Dienste der Pflicht“; die Hauptfigur darin ist Friedrich Wilhelm I. Wie es dem Dichter damit erging, mag er selbst erzählen:

„Dieses Schauspiel nun reichte ich im Sommer 1894 dem Königlichen Schauspielhause ein. Es wurde im September, vorbehaltlich Allerhöchster Genehmigung, angenommen. Sie erfolgte im Herbst, vielleicht nicht ohne einige, im Reskript geäußerte Bedenken, welche jedoch nicht derart gewesen sein können, daß die General-Intendanz zum Rücktritt veranlaßt wurde. Sie schloß vielmehr mit mir den schriftlichen Vertrag ab. Dieses Stück ist dann aber nie aufgeführt worden. Von Jahr zu Jahr wurde ich durch die Versicherung hingehalten, daß augenblickliche Hindernisse vorlägen, die mir doch nicht glaubhaft erscheinen konnten. Endlich erhielt ich eine Andeutung des wahren Grundes, die mich überzeugen mußte, daß ich da nichts weiter zu hoffen habe. Er entzieht sich der Mitteilung. Zu dem Stück selbst hat er eine rein zufällige Beziehung.“

Man wird die Sätze, die Wichert der Schilderung dieser unerquicklichen Episode beifügt, nur ungemein maßvoll nennen dürfen:

„Diese, für den Autor höchst kränkende und auch

> seine materiellen Interessen arg schädigende Zurücksetzung von Stücken, deren eins der Kaiser in ungewöhnlicher Weise ausgezeichnet, das andere aufzuführen genehmigt hat, giebt gewiß mancherlei zu denken. Wenn der Grundsatz festgehalten werden sollte, daß das Königliche Schauspielhaus verpflichtet sei, „Mitglieder des Hohenzollernhauses nur in reinem und fleckenlosem Glanze den Hörern vorzuführen“, so hätte wohl der, überdies für Berlin ausschließliche Erwerb von Stücken unterlassen werden müssen, die das patriotische Interesse der Zuschauer ohne diese Tendenz wärmer zu erregen hofften. Ich hätte es begreifen können, wenn ich nachträglich ersucht worden wäre, sie zurückzuziehen. Für das beliebte Verfahren, einfach den Vertrag unerfüllt zu lassen, wird man schwer ein Verständnis finden.“

Wohl aber darf, fügen wir bei, angesichts dieser und ähnlicher Vorkommnisse eine andere Thatsache auf volles Verständnis rechnen: an das Königliche Schauspielhaus in Berlin wenden sich nun fast nur noch diejenigen deutschen Dramatiker, die auf anderen Bühnen nicht mehr oder noch nicht wohlgelitten sind. In litterarischer Hinsicht rangiert das Berliner Schauspielhaus heute so tief, wie wohl noch niemals eine Hofbühne.

Neben den Dramen, die zuerst in der „Deutschen Dichtung“ erschienen („Die glückliche Insel“, „Die Gräfin von Schwerin“, „Des Königs Dank“), fallen in die letzten Jahre eine lange Reihe von Romanen und Novellen. Noch heute schafft Wichert so unausgesetzt, wie vor dreißig oder vierzig Jahren. Ganz unzweifelhaft ist er unter denjenigen Schriftstellern Deutschlands, die man in litterarischer Hinsicht ernst nimmt, weitaus der produktivste; was er geschrieben hat, würde an Umfang die meisten deutschen Hausbibliotheken gewöhnlichen Schlages übertreffen. Ein Verzeichnis seiner bisher in Buchform erschienenen Dramen weist 34 Bände auf; im Ganzen dürfte er deren 50 geschrieben haben. An Romanen hat er 49, an Novellen rund 30, also zusammen weit über hundert Bände veröffentlicht. Wollte man alle Arbeiten hinzurechnen, die nicht in Buchform gesammelt sind, so kämen gewiß an zweihundert Bände heraus. Lassen wir, unserm Vorsatz gemäß, den litterarischen Wert ungewogen, so weckt schon diese Masse die Frage, wie ihm dies, anscheinend nebenbei, zu leisten möglich war. Denn er war ja an 43 Jahre Richter, die letzten 19 an einem Obergericht: Er selbst sagt, der Schlüssel für dieses anscheinende Rätsel liege nicht etwa allein darin, daß er nur eben ungewöhnlich fleißig gewesen sei. Hören wir ihn auch darüber selbst:

> Ob ich als Schriftsteller Gediegeneres und Reiferes geleistet hätte, wenn ich nur Schriftsteller geworden wäre, wird dahingestellt bleiben müssen . . . Ich darf jedenfalls versichern, daß mir, so wenig mich auch sonst die öffentliche Kritik geschont hat, der Vorwurf leichtsinniger Schreibweise nicht erinnerlich ist. Wer auch nur die Masse an Vorarbeit kennen würde, welche meine historischen Romane und Dramen erforderlich gemacht haben, könnte mir schwerlich das, an sich ja noch wenig bedeutende Lob treuer Pflichterfüllung auch in meinem schriftstellerischen Beruf versagen. Die meisten meiner dramatischen Arbeiten sind fünf- und mehrmals umgearbeitet und neu geschrieben worden, ehe ich sie herausgegeben habe, und auch meinen Novellen hat eine sorgfältige Feile nicht gefehlt. Dabei bin ich, auch im ersten Entwurf, nie ein Schnellschreiber gewesen, habe nie diktieren können . . . Daß ich als Jurist, wenn ich nur Jurist gewesen wäre, wissenschaftlich gearbeitet hätte, . . . ist nur sehr wahrscheinlich. Als praktischer Jurist meine ich jederzeit meine Schuldigkeit gethan zu haben, freilich auch selten mehr. [Der Meinung, er sei als Jurist „geschont“ worden, tritt Wichert scharf entgegen.] Wie erklärt sich also dieses Vollmaß der Doppelarbeit? Zunächst wohl aus der körperlichen Gesundheit, die mir mit geringen Unterbrechungen erlaubt hat, täglich von morgens bis meist über Mitternacht thätig zu sein. Wenn man in der günstigen Lage ist, dauernd im Durchschnitt zwölf statt sechs Stunden arbeiten zu können, so läßt sich in einer Reihe von Jahren schon etwas fördern . . . . Auch ist mir das übliche Erholungsbedürfnis eigentlich immer fremd gewesen . . . Erholung ist mir stets der Wechsel der Arbeit gewesen . . . Dabei habe ich entweder von Anfang an die Fähigkeit besessen oder sie mir in langer Uebung angewöhnt, geistig zwei Dinge neben einander in der Weise betreiben zu können, daß keins das andere störte.“

Daß Wichert, soweit nicht das Pflichtgefühl entgegen stand, den Dichter stets über den Richter gesetzt hat, spricht er selbst offen aus:

> „Meinen schriftstellerischen Arbeiten habe ich immer die frischeste Zeit des Tages gewidmet . . . Es war immer still um mich, wenn ich schriftstellerisch arbeitete; während der Aktenarbeit stand meine Thür immer offen und durfte auch nebenan gesprochen werden . . .“

Nach Wicherts Auffassung hat der Jurist den Schriftsteller nicht behindert, aber auch nicht gefördert. „Die Annahme, daß interessante Rechtsfälle reichlich Stoff zu Romanen und Novellen hergeben müßten, ist irrtümlich; wenigstens habe ich die Erfahrung gemacht, daß in den allerseltensten Fällen von daher auch nur ein Anstoß gegeben wird“ — eine Erfahrung, die jeder bestätigt, der in Wicherts Lage war . . . Es gehört mit zu dem eben angeschlagenen Thema, daß Wichert nie den Ehrgeiz hatte, in eine leitende Stellung als Richter zu gelangen. Als er dies ohne Pflichtverletzung — bei Erreichung seines 65. Lebensjahrs — thun konnte, ließ er sich pensionieren.

Im letzten Kapitel des Buches giebt Wichert Bericht über seine Anschauungen. Er ist in religiösen Dingen duldsam, aber nichts habe ihm, sagt er, „den Gottglauben und die Ueberzeugung von der freien Handlungsfähigkeit und sittlichen Verantwortlichkeit des Menschen nehmen können“. Seine politische Grundanschauung ist eine liberale, einer bestimmten Partei zählt er sich nicht bei. Sehr scharf, in eingehender Darstellung, wendet er sich gegen den Antisemitismus. Die „Rückschau“, die sich dann noch über die wichtigsten Wandlungen auf dem Gebiet der Kunst verbreitet, schließt mit warmer nationaler Empfindung.

Wenn diese Anzeige den Leser anregt, nach dem Buche selbst zu greifen, so ist ihr Zweck erfüllt. Seinem Verfasser aber wird jeder, der den trefflichen Mann und verdienstvollen Dichter kennt, aufrichtig noch lange Jahre gleicher Frische und Rüstigkeit wünschen, wie sie ihm nun beschieden ist.

Redigiert unter Verantwortlichkeit des Herausgebers Karl Emil Franzos in Berlin. — Nachdruck auch im Einzelnen ist untersagt und wird strafgerichtlich verfolgt. — Verlag der Concordia Deutsche Verlags-Anstalt in Berlin. — Druck von W. & S. Loewenthal, Berlin C.



Silberblick.

Novellen von Ernst Behrend.

Hans Mannharts glückhaft Schifflein.

(Fortsetzung.)

Fräulein Nelly verneinte sich diese Frage mit bitterer Anklage ihres Geschicks. Sie ahnte wohl, daß bei einem starken Herzen voll echter Liebe die Antwort ganz anders ausfallen würde, sie selbst aber war zu schwach, um sich über die leidigen Vorurteile und Verhältnisse zu erheben, und weil sie sich dessen bewußt war, versuchte sie gar nicht einmal höheren Flug. Andrerseits war sie ehrlich und stark genug, einer Wendung der Dinge, die nach ihrer Meinung zu späterem Ungemach führen mußte, beizeiten und in möglichst schonender Weise vorzubeugen.

Anfänglich hatte sie durch manches acht- und harmlos hingeworfene Wort ihren Verehrer über ihre Begriffe von gebührender Lebenshaltung stutzig gemacht. Das hatte sie wohl bemerkt. Nun erkannte sie in derartigen Äußerungen das geeignetste Mittel für ihren Zweck. Von da an bestrebte sie sich absichtlich und mit einer gewissen Grausamkeit, von deren Stachel sie selbst gemartert wurde, das Feuer, mit dem Hans Mannhart um ihr Herz und ihre Hand warb, durch häufige, mitunter arg übertriebene Darstellungen ihrer Genußsucht und ihrer Ansprüche an das äußere Leben zu dämpfen. Nicht lange, und sie hatte ihren Zweck erreicht. Bald war der arme Hans davon überzeugt, daß sie sich trotz aller Freude an dem Frieden ihres jetzigen Aufenthalts und an der Bescheidenheit ihres augenblicklichen Lebens auf die Dauer ein Dasein ohne Erfüllung recht weitgehender Bedürfnisse an Wohnung und Kleidung, Speise und Trank, ein Dasein ohne Pflege abwechselungsreicher Geselligkeit, ohne Sommerfahrten und Winterfeste, ohne geistige und künstlerische Anregung, kurzum ein nach den Begriffen der obersten Zehntausend nicht standesgemäßes Leben unmöglich denken mochte.

Hans Mannhart aber, als er den Korb gewahrte, den ihm die Geliebte mit zierlichen Fingern flocht und eignen Schmerz weglächelnd überreichte, verfiel von neuem in die Wildheit, die ihn früher oft beherrscht hatte, ehe er als liebeseliger Mann ihrer Herr geworden war. Wie er vormals im Anblick des glückhaften Schiffleins, das mit der lustig vom Mast wehenden roten Flagge der Liebe auf dem Strom seines Lebens angeschwommen kam, aus der Enge des Hauses in die freie Natur hinausgelaufen war, um dort vor lauter Wonne närrischen Unfug zu treiben, so flüchtete er jetzt, als er die glückverheißende Flagge schlaff darniederhängen und das Schifflein aufs öde Meer zurücktreiben sah, grimmigen Sinnes auf die Berge und schwang den eichenen Wanderknüppel wuchtig um's Haupt, als könne er damit unsichtbare Wichte zermalmen, die ihm Worte des Hohns und der Schadenfreude ins Ohr zischelten.

So aber fuchtelte er sich allmählich aus bitterer in frohe Kampfesstimmung, denn am Ende dünkte es ihn herrlich, mit dem widrigen Schicksal einen scharfen, zu guterletzt doch zum Siege führenden Streit zu bestehen. Aurelia, das herzfrische und gleichwohl so verzogene, das holdselige und dennoch so grausame, das einen ganzen Himmel in sich tragende und trotzdem so weltsüchtige Mädchen sollte sein werden durch die Kraft seiner Liebe! Durch den Blick seiner Augen, durch die Treue seines Herzens wollte er sie fesseln, überreden, überzeugen, ihm zu folgen, sein bescheidenes Dasein mit ihm zu teilen, in seinem Heim zu herrschen, in seiner Seligkeit die ihrige zu finden!

Und doch! Zwang und Bethörung würden es sein, wodurch er sie sich gewänne! Opfer über Opfer würde sie an seiner Seite bringen müssen, um sich in die Enge des Lebens, das er ihr bieten konnte, zu fügen! Heimliche Reue würde an ihrem Herzen nagen, mit ihrem Glück würde er seines erkauft haben! Das wär' ein Bubenstreich!

„Das wär' ein Bubenstreich!" schrie Hans Mannhart in die stille Bergwelt hinaus. Aber an das Ohr der Seele hallte es ihm wider, wie das trostlose Wort der Entsagung, das Mörike, sein

Freund von mancher guten Stunde geistigen Genießens her, einst gedichtet hatte:

„O, daß ich doch ein Königssohn wär'!
Rottraut, Schön-Rottraut lieb' ich so sehr.
Schweig stille, mein Herze!"

*

Seitdem trafen die beiden, der edelsinnige Mann, der tapfer seinem Herzen Schweigen gebot, und die junge Dame, die sich scheute, ihrer Liebe das Opfer äußerlicher Behaglichkeit zu bringen und nun die Folgen ihrer Taktik sah, nur noch selten zusammen.

Statt Suchens nun Meiden. Statt gemeinsamer Begeisterung und unverhohlenen Schwärmens für alles Schöne auf der Welt nun höfliche Zurückhaltung.

Von ihrer Mutter, die den Umschwung wohl bemerkte, erhielt Nelly ein Lob: „Ich finde Dein Benehmen gegen unsern Hausgenossen, den Herrn Oberlehrer, jetzt passender als bisher. Für ein junges Mädchen in Deiner Position ist es gefährlich, la belle et la bête mit jemand zu spielen, der aus der rauhen Haut nicht heraus und sich niemals in einen konvenablen Freier verwandeln kann."

Doch so sehr die Gelobte noch vor kurzem selbst von dieser Logik beherrscht worden war, jetzt erschien sie ihr auf einmal schief und abscheulich, so daß Fräulein Nelly am liebsten der Mutter widersprochen, ihr verändertes Benehmen gegen den Herrn Oberlehrer dumm und schlecht genannt und ihn, la bête, für den konvenabelsten Freier erklärt hätte. Wie schnell war es ihr doch zu Bewußtsein gekommen, das Anpochen der echten Liebe an ihr Herz verstanden und dennoch den hohen Gast schnöde abgewiesen zu haben! Wie bald war sie zu der Erkenntnis gelangt, daß sie unwürdiges Spiel mit dem treuen und vertrauenden Manne getrieben und den Geliebten durch eigene Schuld verloren habe! Wie klar war es ihr plötzlich geworden, daß sie einen Edelstein gefunden und ihn thöricht weggeworfen hatte, weil er des Schliffs und handlicher Fassung entbehrte!

Konnte, sollte sie die Thorheit wieder gut machen, das widrige Schicksal wenden? Ein tapferer Schritt — und es mußte ihr gelingen! Aber sie that ihn nicht. Wie ein Fluch lastete es auf ihr, daß sie den großen Regungen der Seele nicht zu folgen vermochte. Und dennoch! Aus Scham, Schmerz und Reue entstand eine so weiche Stimmung, daß in deren Flut alle weltlichen Grundsätze untergegangen wären, hätte Hans Mannhart, der Verschmähte, der gerechterweise Grollende, sie jetzt nur einmal so lieb und treuherzig angeschaut, wie sonst gar oft, nur einmal mit jenem Blick nach Mannesart, vor dem das Weib erglühend in tiefster Seele fromm bekennt: Er soll Dein Herr sein.

Aber Hans Mannhart ließ sich nicht sehen. Frau Hesselbarth teilte dem Fräulein mit, daß nach alter Weise plötzliche Wanderlust über ihn gekommen sei und er mit Kutte und Ränzel für den Rest der Ferien einen Streifzug ins Gebirge unternommen habe.

In diese Tage fiel die Abreise der Geheimratsfamilie. Als Fräulein Nelly ihren Koffer packte, brachte ihr ein Weiblein, das in einsamer Gegend überm Bodethal daheim war und mit Hans Mannhart in allerlei geheimniskrämerischer Geschäftsverbindung stand, ein Paketchen, dessen Absender die Alte beileibe nicht nennen wollte. Darin lag ein immergrüner Eibenschößling, auf dem eine weiße Rose befestigt war. Nelly drückte das vielsagende Sträußchen gegen ihre Lippen und brach in heiße Thränen aus.

*

Nun war das glückhaft Schifflein Hans Mannharts Augen entschwunden.

Als er es den konträren Kurs nehmen sah, hätte er sich in die Wogen stürzen und sein Glück als kühner Schwimmer holen können. Doch thatlos war er am Ufer stehen geblieben, weil er die Macht seiner Persönlichkeit, deren er sich in der eigenen Herzensnot bewußt geworden war, nicht dazu mißbrauchen wollte, die Geliebte aus dem Lebensrevier, in dem sie sich heimisch fühlte, in die Beschränktheit seines äußeren Daseins hineinzuziehen. Aber auf die Wunde, die ihm der Verlust des erhofften Glücks geschlagen hatte, träufelte das Bewußtsein rechten Handelns heilsame Arzenei, so daß er sich nach der Heimkehr von der Bergfahrt seinem Amte wieder mit voller Hingabe zu widmen im stande war. Zwar verging ihm kein Tag, keine stille Abendstunde, ohne daß er mit schweigendem Groll und bleibender Liebe der schillernden Libelle gedacht hätte, die ihn ein Weilchen so hold umgaukelt, und er gab dann willig dieser Wehmut Raum. Doch wenn ihn die Erinnerung schmerzhaft ergriff, dann entschlug er sich ihrer durch das Allheilmittel Arbeit. Das versagte nicht.

Und jetzt gerade traf es sich, daß ihm eine angenehme Frucht früherer Mühen zufiel. Hans Mannhart hatte vor den Ferien einen Aufsatz über Harzer Mundarten, eine Nebenarbeit des großen Werkes über Harzer Sitten und Sagen, das ihn seit Jahren beschäftigte, an die Berliner „Zeitschrift für Völkerkunde" geschickt. Bald nach Abreise der Geheim-

ratsfamilie erhielt er von dem berühmten Herausgeber der Zeitschrift mit der Nachricht, daß sein Aufsatz darin veröffentlicht werden sollte, die ehrenvolle Aufforderung zu weiterer reger Mitarbeit. Der brave Oberlehrer war hocherfreut über solche Anerkennung seines stillen Schaffens.

„O, wenn sie das doch wüßte!“ war sein nächster Gedanke. „Wie hat sie sich doch für so manches interessiert, was ich ihr aus dem Schatz meiner Sammlungen mitteilte, von den schnurrigen Abenteuern der Geister über und unter der Erde bis zur tiefsinnigen Ausdeutung uralter Baum- und Waldkulte! Mit wie feinem Verständnis ging sie auf die Ueberlebsel aus dem germanischen Heidentum ein, in denen sich der ewig lebendige poetische Sinn unsres Volkes offenbart!“

Eine ganze Märchenwelt tauchte vor dem Gesicht des Forschers auf, der zugleich mit den Augen des Dichters sah — und als strahlender Mittelpunkt dieser Welt Aurelia, die Goldige, die Märchenfee selber. Doch ehe dann aus der Wirklichkeit ein dunkler Schatten auf das liebliche Traumbild fiel, kam wohl dem treuen Hans der Brief des berühmten Gelehrten wieder in den Sinn, der ihm ein reiches Feld zu nützlicher und ergötzlicher Beackerung zuwies.

Hans Mannhart sah in der Ferne sein glückhaft Schifflein wieder in gutem Kurs, nur daß die rote Flagge der Liebe niedergeholt und ein Wimpel hochgehißt war, dessen goldglänzende Zeichen Ruhm und Reichtum signalisierten.

Wenn der glückliche Oberlehrer von der Anerkennung, die sein Aufsatz gefunden hatte, auf weit größere Ehre schloß, die ihm das noch unvollendete Werk dereinst einbringen würde, so ging er darin nicht fehl; hoffte er aber, als deutscher Gelehrter durch Schriften über Sagen und Gebräuche seines Volkes irdische Schätze einzuheimsen, so war das sicherlich Rechnung ohne den Wirt. Fortuna indessen, die auf dem Schifflein den goldigen Mammonswimpel hochgezogen, hatte dies nicht mit Unrecht gethan, denn — Hans Mannhart war über Nacht ein reicher Mann geworden.

Sein Oheim, der Großkaufmann in Antwerpen, der nach Frau Hesselbarths Versicherung schmählich viel zusammengescharrt, hatte unvermutet das Zeitliche gesegnet, ohne andere Erben zu hinterlassen, als den Grafenroder Oberlehrer. Er war als Junggesell verstorben, aber in seinem Hause war wie an Kindesstatt ein junges Mädchen aufgewachsen, die völlig verwaiste Tochter einer Frau, die einst seinem Herzen nahe gestanden hatte. Da er sich zeitlebens unangegriffener Gesundheit erfreut und den Gedanken an den Tod mit gewissem, zu seinem Beruf gar nicht stimmendem Leichtsinn, wohl auch mit einiger Scheu, wie es bei kerngesunden Leuten zu sein pflegt, von sich abgewiesen hatte, so war er eines Tages vom Schlage tötlich gerührt worden, ehe er sein Testament gemacht und darin, nach dem Erwarten seiner Freunde, das junge Mädchen zur Erbin eingesetzt oder doch mit einem ihre Zukunft sichernden Legate bedacht hatte. Sie war also durch den plötzlichen Tod ihres bisherigen Versorgers der Armut preisgegeben, wogegen Hans Mannhart sich infolge dieses Ereignisses unerwartet als den Erben eines bedeutenden Vermögens betrachten durfte. Er übertrug die Verwaltung des Nachlasses unverzüglich dem bisherigen Rechtsbeistand des Verstorbenen, und seine erste Verfügung war die Zusicherung einer Rente an die Waise.

*

Die sommerliche Hochflut der Harzgäste war in die norddeutsche Tiefebene, woher sie im großen und ganzen stammte, zurückgeebbt, ohne in der Gebirgswelt merkliche Spuren ihrer brausenden, wirbelnden, vom Flockenschein des Reisetaumels gekrönten Wellen zu hinterlassen. Der monatelange tolle Sonntag des gewaltigen Vorgartens der Natur war zu Ende gegangen, und freundlichernste Werktagsstimmung hatte sich wieder auf die Berge und Thäler des Harzwaldes gelegt. Zuguterletzt hatte dann der Herbst, leisen Schrittes nahend, mit sanfter Unwiderstehlichkeit alles Fremde, Störende aus dem Wege geschafft, so daß der einsame Wanderer, der offenen Auges und hellhörig durchs Revier ging, den müde gewordenen Pulsschlag der Natur vernehmen konnte.

In diesem Falle befand sich Hans Mannhart, der an einem klaren Tage gegen Michaelis, in sein zottiges Waldgewand gekleidet, den Hohneklippen zuschritt, der zackigen, zerklüfteten, steilen Felsgesellschaft, die östlich unterhalb des Brockens ihre Häupter über weiten Hochwald erhebt.

Jetzt wanderte er auf leidlich geebnetem Pfade durch ein kühles Thal, wo ihm zwischen dichten Wänden düsterer Tannen ein unverdrossen murmelnder, gurgelnder, plätschernder Bach entgegenlief, dessen Wasser nicht hell war, wie sonst bei Gebirgsbächen, sondern aus irgend einem Grunde von bräunlicher Farbe, die der nächsten Umgebung möglichst angepaßt war. Höher steigend, trat Hans Mannhart aus dem Tannendickicht heraus auf eine kahle, nur mit Felsblöcken und verwitterten Baumstümpfen bedeckte Fläche. Hier federte der Weg unter seinen Tritten. Es war eine Gegend, wo reichliches Grundwasser dicht unter der Oberfläche des porösen Erd-

bodens hinsickerte, um nach dieser oder jener Richtung ein Quellchen zu bilden, das sich unter Gras und Steingeröll nach einer schon stärker fließenden Wasserader durchstahl. Da war auch ein förmlicher Bruch. Zu beiden Seiten des aufgeschütteten Pfades binsentragende Bülten. Vereinzelte Erlen standen dort, deren Blätter sich unvergilbt, braungrün, wie sie sich einst aus den Knospen entwickelt hatten, von den Zweigen lösten und langsam zu Boden schwebten. Das Erlenbruch war nur ein paar hundert Schritte breit; hinter ihm kletterte der Pfad auf einen mäßig gewölbten Bergrücken hinauf, der wiederum kahl und steinig war. Aber an mehreren Stellen bot er einen freundlichen Anblick dar, denn zwischen den Granitblöcken standen ganze Staudenwäldchen von blühendem Fingerhut, und der reiche Purpur mutete das Auge an wie ein letzter, lachender Gruß des Sommers. Dann trat der Wanderer in dichtes Gehölz, durch das sich der Pfad steil nach der schroffen Klippe emporwand, die als der rechte Flügelmann der von der Schöpfung in krauser Laune gegliederten Felsenreihe dastand.

Hans Mannhart erklomm den Gipfel der Klippe und hatte von dort aus eine großartige Schau über das schier unermeßliche Wipfelmeer der dunkelen Tannenforsten und der in breiten Streifen dazwischen gelagerten Buchen- und Eichenwälder, die bereits das rotgelb schimmernde Kleid der späten Jahreszeit trugen. Ringsum herrschte feierliche Stille, die nur selten durch den fernen Schlag eines Holzfällers oder in der Nähe durch ein paar verlorene Töne eines zum Wegzuge bereiten Rotkehlchens, durch das drollige Krähen zankhafter Zeisige, durch das Knacken von Zweigen unter den Sprüngen eines Eichhörnchens unterbrochen wurde oder durch kurzes Rauschen in den Wipfeln, wenn von Westen her, wo die Wettermühle des Brockens in die Lüfte ragte, ein Windstoß durch die tieferen Regionen fuhr.

Hans Mannhart setzte sich auf eine Steinkante und blickte ostwärts in die vom Licht der schrägstehenden Sonne überflutete Landschaft. Ihr heiliger Frieden teilte sich seinem Gemüte mit, und wunschlos genoß er das Leben der still verrinnenden Stunde.

Ihm hatten doch recht unfriedsame Gedanken die Freude an den Glücksfällen der letzten Zeit vergällt. Wohl war in die Wunde, die der Verlust der Geliebten seinem Herzen geschlagen hatte, allerlei lindernde Arzenei geträufelt, aber sie wollte doch nicht ganz verharschen. Namentlich war es der Erbanfall, der ihm immer und immer wieder Vorstellungen davon schuf, wie es gekommen wäre, wenn er als vermöglicher Mann das holde Mädchen kennen gelernt und um sie geworben, sie dagegen nicht das lächerliche und doch so wesenhafte Gespenst der Armut gesehen und sich nicht so weibisch davor gefürchtet hätte.

Grübelnd saß Hans Mannhart noch immer auf seinem Felsen. Weibisch! Das war, nun wußte er's, das richtige Wort für ihre Furcht. Und weil ihre Feigheit über ihre Liebe gesiegt hatte, so war Aurelie seiner doch eigentlich unwürdig, und ein Glück, daß er ihre Gesinnung und den wahren Wert ihres Charakters beizeiten erkannt und sich stolz zurückgezogen hatte, ehe sie ihm einen grobgeflochtenen Korb hinwarf!

Das war regelmäßig, mit dem Polterschritt der Alltagslogik auftretender Gedankengang, aber allemal stockte er und allemal zerrann diese Logik vor dem süßen Bilde, das aus dem Schoß der Erinnerung emporstieg und das Herz des braven Hans mit Sehnsucht erfüllte. Dann war die Mißachtung wie weggeblasen von dem starken Odem der unauslöschlichen Liebe. Und nun neues Beklagen des Verlustes, Zorn über die Unfügsamkeit des eigenen Herzens, Groll gegen das böse Geschick und schließlich wieder der falsche Trost und wieder sein Verschwinden vor dem Glanz solcher Erinnerung. Ein martervoller Kreislauf von Gedanken und Gefühlen! Aufregung und kein Ende! —

Heute aber that der wundervolle Herbstfrieden ein gutes Werk an dem Manne. Er entrückte ihn auf eine kleine Weile dieser Welt des Kampfes, des Zornes und Hasses, er beruhigte ihm Hirn und Herz und gab ihm den gerechten Sinn zurück, den er im Widerstreit der Wünsche und Geschehnisse verloren hatte.

Immer stiller ward es ringsumher. Kein Windesrauschen mehr, kein Laut eines Tieres, kein Schall der Axt, keine Bewegung als die des Lichtes, das, über den Teppich der Wälder gleitend, hier Glanz, dort tiefe Schatten schuf. Und dieser Schlummer der Natur umfing mit weichem Arm auch den Menschen, dem die Stunde enteilte wie ein kurzer Augenblick, denn wenn auch sein Auge die Wanderung der Schatten verfolgte und seine Hand mit den Grashalmen spielte, die neben ihm aus den Felsritzen sproßten, so war doch seine Seele nicht bei dieser Sache, that vielmehr bei wachem Leibe ein erquickliches Schläfchen, so daß Hans Mannhart, als er nun auf die Beine sprang und den Rückweg nach Grafenrode antrat, in eine

Stimmung geriet, die sich mit Fug und Recht als seelenvergnügt bezeichnen läßt.

*

Mitten im rauschenden Gewoge des großstädtischen Lebens saß derweile wie auf einer öden Insel die Waldfee Hans Mannharts. Ein böser Zauber hielt sie gebannt, drückte ihr die Brust wie ein Alp, daß sie sich in vielen Seufzern Erleichterung verschaffen mußte, und hielt ihr einen grauen Schleier vors Auge; da sah sie statt der lachenden Welt eine endlose Wüste vor sich.

Auch sie vertiefte sich in die Arbeit, um über ihr das innere Ungemach zu vergessen. Sie wirtschaftete im Hause herum, daß die Mutter helle Freude daran hatte. Unter ihren geschickten Händen gedieh alles, was sie anfaßte; was zu schaffen war, ging ihr so flink von statten, daß ihr im Lauf des Tages viel Zeit zu anmutiger Beschäftigung übrig blieb, zur Stickerei, zum Musizieren und Malen. Aber sowohl die prosaische Hausarbeit, als auch die künstlerisch angehauchte Thätigkeit nahmen ihre Gedanken nicht so voll in Anspruch, daß sie nicht oft dabei das Einst mit dem Jetzt hätte vergleichen können.

Seit einigem bemalte sie die hölzerne Platte eines Tischchens, das für die Mutter zum Weihnachtsgeschenk bestimmt war. Auf hellem Grunde allerlei Blumen, Zweige und Ranken, Vögel und Schmetterlinge von solcher Art, die ihr in Grafenrode aufgefallen war und deren Abbildung in den Arabesken der Tischplatte die Erinnerung an den Aufenthalt im Harz angenehm wachrufen mochte. Auf den Rand der Platte hatte Nelly den alten Harzspruch eingezeichnet:

„Es grüne die Tanne, es wachse das Erz,
Gott schenke uns allen ein fröhliches Herz!“

Wie oft bekam sie diese Worte nun zu lesen, als sie die Umrisse der Buchstaben mit Farben ausfüllte! Wie wurde ihr der Wunsch „Gott schenke uns allen ein fröhliches Herz!“ zum allereigensten Gebet! Aber die Erhörung blieb aus. Das Mädchen hatte die Liebe verleugnet, und wer sich dessen schuldig macht, den bestraft die Göttliche, indem sie ihn fried- und freudelos werden läßt. Nelly hatte die schöne Blüte des Herzens zerpflückt, weil ihr die äußere Schale der Frucht, die daraus zu reifen versprach, garstig dünkte. Jetzt rächte sich der Frevel. Kein gewichtiges Ereignis hatte dazu gehört, sie die Schuld und die Höhe des Verlustes erkennen zu lassen. Die Liebe hatte ihr das Gewissen geschärft und den Verstand erhellt, jetzt verabscheute sie, was sie gethan hatte, und beklagte, was sich nicht ändern ließ. Ihre Seele ging ins Elend, aber wie ein Leuchtfeuer vom heimatlichen Gestade gab die Liebe Trost, die sich nicht hatte zertreten lassen. Und wenn das Gebet um ein fröhliches Herz auch unerfüllt blieb, ein besseres, durch Leid geläutertes besaß das junge Mädchen jetzt.

Für die Mutter, deren scharfem Blick das Entstehen der gegenseitigen Neigung ihres Töchterchens und des Grafenroder Schulmeisters nicht entgangen, war die Sache längst abgethan und niemals weiterer Rede wert gewesen, als jenes Vergleichs der beiden mit der Schönen und dem Untier des Märchens. Doch unvermutet bot sich ihr Gelegenheit, sich mit dem Bären der Wildnis von neuem zu beschäftigen.

Klein, wie die Welt heutzutage nun einmal ist, hatte sie das Gerücht von Hans Mannharts fabelhaftem Glück der Geheimratsfamilie bald zu Ohren kommen lassen.

„Wer das geahnt hätte!“ seufzte die um die Zukunft der Tochter wacker besorgte Frau für sich, einmal, öfters, so oft, daß ihr der stille Seufzer zur Herzenserleichterung schließlich nicht mehr genügte und sie der Tochter in allerfeinster Weise den Vorwurf machte, die vorzügliche Eigenschaft, die der verscheuchte Verehrer jetzt besaß, nicht vorher gewittert zu haben. Ehedem würde Fräulein Nelly um eine schnippische Antwort nicht verlegen gewesen sein, jetzt aber bekannte sie der Mutter aufrichtig und bescheiden:

„Ich wollt', der Mann, von dem Du sprichst, wäre nach wie vor der schlichte Oberlehrer in Grafenrode und ich selbst wär' eh und je von meinem abscheulichen Hochmut frei gewesen! Jetzt aber, Mama, bitt' ich Dich inständig, berühre dies Thema nicht wieder, es schmerzt mich.“

*

Ich ging im tiefen, tiefen Wald.
Die Einsamkeit war mir gesellt,
Mein Pfad von keinem Strahl erhellt,
Und Irre leitete mich bald.

Wie lang es währte, weiß ich nicht.
Trüb ward mein Auge, stumpf mein Sinn.
Weltflucht war spärlicher Gewinn.
Da plötzlich traf mich helles Licht.

Und vor mir, wie auf güld'ner Au,
Von der sich milder Glanz ergoß
Und durch des Waldes Stämme floß,
Stand eine wundervolle Frau.

Wie grüßte mich ihr Blick so warm!
Glück meines Herzens, rief ich da,
Bist du mir endlich, endlich nah?
Komm, Himmelskind, in meinen Arm!

Doch kaum hatt' ich mein Heil ersehn,
Kaum ausgestreckt nach ihm die Hand,
Als die Erscheinung schnell verschwand,
Wie Kerzenlicht vor'm Windesweh'n. —

Ich ging durch düstern Wald allein.
Wie lang es währte, weiß ich kaum.
Geleit gab mir ein sel'ger Traum
Da weckte mich des Tages Schein.

Nun steh' ich wieder in der Welt,
Wo tücht'ge Menschheit rastlos schafft.
In mir auch regt sich frohe Kraft,
Und hohes Ziel ist mir gestellt.

Doch Sehnsucht kehrt mit Allgewalt
Zur güld'nen Waldesau zurück. —
Willst du mich finden, spätes Glück,
Sei's nur in jener Huldgestalt!" —

Diese Verse schrieb Hans Mannhart an einem Spätherbstabend in sein Notizbuch, nachdem er sich in dem Zimmer eingerichtet, das er soeben, kurz nach seiner Ankunft in Berlin, in stiller Gegend des westlichen Stadtteils, nicht weit von der Geheimratsfamilie, gemietet hatte.

Hans Mannhart in Berlin!

Nach jener Rast auf der Hohneklippe, wo sich im wundervollen Herbstfrieden der Natur seine Seele gesund gebadet, hatte er das glückhaft Schifflein wieder zu Gesicht bekommen und hoch aufgehißt neben dem goldigen Mammonswimpel die scharlachrote Flagge der Liebe bemerkt, beide in lustigem Farbenspiel flatternd.

Zur Einsicht in die mannigfachen Gründe des Geschehenen gelangt, fand er, daß die Geliebte erklärlich und entschuldbar gehandelt; nun, nachdem das blinde Glück das Hindernis ihrer Vereinigung weggeräumt habe, sei es an ihm, einen Strich durch die Rechnung zu machen und auf's neue um Nellys Hand zu werben! Jetzt stand ihm ja die wunderschöne Welt sperrangelweit offen! Er konnte die Fronarbeit des Lehrerberufs verlassen, sich ganz seiner Lieblingsbeschäftigung widmen, nach der Residenz ziehen und dort in enger Gemeinschaft mit den Gelehrten seines besonderen Fachs an reichgefüllten Wissenskrippen schwelgen! Dort konnte er dem Feenkind ein würdiges Dasein bieten! Dort würde sein glückhaft Schifflein in den sicheren Hafen einlaufen!

Er erbat sich von der Schulbehörde zunächst einen halbjährigen Urlaub zu Studienzwecken nach Berlin, und bald stand er im Wirbel der Welt, „wo tücht'ge Menschheit rastlos schafft".

Sein erster Gang am Morgen nach dem Eintreffen in Berlin war zu dem Herausgeber der „Zeitschrift für Völkerkunde", der den jungen Kollegen mit aufmunternden Worten empfing. Dann sah er sich in den Straßen den Trubel der Weltstadt an, in der er neue Hütten bauen wollte, der Arbeit eine, der Liebe eine und eine dem Glück. Und dann, dem Lärm entflohen, schrieb er in stiller Stube das Gedicht mit dem Schluß:

„Willst Du mich finden, spätes Glück,
Sei's nur in jener Huldgestalt!"

Am nächsten Tage besuchte er die Geheimratsfamilie. Nun sahen sie sich wieder Aug' in Auge, die Huldgestalt und ihr treuherziger Verehrer, und was Eins in des Andern Blicken las, war süße Kunde des Herzens, die wie ein Hymnus von der Liebe Lust und Leid ihren Sinn berührte und die Seelen erhob. Also geschah es, daß ihnen zwischen den öden Mauern der Großstadt die goldne Zeit wiederkehrte, die sie in dem köstlichen Harzrevier durchlebt hatten.

Hans Mannhart war fortan täglicher Gast im Hause des Geheimrats, den Eltern als konvenabel gewordener Freier willkommen, von der Tochter in stiller Seligkeit begrüßt. Niemand von ihnen war darüber in Zweifel, weshalb er kam, doch kein voreiliges Wort, keine unbedachte Miene verriet ihm diese Kenntnis und störte die Harmlosigkeit des Verkehrs.

Indessen zeigte Nelly anfänglich eine Befangenheit, die ihr sonst fremd war. In ihre Freude mischte sich Scham ob des früheren Benehmens und des überwundenen Egoismus, die ihr Inneres erfüllende Jubelmelodie auf leisen Ton und weichen Akkord stimmend. Nach und nach aber, in gleichem Schritt mit dem einkehrenden Vertrauen auf eine gesegnete Zukunft, trat die Erinnerung an die häßliche Vergangenheit zurück, so daß Nelly das Auge fest und voll zum Geliebten aufzuschlagen vermochte.

Das waren ihnen rosige Tage, da sie jetzt gemeinsam die Herrlichkeiten genossen, die in der Residenzstadt für bildungsbedürftige, begeisterungsfähige, schönheitsfrohe Menschen aufgespeichert sind. Mit freundlichem Angesicht trat ihnen die Kunst entgegen in Museen, im Theater, in Musiksälen, ihr eigner guter Geist aber behütete sie vor jeder Begegnung mit der Aftermuse, die sich leider allzu oft auch in solchen Tempeln spreizt, die nach dem ursprünglichen Willen ihrer Erbauer nur der wahren Göttin geweiht sein sollten. Im Bewundern, Lernen und wechselseitigen Lehren vergingen ihnen die Stunden des Kunstgenusses schnell, wie auch die Zeit, die sie auf Spaziergängen in der Stadt und ihrer anmutigen Umgebung zubrachten. Aber es

war doch eine Art von Hetzjagd, die sie auf der Wildbahn der Sehenswürdigkeiten betrieben.

„Wie reich war doch der Inhalt der letzten Wochen!“ sagte Hans Mannhart einstmals, als er Nelly von einer Gemäldeausstellung heimbegleitete. „Eine Fülle von Gesichten! Wie sich das alles im Geiste durcheinander schiebt und nach Entfaltung drängt, die bei diesem fortwährenden Zuströmen neuer Labung nicht Platz noch Zeit findet! Nur in weltentrückter Klause ist die innere Verarbeitung all des so reichlich und eilig Geschauten, Gehörten, Erlebten möglich.“

„O Grafenrode! O Grafenrode! — So soll doch wohl Ihre Rede ausklingen?“ fragte Nelly, verständnisvoll zu ihm aufblickend. „Fühl' ich's doch selber, Herr Doktor, daß die Jagd nach dem Genuß, auch dem edelsten, dem Kunstgenuß, auf die Dauer ermüdet und Sehnsucht nach freundlicher Abgeschiedenheit erweckt! Ja, Sie sind großstadtmüde geworden, Herr Doktor, und sehnen sich nach den Harzer Bergen und der Studierstube zurück. Sie können's nicht leugnen.“

Der Doktor schwieg. Den leisen Seufzer, den er ausstieß, konnte seine Begleiterin gar nicht hören. Sie hing noch immer mit den Blicken an seinem Antlitz. Jetzt wandte er sich ihr zu und gewahrte die Teilnahme, die ihre Mienen verrieten. Das Blut schoß ihm warm ins Gesicht. Er glaubte in diesem Augenblick eine herrliche Entdeckung gemacht zu haben. Ein Weilchen gingen beide schweigsam neben einander. Dann fragte er zaghaft:

„Sie verstehen mich also, Fräulein Nelly, und — sind mit mir einverstanden?“

Jetzt war es an ihr, zu erröten. Sie war auf seine Frage nicht vorbereitet gewesen und vermochte die rechte Antwort nicht so bald zu finden. Nach ein paar Sekunden vergeblichen Nachsinnens nickte sie ihm freundlich zu. Das war auch eine Antwort, die den Stempel vollster Aufrichtigkeit trug.

Irgend ein Vorfall auf der Straße nahm plötzlich rücksichtslos beider Aufmerksamkeit in Anspruch. Hernach wollte die Unterhaltung nicht auf das vorige Thema zurückgleiten. An Nellys Hausthür verabschiedete sich der Doktor auf einige Tage, da er drängende Arbeit vor sich hatte. —

Hans Mannhart hatte bisher gegen die Geliebte und ihre Eltern der Erbschaft keinerlei Erwähnung gethan. Anfänglich wagte sich das Geständnis des mühelos erlangten Gewinns nicht über seine Lippen, auch bot sich keine passende Gelegenheit zum Auskramen der großen Neuigkeit. Alsdann aber bewog ihn etwas anderes, die Sache vor der Erkorenen und ihren Angehörigen geheim zu halten.

Bereits bei den ersten Besuchen war ihm die Veränderung aufgefallen, die Nellys Wesen während ihrer Trennung erlitten hatte. Je öfter er sie sah, desto gereifter und weiblicher erschien sie ihm. Ihre Lebensanschauung war offenbar gegen früher vertieft. Allerlei Tugenden, die er vordem an ihr nicht wahrgenommen hatte, Bescheidenheit, Wirtschaftlichkeit, Gefallen an der Häuslichkeit, traten hervor. Wie sehr war das doch nach seinem Sinn! Wie erfreute ihn doch diese Anspruchslosigkeit seiner Märchenfee!

Da verfiel er auf den lustigen Gedanken, ihr gegenüber den Märchenprinzen zu spielen, der als Hans Habenichts erscheint und, wenn ihm die Geliebte um den Hals gefallen ist, sich als Besitzer unermeßlicher Schätze entpuppt. Hans Mannhart, das große Kind, war ganz entzückt von dieser Idee und ließ die Geheimratsfamilie nun erst recht nichts von der Verschiebung seiner Lebenslage merken. Der Ahnungslose!

Fräulein Nelly aber spürte nicht minder, als die Ihrigen, daß er absichtlich über seine Vermögensverhältnisse schwieg. Doch während die Eltern rein aus Klugheit, um die Entwickelung der Dinge nicht zu stören, sein vermeintliches Geheimnis unberührt ließen, ging die Tochter in der Freude ihres Herzens und in wachsender Uebereinstimmung mit dem Empfinden des Geliebten gewandt auf seine Laune ein. Den vorzüglichen Eindruck, den er gleich nach dem ersten Wiedersehen in Berlin von ihrem Wesen empfangen, hatte sie keineswegs durch Heuchelei oder Schauspielerei erzielt; sie war ja wirklich besser geworden. Jetzt aber kam es nicht selten vor, daß sie vor seinen Augen das wirklich erwachte Verständnis für einfaches Leben und ernste Pflichterfüllung in das geborgte Gewand des Enthusiasmus kleidete und ihm in dieser Hinsicht ein X der Begeisterung für das U der maßvollen Neigung machte. Und das aus Liebe und in einer gewissen Harmlosigkeit. Sie beteiligte sich an dem von ihm begonnenen Versteckspiel mit demselben guten Gewissen, wie der brave Hüne. Aber wie er sich darauf freute, die Geliebte, sobald er ihrer Hand sicher geworden, durch die Mitteilung seiner märchenhaften Schicksalswandelung zu überraschen, so gefiel es ihr, trotz des Bewußtseins, daß sie jetzt auch dem armen Oberlehrer ihre Hand nicht versagen würde, in aller Herzensheimlichkeit die Zukunft, die ihr nicht nur Liebesglück, sondern auch reichliche äußere Behaglichkeit bringen sollte, vorzukosten.

In Armut — ja! wenn es nicht anders sein konnte! Die Wendung aber, die in der That die Dinge genommen hatten, war ihrer Meinung nach doch vorzuziehen.

Der heimwehbetroffene Hans Mannhart, der mittlerweile zu der Erkenntnis gelangt war, daß er sein großes Werk ebensogut zwischen seinen Bücherschränken in Grafenrode vollenden konnte, als an den Wissenskrippen der Residenz, hatte heut' einen freudigen Schreck empfunden bei der Wahrnehmung des Anteils, den Nelly an seiner Sehnsucht nach Grafenrode nahm. Das war ja eine herrliche Entdeckung! Also auch sie ist des nerventötenden Daseins in der Residenz satt, so jubelte es in ihm, auch sie sehnt sich nach dem Frieden der Natur, auch sie ist gleichgiltig gegen den Reichtum, der immer schwerer lastet — wollte Gott, ich hätte die verteufelte Erbschaft nie gemacht, oder wär' sie wieder los! Das war Hans Mannharts neueste Idee, und sie gab ihn nicht wieder frei. O glückhaft Schifflein, immer flotter steure dem Hafen zu mit deiner lustig wehenden roten Flagge! Der goldne Mammonswimpel flattert noch daneben, aber die Seele des Idealisten vom Schlage Hans Mannharts mag seiner nicht achten. Herunter damit, denn für sein Fahrzeug ist der Mammon selber doch nur hinderlicher Ballast! —

Hans Mannhart hatte eine Woche lang eifrig mit Sachwaltern und Gerichtspersonen zu schaffen und als er damit fertig war, atmete er auf, wie von drückenden Banden befreit: er war die verteufelte Erbschaft mit Anstand wieder los, die junge Antwerpnerin aber hielt jetzt als Schenkung in sicherer Hand, was ihr vordem als Erbschaft entgangen war.

(Fortsetzung folgt.)

Das Nest.

Am wilden Rosenstrauch, nun dürr und kahl,
Hängt noch ein Nest. Wie klang daraus hervor
Weit über das Gestad' im Frühlingsstrahl
Der zwitschernd-jungen Brut geschwätz'ger Chor!

Nun blieb nur eine Feder drin. Ihr Flaum
Bebt leise, wenn der Wind das Nest durchzieht,
Wie einer strengen Seele alter Traum,
Der immer flieh'n will und doch nie entflieh't.

Aus dem Italienischen des **Giovanni Pascoli** von **Paul Heyse.**

Träume.

Der Schlaf ist Traumlandsreise in einem gold'nen Kahn.
Die Seele gleitet leise auf stiller Wasserbahn.
Vom Ufer überhangen die Zweige grauer Weiden,
Und Wasserlilien prangen, die sich in Mondlicht kleiden.
Und Silbernebel fliegen wie Rauch von einem Sterne ....
Die Seele läßt sich wiegen in blaue Inselferne,
Wo Au'n im Mondlicht schimmern, wie Du sie oft geschaut,
Und Schlösser steh'n mit Zimmern, darin Du ganz vertraut.
Gestalten nah'n sich wieder, die Dich gewiegt als Kind,
Und singen Wiegenlieder, die längst verschollen sind.
Vertraute Stimmen tönen, bekannte Schritte schallen,
Und Reize blüh'n von Schönen, die längst in Staub zerfallen ....
Der Seligen Inseln findet der Seele Traumgesicht,
Das Sternen gleich erblindet im grellen Tageslicht . .

Rudolf Knussert.

Am Ufer.

Wie Feierglockenklingen, hell und tief,
Soll meine Seele aus dem Lichte schreiten,
Nun, da zum Fest der Herr der Ernte rief.

Im sonnverwehten Haar den Schnitterkranz —
Bluthеißer Mohn, blauflammende Cyanen —
Und Ähren, schwer und satt vom Reifeglanz.

Noch trunken von des Lebens rotem Blut —
Und schon zur Nacht gebreitet Herz und Hände —
Und schon die Sohlen in der kühlen Flut.

Wie warst Du schön im Blütenüberfluß,
Du gold'ne Zeit der Saat, des Werdens, Wanderns!
Noch fühl' ich brennen jeden Sonnenkuß —

Und jede Narbe, die vom Sturm mir blieb!
Wie hatt' ich, heißes Leben, vielgeschmähtes,
Mit jedem Funken meines Bluts Dich lieb!

Noch einmal brichst Du hell um mich hervor,
Wie Flammen, die nach Beute haschend greifen,
Ich aber schreite durch das dunkle Thor.

Dich, Leben, liebt' ich. Doch mich hält kein Band.
Und der Erfüllung geh' ich frei entgegen.
Von meinen Schultern gleitet das Gewand.

Und grüßend werf' ich in den finstern Glanz
Der Flut, drin aller Rätsels Lösung schlummert,
— Ein lachend Opfer — meinen Erntekranz.

Gertrud Klett.



Den Bühnen gegenüber Manuskript.

Des Königs Dank.

Schauspiel in drei Aufzügen von Ernst Wichert.

(Fortsetzung.)

Fünfter Auftritt.

Der König (geht einmal im Zimmer auf und ab). Dann Maria von rechts.

Maria. Ew. Majestät haben die Gnade —

König (stehen bleibend und sich ihr zuwendend). Treten Sie näher, Mademoiselle. Es war eine sehr sonderbare Situation, in der ich Sie getroffen habe. (Mit Schärfe.) Es pflegt sonst nicht Sitte zu sein, daß die Liebhaber einander in Gegenwart der Dame, die sie verehren, aufzuspießen bemüht sind.

Maria. Keiner kann diesen Vorfall mehr bedauern als ich, Sire — schon deshalb, weil ich mir selbst die Hauptschuld beizumessen habe.

König. Wie das?

Maria. Ich war durch eine intime Mitteilung, deren Ihre Majestät mich würdigte, in ungewöhnliche Aufregung versetzt worden. Es war unrecht, daß ich sie nicht bemeisterte, als ich zufällig den Junker von Brandt traf. Unser Gespräch wurde belauscht, und wieder war es mein Versehen, daß ich mich nicht sofort zurückzog und den Kammerjunker der Königin ersuchte, mich zu begleiten. Es fiel eine Beleidigung —

König. Die Ihnen galt?

Maria. Herr von Brandt behauptete es — und gewiß mit Grund. Es kam dann zu dem unseligen Kampf, den ich vergeblich bemüht war zu verhindern.

König. Und jenes Gespräch unter vier Augen — Josepha zählt nicht mit — — darf man seinen Inhalt erfahren?

Maria. Jenes Gespräch . . . (Entschlossen.) Ich bin Eurer Majestät ganze Offenheit schuldig. Wie sehr Sie mir zürnen mögen — ich plante eine fluchtartige Abreise.

König. Und weshalb, Mademoiselle?

Maria. Ew. Majestät Antrag für Oberst Chasot hatte mich überrascht, verwirrt, in eine Stimmung versetzt, in der ich meiner nicht mehr mächtig war. Ich glaubte, hier nicht frei eine Entscheidung treffen zu können und mich dem Zwang entziehen zu sollen, den ich selbst mir würde auflegen müssen.

König. Niemand dachte daran, Ihnen die Freiheit der Wahl zu verkümmern. Ich konnte freilich nicht ahnen, daß Ihnen Oberst Chasot so sehr zuwider wäre.

Maria. So ist es auch nicht. Ich achte ihn hoch, ich schenke ihm volles Vertrauen. Nur, ob mein Herz —

König. Ein vielleicht zu eigensinniges Herz.

Maria. Vielleicht, Sire. Es meinte bisher in seinem Stolz, Weisung nur von sich selbst annehmen zu dürfen.

König (forschend). Und es hatte schon gesprochen — wie?

Maria (zögernd). Es schien in demselben Augenblick zu sprechen, in dem es sich durch eine unerwartete Beeinflussung verletzt fühlte.

König. Es schien . . . Zu Gunsten des Junkers von Brandt. Ist's nicht so?

Maria. Ich darf Ew. Majestät keine Unwahrheit sagen.

König. In demselben Augenblick . . . Und vorher war nichts zwischen Ihnen und dem Junker heimlich verabredet?

Maria. Nichts.

König. Also eine Liebelei, die morgen vergessen ist. Oberst Chasot wird dann hoffentlich nicht vergeblich anklopfen.

Maria. Doch, Sire —: wenn der arme Junker meine Unbedachtsamkeit so schwer büßen müßte.

König. Da ist nun nicht zu helfen. Offenbar wollte er desertieren.

Maria (erschreckt). Desertieren? Ich weiß nicht . . . Er dachte schwerlich daran, sich als Offizier vergehen zu müssen. Und wenn doch . . . Ich verleitete ihn dazu.

König. Mademoiselle nimmt allzu großmütig eine Schuld auf sich, die doch nur Ihrer verführerischen Liebenswürdigkeit zur Last fallen könnte. Ah! er ist ein Mann! Ein Offizier, der einer Liebschaft wegen Eid und Pflicht vergißt —! Das bringt ihn bei mir um den Rest von guter Meinung.

Maria. Es scheint, daß ich noch mehr Eurer Majestät Zorn errege, statt ihn zu besänftigen. O,

mein Gott, was soll ich thun, ihn ganz auf mich abzulenken? Entziehen Sie mir Ihre Huld, verbannen Sie mich von Ihrem Hofe, Sire, aber erleichtern Sie meine Gewissensangst! Ich kann nicht glauben, daß es Ihnen Ernst damit ist —

König. Voller Ernst, Mademoiselle. Meine Mutter wird Sie davon überzeugen.

Maria. So strafen Eure Majestät zugleich mich unbarmherzig. Mein ganzes Dasein . . . (Bricht in ein heftiges Weinen aus.)

König. Keine Thränen, Mademoiselle. Sie wären das letzte Mittel, mich meiner Regentenpflicht abtrünnig zu machen.

Maria. Gnade, Sire, Gnade für einen Unglücklichen —

König. Ich will ein für allemal davon nichts hören. Ein Pflichtvergessener und Verächter des königlichen Willens ist er. Sie aber, Mademoiselle, thun sehr übel daran, ihn in Schutz zu nehmen. Es ist Ihnen an meinem Hofe viel Freundschaft bewiesen worden. Ich möchte nicht Grund haben, Ihnen vorwerfen zu müssen, sehr undankbar zu sein. Sie klagen sich selbst großer Unbedachtsamkeit an, und ich kann Sie in der That nicht ganz freisprechen. Es wird an Ihnen sein, durch Ihr weiteres Verhalten mir den Beweis Ihrer aufrichtigen Reue zu geben. Adieu, Mademoiselle. (Ab nach rechts vorn.)

Maria (geht ihm einige Schritte nach). Sire — Sire —! — Nun ist alles verloren. — Nein! ich lasse nicht ab von ihm. Jetzt soll Chasot zeigen, ob er der Ritter ohne Furcht und Tadel ist, den der König seinen Freund nennt. (Ab nach links.)

Sechster Auftritt.

Fredersdorf und mehrere Lakaien von rechts vorn. Die Lakaien sind mit allerhand Tafelzeug beladen, schieben einen ovalen Tisch mehr nach der Mitte und decken ihn (oder tragen ihn gedeckt herein), stellen dann auch zehn Stühle herum.

Fredersdorf. Eilt euch, eilt euch. Majestät lieben es nicht, wenn die Tafelstunde auch nur eine Minute verschoben werden muß. — Schont mir das Silber. — Der Aufsatz ist zu hoch. Majestät wollen jedem in die Augen sehen können, mit dem Sie sprechen. — Zehn Stühle. Neben Seiner Majestät Platz zu beiden Seiten etwas Raum. Aber nicht auffallend. So!

Siebenter Auftritt.

Vom Garten der Baron von Pöllnitz und Maler Pesne.

Pöllnitz. Sie sind doch ein gottbegnadeter Mann, lieber Pesne — wahrhaftig!

Pesne. Ich beklage mich nicht, bester Baron. Dürfte ich aber wissen, worauf Sie in diesem Augenblick sticheln?

Pöllnitz. In allem Ernst, Teuerster. Die Damen wollen sich nur noch von Antoine Pesne malen lassen. Und es sind darunter sehr vornehme, sehr junge Damen — sehr schöne Damen; alle sehr passioniert, ihre Reize nicht zu cachieren — hi, hi hi! Nun wieder Demoiselle van Boeren! Vermutlich in einem Schäferkostüm, das Sie angeordnet haben, die weißen Schultern und Arme nur durch ein Bändchen von Fingerbreite gesondert, der keusche Busen durch eine Rosenknospe – verhüllt, hi, hi, hi!

Pesne. Da irren Sie doch sehr. Demoiselle van Boeren wird in einer holländischen Halskrause stecken, aber auch so ganz allerliebst aussehen.

Pöllnitz. Gott, diese Maler, diese Maler! Zu Ihren reizenden Amoretten brauchen Sie doch auch Modelle Und Ihre Bilder wimmeln davon. Daß Sie noch nicht blind geworden sind —!

Pesne. Hoffentlich haben meine Bilder Ihren Augen nicht geschadet, Herr Baron.

Pöllnitz. Bewahre! Ich genieße sie nur als Kunstwerke. À propos, meine Freundin, die Markgräfin von Baireuth, fragte kürzlich an —

Pesne. Ist die Frau Markgräfin Ihre Freundin?

Pöllnitz. Ich darf sie so nennen. Entre nous —: wir schreiben zusammen die intimsten Memoiren. Eine Dame von viel Esprit, und moquant — hi, hi, hi! Was ich sagen wollte . . . ja! sie fragte an, ob das Porträt ihres adorierten Bruders, gemalt von Antoine Pesne, bald fertig wäre. Sie brennt vor Ungeduld, es zu besitzen.

Pesne. Der König kann sich so schwer entschließen, mir eine Stunde seiner kostbaren Zeit zu schenken.

Achter Auftritt.

Die Vorigen. Marquis d'Argens, Algarotti von links.

Pöllnitz (ihnen entgegen). Ah, der Herr Marquis d'Argens — Monsieur Algarotti! Welche Freude, mit Ihnen dinieren zu können. Majestät haben heute für exquisite Genüsse gesorgt.

d'Argens (zu Algarotti). Wollten Sie nicht dasselbe behaupten, als Sie Herrn Baron von Pöllnitz bemerkten?

Pöllnitz. Zu aimable, wenn ich Sie recht zu verstehen wage. Mein Himmel! ich bin ja nur der Empfangende, Sie sind die Gebenden. Ich fange Ihren Witz gleichsam im Spiegel auf, um ihn dann nach allen Seiten ausstrahlen zu lassen. Man macht sich der Gesellschaft auf die dankenswerteste Weise beliebt, wenn man ausplaudert, was an des Königs Tafel gesprochen ist.

Algarotti. Sie sind also ein sehr gefährlicher Tischnachbar, lieber Baron. Ach, Pesne! Wissen Sie schon von den neuesten Ausgrabungen in Rom? Wunderbare Mosaiken . . . (Tritt mit Pesne beiseite.)

Neunter Auftritt.

Die Vorigen. Oberstallmeister von Schwerin (alter Herr mit schwerfälligem Gang) durch die Mitte.

Schwerin. Komme ich noch nicht zu spät? Das ist ein Wunder. Die alten Beine verrechnen sich gern in der Zeit.

Pöllnitz. Excellenz stehen noch immer Ihren Mann.

Schwerin. Stehen, Kindchen? nein . . . Stehen nicht. Setzt mich aufs Pferd, da will ich mit dem Teufel um die Wette reiten, ha, ha, ha! noch heut. Und an der Tafel pflege ich eine gute Klinge zu schlagen. Aber mit den Beinen ist kein Staat mehr zu machen. Sind zu fatiguiert gewesen auf den Jagden mit dem hochseligen König. Na — jetzt hat das Wild gute Tage. (Schaut sich um.) Schöngeister — Gelehrte — Maler —? Da gehört unsereins ja garnicht dazu, wenn man nur sein bischen Pferdeverstand mitbringt.

Pöllnitz. O—oh! Excellenz thun sich Unrecht.

Schwerin (schalkhaft). Glauben Sie wirklich?

d'Argens (lachend). Der Baron hat heut wieder seinen großen Tag.

Pöllnitz. Was — was — was? Aber Sie bilden sich doch nicht ein — (bemerkt die Eintretenden und eilt entgegen). Durchlaucht!

Zehnter Auftritt.

Die Vorigen. Herzog **Ferdinand von Braunschweig**. Graf **Gotter** von links im Gespräch.

Gotter. Durchlaucht müssen das freilich besser beurteilen können.

Ferdinand. Weil ich Seine Majestät zur Armee nach Schlesien begleitete, mit eigenen Augen sah. Schlesien schickt sich überraschend gut in die neuen Verhältnisse. Der König ist sehr beliebt.

Gotter. Daran zweifle ich nicht. Nur ob der Frieden als gesichert betrachtet werden könne —

Ferdinand. Wir sind auf den Krieg gefaßt. Vorläufig können wir es uns wohl sein lassen. (Die Anwesenden begrüßend.) Pöllnitz! Mir schien's, Sie spitzten die Ohren. (Zu Gotter.) Ich habe doch kein politisches Geheimnis verraten? (Lachen. Zu Marquis d'Argens beiseite.) Majestät behauptet, er mache immer ein Gesicht comme un cocu. — Mein alter Schwerin! Es ist mir eine Freude, Sie zu sehen.

Schwerin. Ganz im Vertrauen, Durchlaucht, ich hab' ein gut' Pferd für Sie in meinem Stall — feurig, ausdauernd, nicht allzu teuer.

Ferdinand. Ich besehe mirs morgen.

(Auf der Terrasse wird Chasot sichtbar. Josepha tritt an ihn heran und steckt ihm ein Billet zu.)

Ferdinand. Ist das nicht Chasot?

Pöllnitz. Die Damen laufen ihm überall nach. Ein Schwerenöter!

(Die Herren lachen.)

Elfter Auftritt.

Die Vorigen. Chasot durch die Mitte.

Alle. Chasot — Chasot — Willkommen!

(Begrüßen ihn.)

Chasot. Ich finde die Herren so vergnügt beisammen. Darf ich den Grund nicht erfahren?

Ferdinand. Aber ein Rendez-vous bei lichtem Tage auf der Terrasse des Schlosses können wir doch nicht unbemerkt lassen.

Pöllnitz. Ein so schönes Paar sieht man nicht alle Tage.

Chasot. Der Baron ist neidisch.

Ferdinand. Lesen Sie doch, lesen Sie. Ihnen schmeckt sonst das Essen nicht.

Chasot. Wenn Durchlaucht erlauben. — Ich bin wirklich neugierig. (Tritt zur Seite und öffnet das Billet.)

Ferdinand. Was bringen uns die gelehrten Herren Neues? (Unterhält sich mit d'Argens und Algarotti.)

Chasot. Höchst merkwürdig. Fräulein van Boeren bittet mich um eine kurze Unterredung nach der Tafel? (Liest.) „Der König hat Ihretwegen mit seiner Mutter gesprochen." — Der König? Meinetwegen? Und das weiß sie? (Liest.) „Ich glaube, deshalb unter allen Umständen Ihre freundschaftlichen Dienste anrufen zu dürfen. Der Fall ist sehr dringlich." Rätselhaft, alles rätselhaft. Sollte der König sich erinnert haben . . . Aber gerade jetzt! (Liest.) „Sie allein können helfen. O, helfen Sie! Ich rechne auf Ihre Ritterlichkeit, Herr Graf — ganz die Ihrige — Marie van Boeren." Wenn das mehr als eine höfliche Redewendung ist . . . . Der König! (Er verbirgt das Billet.)

(Fortsetzung folgt.)

Der Teppich.

Sehr viel Gold ist in mein Lied gewoben,
Helle Fäden von der Morgensonne,
Funkelglanz der bebenden Gestirne
Und das dunkle Blau der Sommernächte . . .
Sehr viel Blumen sind hineinverbreitet
In den weichen Teppich meines Liedes —
Heiße Rosen, die beseligt atmen,
Und die schwer-geneigten Hyazinthen.
Und von Frauen, die darüber gingen,
Ist ein feiner, flücht'ger Duft gefangen
In des Teppichs mattem Lichtgewebe:
Frauen mit dem lässig-müden Gange,
Frauen mit den zierlich-leichten Tritten,
Alle, die ob meinem Traume schwebten,
Hat der Teppich heimlich aufgenommen —
Und Du hörst daraus Gewänder rauschen,
Und Du hörst die feinen, flücht'gen Tritte
Vieler Frauen und die flüchtig feinsten
Leiser Elfen, die im Mondesdämmer
Über den beseelten Teppich spielten . . .

Paul Wertheimer.

„Die Bäume rauschten leis' im Wind . . .“

Die Bäume rauschten leis' im Wind
Gar lust'ge Melodei.
Die Spielgefährten mir als Kind,
Die mich im Arm gewiegt so lind,
Sie lächeln nur: „o komm geschwind.“
Als ob ich Kind noch sei.

Es flüstert rings, „erinn're Dich,
Sei Kind noch einmal Du,“
Die Zweige schwankend grüßen mich,
Und bitten sanft und feierlich;
Unwiderstehlich zog es mich
Hinein zur Waldesruh'.

Zur reinen Luft, von Dunst befreit.
Im Wald, der schweigend steht,
Still feierlich rings weit und breit,
Als ob vor ihrer Schlafenszeit
Natur zur Andacht war bereit,
Stand ich wie im Gebet.

Vor mir in langen, dunklen Reih'n
Die Fichte aufwärts strebt,
Mit Fächerzweigen spitz und fein —
Nur ab und zu ein Sonnenschein
Drang durch und schien ein Band zu sein
Aus blauem Dunst gewebt.

Wie er die müde Stirn umweht
Als wie ein Nebel leis' —
Der Jugend Traum mir neu ersteht.
Der Sommerregen, ach so spät
Auf reifes Korn herniedergeht
Wie einst auf knospend' Reis.

Aus dem Englischen des Longfellow von H. H.

Im Feld.

Fern Berge, die sich tief ins Blau verlieren,
Und fern des Lebens unruhvoller Klang.
Hier ist kein Atemzug der Welt zu spüren,
Nur Fliederdüfte weh'n den Rain entlang.

Nur Du und ich zieh'n träumend durch die Raden,
In die der Wind die Finger harfend legt,
So traumverloren, fern von Ziel und Pfaden,
Den Weg, den uns die blinde Sehnsucht trägt.

Und wie sich dort die Halme zärtlich neigen,
So finden heiße Lippen sich im Kuß . .
Die bunten Blüten nicken her und schweigen
Und senden tausend Düfte uns zum Gruß . .

Stefan Zweig.

Die Liebe.

Lieb' ist eine Blume,
Die Blätter wie Blut.
Ein Kränzlein von Thränen
Matt glänzend drin ruht.

Und wer sie gefunden,
Den lockte ihr Schein:
Er brach sie und legte
Ins Herz sie hinein.

Da brennen die Thränen,
Das Blut wogt ihm schwer — —
Nun möcht' er sie töten
Und kann es nicht mehr.

Maria Schneider.

Der Grünfink.

Spätschnee fiel; es ist ein Jammer.
Kommt herbei nur Fink und Ammer,
Vor dem Fenster ist gestreut.
Und sie picken hocherfreut.

Schwirrt ein Grünfink an, ein frecher;
Jagt die andern auf die Dächer.
Flügelschlag und Schnabelstoß;
Neid und Zorn sind gar zu groß.

Hob ich auf den Vorhang sachte;
Wie der Kerl davon sich machte!
Fink und Ammer fliegt herbei,
Glaubt, daß es ein Wunder sei!

Hans M. Grüninger.

Über Georg Büchner.

Von Karl Emil Franzos.

II.

Eine Häufung äußerer Hindernisse — Raummangel und Unwohlsein — haben es bewirkt, daß ich erst nun die Fortsetzung der Mitteilungen bieten kann, die ich der öffentlichen Erklärung des Herrn Prof. Alexander Büchner in der „Gegenwart" über meine Ausgabe von Georg Büchners Werken entgegenzustellen habe. Eine Erwiderung des Herrn Prof. Büchner auf meinen ersten Aufsatz (S. 195 ff. des laufenden Bandes) ist mir nicht bekannt geworden; ebensowenig eine andere, darauf bezügliche Auslassung in der Presse.

Herr Prof. Alexander Büchner hat behauptet, er habe im Verein mit seinem Bruder Ludwig die „Nachgelassenen Schriften" seines Bruders Georg 1850 herausgegeben. Ich habe nachgewiesen, daß dies nicht richtig ist, daß Herr Prof. Alexander Büchner sich eine Arbeit zuschreibt, die er nicht geleistet hat, an der er auch in keiner Weise beteiligt war, und daß diese Ausgabe nur von Ludwig Büchner besorgt worden ist. Herr Prof. Alexander Büchner hat sich ferner bemüht, den Sachverhalt so darzustellen, als seien die „Nachgelassenen Schriften" von 1850 die eigentliche, gründliche und erschöpfende Ausgabe von Georg Büchners Werken gewesen, so daß ich nur eine „Volksausgabe" zu redigieren begonnen hätte. Dem gegenüber habe ich nachgewiesen, daß die „Nachgelassenen Schriften" ein hastig und mit ungeübter Hand hergestellter Abdruck des Materials waren, soweit es Ludwig Büchner ohne Mühe erreichen konnte, und daß dieser Abdruck zudem inkorrekt war und von unzähligen Fehlern wimmelte, die sich aus der Flüchtigkeit oder der Willkür des Herausgebers erklären.

Wie nun steht es um die Wahrheit der anderen, von Herrn Prof. Alexander Büchner in jener Erklärung aufgestellten Behauptungen? Ist es richtig, daß ich mich 1879 zur Veranstaltung einer „Volksausgabe" erboten habe, daß diese Ausgabe nur eine Volksausgabe war, und daß ich diese zwar begonnen, aber nicht beendigt habe, so daß Dr. Ludwig Büchner sie beendigen mußte?!

Ich erwidere: Nein, es ist nicht wahr, es ist keine Silbe davon wahr, und Herr Prof. Alexander Büchner muß wissen, daß es nicht wahr ist.

Hier der Beweis. Die Notwehr zwingt mich, ihn eingehender zu führen, als mir selbst erwünscht ist. Denn wenn mir öffentlich vorgerückt wird, ich hätte mich nur flüchtig mit Georg Büchner beschäftigt und mich 1879 zur Veranstaltung der im Januar 1880 erschienenen Ausgabe erboten, so muß ich sagen, wie anders auch diese Dinge in Wahrheit liegen.

Noch auf dem Gymnasium (1867) spielte mir ein Zufall Georg Büchners „Dantons Tod" in die Hand. Der Eindruck auf mich war ein ähnlicher, wie ihn mir kurz vorher Lenz gemacht hatte; ich war entzückt und begeistert. Dieser Eindruck wuchs und vertiefte sich, als ich beide Dichter während meiner Universitätsjahre wieder las; allerdings trat nun an die Stelle der kritiklosen Bewunderung die verstehende Liebe, die auch die Mängel sieht, aber recht zu erklären weiß. Teurer als Georg Büchner waren mir damals vielleicht nur Goethe und Heine, ebenso teuer nur Wenige, sämtlich Realisten, namentlich die Russen Gogol-Pawlow, Turgenjew; zu einem Verständnis für den Dramatiker Schiller kam ich erst später, zu dem Lyriker Schiller habe ich auch heute keine innere Beziehung. Weil dem so ist, darum ist mir, nebenbei bemerkt, nie vorher und nachher ein kritisches Urteil über mich so unbegreiflich gewesen, wie Richard M. Meyers Behauptung in seiner „Deutschen Litteratur des Neunzehnten Jahrhunderts", meine „Neigungen gingen stark nach den Normen der Schillerschen Zeit", ich sei sogar „im Grunde unter allen im Jahrzehnt 1870—1880 neu auftretenden Autoren am ehesten Klassizist", doch hätte ich auch „die Sympathie mit romantisch-realistischen Naturen — wie Georg Büchner — nicht verleugnet". Die Wahrheit ist, daß diese Sympathie meinem innersten Wesen entsprach, daß ich — so viel darf ich selbst sagen, weil damit die Talentfrage in keiner Weise entschieden ist — selbst ein romantischer Realist war. Wer unter den Lesern dieser Zeilen die herrschende Litteratur jener Tage mit meinen Jugend-Arbeiten vergleichen kann, weil er zufällig diese Arbeiten („Juden von Barnow", „Moschko von Parma") kennt, wird verstehen, wie stark ich mich zu den romantischen Realisten hingezogen fühlen mußte. Denn, ob man die Thatsache nun nicht kennt, wie wohl die Meisten, oder totschweigt, wie dies Einige thun, oder ob man sie ins Licht stellt, wie dies Hanstein in seinem kürzlich erschienenen Buch über das „Jüngste Deutschland" gethan hat, eine Thatsache bleibt es doch, daß ich in einer Zeit, die sich so weit, als überhaupt möglich, vom Realen abgewendet hatte, einer der zeitlich ersten Schriftsteller war, die sich wieder der Wirklichkeits-Schilderung zuwandten, und daß ich, wie ich dies im Vorwort meines ersten Buches aussprach, von Anbeginn darnach strebte, „die Wahrheit künstlerisch zu gestalten". Diese Thatsache aber gehört hier zur Sache, denn sie macht es erklärlich, warum ich in einer Zeit, da ganz andere Strömungen die Litteratur beherrschten, immer wieder zu den romantischen Realisten, und namentlich zu Büchner zurückkehrte, um mich an dem Naturlaut in seinen Werken zu laben. Wie vereinzelt ich damals, zuerst in Graz, dann von 1873 ab in Wien mit meiner Liebe für Büchner stand, mag die Thatsache beweisen, daß mir ein Vertreter der deutschen Litteratur-Geschichte auf meine Frage, ob er mir nicht die „Nachgelassenen Schriften" leihen könne, erwiderte: „Sie meinen wohl Ludwig Büchner? „Kraft und Stoff". Einen Georg Büchner

giebt es nicht!" Auch bedurfte es 1874 langen Suchens in Katalogen, bis mein Buchhändler, der alte Wilhelm Braumüller am Wiener „Graben", den Verlag der „Nachgelassenen Schriften" ausfindig machen und sie für mich beziehen konnte. „Das ist meines Wissens", sagte mir der alte Herr lächelnd, als er mir das Buch endlich übergab, „doch wohl der unbekannteste deutsche Dichter. Man soll zwar in dieser Beziehung nie einen Superlativ gebrauchen, aber ich glaube: der ist's."

Kurz nachdem ich so alles, was damals von Büchner vorlag, gelesen hatte, schrieb ich einen Essay, in dem ich Lenz und Büchner mit einander verglich und aus ihren Werken, namentlich auch aus Büchners herrlichem Novellen-Fragment „Lenz" — mit dem Schönsten, was je ein Dichter über einen Dichter geschrieben hat — nachzuweisen suchte, wie kongenial Büchner seinem Vorgänger war. Ich war inzwischen mit der „Neuen freien Presse" in Verbindung getreten, deren Chef-Redakteur Michael Etienne fast alles druckte, was ich ihm gab. Dieser Aufsatz gehörte zu dem Wenigen, was er zurückwies. Er war ein litterarisch sehr gebildeter und feinfühliger Mann und ließ beide Dichter gelten. Aber eine Zeitung, meinte er, dürfe nur von „zwei Sorten Litteratur" sprechen, „solcher, welche die Leute interessierte, und solcher, welcher sie interessieren könnte". Büchner und Lenz seien nun unbekannter, ungelesener, als je zuvor, und das Publikum, das im Banne des herrschenden Geschmackes sei, könne keinen Gefallen an ihnen finden, auch wenn es sie lesen würde. Aus anderen Gründen lehnte der Chef-Redakteur des Wiener „Fremdenblatt", Herr von Martini, gleichfalls ein litterarisch versierter Mann, der auch beide Dichter kannte, den Aufsatz ab. „Diese wüsten Bursche", sagte er mir, „sind ja eigentlich gar keine Dichter, denn sie haben ja keine Form. Freuen wir uns doch daran, daß wir in Zeiten leben, wo gottlob die Kunstform des Dramas endlich feststeht! Warum nun an Leute erinnern, die eben zu wenig Kraft und Selbstzucht hatten, sich die Beherrschung dieser Form zu erringen?!" Ich dachte mir mein Teil, aber der Aufsatz mußte ungedruckt bleiben.

Etwa ein Jahr später sollte auf dem Zürichberg ein allerdings sehr bescheidenes Grabdenkmal für Georg Büchner enthüllt werden. Der Friedhof am Zeltweg, wo seine Gebeine ruhten, sollte aufgelassen werden; reichsdeutsche Studenten beider Züricher Hochschulen sorgten dafür, daß die Überreste des Dichters ausgehoben und unter der „Deutschen Linde" auf dem Zürichberg neu bestattet wurden; auch die Kosten für einen Denkstein brachten die jungen Leute, von einigen aus Deutschland stammenden Züricher Professoren unterstützt, zusammen; die Enthüllung des Grabsteins war auf den 4. Juli 1875 angesetzt. Etwa 14 Tage vorher kam mir zufällig eine Notiz darüber in einem Züricher Blatte vor Augen; ich ging sofort zu Etienne und bat ihn, mich zu diesem Tage ein Feuilleton über Büchner schreiben zu lassen. „Nicht gern!" war seine Antwort. „Aber da Ihnen so viel d'ran liegt — in Gottes Namen! . . . Aber halt!" Er griff nach dem Kalender. „Richtig! Der 4. Juli ist ja ein Sonntag! Eigentlich sollte man selbst an einem Wochentag keine unbekannten Toten ausgraben — und am Sonntag geht's schon garnicht!" Wir einigten uns dahin, daß der Aufsatz schon am 3. Juli erscheinen sollte. Ich schrieb an Ludwig Büchner und fragte nach den besten Quellen; er konnte mich auch nur auf die „Nachgelassenen Schriften" verweisen. Ich schrieb den Aufsatz und sandte ihn an Etienne. Am 3. Juli erschien er nicht. Bestürzt fand ich mich des Vormittags bei Etienne ein. „Kommt", rief mir der anscheinend rauhe, in Wahrheit liebenswürdige und warmherzige Mann schon beim Eintritt entgegen, „kommt morgen!" Denn der Aufsatz habe ihm gefallen, und darum wolle er seinerseits alles thun, damit er beachtet werde. „Nützen wird's freilich nichts!" fuhr er in seinem gutmütigen Polterton fort „Sie sprechen ja gegen den Wind! Der Wind reißt Ihnen das Wort vom Munde weg! In einer Zeit, wo der Ebers, der Wolff und der Lindau die großen Leut' sind, wollen Sie Büchner wieder lebendig machen?! Und wenn Sie sich die Finger krumm schreiben, es hilft nichts!" Mit diesem erfreulichen Prognostikon gab er mein Feuilleton für den Sonntag in Satz.

Das war der erste von meinen mehr als vierzig Aufsätzen über Georg Büchner, der im Druck erschienen ist. Mit dem Erfolg für die Sache, der ich dienen wollte, konnte ich zufrieden sein. An die Redaktion kam ein Häuflein Briefe; ein einziger witzelte: meine Spezialität scheine nun einmal das Rohe, zuerst rohe Völker, dann rohe Dichter; aber die anderen wollten den Preis des Buches wissen. Der alte Braumüller sagte mir staunend: „Donnerwetter! Zwei Exemplare sind bei mir bestellt — den Verleger trifft vor Überraschung und Freude der Schlag!" Wenn auch dies erfreulicherweise nicht eintrat, so erzählten mir doch die Herren seines Kontors drei Jahre später, wie erstaunt sie gewesen seien, als nun plötzlich etwa 40 Bestellungen kamen, während bis dahin kaum 2—3 Exemplare jährlich abgegangen waren — und nun gar fast alle aus Österreich. Im Juli 1875 aber dachte ich, man müsse das Eisen schmieden, so lange es warm sei, und bestürmte Etienne so lange, bis er auch einen längeren Bericht aufnahm, den Ludwig Büchner auf meine Anregung über die Enthüllung des Grabsteins eingesendet hatte; Etienne that es ungern, weil er eine Abneigung gegen Ludwig Büchners Art hatte, dessen Standpunkt er einmal in einem Leitartikel als: „Fleischhauer-Philosophie" gekennzeichnet hat. Das nicht geistlose, aber doch allzu grobe Wort ist dann viel zitiert worden; Etienne that sich darauf zu gute, daß es von ihm herrühre.

Kurz darauf schrieb mir Ludwig Büchner (aus Darmstadt, 10. Juli 1875) über meinen Essay einen Dankbrief in den denkbar wärmsten Ausdrücken. Ich teile nur den folgenden, relativ kühlsten Satz daraus mit, auch diesen nur widerstrebend, aber er gehört zur Sache:

„Ich halte Ihre Arbeit für das Beste, was bis jetzt über Georg Büchner geschrieben worden ist, und sie wird nicht wenig zur Berichtigung der vielen falschen Urtheile beitragen, welche in der Litteratur über G. B. gang und gäbe sind, und welche Einer dem Andern gedankenlos nachschreibt."

Der Brief gipfelte in der Bitte, mich auch ferner mit dem Dichter zu beschäftigen.

In meinem Antwortschreiben dankte ich für die freundliche Beurteilung meiner Arbeit, und durfte — es war mir ja selbst eine Herzenssache — getrost versichern, daß ich auch ferner für den Dichter eintreten wolle, so weit mir irgend Gelegenheit dazu geboten sei. Gleichzeitig fragte ich an, wie es um die, in der Einleitung der „Nachgelassenen Schriften" erwähnten, aber in dieser Ausgabe nicht mitgeteilten Manuskripte und Briefe stehe, und ob sie im Besitz der Familie seien.

Die Antwort lautete: Da sich Ludwig Büchner seit

1850, also seit fünfundzwanzig Jahren, nicht mehr mit dem Nachlaß beschäftigt, auch kein anderes Familienglied dazu die Zeit gefunden habe, so könne er mir zunächst über das, was etwa noch vorhanden sei, keinen bündigen Bescheid geben. Aber was 1850 vorhanden gewesen sei, sei vermutlich auch nun noch da und stehe mir auf Wunsch zur Verfügung.

Hierauf erbat ich Zusendung des Materials.

Ende Juli 1875 erhielt ich einen ganzen Haufen Packete voll Manuskripten. Der Begleitbrief Ludwig Büchners (Darmstadt, 29. Juli 1875) gab die Erklärung ab, dies sei der ganze, in seinen Händen befindliche und noch erhaltene Nachlaß. Anderes habe möglicherweise noch die Braut des Dichters, Fräulein Jaeglé.

Die Sendungen waren sämtlich unfrankiert und kosteten, weil auch die damals in Österreich hoch bemessenen Strafporti darauf hafteten, ein hübsches Sümmchen. Ich darf aber versichern, daß ich, obwohl damals nur ein junges, mit harten Sorgen kämpfendes Schriftstellerlein, über diese unvermutete Erleichterung meines Beutels viel weniger betrübt war, als über den Inhalt von Brief und Packeten. ‚Es wäre ja‘, dachte ich, ‚eigentlich in der Ordnung gewesen, wenn Herr Dr. Ludwig Büchner mir den Nachlaß seines Bruders, mit dem ich mich auf seinen Wunsch beschäftigen soll, da kein Familienglied dazu geneigt war und ist, unter Aufwendung von etwa 15 Mark Porto zugesendet hätte, während ich nun das Vierfache bezahlen muß, aber das wird er wohl vergessen haben, obwohl er leicht daran hätte denken können. Etwas Anderes aber, woran schwerlich jemand gedacht hätte und was er leider nicht vergessen hat, betrübt mich weit mehr; das ist der Schluß seines Schreibens!‘ Denn dieser Schluß lautete wörtlich:

„Sollten Sie am Schluß Ihrer Arbeiten noch einige Notizen über die jetzt noch lebende Familie Büchner beizufügen gewillt sein, so stehe ich seinerzeit mit den nöthigen Materialien zur Verfügung."

Das klang mir recht unbehaglich ins Ohr. Ich sollte also am Schlusse meiner Aufsätze über Georgs Werke oder den Mitteilungen aus seinem Nachlaß jedesmal eine Reklame für seine drei schriftstellernden Geschwister Ludwig, Luise und Alexander Büchner beifügen; die „nötigen Materialien" wurden mir angeboten. That ich's, dann wunderten sich die Leute über meine haarsträubende Geschmacklosigkeit, meine Essays mit solchen Notizen zu beschließen, und that ich's nicht, so wurde mir dies von den drei Geschwistern gewiß nicht günstig vermerkt. Und ich brauchte sie ja voraussichtlich um der Sache willen; bei der Bearbeitung eines litterarischen Nachlasses ist man ja erfahrungsgemäß immer wieder auf Mitteilungen und Nachforschungen der Familie angewiesen. Was thun? Etienne, dem ich den Brief zeigte, sagte mir mit grimmigem Hohne: „Ich gratuliere zu Ihrer Ernennung, Herr Privatdozent für Fleischhauer-Philosophie! Bitte aber gefälligst anderswo darüber zu dozieren, als in meinem Blatte!"

Indes, das war cura posterior. Etwas Anderes aber, was meine nächste Sorge sein mußte, war der abscheuliche Zustand des Nachlasses. Er war offenbar auf einem Dachboden in einer schlecht verwahrten Kiste, dem Staub, dem Regen, den Mäusen preisgegeben, aufbewahrt, und nun so, wie er war, in Packete gestopft worden; sogar den Staub und den Unrat der Mäuse hatte man vorher nicht ganz entfernt. Vollends war keine Sichtung erfolgt, und so lagen auch mehrere Pfunde alter Zeitungen aus den fünfziger Jahren bei. Ein Teil der Manuskripte, so namentlich die Schulhefte und Einiges aus den philosophischen Schriften, war von den Mäusen angenagt oder es war vermodert; selbst die Manuskripte, die noch ganz erhalten waren, hatten durch Nässe gelitten und verbreiteten einen schrecklichen Geruch. Ich hatte der guten alten Frau, einer Hebamme in Mödling bei Wien, bei der ich damals ein möbliertes Stübchen bewohnte, in meiner Herzensfreude Mitteilung gemacht, welchen Schatz ich erwartete; kaum des Lesens und Schreibens kundig, verstand sie doch soviel davon, es handle sich um den Nachlaß eines längst dahingeschiedenen Jünglings, der bei längerem Leben vielleicht so viel geworden wäre, wie der alte Herr von Grillparzer in der Spiegelgasse in Wien, den sie noch von Angesicht gekannt hatte und ehrfürchtig verehrte; um den Schatz würdig zu bergen, hatte sie mir eine kleine Kommode ausgeräumt und ins Stübchen gestellt, nachdem sie die Laden sorglich ausgescheuert und mit sauberem Papier ausgelegt hatte. Als nun aber die Packete angelangt waren und ich sie in ihrem Beisein öffnete, wurde das brave, rundliche Runzelgesicht immer länger, dann begann sie ihrem Herzen Luft zu machen, und erklärte endlich kategorisch: „So a Schweinerei leid' i nöt; entweder schmeißen S' die Sachen raus oder —‘ Ich mußte lange bitten und begütigen, bis sie sich drein ergab, mich samt der „Schweinerei" in ihrer reinlichen Wohnung zu dulden, dann half sie auch wacker mit, die Papiere zu säubern, aber „unter einer Bedingung", sagte sie; was das wäre, äußerte sie zunächst nicht. Erst als wir — nach zwei Tagen — ganz fertig waren, brachte sie aus ihrem Zimmer, sorglich in ein seidenes Tüchlein eingeschlagen, ein Päckchen Papiere herbei: es waren die Geburts-, Trauungs- und Totenscheine ihrer Familie. „Is da", fragte sie, „ein Fleckerl d'ran oder gar Mäusedreck?!" — „Nein, Frau Brunner". — „Und was bin ich? Eine gebültete Frau?" — Ich schwieg. — „Und san die Meinigen epper (etwa) Leut' g'wesen, die fast so was geschrieben haben, wie der Herr von Grillparzer?" — Das wieder konnte ich getrost verneinen. — „Und was is der Herr in Darmstadt?" — „Ein berühmter Schriftsteller". — „Dann schreiben S' ihm: er soll sich schamen, daß er die Schriften von sein Bruder'n so gehalten hat, in Grund und Boden hinein soll er sich schamen! Das is meine Bedingung, das muß der — Herr wissen, ich, die alte Brunnern, laß es ihm sagen!"

Ich habe seither mehrere Nachlässe von Dichtern anvertraut erhalten. Keiner war in solchem Zustand, keiner der Spender verlangte Notizen über die „lebende Familie" und keine Sendung war — unfrankiert. Diese erste traurige Erfahrung ist zum Glück die einzige geblieben.

Die Bedingung der braven alten Brunnern, die sich so wacker und selbstlos um die Säuberung der Manuskripte verdient gemacht hat und deren Anteil an der Wiederbelebung von Georg Büchners Nachruhm wahrlich größer ist, als der des Herrn Prof. Alexander Büchner, der überhaupt nichts dazu gethan hat — diese Bedingung konnte ich leider nicht erfüllen. Vielmehr teilte ich Herrn Dr. Ludwig Büchner dankend den Erhalt der Manuskripte mit, und versprach, sie getreulich zur Mehrung von Georg Büchners Namen zu verwenden. Ich habe diese Zusage voll eingehalten.

Mit Eifer, jede andere Arbeit zunächst aus der Hand legend, ging ich an das Ordnen und die Inventarisierung

der Manuskripte. Daß so Vieles fehlte, daß namentlich keinerlei Briefe beilagen, betrübte mich; immerhin waren einige wichtige, bisher unbenutzte Manuskripte vorhanden, darunter als bedeutsamstes das Fragment „Wozzeck“.

Bereits in meinem ersten Aufsatz habe ich erzählt, daß dies Fragment, obgleich der Dichter mit Recht auf diese Arbeit besonderen Wert gelegt hatte, durch vierzig Jahre unveröffentlicht geblieben war, weil Karl Gutzkow, Georg Zimmermann, endlich Ludwig Büchner die Geduld, Zeit und Mühe, welche die Entzifferung kosten mußte, nicht daran wenden wollten oder konnten. Dies war der schwerste Teil meiner Aufgabe und darum packte ich ihn zuerst an. Wie es mir dabei erging, habe ich in meiner Ausgabe von Büchners Werken (S. 202 ff.) erzählt; das Wichtigste daraus sei hier wiederholt:

„Ich hatte anfangs auch nicht die leiseste Hoffnung, daß mir die Entzifferung gelingen werde. Vor mir lagen vier Bogen dunkelgrauen, mürbe gewordenen Papiers, kreuz und quer mit langen Linien sehr feiner, sehr blasser, gelblicher Strichelchen beschrieben. Da war absolut keine Silbe lesbar. Ferner einige Blättchen weißen Papiers, mit ähnlichen Strichelchen bedeckt. Da hier die Zeichen größer waren, der Hintergrund heller, so war da stellenweise ein Wort zu entziffern, aber nirgendwo auch nur ein ganzer Satz. Ratlos wendete ich die Blätter hin und her. Da führte mir der Zufall das chemische Rezept zu, welches im Nürnberger „Germanischen Museum“ zur Auffrischung von Urkunden benutzt wird. Man bestreicht die betreffende Stelle zuerst mit destilliertem Wasser, dann mit Schwefel-Ammoniak. Das Mittel erwies sich als wirksam, die verblaßten Strichelchen traten auf kurze Zeit wieder kohlschwarz hervor, auch an solchen Stellen, wo mit freiem Auge kaum mehr die Spuren einer Schrift zu erspähen waren. Aber da wies sich eine neue Schwierigkeit: die Schriftzüge waren mikroskopisch klein; oft mehr als dreißig Worte auf die gewöhnliche Zeile. Ich mußte zur Lupe greifen. Aber selbst mit bewaffnetem Auge und chemisch präpariertem Papier ging es schwer genug. Denn Georg Büchner hatte, wenn er rasch schrieb, die unleserlichste Handschrift, die man sich denken kann; Alexander von Humboldts Hieroglyphen sind im Vergleich mit Büchners Strichelchen eine kalligraphische Vorlage. Dazu kamen noch eigentümliche Abbreviaturen u. s. w. Kurz, es war eine unsägliche Geduldprobe. Aber was ich entzifferte, war geeignet, mir immer wieder den Mut zu stählen. So kopierte ich denn Zeile für Zeile, zuerst die grauen Bogen, dann die weißen Blättchen.

Endlich war ich fertig und konnte die Resultate überblicken. Was ich entziffert hatte, waren offenbar zwei merklich verschiedene Entwürfe einer und derselben Arbeit. Die grauen Bogen waren der ältere und größere, die weißen Blättchen der jüngere und kleinere Entwurf des „Wozzeck“. Der erste Entwurf enthielt etwa zwanzig Szenen, teils nur angedeutet, teils dürftig skizziert, die wenigsten ausgeführt. Die Reihenfolge war ganz willkürlich; auf die Katastrophe folgte ein Stück der Exposition, darauf fand sich die Schlußszene angedeutet, dahinter die Szene, mit der sich wohl die Dichtung eröffnen sollte u. s. w. Die weißen Blättchen enthielten nur etwa zehn Szenen, gleichfalls ohne logische Reihenfolge, teils Ausführungen solcher Stellen, die sich in den grauen Bogen nur eben skizziert fanden, teils neue Fragmente. Die Szenen des zweiten Entwurfs beziehen sich sämtlich auf die Katastrophe. Die Namen der Personen hat Büchner im zweiten Entwurf geändert, bei einzelnen auch den Stand . . .

Im vorstehenden findet sich nun der Wortlaut des Manuskriptes mit buchstäblicher Treue wiedergegeben. War eine Stelle so unleserlich, daß ich ihren Inhalt nur zu vermuten, nicht aber bestimmt zu erkennen vermochte, so habe ich sie lieber ganz weggelassen, anstatt meine Vermutung hinzuschreiben. . . . Den Intentionen des Dichters nahezukommen, war mir alleinige Richtschnur . . . Was die Anreihung der Szenen betrifft, so war dies freilich eine schwierige Sache, da hierfür nicht die leiseste Andeutung vorlag . . . Weggelassen ist keine Silbe.“

Der kundige Leser wird zugeben: leicht war die Aufgabe nicht. Aber was mir dabei am schwersten fiel, wird niemand erraten. Die sauerste Mühe machte es mir nämlich das, was Georg Büchner geschrieben und was ich nach monatelanger anstrengender Arbeit entziffert hatte, nun auch so drucken zu lassen, wie er es geschrieben hatte. Und wer legte mir diese Schwierigkeiten in den Weg, wer mutete mir kaltblütig die Pietätlosigkeit, ja die Fälschung zu, die Worte des toten Dichters zu verstümmeln?! Die Geschwister Georg Büchners, Ludwig, Luise und Alexander Büchner! Und warum? Das sei mit Ludwig Büchners eigenen Worten mitgeteilt, sonst glaubt man mirs vielleicht nicht, so unglaublich ist es!

Schon am 8. August 1875 konnte ich Dr. Ludwig Büchner mitteilen, die Entzifferung werde mir zweifellos gelingen. Er erwiderte am 12. August, meine Mitteilung habe ihn „außerordentlich gefreut“. „Selbstverständlich“ erbitte er die Veröffentlichung „in jeder Ihnen gut scheinenden Form“. Auch mit der unverkürzten Wiedergabe des „Hessischen Landboten“ — eines revolutionären Pamphlets Büchners — sei er einverstanden. Daran schlossen sich Klagen, daß leider (ich hatte auf die Lücken im Material aufmerksam gemacht) in der Zwischenzeit, wo sich niemand um den Nachlaß gekümmert hätte, doch offenbar Vieles, darunter namentlich die Briefe an die Familie, zu Grunde gegangen sei, und schloß „mit den besten Wünschen für guten Erfolg Ihrer mühsamen Arbeit“. Kurz, alles in schönster Ordnung.

Aber schon fünf Tage später folgte ein zweiter, recht merkwürdiger Brief. Hier die Hauptstellen:

„Die Meinigen beunruhigen sich seit einigen Tagen mit dem Gedanken, daß in dem nun entzifferten Dramen-Fragment etwas enthalten sein könnte, was vielleicht dem Andenken des Gestorbenen mehr oder minder nachtheilig sein könnte. Ich bitte Sie daher, mich und damit die Meinigen in dieser Beziehung durch einige Zeilen beruhigen zu wollen. Sollten Sie keinen Anstand Ihrerseits dabei finden, so würden Sie mich sehr verpflichten, wenn Sie mir eine rasche Einsicht des Manuskripts gestatten wollten. Ich bin überzeugt, daß Sie mir in Anbetracht der Verhältnisse diese Bitte nicht verübeln werden; die Anfeindungen gegen unsere Familie, namentlich aber gegen mich, sind so zahllos, erbittert und heimtückisch, daß wir in dieser Hinsicht große Vorsicht beobachten müssen, um unseren wüthigen Feinden nicht neue Waffen in die Hand zu geben. Was ist doch das Kämpfen für Wahrheit und für die Aufklärung der Menschen für ein undankbares Geschäft!“

Ich war sehr erstaunt. Wie konnte die Publikation „dem Andenken des Gestorbenen mehr oder minder nachtheilig“ sein? Es handelte sich, wie Ludwig Büchner wohl wußte, um ein Werk, auf das Georg die größten Hoffnungen gesetzt hatte — für schlecht und uninteressant konnte er es also wohl nicht halten, auch davon abgesehen, daß ich, dessen kritischen Blick er damals in jedem Briefe überschwenglich rühmte, ihm geschrieben hatte, das Fragment sei eine geniale Skizze und enthalte Szenen von großer Schönheit. Nur ein schlechtes Werk aber kann dem Andenken eines verstorbenen Dichters nachteilig sein; enthält es etwa radikale Ideen oder Cynismen und dergl., so kann dies einen „mehr

oder minder" vernünftigen Beurteiler doch nicht veranlassen, das Andenken des Toten „mehr oder minder" herabzusetzen. Alle Wetter! Selbst nach der Veröffentlichung des „Tagebuch" ist Goethe für jeden Leser mit gesunden fünf Sinnen als Mensch wie als Dichter der Große geblieben — und bei Büchners Fragment handelte es sich zudem um keine Frivolität, sondern um ein Werk von erschütternder ethischer Kraft! . . . Das also war nur Redensart und die Familie fürchtete für sich selbst. Wie konnte sie das vernünftigerweise? Wie konnte man Ludwig, Luise und Alexander Büchner 1875 eines Werkes willen angreifen, das Georg Büchner 1836 geschrieben und ein Wiener Schriftsteller nun entziffert hatte?? So dumm konnten selbst die „wütigsten Feinde" unmöglich sein! Und waren sie es, so konnten doch die drei „Kämpfer für die Wahrheit" sie nicht dadurch zu entwaffnen suchen, daß sie das Werk des vor vierzig Jahren verstorbenen Bruders entweder verstümmelt oder gar nicht drucken ließen!

Mir wurde bange, ob mir nicht Dinge zugemutet werden könnten, die mir gegen das Gewissen gehen müßten. Ich fand, um mit Ludwig Büchner zu sprechen, „einen Anstand dabei", seine „Bitte" zu erfüllen, denn eine solche war es und keine begründete Forderung; ich hatte ja den Nachlaß ohne jede Censur-Bedingung ausgeliefert erhalten. Aber andererseits sträubte sich mein damals noch jugendlich-optimistischer Sinn gegen die Befürchtung einer unwürdigen Pression aus egoistischen Gründen. Handelte es sich doch um den Nachruhm des berühmtesten Mitgliedes der Familie. Und so erwiderte ich, die Abschrift werde nach Fertigstellung der Arbeit folgen, ließ aber in aller Höflichkeit keinen Zweifel darüber, wie ich über derlei Dinge dachte.

Das Antwortschreiben Ludwig Büchners (vom 22. August 1875) ließ mich hoffen, daß er mich richtig verstanden hatte. Der Brief schloß:

„Nun noch ein Wort der Entschuldigung wegen meiner Reklamation, die Ihnen allerdings etwas sonderbar vorgekommen sein mag. Ich that es auch nicht aus eigenem Antrieb, sondern auf Reklamation der Meinigen. [Folgen Details, zu deren Anführung ich mich nicht entschließen kann.] Ich selbst habe nach Ihrer ersten Arbeit über Georg das vollkommenste Vertrauen in Sie und in die Pietät, mit der Sie das Andenken eines längst Verstorbenen behandeln werden."

Das klang ja sehr beruhigend und in der Freude darüber ließ ich es mir gefallen, daß er mir gleichzeitig ein Exemplar der damals eben erschienenen „Deutschen Geschichte" seiner Schwester Luise überreichte, und zwar gleichzeitig als Rezensions-Exemplar für die „Neue freie Presse" und „als schwache Anerkennung Ihrer freundlichen Bemühungen für das Gedächtnis meines Bruders als Geschenk". Dieser Doppelzweck des einen Exemplars ließ es wirklich nicht eben als ansehnliche Anerkennung meiner Bemühungen erscheinen, aber gleichviel, ich bedankte mich.

Nach Fertigstellung meiner Arbeit schickte ich dann eine Abschrift des „Wozzeck" nach Darmstadt. Als das Manuskript nach einiger Zeit zurückkam, las ich natürlich zuerst den Begleitbrief Ludwig Büchners und atmete erleichtert auf. Er beurteilte das Fragment sehr kühl, es enthalte „viel Triviales (!!), von den Cynismen ganz abgesehen", aber das war ja nicht wesentlich. Wichtiger war mir schon, daß einer stark betonten Klage über diese Cynismen das gewiß interessante Bekenntnis folgte:

„Ich erinnere mich, daß nicht bloß die Schwierigkeit der Entzifferung, sondern auch der **Inhalt**, soweit ich ihn entziffern konnte, mich seinerzeit veranlaßt haben, das Fragment in der Sammlung der „Nachgelassenen Schriften" **nicht** aufzunehmen."

Das ist, dachte ich, eine merkwürdige Auffassung der Pietät für einen dahingeschiedenen Bruder! Georg äußert noch auf dem Sterbebette (1837) den brennenden Wunsch, daß sein „Wozzeck" nicht ganz verloren gehen möge, und Ludwig läßt das Werk 1850 ungedruckt, weil es Cynismen enthält! Nun gleichviel, mich schien er nicht hindern zu wollen, denn der Brief schloß: „Ich überlasse es nun ganz Ihrem Takt und Ihrer freundlichen Gesinnung, das Bruchstück in der geeigneten Weise und mit den nötigen erläuternden Bemerkungen versehen, vor die Öffentlichkeit zu bringen". Da waren wir also einig!

Nun griff ich nach der Abschrift, die er zurückgeschickt hatte, und war starr vor Staunen, dann sehr zornig. Wo irgend thunlich, waren die Cynismen im bösartigsten Sinne des Worts „veranhändigt" oder ganz unterdrückt; auch andere, ganz harmlose Stellen waren ohne sichtlichen Grund geändert. Entrüstet griff ich nach dem Brief. Aber da stand wirklich nur das einzige Sätzchen, über das ich harmlos hinweggelesen hatte: „Ich habe mir erlaubt, einige kleine Buchstaben- und **Ausdrucksfehler** zu korrigieren". „Ausdrucksfehler"! — das köstliche Wort verdient in den Sprachschatz der Zensur überzugehen; gleichviel, wer dies traurige Amt übt! Georg Büchner schreibt den „Wozzeck" mit Cynismen und Ludwig Büchner korrigiert die Cynismen als „Ausdrucksfehler"!!

Was thun? Etienne, der das Fragment gelesen und sich sofort bereit erklärt hatte, Einiges daraus in der „Neuen freien Presse" mitzuteilen, riet: „Drucken Sie, was Georg geschrieben hat, und schreiben Sie Ludwig einen schlichten, gut deutschen Brief; dann sind Sie für die Fortsetzung Ihrer Arbeit vor ähnlichen Scherzen bewahrt." Anders ein in Darmstadt lebender Mann, dessen freundliche Gesinnung mir der erste Artikel über Büchner zugewendet hatte, und dem ich nun alle meine Erfahrungen mit der Bitte um Rat mitteilte. Das alles sei ihm nicht verwunderlich, erwiderte er, denn Dr. Ludwig Büchner sei Hausarzt auch in gutgesinnten Familien, Luise Büchner stehe mit der Großherzogin Alice in Beziehungen, und Alexander Büchner sei grundsätzlich nicht eben abgeneigt, ein gut dotiertes Lehramt in Darmstadt anzunehmen, statt in Caen nur eben „Professeur honoraire" zu sein. Natürlich müsse, meinte auch er, deshalb doch Georg Büchners „Wozzeck" so gedruckt werden, wie ihn Georg Büchner geschrieben habe, aber da es sich hier um „vitale Interessen" der drei Geschwister handle, so rate er, sie durch Berücksichtigung eines Interesses zu begütigen, das ihnen noch „vitaler" erscheine: ich möge mir in Gottes Namen die angebotenen „Materialien" über „die lebende Familie" kommen lassen. Bekomme die lebende Familie, schloß er, den unverstümmelten „Wozzeck" zu Gesicht, so werde sie dies doch einem Manne nicht verübeln, von dem die Veröffentlichung dieser „Materialien" zu erhoffen sei.

Der Rat schien mir gut und ich befolgte ihn. Er hat sich in diesem einen Falle vortrefflich bewährt. Die „Materialien" kamen (worin sie bestanden, davon später), und als dann (in drei Aufsätzen der „Neuen freien Presse" im September und Oktober 1875) der unzensurierte

„Wozzeck" erschien und ohne Begleitbrief nach Darmstadt ging, kam von dorther nur ein höflicher Dank für die Mitteilung. Erst beim Druck des „Wozzeck" in der von mir redigierten Gesamt-Ausgabe ging der Kampf los.

Wie und wann kam ich zu dieser unendlich mühseligen Arbeit? Mit einer Dreistigkeit, die man bei einem alten Mann von einer gewissen Stellung kaum für möglich halten sollte, behauptet Herr Prof. Alexander Büchner, wie bereits mitgeteilt, ich hätte mich erst 1879 selbst zu einer „Volksausgabe" erboten. Das ist in der That unfaßlich dreist, denn der Herr Professor mußte ja darauf gefaßt sein, daß jeder Leser meiner Ausgabe ohne jede Erklärung meinerseits sagen mußte: „Das ist unwahr!" Meine Ausgabe trägt ja nicht bloß auf dem Titelblatt den Vermerk: „Erste kritische Gesamt-Ausgabe", sondern ist dies auch! Und im Vorwort sagt die Verlagshandlung selbst, sie hätte meine Arbeit schon 1877 zu publizieren gehofft. Da kann ich mich doch nicht erst 1879 dazu erboten haben. Nur über ein Detail dieser Behauptung vermag ich allein Aufschluß zu geben. Habe ich mich selbst zu der Arbeit erboten? Es wäre ja für den Dank, den mir die Familie Büchner schuldet und nun durch Herrn Prof. Alexander Büchner abgestattet hat, ganz gleich, wenn ich dies wirklich gethan hätte, aber selbst dies ist nicht richtig. Um nicht auch bezüglich dieses, an sich so bedeutungslosen Details viel Raum und Zitate aufwenden zu müssen, bemerke ich nur, daß Ludwig Büchner selbst in einem Schreiben an mich vom 3. Oktober 1875 mitteilt, er habe gleich im Beginn unserer Beziehungen, also ehe ich noch von einer kritischen Gesamt-Ausgabe gesprochen hatte, deren Veranstaltung durch mich ins Auge gefaßt und an Sauerlaender in Frankfurt a. M. geschrieben. „Ich stand damals", fährt er fort und diese Stelle zitiere ich wörtlich, weil sie aus anderem Grunde wichtig ist, „noch in dem Glauben, mit Sauerländer unter allen Umständen rechnen zu müssen, während ich inzwischen erfahren habe, daß nach Maßgabe des deutschen Reichsgesetzes die Schriften eines Autors dreißig Jahre nach dessen Tode der Nation als Eigenthum zufallen und die Verleger-Rechte damit erlöschen." Derselbe Brief enthält den Satz: „Was die zweite Herausgabe von Georgs Nachlaß betrifft, so sind sich unsere Ideen darüber auf halbem Wege entgegengekommen." Büchners Standpunkt zur Sache, wie er sich in seinen Briefen wiederholt entwickelt findet, war der folgende: Wie mangelhaft er die „Nachgelassenen Schriften" redigiert hatte, war ihm wohl bewußt; daß Georg Büchner, wie jeder wirkliche Dichter, das Denkmal einer kritischen, möglichst lückenlosen Gesamt-Ausgabe verdiene, verkannte natürlich auch er im Prinzip nicht, obwohl er allerdings über das Recht des Herausgebers, Änderungen vorzunehmen, ganz anders dachte, als ich. Nur konnte und wollte weder er, noch sonst ein Mitglied der Familie die mühselige Arbeit unternehmen; war ein Fremder dazu bereit, so hatte er ihren Segen, nur durfte es sie keine Mühe und kein Geld kosten. So im Beginn; bezüglich des letzteren Punkts wandelten sich dann die Anschauungen. Und mein Standpunkt zur Sache war, daß ich kein Opfer an Zeit und Mühe scheuen wollte, um Georg Büchner dies Denkmal aufzurichten; wie sehr dies notthat, sah ich ja nun, wo ich die „Nachgelassenen Schriften" mit den Originalmanuskripten vergleichen konnte. So kamen wir einander wirklich „auf halbem Wege" entgegen, und es gab damals nur eine einzige vorübergehende Differenz. Ludwig Büchner schlug als Titel vor:

„Georg Büchners
Nachgelassene Schriften.

Vermehrt und neu herausgegeben unter gefälliger Mitwirkung und Zustimmung der Büchnerschen Familie von K. E. F."

Ich erklärte sofort höflich, aber entschieden, darauf nicht eingehen zu können. Daß Georg Büchners Schriften von einem anderen „vermehrt" seien, könne man nicht sagen; von der „gefälligen Mitwirkung der Familie" könne nicht gesprochen werden, da sie ja thatsächlich nicht mitwirke. Der Zustimmung der Familie und der Bereitwilligkeit, mit der sie mir das Material überlassen hätte, wolle ich im Vorwort dankend Erwähnung thun. Als Titel schlug ich vor: „Georg Büchners sämtliche Werke und handschriftlicher Nachlaß. Erste kritische Gesamt-Ausgabe. Eingeleitet und herausgegeben von K. E. F.". Ludwig Büchner war klug genug, bald nachzugeben. Als Honorar riet er vom Verleger 600 Mark zu verlangen.

Mit freudigem Eifer ging ich an die mühselige Arbeit. All' meine Kraft konnte ich ihr nicht widmen, aber war das Wenige, was ich damals zu meinem Lebensunterhalt brauchte, verdient, so gehörte alle andere Zeit dieser Aufgabe. Daß ich dabei auch noch direkt Geld zusetzen würde, war mir bald klar. Von den Verlegern, an die ich mich wandte, wollten wenige was davon wissen; nur einer bot 500, schließlich 600 Mark. So viel aber bot Sauerlaender durch Ludwig Büchner auch, und da dieser ihn empfahl, so willigte ich ein, daß er mit diesem Verleger zugleich in meinem Namen des Näheren verhandle. Also 600 Mark — und mindestens ebensoviel kosteten die Bücher und Materialien, die ich anschaffen, die Kopien, die ich bezahlen mußte; die Arbeit an der Ausgabe selbst, wie die Abfassung der Biographie blieben ohne jede Entschädigung. Ich war's zufrieden und teilte dies auch Dr. Ludwig Büchner mit. Meine Verhältnisse waren ihm bekannt.

Da ereignete sich ein Zwischenfall, den mir niemand glauben würde, wenn ich ihn nicht durch Briefe und Verträge beweisen könnte. Als meine Arbeit an der Edition bereits weit vorgeschritten war, schrieb mir Dr. Ludwig Büchner plötzlich: „Von dem Buchhändler-Honorar (den 600 Mark von Sauerlaender) werde ich nur so viel beanspruchen, um die zirka 315 Francs betragenden Kosten der Züricher Denkmal-Errichtung davon zu bestreiten; das Übrige wäre Entschädigung für Ihre Arbeit."

Ich traute meinen Augen nicht. Also von den 600 Mark, die nicht einmal meine Selbstkosten ganz deckten, sollte ich noch nahezu die Hälfte an den berühmten, durch Erbschaft, Heirat und eigene Arbeit sehr wohlhabend gewordenen Schriftsteller abtreten! Und dabei kannte Dr. Ludwig Büchner, wie gesagt, nicht bloß meine Verhältnisse, sondern wußte ganz genau, wie hoch mir namentlich Anschaffungen und Kopialien der Quellen zur politischen Geschichte Hessens aus der Zeit, wo Georg Büchner unter die Verschwörer gegangen war, kamen!

Meine erste Empfindung war natürlich: „Nein! das läßt Du Dir nicht gefallen!" Um das Maß meiner Erregung vollzumachen, erfuhr ich fast gleichzeitig (aus einem Bericht über die Entstehung des Denksteins, den ich mir aus Zürich erbeten hatte), daß die Kosten dieses Steines durch freiwillige Beiträge aufgebracht worden seien.

Die Mitteilung war also nicht einmal richtig! Als ich Ludwig Büchner drei Jahre später persönlich kennen lernte, konnte ich mich nicht enthalten, ihn zu fragen, wie er denn gerade auf die 315 Francs gekommen sei und was das für Kosten gewesen seien. Er erwiderte, so hoch seien seine und Luisens Reisespesen zur Denkstein-Enthüllung gewesen, weil sie doch natürlich, da nun einmal in der Schweiz, auch einige Tage dort verweilt hätten. Diese Spesen der Vergnügungs-Reise sollte also ich tragen!

Auch alle Freunde, mit denen ich die Sache besprach, waren gleicher Meinung: „Nein, das geht zu weit!" — „Skandal!" rief Etienne und schlug auf den Tisch. Eine wohlhabende Familie überlasse die arbeitsreiche Erfüllung einer Pietätspflicht gegen ihren berühmtesten Sprossen einem Fremden, ohne auch nur daran zu denken, ihn irgendwie dafür zu entschädigen, — schon das sei schlimm genug. Aber noch mehr, diese Familie lasse sich's gefallen, daß dieser Fremde, ein von seiner Arbeit lebender junger Schriftsteller, statt materieller Entlohnung baren Verlust habe, und damit sei der Gipfel der — Noblesse erreicht. Was nun verlangt werde, sei glattweg unerhört. In seiner ehrlichen Entrüstung bot mir der warmherzige Mann seine Intervention an, die werde fruchten. Ich zweifelte nicht daran, lehnte jedoch dankend ab. Das gleiche Anerbieten machte ein mir befreundeter Wiener Anwalt. Da müsse ja, meinte er, ein Mißverständnis vorliegen; auch engherzige, ja selbst habsüchtige Leute verlangten doch, wenn sie nur daneben auch rechtlichen Sinnes seien, nichts, wozu sie nicht berechtigt zu sein glaubten. Da nun die Familie keinerlei Arbeit als Gegenleistung anführen könne, so müßte sie sich offenbar als Rechtsnachfolgerin des Dichters fühlen und der fälschlichen Meinung sein, daß sie Eigentümerin der, in Wahrheit längst erloschenen Verlags-Rechte sei. Zur Aufklärung des Irrtums wolle er in diesem Sinne an Dr. Ludwig Büchner schreiben oder mir ein Gutachten zur Vorlage an ihn verfassen. „Überflüssige Mühe!" mußte ich erwidern, „daß Georg Büchners Schriften nun „der Nation als Eigentum zugefallen" sind, hat mir Ludwig Büchner selbst geschrieben!" Was der Anwalt nun äußerte, brauche ich nicht erst zu wiederholen. Am erregtesten war der brave, alte Bauernfeld, einer der nobelsten Menschen, denen ich je begegnet bin. Er beschwor mich geradezu, nicht nachzugeben.

Dennoch that ich es. Ich hatte diese Arbeit mit so reiner, heißer Begeisterung unternommen, daß mir diese Episode geradezu physischen Ekel bereitete. Ich wollte mit ihr fertig sein, mich nicht ums Geld raufen. So schrieb ich denn, wenn dies Herrn Dr. Ludwig Büchner so richtig erscheine, so wollte ich nicht darum streiten. Aber Ruhe wollte ich nun haben und die Genugthuung, die Arbeit so durchführen zu können, wie mir richtig erschien. Und darum machte ich der Familie klar, daß ich Zeit brauchte, nicht gedrängt werden dürfe. Da ich nicht bloß ohne Honorar, sondern nun sogar mit einer, für meine Verhältnisse nicht unbeträchtlichen Einbuße an Selbstkosten arbeitete, so könnte ich nur meine Mußezeit darauf wenden. Dies gelte namentlich auch von der Abfassung der Biographie. Ich könne sie nur langsam fertig stellen und müsse mir auch das Recht ausbedingen, die einzelnen Abschnitte vorher in Zeitungen oder Zeitschriften zu publizieren, was ja auch die Aufmerksamkeit auf Büchner wenden werde. Ludwig Büchner erwiderte wörtlich: „Ich bin mit allem einverstanden."

Ich setzte die Arbeit fort. Obwohl ich ihr vom Juli 1875 bis Oktober 1876 nie weniger, als durchschnittlich vier Stunden täglich zuwendete, waren im Spätherbst 1876 erst etwa zwanzig Druckbogen der Text-Ausgabe fertig und das Material zur Biographie beschafft; wer ermißt, welcher Berg von vergilbten, vermorschten, mit winzigen Schriftzügen bedeckten Manuskripten, zum großen Teil nur mit Hilfe der Lupe, zu durchackern, ferner welches entlegene, umfangreiche Material zur Biographie (Gerichtsakten, politische Streitschriften, Zeitungen u. s. w.) herbeizuschaffen und zu exzerpieren war, wird mich dennoch keinen langsamen Arbeiter schelten. Wenn ich Herrn Dr. Ludwig Büchner, nach einigen — leisen und höflichen — Andeutungen in seinen Briefen zu schließen, schon 1876 diesen Eindruck machte, so erklärte sich dies, wie die Korrespondenz ergab, daraus, daß er über die Beschaffenheit einer kritischen Ausgabe völlig unorientiert war. Er wußte z. B. nicht, was unter text-kritischem Apparat zu verstehen sei, und als er es von mir erfuhr, verstand er nicht, wozu derlei diene und warum man sich z. B. die Mühe mache, bei einem Werke, von dem verschiedene Handschriften und Ausgaben vorlägen, dieselben Satz für Satz zu vergleichen und ein Verzeichnis der Text-Varianten anzulegen. Das müsse doch recht mühsam sein, meinte er mitleidig; aber wie viel Zeit es zudem kostete, konnte er natürlich nicht beurteilen. Immerhin konnte ich, da an der Text-Edition und dem Anhang von Materialien zu Georg Büchners Leben nur etwa zehn Bogen fehlten, im November dem Drängen Dr. Ludwig Büchners nachgeben und durch ihn den Vertrag mit Sauerlaender, mit dem ich inzwischen auch direkt korrespondiert hatte, des Näheren vereinbaren lassen. Im Vertrage stand, daß von den 600 Mark Honorar 400 Mark an mich als Herausgeber, resp. als Verfasser der Biographie, 200 Mark an Dr. Ludwig Büchner „als Rechtsnachfolger des Verfassers" fallen sollten. (Verlags-Vertrag vom 20. Dezember 1876, von Dr. Ludwig Büchner am 21., von mir am 23. Dezember unterzeichnet.)

Wie aus den ursprünglich geforderten 315 Francs nun 200 Mark geworden waren, vermag ich aus der Korrespondenz nicht nachzuweisen. Ich habe darüber nur eine Vermutung. Der damalige, seither leider verstorbene Chef der Firma, Herr Remy Sauerländer, sagte mir bei einem Besuch in Frankfurt a. M. 1879 ganz spontan: ohne eine Idee davon zu haben, ob ich ein vermögender Mann sei oder von meiner Feder lebte, sei er doch aus prinzipiellen Gründen aufs Aeußerste dagegen gewesen, daß das Honorar nicht ganz mir zufließe, und habe es an Gegenvorstellungen nicht fehlen lassen; er habe nachdrücklich hervorgehoben, daß dies Honorar, das er seinerseits ja nicht höher bemessen könne, zu dem Aufwand an Zeit, Kraft und Selbstkosten ohnehin in keinem Verhältnis stehe. Auch darauf habe er aufmerksam gemacht, daß keine Autorrechte an Büchners Werken mehr beständen, also der für den Vertrag von Dr. Ludwig Büchner vorgeschlagene Ausdruck: „Rechtsnachfolger des Verfassers" keinerlei Sinn und Berechtigung habe. Herr Dr. Ludwig Büchner habe erwidert, ich sei seines Wissens von Haus aus reich und hätte eine Teilung des Honorars selbst vorgeschlagen; es sei doch nicht Herrn Remy Sauerlaenders Sache, meine materiellen Interessen gegen meine eigenen Absichten wahrzunehmen; auch hätte ihm der Verkehr mit mir schon sehr viel Porti gekostet — seine Briefe an mich waren allerdings sämtlich frankiert — und er sei nicht in der Lage, Opfer zu bringen!! Was aber den Ausdruck „Rechtsnachfolger" betreffe, so sei er

allerdings juristisch nicht richtig, aber unter irgend einem Rechtstitel müsse er doch die Zahlung empfangen; wenn der Verleger und ich mit der Sache einverstanden seien, so könne es doch auf den Namen dafür nicht ankommen. Dennoch, versicherte mir Herr Sauerlaender, habe er nochmals Vorstellungen dagegen gemacht und schließlich nur sehr ungern nachgegeben. Da mich bezüglich der Umwandlung der Francs in Mark, wobei Herr Dr. Büchner ja von seiner ursprünglichen Forderung ganze 52 Mark nachließ, die lückenlos erhaltene Korrespondenz im Stiche läßt, so ist es immerhin möglich, daß der Verleger diesen Teilungsmodus vorschlug; irgend Zuverlässiges weiß ich nicht darüber zu sagen. Was aber die oben wiedergegebenen Aeußerungen des Herrn Remy Sauerlaender betrifft, so übernehme ich die Bürgschaft dafür, daß sie so lauteten, wie ich angegeben habe, und vermag auch eventuell einen Zeugen dafür namhaft zu machen, der mir erst vor etwa zwei Monaten versicherte, daß auch ihm alle diese Details noch in Erinnerung seien. Herr Remy Sauerlaender war nach dem Zeugnis aller, die ihn gekannt haben, ein ehrenwerter Mann und keiner Unwahrheit fähig, zudem lag doch wahrlich nicht der geringste Grund zu einer solchen vor. Es ist also kein Zweifel, daß sich die Verhandlungen zwischen ihm und Herrn Dr. Ludwig Büchner genau so abgespielt haben, wie er es mir erzählt hat.

Bei derselben Unterredung aber hatte sich zu unser beider peinlicher Überraschung schon früher folgendes herausgestellt: Ich hatte mir, wie oben erzählt, durch mein Geldopfer Ruhe erkaufen wollen, hatte mir namentlich gesichert, bezüglich der Biographie nicht gedrängt zu werden, und mir ausbedungen, vorher die einzelnen Abschnitte in Zeitschriften zu veröffentlichen, und Herr Dr. Ludwig Büchner war „mit allem einverstanden" gewesen. Da er alle Einzelnheiten des Vertrages mit meiner Zustimmung zwischen Sauerlaender und ihm auch für mich vereinbart hatte, da ich mich in meinen Briefen an den Verleger darauf berufen konnte und berief, daß er durch Herrn Dr. Ludwig Büchner erschöpfend informiert sei, da ich Herrn Dr. Ludwig Büchner bat, dies doch ja zu thun, so mußte ich mit voller Bestimmtheit annehmen, daß Herr Remy Sauerlaender auch darüber unterrichtet worden sei. Es war nicht der Fall, wie sich freilich erst 1879 herausstellte. „Es ist mir," sagte ich Herrn Sauerlaender betroffen, „ganz unverständlich, warum Ihnen Herr Dr. Büchner dies alles nicht gesagt hat." — „Mir ist's verständlich," erwiderte er und erzählte mir nun die oben wiedergegebenen Details über den Vertragsabschluß.

Welche verhängnisvolle Bedeutung dieser Umstand für mich und für die Sache gewinnen sollte, werde ich in der Folge berichten. Zunächst habe ich zu erzählen, welche anmutigen Zwischenfälle den Druck der Text-Edition begleiteten.

Der Druck sollte mit dem 2. Januar 1877 beginnen; der Verlag hatte eine Darmstädter Druckerei dafür bestimmt; ich schickte die Manuskripte, wie üblich, an den Verlag und sollte dann die Korrekturen direkt erledigen. Daß Herr Dr. Ludwig Büchner die Manuskripte vorher zu sehen bekam, dagegen hatte ich begreiflicherweise nichts einzuwenden; der Gedanke, daß mich der Kämpfer für die Wahrheit in meiner mühevollen, aber geglückten Arbeit, den Text unverstümmelt herzustellen, jemals behindern könnte, kam mir trotz der Erfahrung mit dem „Wozzeck" nicht in den Sinn. Da hatte er ja gesehen, daß ich in diesen Dingen keinen Spaß verstand; all' seine Mühe des Veranständigens und Zahmer-Machens war vergeblich gewesen; er hatte schließlich schweigend nachgegeben; es war nicht anzunehmen, daß er Aehnliches nochmals versuchen würde. Auch hat ja schließlich alles seine Grenzen! Schuld der Familie wars, daß eine würdige Ausgabe nicht schon 1838 durch Gutzkow zu stande gekommen war; Schuld der Familie oder doch Ludwig Büchners, daß die „Nachgelassenen Schriften" schleuderhafte Arbeit waren; Schuld der Familie, daß der Nachlaß durch 25 Jahre den Mäusen und dem Moder preisgegeben gewesen; Schuld der Familie, Schuld ihres Zerwürfnisses mit Minna Jaeglé und des Umstandes, daß sie an meiner Ausgabe 200 Mark verdiente, wenn auch diese Ausgabe den „Pietro Aretino" und die Briefe nicht enthielt ... und nun sollte sie auch noch versuchen, eine würdige, gewissenhafte Ausgabe zu hindern?! Es schien ja unmöglich!

Und dennoch sollte ich dies Unmögliche erleben! Kurz, nachdem ich das erste Manuskript, das zu „Dantons Tod", nach Frankfurt a. M. gesendet hatte, erhielt ich es aus Darmstadt wieder. Ludwig Büchner schrieb mir, Sauerlaender habe es ihm geschickt und über die vielen anstößigen Stellen geklagt. Die wichtigsten Sätze von Ludwig Büchners Brief lasse ich hier ungekürzt folgen:

„Bei einer Durchsicht des Manuskripts überzeugte ich mich in der That, daß Sie eine Anzahl von Stellen wiederhergestellt haben, die absolut nicht gedruckt werden dürfen, ohne Sie, die Firma und uns den heftigsten Vorwürfen auszusetzen. Auch sind dieselben für den Zusammenhang des Ganzen durchaus entbehrlich und mehr geeignet, den Eindruck des Kunstwerks als solchen zu stören, als zu heben. Ich habe mir daher, Ihrer Zustimmung im voraus gewiß, erlaubt, dieselben wieder zu streichen und einige allzu cynische oder gemeine Ausdrücke in passendere oder weniger anstößige umzuwandeln. Ich bin gewiß, dem Ganzen damit nicht nur nicht geschadet, sondern nur genützt zu haben."

Das überschritt denn doch auch die Grenzen meiner Geduld, und so schrieb ich denn mein „Veto" in Ausdrücken, von denen ich zugebe, daß sie sehr stark waren, die ich aber auch heute nicht bereue, angewendet zu haben. Ich erklärte kurzweg, das sei keine Geld-, sondern eine Gewissensfrage, und darum gäbe ich hier nicht ein Jota nach. Von einem Recht der Familie, mich zu Fälschungen zu veranlassen, könne gar keine Rede sein; zu keinem andern, als eben dem Zweck, die Sünden des Censors von 1835 und der „Nachgelassenen Schriften" von 1850 gut zu machen und dem Dichter endlich zu seinem Rechte zu verhelfen, hätte ich die Arbeit übernommen; nur zu diesem Zweck sei mir auch das Material übersendet worden; wozu habe man mir das Original-Manuskript übersendet, wenn nicht zu dem Zweck, damit ich es veröffentlichte? Vor Beginn der Arbeit sei also die Familie mit den Grundsätzen, die ich nun erfüllte, einverstanden gewesen; mit welchem Rechte mische sie sich nun ein?! Dieses Recht stünde ihr doch nur dann zu, wenn etwa ich das thäte, was Herr Dr. Ludwig Büchner gethan, wenn ich den Text willkürlich verändert hätte. Was Herr Dr. Büchner nun zur Beschönigung seines Eingriffs sage, seien nur die altbackenen Censoren-Phrasen von anno dazumal, die freilich immer neu aufgewärmt würden. Ob etwas den Eindruck seines Kunstwerks störe oder nicht, darüber habe niemand anders zu entscheiden, als der Dichter selbst, und es komme auch nicht darauf an,

ob diese Stellen Herrn Dr. Büchner entbehrlich erschienen oder nicht, sondern darauf, daß Georg Büchner sie geschrieben, und dann, nachdem sie auch dem Censor von 1835 entbehrlich erschienen, bitter geklagt habe: „Fast auf jeder Seite weggelassen, zugesetzt, und fast immer auf die dem Ganzen nachteiligste Weise. Manchmal ist der Sinn ganz entstellt oder ganz und gar weg und fast platter Unsinn steht an der Stelle" u. s. w. Es gehöre meines Erachtens angesichts dieser Klagen ein trauriger Mut dazu, nun, 1877, dasselbe zu thun, was der Censor von 1835 gethan, aber zudem sei es auch fruchtlose Arbeit. Ich duldete derlei nicht, thäte es weder selbst, noch litte ich, daß es ein anderer unter meiner Flagge thue. Ich betonte ferner, daß sich ähnliche Stellen bei Shakespeare, Goethe, selbst in Schillers „Räubern" fänden; der ganze Grabbe wimmle von ihnen. Was die „heftigsten Vorwürfe" betreffe, die vielleicht Banausen, Keuschheits-Zeloten, Reaktionäre und beschränkte Dragoner Gottes gegen die Ausgabe erheben könnten (auch die atheistischen oder politisch gar zu radikalen Stellen hatte der Kämpfer für die Wahrheit, der Verfasser von „Kraft und Stoff" gestrichen oder doch „in passendere Ausdrücke verwandelt"), so würden sie mich, der ich ja allein die Verantwortung trüge, ganz kalt lassen; den Verlag oder die Familie werde kein verständiger Mensch anklagen. Aber angenommen, daß dies die oben charakterisierte Gesellschaft thäte, so müßten sich Verlag und Familie eben drein ergeben; der Verlag hätte ja wissen können, daß Büchner kein Dichter für Mädchen-Pensionate sei, und die Familie habe den Inhalt der Original-Manuskripte gekannt. Also: Nein und dreimal Nein!

Ludwig Büchners Antwort vom 16. Januar 1877 ist sehr lang; ich kann nur die Hauptstellen wiedergeben. „Ihr sehr gereizter Brief zeigt mir", beginnt er, „daß Sie sich in einem Irrtum befinden, den ich Ihnen vor allen Dingen benehmen muß, ehe eine Verständigung möglich ist. Ich wußte nicht, daß sich in dem Original-Manuskript von „Danton" so gemeine und unflätige Zoten befinden. Vielleicht habe ich es vor 28 Jahren gewußt, als ich die Herausgabe der Nachgelassenen Schriften besorgte, aber der Umstand ist meinem Gedächtniß seitdem entfallen. Wenn ich es aber auch gewußt hätte, so hätte ich doch niemals geahnt oder vermutet, daß Sie in solchen Dingen das Wesen unseres Dichters suchen und daran denken würden, dieselben zu restaurieren!" Folgt eine lange Ausführung, daß nur das Studium der Medizin Georg auf solche „unrichtige Bahnen" geführt habe; „er würde das ohne Zweifel später erkannt und schwer bereut haben." Dann eine Ausführung, was ein „Kunstwerk" solle; solche Stellen gehörten nicht dazu. „Ich bin fest überzeugt, daß sie, wenn gedruckt, ein allgemeines Anathema auf unser Haupt, **besonders aber auf mich**, herabziehen würden." Was ich über andere Dichter gesagt hätte, sei hier nicht entscheidend, denn „es **muß** doch hier **ohne Zweifel Rücksicht** auf Georgs noch **lebende Familie** genommen werden." Übrigens sei der Streit zwischen mir und ihm unpraktisch, „da, wenn Sie Ihren Standpunkt festhalten, an eine Herausgabe Ihrerseits überhaupt nicht gedacht werden kann. Denn in ganz Deutschland werden Sie keinen anständigen Verleger finden, der seine Firma für den Druck solcher Dinge hergiebt." Dieses war der erste Streich und der zweite folgte sogleich. „Daß die Familie und speziell ich als deren Vertreter zum mindesten das gleiche Recht bei der Herausgabe zu beanspruchen habe, wie Sie, werden Sie doch wohl nicht leugnen. — Bin ich es doch gewesen, der Ihnen mit unbedingtem Vertrauen das ganze Material geliefert hat." Ließe ich die Familie nun nicht mit entscheiden, so wäre selbstverständlich mein Amt als Herausgeber zu Ende.

Wie sich die Dinge nun gestaltet hätten, wenn Ludwig Büchner dabei geblieben wäre, ist klar: es wäre zu einem Prozeß zwischen mir und der Familie gekommen, denn ich hätte mich von meinem Recht, die Werke im Sinne der ursprünglichen Vereinbarung, also unverstümmelt zu drucken, nicht abbringen lassen. Da griff aber Herr Remy Sauerlaender ein; er selbst hat es mir erzählt, übrigens hat es mir auch Ludwig Büchner bestätigt. Auch Herrn Sauerlaender waren einige dieser Stellen nicht behaglich, aber gegen eine so starke Verstümmelung, wie sie Ludwig Büchner aus Besorgnis vor dem „allgemeinen Anathema", das die Veröffentlichung „besonders auf ihn" „herabziehen" würde, sträubte sich auch sein litterarisches Gewissen. Sonst Ludwig Büchner gegenüber sehr nachgiebig, machte er diesem doch mit einiger Energie klar, daß die „Rücksicht auf die lebende Familie" unmöglich zur Rücksichtslosigkeit gegen den Toten führen könne. Zudem gewann Herr Sauerlaender aus einem Brief, den ich gleichzeitig an ihn gerichtet hatte, den ganz richtigen Eindruck, daß ich keinesfalls nachgeben würde, und ein Prozeß schien ihm unangenehm. Ludwig Büchner war sehr, sehr zornig, aber vergeblich führte er seine Hausarztstellen in sehr moralischen Familien, vergeblich die Beziehungen Luise Büchners zur Großherzogin ins Treffen; Sauerlaender blieb fest: man müsse einlenken. Und so folgte der Kriegserklärung sofort eine weitere Mitteilung Ludwig Büchners an mich, die aus ganz anderer Tonart ging. Er wolle sich mit der Tilgung der allerschlimmsten Stellen zufrieden geben, und bezeichnete dieselben durch Proben. „Von einer Beschädigung des Dichters kann also in keiner Weise die Rede sein und bei nur einigem guten Willen von Ihrer Seite wird die Verständigung sehr leicht zu erzielen sein". Ich möge ihm das Manuskript wieder zusenden, damit er ganz genau angeben könne, was er auch nun noch vorschlage. „Gefallen Ihnen diese Bemerkungen nicht, so steht es Ihnen frei, das Manuskript wieder zurückzunehmen."

Ich sandte das Manuskript, um nicht unhöflich oder mißtrauisch zu erscheinen, betonte jedoch, daß ich von meinem Standpunkt nicht abgehen könne.

Nun folgte zunächst ein unerwarteter Zwischenfall. Am 20. Januar 1877 teilte mir Ludwig Büchner mit, es habe sich bei einer Unterredung mit Sauerlaender herausgestellt, daß „Sie das echte Druck-Manuskript von Danton gar nicht in Händen haben. Es ist offenbar nur Brouillon, welches Georg selbst aller Wahrscheinlichkeit nach für den Druck nochmals abgeschrieben und dabei teilweise abgeändert hat. Das wirklich abgesetzte Manuskript könnte sich nur bei Sauerlaender selbst . . . finden; S. hat es aber begreiflicherweise nicht mehr". Ein Brouillon aber sei doch nicht maßgebend!

Auch dieser letzte Versuch, die Verstümmelung zu rechtfertigen, war nicht besser begründet, als die früheren. Ludwig Büchner hatte mir, wie er nun aus dem textkritischen Apparat im Manuskript ersehen hatte — denn er selbst hatte ja den Inhalt der Kiste in Packete füllen lassen, ohne sich darum zu kümmern —, neben einigen Blättchen des ersten Entwurfs, die erhalten geblieben waren (von einigen

anderen hatten die Mäuse nur Reste übrig gelassen, die meisten fehlten ganz) eine Reinschrift, und nicht ein Brouillon von „Dantons Tod" übersendet. Daß diese von Büchner selbst sauber geschriebene Reinschrift nicht das „Druck"-Manuskript des Dramas war, also nicht das Manuskript, das dann von Gutzkow gelesen, vom Censor „bearbeitet", von der Druckerei abgesetzt wurde, wußte ich natürlich, ehe es mir Ludwig Büchner nun schrieb, das erwies ja der erste Blick; zudem hatte ich selbst es Büchner mitgeteilt. Aber ebenso wußte auch er, und nicht bloß ich — und zwar aus Mitteilungen seines Bruders, des Fabrikanten Wilhelm Büchner in Pfungstadt, die ich von diesem erbeten und die Ludwig Büchner auf seinen Wunsch eingesehen hatte —, welche Bewandtnis es mit dieser Reinschrift hatte: Der Dichter hatte das Manuskript in den letzten Tagen, ehe er aus Darmstadt flüchtete, gleichzeitig zweimal kopiert; die eine Kopie ging an Gutzkow, die andere lag mir vor. Der Beweis, daß die beiden gleichzeitig angefertigten Reinschriften bis auf das J-Tüpfelchen identisch waren, ließ sich ja nicht erbringen, aber die höchste Wahrscheinlichkeit sprach dafür. Wie gesagt, dies alles wußte auch Ludwig Büchner. Ich brauchte ihn also in meiner Antwort nur daran zu erinnern und fügte bei, er möge an Gutzkows Urteil über den verstümmelten Danton denken: „Ich fühlte wohl, wie gerade der Abfall des Buches, der unseren Sitten und unseren Verhältnissen geopfert werden mußte, der beste, nämlich der individuellste, der eigentümlichste Teil des Ganzen war. Der echte Danton von Büchner ist nicht erschienen." So möge er denn Gutzkow glauben, wenn er mir nicht glaube, und den Kampf aufgeben.

Er konnte es nicht; sein Bangen vor dem „Anathema" war gar zu groß. Im Manuskript, das nun an mich zurückgelangte, waren noch immer ein Dutzend Änderungen belassen. Ich durfte nicht zustimmen, aber um den Streit zu beenden, erklärte ich mich von freien Stücken bereit, im Vorwort der Ausgabe nicht bloß die alleinige Verantwortung für den Wortlaut des Textes zu übernehmen, sondern auch ausdrücklich zu bezeugen, daß die Familie und der Verleger Abschwächungen gewünscht hätten.

Nun erst gab Ludwig Büchner nach und „Dantons Tod" konnte so gedruckt werden, wie ihn Georg Büchner geschrieben hatte.

Wiederholt, bei Gelegenheit dieser Kämpfe, wie anderer, die sich später ergaben, hat mir Ludwig Büchner mitgeteilt, die ganze Familie sei seiner Meinung, insbesondere auch sein Bruder Alexander, der „bekannte Litterar-Historiker". Das war auch zweifellos die Wahrheit. Und trotz dieser Kenntnis des Sachverhalts, noch mehr, obwohl auch im „Vorwort der Verlagshandlung" zu meiner Ausgabe geschrieben steht: „Gleich im Anfang erhoben sich Schwierigkeiten und Differenzen wegen der Wiederherstellung aller in den früheren Ausgaben weggebliebenen oder gemilderten Stellen . . . wir glaubten jedoch unsere Bedenken schließlich der besseren Einsicht unterordnen zu sollen, daß jede Verstümmelung eine Versündigung gegen die Manen unseres Dichters wäre," [nebenbei bemerkt: — die gesperrt gedruckten Worte ein wörtliches Citat aus einem meiner Briefe an Ludwig Büchner; den folgenden Satz: er möge daher nicht an seine Stellung in Darmstadt, sondern an Georgs Stellung in der Litteratur denken, haben die Herren freilich nicht drucken lassen], — trotz alledem, sage ich, hat nun Herr Prof. Alexander Büchner die Stirne, öffentlich zu erklären, es sei ein „Irrtum", daß die Familie die Herausgabe der Werke Georgs mir überlassen habe, und wörtlich beizufügen: „Wir haben das Andenken des Verstorbenen in keiner Weise vernachlässigt oder anderen überlassen." Hab' ich nicht Recht, wenn ich behaupte, daß solche Dreistigkeit fast unbegreiflich ist?!

Da die Familie nun wußte, daß ich ihr gegenüber nur in Geldfragen nachgiebig, in Gewissensfragen nicht umzustimmen war, so hätte man meinen sollen, daß sie von da ab wenigstens sich und mir ähnliche Kämpfe erspart hätte. Dem war nicht so. Der Druck von „Leonce und Lena", wo sich keine solche Stellen fanden, ging glatt; beim „Wozzeck" aber ging das Drangsalieren wieder an. Das war um so unbegreiflicher, als ja Ludwig Büchner sich stillschweigend in die Nichtbeachtung seiner Censurstriche im Einzeln-Abdruck (auch dem vollständigen in der Berliner Wochenschrift: „Mehr Licht", Januar 1877) gefügt hatte. Vergeblich verwies ich darauf, daß man doch in der textkritischen Edition nicht Abschwächungen vornehmen und „Ausdrucksfehler" beseitigen könne, wenn selbst Zeitungen und Zeitschriften die unverstümmelte Form zu bringen gewagt hätten. Ludwig Büchner erwiderte, das Buch gehe eben die Familie mehr an, und beklagte sich bitter, daß er beim „Wozzeck" am wenigsten einen Widerstand meinerseits vorausgesehen hätte, schon bezüglich des Einzeln-Abdrucks nicht, geschweige denn nun Auf meine Frage: warum hier am wenigsten, kam brieflich keine Antwort, mündlich aber sagte mir Ludwig Büchner zwei Jahre später: „Weil Sie doch hier kein Mensch kontrolliert hätte! Sie haben die Strichelchen entziffert — wer wird Lust haben, nachzuprüfen, ob Sie überall richtig gelesen haben?! Und wenn auch — ließen Sie einen Satz weg, so hätten Sie geltend machen können, daß Sie ihn eben nicht entziffert haben!" Ich sah ihn so — erstaunt an, daß er rasch das Thema wechselte. Was aber jene Kämpfe um die Buchausgabe betrifft — um welche Dinge handelte es sich da! Der Dichter läßt den renommierenden Tambourmajor sagen: „Ich will ihm die Nas ins A—loch prügeln." So hatten es „Neue freie Presse" und „Mehr Licht" gedruckt. Aber im Buche sollte es heißen: „ins A — —". Ich wandte ein, das würde niemand verstehen, worauf Ludwig Büchner: das verschlage ja nichts! Noch viel drolliger war die folgende Korrektur, auf der Ludwig Büchner am längsten beharrte. Wozzeck sieht seine ungetreue Marie mit dem Tambourmajor im Wirtshaus tanzen und der Dichter läßt ihn stöhnen: „Weib! Weib! Immer zu! (Fährt heftig auf.) Wie er an ihr herumgreift! An ihrem Leib! Und sie lacht dazu! Verdammt!" Nach Büchners Vorschlag sollte die Stelle lauten: „Wie er herumgreift! Und sie lacht dazu! Verdammt!" Ich erwiderte, das sei meines Erachtens in jeder Hinsicht eine Verböserung, gerade auch vom Standpunkt der „Moral". Da mir Ludwig Büchner gleichzeitig, wie schon oft vorher und nachher, eine Reklamenotiz übersendet und ich bei Etienne ihre Aufnahme erwirkt hatte, so hielt ich schon aus diesem Grunde die hochwichtige Angelegenheit für abgethan. Aber sein nächstes Schreiben (1. Mai 1877) erklärte, da könne er nicht nachgeben:

„Offen gesagt, begreife ich Ihren Standpunkt in diesen Dingen absolut nicht. Sie nützen mit Beibehaltung dieser Gemeinheiten der Sache gar nichts und schaden sich und dem Andenken des Dichters, welcher,

wenn er diese Dinge bei Ansicht der Korrektur gedruckt vor sich gesehen hätte, sie ohne Zweifel gestrichen haben würde. Ich hoffe, Sie werden sich dieser Einsicht nicht verschließen. Andernfalls müßten Sie gewärtigen, daß ich, wie ich dieses bereits Sauerlaender erklärt habe, aus Anlaß kritischer Auslassungen eine öffentliche Erklärung abgeben werde, welche meinen und der Familie Standpunkt in dieser Sache rechtfertigt und die ganze Verantwortung Ihnen zuschiebt."

Ich erwiderte, er möge thun und lassen, was ihm recht scheine; ich würde fortgesetzt meine Pietätspflicht gegen den toten Dichter erfüllen. Welchen der beiden Standpunkte Georg Büchner gebilligt hätte, sei nach seinen ästhetischen Grundsätzen, wie nach seinen Briefen zu beurteilen, die u. a. der flammenden Entrüstung gegen jegliche Art von Zensur voll seien.

Die schlimmsten Differenzen dieser Art ergaben sich beim „Hessischen Landboten", dem bereits erwähnten revolutionären Pamphlet Georg Büchners, der ersten sozialistischen Flugschrift in Deutschland. Vor mehreren Jahren ist die Ansicht geäußert worden, daß die Schrift von Pfarrer Weidig, nicht von unserem Dichter verfaßt sei; ich werde mich darüber an anderem Orte zu äußern Gelegenheit haben. Hier nur so viel: Bereits im August 1875 hatte ich, wie bereits erwähnt, Dr. Ludwig Büchner mitgeteilt, daß ich auch diese Schrift vollinhaltlich zu bringen gedächte, und er hatte erwidert, daß auch er dies für richtig halte. Ich hatte die Schrift in der „Frankfurter Zeitung" und eine eingehende Darstellung der revolutionären Bestrebungen des Dichters in der „Neuen freien Presse" veröffentlicht; auch all dies hatte Dr. Büchner stillschweigend hingenommen oder ausdrücklich gebilligt. Nun aber erklärte er, den vollständigen Abdruck in der Buchausgabe nun und nimmer zuzulassen. Warum? Weil dann die Ausgabe konfisziert würde! Die gleiche Besorgnis äußerte Sauerlaender; Dr. Büchner habe ihm diese Gefahr sehr überzeugend nachgewiesen. Davon konnte aber in Wahrheit keine Rede sein; kein Staatsanwalt der Welt hätte 1877 gegen die im Juli 1834 entstandene, die damaligen Verhältnisse Hessens spiegelnde Schrift einschreiten wollen und können. Dies schrieb ich nach Darmstadt und Frankfurt — ohne Erfolg. Da ich diese traurigen Dinge nach bestem Wissen und Gewissen so darstelle, wie sie sich abgespielt haben, so will ich nicht verschweigen, daß Dr. Ludwig Büchner mir im weiteren Verlaufe dieses Konflikts viel nachgiebiger begegnete, als Herr Sauerlaender. Das fiel mir mit Recht auf, ich hatte bisher immer die entgegengesetzte Erfahrung mit beiden gemacht. Aus guten Gründen. Herr Sauerlaender war ein unabhängiger Geschäftsmann in Frankfurt a. M., also weder Hausarzt in gutgesinnten Darmstädter Familien, noch der Berater der Großherzogin Alice in Fragen der Erwerbsthätigkeit der Frau, noch endlich Professeur honoraire an einer kleinen französischen Universität, der sein Leben nicht dort beschließen wollte. Auch verstand Herr Sauerlaender, „nur" ein Verleger, meinen Standpunkt bei dieser Arbeit viel besser, als die drei schriftstellernden Geschwister; ihm war zum mindesten klar, daß sich auch für meine Anschauung viel Triftiges beibringen ließ. Endlich aber wußte Herr Sauerlaender als Geschäftsmann voll zu schätzen, was ich in diesen Jahren für die Belebung von Büchners Nachruhm gethan hatte. Meine Veröffentlichungen in großen Zeitungen und verbreiteten Zeitschriften hatten bewirkt, daß man wieder von Georg Büchner sprach und sich für ihn zu interessieren begann; die „Nachgelassenen Schriften", die bis zum Juli 1875 wie Blei auf dem Lager gelegen hatten, waren nun bis auf das letzte Exemplar ausverkauft; für meine Ausgabe liefen auf die Voranzeige hin viele Bestellungen ein. Aus allen diesen Gründen also stand Herr Remy Sauerlaender in den bisherigen Differenzen weit mehr zu mir, als zur Familie. Und bei diesem Anlaß war es anders — merkwürdig, gerade bei diesem! Denn wenn überhaupt jemand, so konnte sich doch höchstens der hessische Hof durch die Veröffentlichung des „Landboten" peinlich berührt fühlen, weil der Großherzog Ludwig II. darin nicht glimpflich erwähnt wurde; die Familie Büchner lebte in Darmstadt — aber was brauchte das Herrn Sauerlaender in Frankfurt zu beschweren? Ganz ist mir dies Rätsel nie klar geworden, aber folgendes darf ich als Thatsache verzeichnen. Herr Sauerlaender wiederholte in seinen Briefen an mich nun dieselben Dinge eindringlich, die Dr. Ludwig Büchner immer schwächer andeutete; gab der letztere mir zu verstehen, daß ein Preßprozeß aus diesen und jenen Gründen nicht unmöglich sei, so malte Herr Sauerlaender den Teufel der Konfiskation kräftig an die Wand. Selbst Jurist, erkannte ich leicht, daß beide Herren ihre Argumente aus den Mitteilungen eines Anwalts schöpften; ich habe später sogar erfahren, daß es ein Darmstädter Anwalt war; gab etwa dieser Herr Herrn Dr. Ludwig Büchner seine Ratschläge minder dezidiert, als er sie nach Frankfurt schrieb? Da dies nicht anzunehmen ist, so liegt die Vermutung nahe, daß Dr. Ludwig Büchner es im vorliegenden Falle vorzog, mir sein Bedenken durch Herrn Sauerlaender, nicht direkt, mitzuteilen. Wenn dem so war, so fehlte es an Motiven gewiß nicht. Ludwig Büchner hatte 1850, also in der trübsten Reaktionszeit, den „Nachgelassenen Schriften" einen Abschnitt des „Landboten" eingefügt, ohne behelligt zu werden; — konnte er im Ernst versichern, daß man das Pamphlet 1877 nicht ganz werde drucken dürfen?! Auch hatte ich, durch die endlosen Kämpfe schließlich ungeduldig geworden, ihm sehr klar geschrieben, die Darmstädter Beziehungen der Familie gingen mich nichts an — durfte er hoffen, daß ich nachgeben würde, wenn er es verlangte?

Nun, ich gab auch nicht nach, als es der Verleger verlangte. Die Dinge spitzten sich immer mehr zu. Da schrieb mir Dr. Büchner (18. Juli 1877), er habe Sauerlaender „so weit beruhigt, daß er alles will stehen lassen, mit Ausnahme der persönlichen Bezeichnungen, welche er nur mit den Anfangsbuchstaben wiedergeben will. Dieses finde ich um so mehr in der Ordnung, als dadurch der Sinn nicht die mindeste Not leidet. Ich hoffe, Sie werden damit einverstanden sein." Ich konnte es aber nicht sein, weil der Sinn dadurch geradezu die allergrößte Not gelitten und Unsinn geworden wäre. Bei Annahme dieses Vorschlags wäre, wie ich aus dem so umgestalteten Manuskript ersah, z. B. in dem Buche zu lesen gewesen: „Denkt an das Wahlgesetz im G., wonach keiner gewählt werden kann, der nicht hoch begütert ist, wie rechtschaffen und gutgesinnt er auch sei, wohl aber der G., der euch um die zwei Millionen bestehlen wollte. Denkt an die Verfassung des G." Das erste und dritte G hätte „Großherzogtum", das zweite „Grolmann" (der absolutistische Minister Ludwig II.) bedeutet — und das hätte der arme Leser verstehen sollen! Oder an anderer Stelle: „Sie (die Beamten) thun nichts in ihrem Namen;

unter der Ernennung zu ihrem Amt steht ein L., das bedeutet L. v. G. G. und sie sprechen in Ehrfurcht im Namen des G." (Ludwig von Gottes Gnaden — Großherzogs). Und diesen handgreiflichen Unsinn hinwegzufegen, bedurfte es abermals mehrerer Briefe.*) Wahrlich, Ähnliches mag selten einem Herausgeber beschieden gewesen sein!

Im Spätherbst 1877 lag die gesamte Ausgabe gedruckt vor, bis auf das letzte Stück des Anhangs: „Die Familie Büchner." Statt der „Materialien" hatten die Geschwister gleich ein druckfertiges Manuskript eingesendet; jeder der drei sang selbst sein eigenes Lob, Ludwig Büchner außer dem seinen auch das Lob der Familie überhaupt: „Wenn der gottbegnadete Strahl des Genius" u. s. w. (S. 456 meiner Ausgabe; die näheren Angaben, was jeder einzelne geschrieben hat, habe ich bereits im ersten Teil des vorliegenden Aufsatzes gegeben, S. 199 ff). So, wie er geschrieben war, ließ sich der Aufsatz nicht bringen; es mußte gekürzt und gedämpft werden; die Tonart namentlich, in der Alexander Büchner hier über sich selbst berichtete — das Manuskript liegt mir noch vor —, war glattweg unmöglich; sie forderte geradezu den Hohn heraus. Ich that also, was unbedingt nötig, und schickte den Artikel zur Druckerei, schweren Herzens, aber ich hatte es ja nun einmal versprochen. Diesen mir druckfertig statt der versprochenen „Materialien" zugegangenen Artikel jedoch nun auch noch gar als meine Arbeit zu vertreten, hatte ich nicht versprochen und das fiel mir auch nicht bei. Ich setzte also meine Initialen nicht darunter, wie ich dies bei den anderen von mir verfaßten Abschnitten oder Noten des Buches gethan. Das Imprimatur zu dem Bande gab ich bis einschließlich S. 464, dem 29. Bogen. Der Schluß des Aufsatzes „Die Familie Büchner" füllte noch 8 Seiten (465—472), also einen halben Bogen. Er lag mir nur in Korrektur vor, die meine Initialen nicht enthielt. Die Revision sollte ich erhalten, wenn dieser Halbbogen mit dem Titel zusammen gedruckt würde. Ich habe sie niemals erhalten, weil der Bogen infolge eines kaum noch je vorgekommenen Gewaltstreichs ohne mein Wissen gedruckt wurde. Und in welcher Form?! Meine Initialen waren nun beigefügt und außerdem in meinem Namen eine Nachschrift hinzugesetzt!

Wer war der Schuldige? Das ist niemals festzustellen gewesen. Ludwig Büchner gab zu, die Nachschrift verfaßt zu haben, aber dem Mißbrauch, meine Initialen unter den Aufsatz gesetzt zu haben, stehe er ferne; das habe vermutlich der mit der Druckherstellung betraute Gehilfe der Firma J. D. Sauerlaender gethan. Die Firma aber, wie der betreffende Gehilfe, erklärten, sie hätten nichts, gar nichts mit der Sache zu schaffen gehabt. Ein Interesse daran, mich als den Autor erscheinen zu lassen und dadurch den Verdacht des Selbstlobes von sich abzulenken, hatte nur die Familie Büchner.

Und wer endlich trägt daran die Schuld, daß meine Biographie gegen meinen Willen, trotz meiner Proteste, unvollendet veröffentlicht wurde?! Von dieser letzten und schlimmsten Inkorrektheit will ich in einem Schluß-Artikel berichten, wieder an der Hand der Korrespondenz. Und wenn nicht schon bisher, so wird man doch dann erkennen, daß Herr Prof. Alexander Büchner übel beraten war, als er mich, der ich aus Pietät für Georg Büchner keine Polemik mit seiner Familie führen wollte und mir darum so lange Jahre rücksichtsvolles Schweigen auferlegte, durch seinen Angriff zum Reden gezwungen hat. —

*) Die Sache hatte noch ein Nachspiel. Im Januar 1879, nach Erlaß des Sozialistengesetzes, wurde ich von einem Berliner Juristen gesprächsweise aufmerksam gemacht, der „Landbote" könnte unter dies Gesetz fallen. Ich hielt mich, obwohl anderer Meinung, für verpflichtet, dies Sauerlaender mitzuteilen. Flugs erklärte er sich bereit, die Bogen nochmals zu drucken. Da aber alle Erkundigungen ergaben, daß nichts zu befürchten sei, so blieb's beim alten.

Litterarische Notizen.

— Die Sprüche des guten Meisters. Von Bruno Eelbo. Leipzig, C. F. Amelangs Verlag 1900. Der Verfasser ist ein kluger, humandenkender Mann, aber leider weder ein sonderlich hervorragender Denker, noch ein wirklicher Dichter. So findet sich in dem sehr hübsch ausgestatteten Bändchen neben einem Häuflein Weizenkörnern doch auch leider sehr, sehr viel Spreu. Bald fehlt's an der Selbständigkeit des Gedankens, bald an der Glätte der Form. Wenn uns z. B. Eelbo zuruft:

Was Dein Weib, Dein Freund. Dein Diener ist,
Was Du selbst an Leib und Seele bist:
Freund, das alles weißt Du nicht,
Bis Dein Glück zusammenbricht —

so ist dagegen wahrhaftig nichts einzuwenden; es ist eine der unbestrittensten Wahrheiten, aber muß man den Gemeinplatz auch noch in Verse bringen?! Anderes wieder ist ganz nett und witzig, z. B.:

Daß Wunder nicht geschehen, ist zu glauben —
Man soll dem Volke nie den Glauben rauben —
Doch neue Wunder sind nicht zu erlauben.

oder, wenn er an anderer Stelle „echte Künstlerschaft" wie folgt definiert:

Ein selbstbewußtes Können
In unbewußter Kraft.

Das Büchlein trägt auf dem Einband ein Freimaurer Zeichen, auf welchen Bund ja auch der Titel hinweist. Möglich, daß dieser engere Kreis aus persönlichen oder sachlichen Gründen mehr Interesse an dem Büchlein gewinnt, als wir, die wir es weder verwerfen noch preisen mögen.

K. B.

Neue Bücher.

Nachstehend verzeichnete Bücher sind der Redaktion zur Besprechung zugekommen:

Schöbel-Berlin, A., Uebersinnliche Liebe. Zwei Novellen. Stuttgart 1901. Deutsche Verlagsanstalt.

Schanderl, Josef. Wurzeln. Eine Jugend in Gedichten. Berlin 1900. Schuster & Löffler.

Michael, Erich. Die Pfarrer von Grünhain. Trauerspiel in 5 Aufzügen. Leipzig. o. J. Adolf Baum.

Stoß, Hermann. Sehnsucht. Tagebuchverse aus der Jugendzeit. Berlin o. J. Wilhelm Möller.

v. Schullern, Heinrich. Neues Skizzenbuch. Linz, Wien, Leipzig 1900. Oesterreichische Verlagsanstalt.

Weber, Emil. Neue Märchen. Eine Sammlung für Erwachsene. Göttingen 1900. Franz Wunder.

Faust. Der Tragödie dritter Teil von Deutobold Symbolizetti Allegoriowitsch Mystifizinsky. 5. Auflage. Tübingen 1901. Lauppsche Buchhandlung.

Sosnosky, Theodor von. Die deutsche Lyrik des 19. Jahrhunderts. Eine poetische Revue. Stuttgart 1901. J. G. Cottasche Buchhandlung Nachf.

v. Adlersfeld-Ballestrem. Eufemia. Raoul. Roman in Versen. 2. Auflage. Dresden 1900. E. Pierson's Verlag.

Baldauf, Grete. Neue Lieder eines Mädchens aus dem Volke. 2. Auflage. Dresden 1901. E. Piersons Verlag.

Redigiert unter Verantwortlichkeit des Herausgebers Karl Emil Franzos in Berlin. — Nachdruck auch im Einzelnen ist untersagt und wird strafgerichtlich verfolgt. — Verlag der Concordia Deutsche Verlags-Anstalt in Berlin. — Druck von W. & S. Loewenthal, Berlin C.


Princeton University Library
32101 064479916



